

JUTTA BIEDEBACH

HEIMAT ALS GEGENSTAND WESTFÄLISCHER LITERATUR.

*Ästhetik und dichterisches Selbstverständnis bei Friedrich Wilhelm Weber und Peter Hille –
in der Nachfolge Annette von Droste-Hülshoffs*

(D61: Literarisches Heimatverständnis in den Werken der westfälischen Autoren Friedrich Wilhelm Weber und Peter Hille – in der Nachfolge Annette von Droste-Hülshoffs, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 2016; Gutachter: Prof. Dr. Dr. h.c. Volkmar Hansen)

Lutz Geldsetzer

in Dankbarkeit für seine Lehre

zugeeignet.

Vorwort

Der Vergessenheit anheimgefallene Epen, die im 19. Jahrhundert selbstverständlicher Teil der Weltliteratur waren, dem Verständnis eines heutigen Lesepublikums wieder neu zugänglich zu machen, ist kein leichtes Unterfangen. Es gleicht der Bergung eines versunkenen Schatzes aus tosendem Meer. An Land muss die Fundsache gereinigt, von allem Schlick, der sich über viele Generationen hinweg angelagert hat, befreit werden. Im Anschluss kann die genaue Betrachtung und Analyse des Aufgefundenen erfolgen und die Wertschätzung des Fundstückes beginnt.

Erstmalig ist mit der vorliegenden Arbeit eine detaillierte Interpretation der Versepen *Dreizehnlinden* und *Goliath* – unter Berücksichtigung des dichterischen Selbstverständnisses Friedrich Wilhelm *Webers* und der in seinen Versen enthaltenen ästhetischen Ausrichtung – entstanden. Dass *Weber* kein einfacher westfälischer Heimatdichter ist, zeigt sich in der literarischen Gegenüberstellung mit Peter *Hille*, einem weiteren Schriftsteller der Region. Friedrich Wilhelm *Weber* und Peter *Hille*, die in ihrer jeweiligen Weltanschauung konträr zueinander stehen, greifen in ihrer lyrischen Auseinandersetzung im Themenfeld *Heimat* beide auf literarische Versatzstücke der großen Heimatdichterin Westfalens, Annette von *Droste-Hülshoff*, zurück. Wie weltoffen, vielfältig und vielschichtig der kontroverse Begriff *Heimat* in der Literatur besprochen werden kann, auch wie verschiedenartig die Prämissen und Herangehensweisen sein können, zeigt sich in ausgewählten Werken dieser drei sehr unterschiedlichen Autor*innen beispielhaft. Philosophische Gedanken Henry David *Thoreaus*, Sören *Kierkegaards* und Arthur *Schopenhauers* flankieren den 'heimatlichen' Weg bei dieser literarisch-philosophischen Unternehmung. Mögen die philosophischen Einlassungen den damaligen Zeitgeist verdeutlichen und die Betrachtung der behandelten Werke – auch unter Berücksichtigung der Geschichte und Mythologie der westfälischen Region – bereichern! Nun viel Freude bei der Wiederentdeckung der Versepen *Dreizehnlinden* und *Goliath*, dem kurzen Roman *Hilles Die Hassenburg* und dem *Droste-Hülshoffschen* Westfalenprojekt, das als einleitende Hinführung in die Thematik der *Heimat* dient.

In Hinblick auf den literarischen Gehalt der Werke bin ich ein bisschen wie *Weber*. »Wie das alles entstanden ist, weiß ich nicht zu sagen. Mir kam es vor, daß es so oder doch nicht weit anders sein müsse, und da habe ich es so gemacht, wie es mir vorkam.« Unter kunstphilosophischer Betrachtung sehe ich die Dinge ein wenig wie *Hille*: »Ich bin, also ist Schönheit.« Mit *Droste-Hülshoff* teile ich die innere Einstellung zur Welt: den Realitätssinn und die Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit.

Ich danke meinen Professoren Volkmar Hansen, Helmut Brall-Tuchel, Dieter Birnbacher, Hein Hoebink, Christoph Kann und Lutz Geldsetzer (†), die im Gespräch die richtigen Worte fanden und mich bekräftigt haben, meinen Weg zu gehen. Ebenfalls danken möchte ich meinen beiden früheren Kolleg*innen Apothekerin Sabine Brunn und Dr. Larry Steindler (Abteilung für Wissenschaftstheorie, Institut der Philosophie, ehemals Philosophisches Institut der HHU Düsseldorf) für ihr reges Interesse und ihre emotionale Hilfestellung. Zuletzt danke ich im Besonderen meinen liebenden Eltern und meinem Verlobten für die treue und ideelle Unterstützung, ohne deren Verständnis und Rücksichtnahme diese umfassende Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

Inhaltsverzeichnis

A	Einleitung	5
1	Schreiben aus regionaler Erfahrung – <i>Droste-Hülshoffs</i> westfälisches Literaturprojekt	5
2	Droste-Hülshoffs Westfalenwerk	9
2.1	Heimatverständnis in <i>Bei uns zu Lande auf dem Lande. Nach der Handschrift eines Edelmannes aus der Lausitz</i>	9
2.2	Mentalitäts- und Landschaftsbeschreibung: <i>Westphälische Schilderungen. Aus einer westphälischen Feder</i>	12
2.3	Das differenzierte Heimatbewusstsein in der <i>Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westphalen</i>	15
B	Dreizehnlinden – Webers Heideblumen	25
1	Geistige Heimat in der Religion. Auf christlichem Weg – Prolog zu <i>Dreizehnlinden</i>	25
2	Ausgangssituation im Nethegau	37
2.1	In der neuen Welt	37
2.1.1	Klosterbau	37
2.1.2	Christliche Gemeinschaft	39
2.2	In der alten Welt	44
2.2.1	Auf dem Habichtshof	44
2.2.2	Bei den Externsteinen	50
3	Konfliktsituationen	53
3.1	Begegnungen zwischen Christen und Heiden	53
3.1.1	Auf dem Erntefest	53
3.1.2	Beim Brand	60
3.2	Heimliche Begegnungen in den Wäldern	63
3.2.1	Im blauen Grund	63
3.2.2	Eskalation im Eichenhain	65
3.3	Auf der Thingstätte	68
3.3.1	Geros Anklage und Elmars Brandrede	68
3.3.2	Urteilsverkündung	74
4	Verlust der Heimat	77
4.1	Abschied und Aufbruch	77
4.2	Im Spottwald – Dichterische Freiheit	82
5	Die Welt der Frauen	93
5.1	Tribunal der Frauen	93
5.2	Mythisches im Heiligen Hain	96
5.3	Langer Winter und Liebesleid	99
6	Identitätsverlust und Neuverortung	104
6.1	Prozesse der Veränderung – Heilung und Verwandlung	104
6.1.1	Fiebertraum – Fürsorge und Seelsorge	104
6.1.2	Beda in heilkundiger Mission	109

6.1.3	Die Weisheit des Priors – Christliche Anleitung zum neuen Glauben	114
6.1.4	Seelenqualen im Kloster	118
6.1.5	Meditation im Klostergarten – Gedanken über Liebe und Heimat.....	126
6.1.6	Beendigung der Leiden durch den Abt.....	135
6.2	Wiederkehr des Glücks.....	138
6.2.1	Frauen als Wegbereiter	138
6.2.2	Taufe im Klosterchor.....	140
6.2.3	Die Wahrheit des Bardens.....	142
6.2.4	Juristische Rehabilitation.....	145
6.2.5	Heimkehr	147
7	Schlussbetrachtung und Gebetsgedenken.....	151
C	Goliath – Webers Heimatmärchen	157
1	<i>Webers</i> überregionales Heimatverständnis.....	157
1.1	Einleitung – kunstphilosophische Ausrichtung.....	157
1.2	Die Rahmengeschichte	174
1.3	Die Funktion der Geschichte in der Geschichte	178
2	Olafs Lebensgeschichte – Das Märchen vom Goliath.....	181
2.1	Selbstgewähltes Exil – Neue Heimat in der Fremde	181
2.2	Olafs erster Heimatverlust – Veränderung durch Naturgewalt	184
2.2.1	Wildnis – Gegenspielerin des Menschen.....	184
2.2.2	Bergsturz – Verlust elterlicher Geborgenheit	185
2.3	Olafs Kindheit und Jugend auf Rönnedal.....	187
2.3.1	Duldung oder neue Heimstätte?.....	187
2.3.2	Versuch des Heimischwerdens	188
2.3.3	Gewohnheit statt Heimat	191
2.4	Olafs zweiter Heimatverlust – Veränderungen durch unbedachte Worte	195
2.4.1	Roma auf Rönnedal	195
2.4.2	Margit und Olaf.....	198
2.4.3	Misslungene Brautwerbung.....	200
2.5	Margits veränderter Alltag – Knuds Heimkehr nach Hitterdal.....	205
2.6	Olafs Heimweg – Wanderung über den Pass	210
2.7	Im Heimatland des Vaters	215
2.7.1	Auf dem Byglandshof – Rückkehr in die Familie des Vaters	215
2.7.2	Auf eigenem Land – Olafs Leben als Klausner.....	217
2.7.3	Besuch in den Bergen – Margits Abschied.....	225
3	Schlussbetrachtung	233
D	Die Hassenburg – Hilles Heimatroman	237
1	Ein <i>Roman aus dem Teutoburger Wald</i>	237
1.1	<i>Hilles</i> literarisches Heimatverständnis in der <i>Hassenburg</i>	237

1.2	Poetisches Schreiben im Austausch mit der Heimaterde – Schwalenberg.....	255
2	Auf Heimatsuche.....	259
2.1	Der junge Graf und der Ich-Erzähler.....	259
2.2	Kutschfahrt zum Pferdemarkt – Willebasen.....	261
2.3	Ein neues Schloss.....	264
2.4	Willebasen – Zweiter Ausflug zum Pferdemarkt.....	266
2.5	Neuanfang für Walter – Ästhetisches Naturerleben.....	267
2.6	Walters Hochzeit – Neue Heimat in Pyrmont.....	272
3	Wie aus Weihnacht Rotnacht wird.....	273
3.1	Rotnacht und Ludmilla – Verlust der Kinderheimat.....	273
3.2	Ludmillas Vermählung – Misslungene Heimkehr.....	277
3.3	Rotnachts Untergang – Langer Weg in den Tod.....	279
4	Fazit der Heimatsuche in der Hassenburg.....	287
E	Literaturverzeichnis.....	I

A Einleitung

Ach, alte Träume dringen aus den Tiefen
Der Sehnsucht, die der nahen Nacht entflieht,
Von Hügeln, die im Abendtau erschließen,
Aus Tälern, die der Nebelhauch durchzieht.
(Hans Claßen)¹

1 Schreiben aus regionaler Erfahrung – Droste-Hülshoffs westfälisches Literaturprojekt

"Das Westfalenbewusstsein des Münsterlandes, des Paderborner Landes und des Sauerlandes, das sich vor der Mitte des 19. Jahrhunderts gebildet hat, zeigt sich in dem umfangreichen Werk *Das malerische und romantische Westphalen* von Levin Schücking und Ferdinand Freiligrath, das 1841 in Leipzig erschienen ist. Annette von Droste-Hülshoff hat an diesem Werk einflussreich mitgewirkt.² „Ohne sie hätte es nicht jene Substanz und Differenzierung gewonnen.“³ Für *Das malerische und romantische Westphalen* hat sie Notizen über die ihr bekannte Region angefertigt und Balladen verfasst.⁴

Seit 1838 plant Droste-Hülshoff, ein eigenes umfassendes Werk über Westfalen zu schreiben. Ludwig Amandus Bauer möchte ein Sammelwerk, *Deutschland im 19. Jahrhundert*⁵, herausgeben. Levin Schücking bittet Droste-Hülshoff 1842 um Unterstützung für einen Beitrag über Westfalen, der in Bauers Sammelwerk erscheinen soll. Schücking erhält die *Westphälischen Schilderungen* und Teile des literarischen Materials für *Bei uns zu Lande auf dem Lande*. Beides sind literarische Texte, die Droste-Hülshoff ursprünglich für das von ihr geplante Westfalenwerk geschrieben hat. Auch *Die Judenbuche* sollte als Erzählung ihr eigenes Werk über Westfalen bereichern. Das Westfalen-Projekt Droste-Hülshoffs kam nicht zustande, aber die drei genannten literarischen Texte können als fragmentarische Realisierungen dieses Projektes verstanden und als spezifische Heimatliteratur Droste-Hülshoffs gelesen werden. Die Hinwendung Droste-Hülshoffs zu einer Literatur, die die westfälische Heimat als Gegenstand hat, ist zwar mit einer Annäherung an die konservative Strömung ihrer Zeit verbunden⁶, vorgefertigte Denkmuster hat sie aber nicht unkritisch übernommen⁷.

Regional orientierte Literatur des 19. Jahrhunderts favorisiert als Themen üblicher Weise die vorgegebene Natur und die unterschiedlichen Kulturleistungen und stellt sie poetisiert dar:

Für das Schreiben aus den Erfahrungen einer Region bildeten sich die Formen der Poetisierung ... [, die] ihren Ursprung in der Romantik ... [haben, mittels] ... eines von der Ästhetik bestimmten Wahrnehmungs- und Beurteilungsvermögens⁸.

Friedrich Schlegel postuliert in seinem *116. Athenäumsfragment*, dass romantische Poesie »das Leben und die Gesellschaft poetisch machen soll«⁹. Novalis fordert die Romantisierung der Welt als qualitative Potenzierung in seinen Poetizismen: „»Der Geist ist jederzeit poetisch. Der poetische Staat ist der

¹ Der westfälische zeitgenössische Dichter Claßen hat diese Strophe eines zweistrophigen Gedichts zuerst (1993) unter dem Titel *Über die Heimat* und später (2011) mit dem Titel *Alte Heimat* in Druck gegeben. In: Hans Claßen: Ich fühle mich so fern und doch so nah. Gedichte von Heimat und Fremde, 10.

² Vgl. dazu: Wilhelm Gössmann: Landschaft und Kultur als Lebenserfahrung. Essays und literarische Texte, 134.

³ Wilhelm Gössmann: Heine und die Droste. Eine literarische Zeitgenossenschaft, 132.

⁴ Vgl. ebd. 133.

⁵ Das Vorhaben Bauers scheitert im Januar 1843. Vgl. Annette von Droste-Hülshoff: Sämtliche Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Bodo Plachta und Winfried Woesler, Bd. II., 820.

⁶ Vgl. dazu: Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung. Westfalen – Rheinland – Oberschlesien und darüber hinaus, 45.

⁷ Ronald Schneider: Annette von Droste-Hülshoff, 17.

⁸ Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 35.

⁹ Friedrich Schlegel: Athenäums-Fragmente und andere Schriften. Vollständiger, durchgesehener Neusatz mit einer Biografie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger, 35.

wahrhafte, vollkommene Staat.«¹⁰ Diese romantischen Wege geht *Droste-Hülshoff* in ihrem Schreibprozess nicht. „Gegen das Poetische, rein heimatliche Fluidum ... [hat] sie ihren dichterischen Realitätssinn“¹¹ gesetzt. Realitätssinn und poetische Umsetzung sind die hervorstechenden Merkmale ihres literarischen Werks.¹² Ihr Werk wird üblicher Weise zur Epoche des Biedermeier gezählt, der ihrem Werk eigene Realismus macht sie aber zu einer *modernen*¹³ Dichterin.

Aufschlussreich ist die Analyse ihres Heimatbewusstseins, das ihrem Schreiben auch regionale Impulse verleiht. Ein Verständnis von *Heimat* ist niemals eindimensional, es beinhaltet immer mehrere Komponenten, die in Relation zueinander betrachtet werden müssen. Ebenfalls zu bedenken ist der geschichtliche und geisteswissenschaftliche Verlauf der Zeit, der neue Sichtweisen hervorbringt. Heimatliteratur [¹⁴] beinhaltet auch immer die Möglichkeit, einer neuen Art von Heimatverständnis:

Politisch fixierte Regionen können ... durch die Literatur kulturelle Flexibilität, Offenheit und eine geistige Fortschrittlichkeit gewinnen.¹⁵

In der Heimatliteratur werden Überzeugungen bezüglich der *Heimat* formuliert. *Droste-Hülshoff* hat für sich „ein literarisches Programm entwickelt, das seine Bezüge aus einem sehr persönlichen Heimatbewusstsein nimmt“.¹⁶ In den für das Westfalenwerk geschriebenen Texten setzt sie sich sehr intensiv mit ihrem Verständnis von *Heimat* auseinander. Es bildet sich bei ihr ein Heimatbewusstsein, das auch veränderte Perspektiven auf die eigene Anfangsposition zulässt. Dieser wissenschaftliche Ansatz in ihrer Erarbeitung von Literatur erklärt, wieso sich ihr anfänglich historisch-traditionelles Heimatbewusstsein in ein sehr modernes regional-orientiertes Heimatbewusstsein verändern konnte, das sich vor allem durch eine realistische Prägung auszeichnet.

In regional-orientierter Literatur spiegelt sich Heimatbewusstsein nicht nur, sie kann *Heimat* auch erzeugen. Heimatbewusstsein ist das Wissen um die Vorstellungen, in denen das Wissen über *Heimat* von uns als wahr und richtig anerkannt wird, weil es unserer Erkenntnis, die wir mit *Heimat* verbinden, entspricht. Alle Anschauungen und Vorstellungen über *Heimat* müssen ins

¹⁰ Novalis: Vermischte Bemerkungen und Blütenstaub, Schriften. Bd. 2, von Richard Samuel (Hrsg.), 545. Zitiert nach Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 36.

¹¹ Wilhelm Gössmann: Heine und die Droste. Eine literarische Zeitgenossenschaft, 132.

¹² Drei unterschiedliche Ebenen der Poetisierung liegen in ihrem Werk vor. Vergleiche dazu Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 36.

¹³ Vgl. dazu: Wilhelm Gössmann: Die Modernität der Droste, 9-17. In: Monika Salmen/Winfried Woesler (Hrsg.): »Zu früh, zu früh geboren...«. Die Modernität der Annette von Droste-Hülshoff, 9.

¹⁴ „Heimatchichtung, Heimatliteratur, [steht als] themat. bestimmter, wertungsfreier Oberbegriff für alles lit. Schaffen aus dem Erlebnis der Heimat, einer bestimmten Landschaft und ihrer Menschen sowie des ländl. Gemeinschaftslebens im weitesten, nicht nur rein stoffl. Sinne als allg. Grundlage der Welterfahrung. H[eimatchichtung, Heimatliteratur] im umfassendsten Begriff ist im Grunde ein Großteil aller Lit., auch der Großstadtdichtung, doch wird die Bz. als unterscheidendes Kriterium üblicherweise auf e. mehr oder ganz konkretem ländl. Milieu e. spezif. Region oder Provinz angesiedelte Lit. seit Mitte des 19. Jh. eingeschränkt, die sich durch die geograph.-soziol. verifizierbare Umwelt von der Allgemeinheit der Bauerndichtung und der Dorfgeschichte abhebt und durchaus zu echter und hoher realist. Kunst erwachsen kann. ... Der Oberbegriff H[eimatchichtung, Heimatliteratur] umfaßt ... ebenso die kritische H[eimatchichtung, Heimatliteratur], die engagiert Fehlentwicklungen, soz. Mißstände oder gefährl. Charakterzüge aufzeigt, als auch die ihr zuwiderlaufende einseitige, idyll. Schönfärberei und Regression in e. vorindustrielle, myth.-zeitlose Umwelt, die in der Bewegung der Heimatkunst ihre histor. Ausprägung findet und später in die Blut- und Boden-Literatur des Dritten Reiches einbezogen wurde, und er greift auf dem Bereich der Triviallit. bis auf den freilich klischeehaft unverbindlichen, stereotypen Heimatroman aus. Der von der Nazizeit pervertierte und von Vertriebenengruppen gefühlsüberlastete Heimatbegriff erlebte in jüngerer Zeit eine Renaissance, die aus Natur- und Landschaftsverbundenheit, Dialektdichtung, Nostalgie und Provinz und Ursprünglichkeit, lokalem Traditionsbewußtsein und umweltbewußtem Alternativ-Lebensstil eine krit.-skept., bewußt distanzierte, ideolog. variable und formal vielseitige neue H[eimatchichtung, Heimatliteratur] (oder Anti- H[eimatchichtung, Heimatliteratur]) jenseits poet. Idealisierung und polit.-konservativer Gefühlsappelle hervorbringt.“ Stichwort *Heimatchichtung, Heimatliteratur* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 330-331.

Heimat ist ein kontroverser Begriff. Je nachdem, welche Vorstellung vom Menschen (Weltanschauung) ein Autor oder eine Autorin bevorzugt, zeigen sich auch im Verständnis der *Heimat* unterschiedliche Haltungen zum Menschen und zur Welt und die Vielschichtigkeit des literarischen Begriffs *Heimat* trifft offen zutage.

¹⁵ Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth: Literarischer Umgang mit einer Region, 9-12. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 9-10.

¹⁶ Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 23.

Heimatbewusstsein aufgenommen werden können. Die Vorstellungen über *Heimat* werden als richtig beurteilt und als wahr angenommen, wenn sie sich objektiv begründen oder emotional nachempfinden lassen. In dieser Art Heimatliteratur werden Anschauungen und Vorstellungen wiedergegeben, die das Heimatbewusstsein des Autors oder der Autorin als solche ... [widerspiegeln.¹⁷] Die Heimatliteratur *Droste-Hülshoffs* bezieht sich auf die Regionen des ländlichen Westfalens, des Münsterlandes, des Paderborner Landes und des Sauerlandes. Den städtischen Raum spart sie aus. Literarische Zielsetzung ist dabei immer die Gesamtschau von Mensch und Natur. Eine ihrer Überzeugungen die *Heimat* betreffend ist die gegenseitige Beeinflussung von Mentalität und Landschaft, die sich in Literatur veranschaulichen lässt."¹⁸

"Historisch-politisch gesehen ist das Heimatbewusstsein *Droste-Hülshoffs* in ihren Gedichten teilweise rückwärtsorientiert und beinhaltet so etwas wie eine kulturelle Utopie.

Die Utopie der Droste geht davon aus, daß das menschliche Dasein ursprünglicher Lebensbedingungen bedarf, die überall in der Welt zu finden sind. Für sie ist es eben ihre westfälische Heimat, in der sie dies gewährleistet sieht und die sie deshalb literarisch ins Spiel bringt.¹⁹

Historisch gesehen nimmt sie eine Abwehrhaltung gegenüber dem aufkommenden nationalen Denken ein und lehnt dieses für ihr Heimatland ab. Deutlich wird diese historisch-politische Haltung in dem Gedicht *Ungastlich oder nicht*, das den Untertitel *In Westphalen* trägt.

Ungastlich hat man dich genannt,
Will deinen grünsten Kranz dir rauben,
Volk mit der immer offenen Hand,
Mit deinem argwohnlosen Glauben;
O rege dich, daß nicht die Schmach
Auf deinem frommen Haupte laste,
Und redlich, wie das Herz es sprach,
So sprich es nach zu deinem Gaste:

»Fremdling an meiner Marken Stein,
Mann mit der Stirne trüben Falten,
O, greif in deines Busens Schrein,
Und laß die eigne Stimme walten.
Nicht soll bestochener Zeugen Schar
Uns am bestochenen Worte rächen,
Nein, Zeug' und Richter sollst du klar
Dir selbst das freie Urteil sprechen.

...

Doch einem Gruß aus treuem Mut
Dem nicken ehrlich wir entgegen,
Hat jeder doch sein eignes Blut,
Und seiner eignen Heimat Segen.
Wenn deine Ader kälter rinnt,
So müssen billig wir erlauben:
Er könnte wohl das fremde Kind
Gleich eignem an den Busen pressen?

¹⁷ Welches sind „die Bedingungen der Möglichkeit“ für das, was als Heimat angesehen wird? Dies wäre das „eigentlich transzendente Fragen, wie es von Kant begründet“ worden ist. Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 82.

¹⁸ Jutta Biedebach: Heimatbewusstsein in der Literatur: Annette von Droste-Hülshoff, Friedrich Wilhelm Weber, Christine Koch, 4-7.

¹⁹ Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 44.

Vgl. u. unterscheidet *Utopie* bei *Hölderlin*. In seinem Spätwerk ruft das Erscheinen des Göttlichen die Utopie einer Welt hervor, in der die Widersprüche aufgelöst sind und ein herrschaftsfreies Leben im Einklang mit Natur und Göttern umsetzbar ist.

Drum, jede Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Glut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;
Dreimal gesegnet jedes Band
Von der Natur zum Lehn getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!«²⁰

Das Gedicht enthält keine subjektive Erfahrung. Es kann als ein aus der Grundstimmung der von außen an sie herangetragenen Westfalenbegeisterung geschriebenes Gedicht verstanden werden, das in der üblichen überhöhenden Bildersprache seiner Zeit verfasst ist.²¹ Das Westfalenlob soll dem Land vorurteilsfrei entgegengebracht werden und obliegt daher im Gedicht einem Fremden. In *Ungastlich oder nicht* beschreibt Droste-Hülshoff Westfalen als eine in sich geordnete Welt. Das Gedicht kann als eine Westfalen-Apologie gewertet werden, die jedoch im Geschichtslosen bleibt.²²

Auf Empfehlung von Levin Schücking, der in ihrem Leben die wichtige Rolle des Literaturagenten gespielt hat, ist *Ungastlich oder nicht* an den Anfang ihres Gedichtbandes von 1844 gestellt worden, steht also an einer sehr exponierten Stelle ihres Werks. Bei diesem sich hier zeigenden frühen Heimatbegriff ist sie nicht stehengeblieben. Ihr Heimatbewusstsein hat sich verändert und führt in den *Westphälischen Schilderungen* und in der *Judenbuche* zu einem modernen Heimatverständnis, das in dem ... [besonderen] Schreibstil der Inspektion ihren Ausdruck findet und auf ihren Realitätssinn verweist.

Über Heimkehr schreibt Droste-Hülshoff in der Ballade *Der Knabe im Moor*:

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimatlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O schaurig wars in der Heide!²³

[Die Moorlandschaft war im Münsterland etwas Allgegenwärtiges.] Das Unheimliche in der Moorlandschaft entsteht in der abergläubischen Sichtweise des Jungen. Ängstlich schaut er zum Moor zurück. Das Elternhaus bietet ihm den Zufluchtsort, der heimatliche Geborgenheit ausstrahlt.²⁴ Der Gegensatz zwischen dem Unheimlichen und dem Heimatlichen wird hier thematisiert. Das Unheimliche gehört nicht in den Bereich der Geborgenheit, der ein heimatliches Gefühl im Menschen bewirkt. Die Gespenster und Geister der Moorlandschaft ordnet Droste-Hülshoff als Phänomene in der Natur dem Reich der Natur unter. Der Aberglaube ist charakteristisch für die Menschen im ländlichen Westfalen."²⁵

²⁰ 1., 2. u. 7., 8. Strophe von *Ungastlich oder nicht?* (In *Westphalen*). In: Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. I, 11-13.

²¹ Zu berücksichtigen ist auch der menschliche Aspekt. Da Levin Schücking sie ins Westfalen-Projekt eingebunden hat, war sie für dieses Projekt sicherlich bemüht, der üblichen Geisteshaltung ihrer Zeit entsprechende Aufmerksamkeit entgegenzubringen.

Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 41-43.

²² Es ist aber auch der literarische Vormärz zu beachten und die Tatsache, dass das Interesse an der *Heimat* dadurch schon etwas angeregt war. Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 43.

²³ Annette von Droste-Hülshoff: *Der Knabe im Moor*, 66-67. In: Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. I, 67.

²⁴ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: *Heine und die Droste. Eine literarische Zeitgenossenschaft*, 135.

²⁵ Jutta Biedebach: *Heimatbewusstsein in der Literatur*: Annette von Droste-Hülshoff, Friedrich Wilhelm Weber, Christine Koch, 7-9.

2 Droste-Hülshoffs Westfalenwerk

2.1 Heimatverständnis in *Bei uns zu Lande auf dem Lande*. Nach der Handschrift eines Edelmannes aus der Lausitz

"Die Arbeit an dem unvollendeten Roman *Bei uns zu Lande auf dem Lande* beginnt Droste-Hülshoff auf

Bitten Malchen Hassenflugs ... [um] den Zustand ... [des] Vaterlandes, wie ... [sie] ihn noch in frühesten Jugend gekannt, und die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner zum Stoff ... [ihrer] nächsten Arbeit zu wählen ...²⁶ –

wie sie in einem Brief an *Schlüter* vom Dezember 1838 unter dem Datum des 13. Dezembers schreibt. Die Dichterin versucht im Schreibprozess, die Jugendheimat auszuloten, sie zu ergründen. Das Romanfragment ist postum durch Levin *Schücking* ediert worden.

Ihr historisches Wissen über die *Heimat*, das sie formuliert, erarbeitet sie traditionsbewusst und aus einem regional-lokalen Heimatbewusstsein heraus. *Droste-Hülshoffs* Romanfragment enthält Biografisches, Naturbeschreibungen und auch die Beschreibung der „seltsamsten Originale“²⁷, der Menschen ihrer Heimat. Diese Grundvoraussetzungen führen im Erleben von *Heimat* zu einem tiefen „Gutsein und Wohlbefinden“²⁸. Es ist ein Zustand von Zufriedenheit, in dem der Mensch in Harmonie mit seiner Umwelt lebt. „Die Selbstverständlichkeit, mit der die Atmosphäre der eigenen Umwelt aufgenommen wird, das Bescheidwissen, das Sich-Auskennen sind die besten Bedingungen, irgendwo Heimat zu haben.“²⁹ Sie beschreibt die münsterländische Landschaft, die real erlebbar ist. [*Heimat* bezieht sich hier auf einen bestimmten Ort – einen Ort, der ihr vertraut ist. Sie schreibt aber aus einer Perspektive heraus, die vor der Französischen Revolution liegt. Sie erzählt aus dem Jahre 1785 und grenzt dabei das Vergangene von dem Zeitgenössischen ab.³⁰]

An *Schlüter* schreibt sie in Bezug auf *Bei uns zu Lande auf dem Lande* im Dezember 1838: „Sie wissen selbst, lieber Freund, daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann.“³¹ Eine romantische Verklärung lehnt sie ab, empfindet als Dichterin auch kein Talent dafür. Es ist ihr als Dichterin lieber, Zukunftsträchtiges zu entdecken. Der Ausblick in die Zukunft ist bei ihr durchaus gegeben und nicht ausschließlich wehmütig.³² Fortschritt schafft den Weltbürger/die Weltbürgerin mit einem „zufälligen Ort der Geburt“³³. Auch in diesem Zusammenhang verdient sie die Bezeichnung *modern*. Traditionell bleibt sie nur in ihrem überkommenen Kulturbewusstsein, aber nicht in ihrem dichterischen Schaffensprozess.³⁴

²⁶ Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke* in zwei Bänden. Herausgegeben von Bodo Plachta und Winfried Woesler, Bd. II, 845.

Der 13. Dezember ist der Geburtstag von Heinrich *Heine*. Vielleicht ist dies eine kleine Spitzfindigkeit in der Korrespondenz mit *Schlüter*, mit der sie andeuten möchte, dass sie ein anderes Heimatverständnis als *Heine* hat.

²⁷ Annette von Droste-Hülshoff: *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, 176.

²⁸ Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 27.

²⁹ Ebd.

³⁰ Vgl. dazu Ronald Schneider: Annette von Droste-Hülshoff, 96.

³¹ Brief an *Schlüter* vom Dezember 1838. Zitiert nach Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. II, 846.

³² Vgl. dazu Ronald Schneider: Annette von Droste-Hülshoff, 97.

³³ Annette von Droste-Hülshoff: *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, 161.

Droste-Hülshoff liebt die Natur ihrer westfälischen Region. Wenn sie skeptisch in Richtung der schnellen industriellen Weiterentwicklung im Land schaut, dann ist dies durch ihre starke Liebe zur Natur begründet. Der Mensch prägt die Landschaft und sie ihn. Auf dieses fortlaufende Wechselspiel zwischen Natur und Kultur verweist ihre Literatur. Starke Abholzungen verändern das Bild der Landschaft. Ihre Skepsis kann unter dem Aspekt eines sehr frühen Naturschutzes betrachtet werden. Sie möchte die Eigentümlichkeit der westfälischen Landschaft für nachkommende Generationen erhalten.

³⁴ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: Die Modernität der Droste, 9-17. In: Monika Salmen/Winfried Woesler (Hrsg.): »Zu früh, zu früh geboren...«. Die Modernität der Annette von Droste-Hülshoff, 10.

„Aus ihrem Heimatbewusstsein niedergeschrieben“ hat sie die Einleitung des Herausgebers. Sie verbirgt sich im Roman „hinter der Maske eines alten Rentmeisters. Mit ihm zieht sie sich in das idyllische Münsterland zurück ... [das Roman-Fragment ist] ein Stück Prosa, das seinesgleichen sucht.“³⁵

„Schreiben aus den Erfahrungen einer Region ist nicht nur die Auseinandersetzung mit der Region, sondern auch des Autors mit seinem eigenen Leben“.³⁶ Das Romanfragment enthält starke biografische Züge. Gleich zu Beginn teilt sie auch eigene Beweggründe des Schreibens mit:

Schreib auf, was du weißt, wäre es auch nur für die Kinder ... ich hatte mitunter Freude an einem netten Einfalle und wie mich dünkte ganz poetischen Gedanken, aber wenn ich es mir nun vor Anderer Augen oder gar gedruckt dachte, dann schoß es mit einem Male zum Herzen, als sei ich doch ganz und gar kein Genie³⁷.

Das im Roman genannte Manuskript weist sie als Besitz eines Fremden aus.³⁸ Ein schöner Kunstgriff – das Westfalenlob wird zum Lob eines Fremden, denn

»von einem Westphalen geschrieben würde es weniger bedeutend sein, aus dem Munde eines Fremden sei es ein klares und starkes Zeugnis, was im Familienarchive nicht unterdrückt werden dürfe«³⁹.

Ihre Wahrheit ist die Genauigkeit in der Beschreibung der Erscheinungen, die auch Negatives nicht ausspart. Sie verweigert sich einer Idealisierung, die Unwahrheit erzeugen würde, und lässt ‚Lob und Tadel‘ zu. Für *Droste-Hülshoff* ist *Heimat* Anschaulichkeit, eine sinnliche Erfahrung im Naturerleben, die *Heimat* riechen, hören und sehen lässt:

Der feuchte Boden ist dem Blumenwuchs und den Singvögeln so zuträglich, daß man in der schönen Jahreszeit von Düften, Farben und Gesang berauscht vergißt, das Alles fehlt, was man sonst von schöner Gegend zu fordern pfllegt – Gebirg, Strom, Felsen.⁴⁰

Der Mangel an beeindruckendem Panorama wird ausgeglichen durch ein beglückendes Heimatgefühl, ausgelöst durch Sinneseindrücke, die aus Details landestypischer Natur entstehen können. Diese Wahrnehmung der Natur macht „ganz poetisch zu Mute“⁴¹. Der Münsterländer – so wird suggeriert – lebt in glücklicher Symbiose mit der Natur.

Der Münsterländer ist für *Droste-Hülshoff* ein „Mensch nullius in verba“⁴², ein Mensch ohne Entscheidungs- und Urteilskraft, der aber Anteil hat „an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste fast ersetzt“⁴³. Ihr Heimatbewusstsein führt zu einem Gutsein mit der heimatlichen Natur und den Mitmenschen. Wilhelm, dem Dichter in *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, gilt der Ratschlag:

bleib in deiner Heide, laß deiner Phantasien ihre Fasern tief in deine Weiher senken und wie eine geheimnisvolle Wasserlilie darüber schaukeln, – sei ein Ganzes, ob nur ein Traum, ein halbverstandenes Märchen, es ist immer mehr wert, als die nüchterne Frucht vom Baum der Erkenntnis.⁴⁴

³⁵ Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 44.

³⁶ Ebd. 34.

³⁷ Annette von Droste-Hülshoff: *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, 165.

³⁸ Ebd. 166.

³⁹ Ebd. 167.

⁴⁰ Ebd. 191.

⁴¹ Ebd.

⁴² Ebd. 162.

⁴³ Ebd. 187.

⁴⁴ Ebd. 192.

Hier fasst sie auch ihr eigenes Selbstverständnis als Heimatdichterin in Worte. Der friedlich ruhende Weiher ist für sie eine erklärende, charakterisierende Metapher für die idyllische Poesie des Münsterlandes⁴⁵, die aus Landschaft *Heimat* macht.

Was *Heimat* ist, erfahren wir aus der Dichtung. Was ist ein Land anderes als eine Familie? In *Bei uns zu Lande auf dem Lande* ist die Heimaterde der Boden, „wo »seine Lebenden wandeln und seine Toten ruhen«⁴⁶. Als ihr Werk zu starke biografische Züge annimmt und sie befürchten muss, dass ihre Familie – vor allem die Mutter – im Roman vom Lesepublikum erkannt werden könnte, stellt sie ihr Schreiben⁴⁷ an *Bei uns zu Lande auf dem Lande* ein. *Droste-Hülshoff* stirbt „vor ihrer Mutter, hat ihre Mutterbindung behalten im Hinblick auf Heimat, auf Stand und Recht.“⁴⁸ Für sie ist „die patriarchalistische Ordnung ... eine absolut gesetzte Norm: Sie ist die natürliche, gottgewollte Ordnung“⁴⁹. Die gutsherrliche Familie porträtiert zum einen biografisch die eigene Familie, zum anderen repräsentiert sie das Spezifisch-Münsterländische, ist unter einem westfälisch-heimatkundlichen Aspekt zu betrachten.⁵⁰ Die Familienmitglieder im Roman beschreibt sie in ihren intellektuellen Grenzen und zugleich mentalen Weiten, sowie ihrem Konservativismus treffend als:

Scholastiker des Mittelalters ... Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein und Alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden, ... [denn die] innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten⁵¹ ... [.] eine[r] Art unschuldige[m] Hexenmeister⁵².

Jeder zehnte münsterländische Mann ist ein prophetischer Vorkieker. Das Vorgesicht⁵³ wird mit Hingabe zelebriert, wie das in lateinischer Sprache abgefasste „*Liber mirabilis*“⁵⁴ im Roman eindrucksvoll verdeutlicht. Der Ratio der Aufklärung steht *Droste-Hülshoff* misstrauisch gegenüber, in ihr sieht sie „ein Werkzeug des Bösen“⁵⁵. In ihrer Schreibkunst gelingt es ihr, das Vorgesicht mit der christlichen Weltanschauung in Einklang zu bringen.“⁵⁶

⁴⁵ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 46.

⁴⁶ Annette von Droste-Hülshoff: *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, 161.

⁴⁷ Die Gründe teilt sie in einem Brief an August von *Haxthausen* am 20.07.1841 mit. Zitiert nach: Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. II., 849.

⁴⁸ Wilhelm Gössmann: *Kulturchristentum. Die Verquickung von Religion und Literatur in der deutschen Geistesgeschichte*, 213.

⁴⁹ Ronald Schneider: *Annette von Droste-Hülshoff*, 18.

⁵⁰ Ebd. 96.

⁵¹ Zum Beispiel einem Einwirken des Menschen auf die Natur in der Blumenzucht mittels einer harmlosen Kreuzung, die aber Wunderbares bewirkt, nämlich eine neue Blütenfarbe.

⁵² Annette von Droste-Hülshoff: *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, 187-188.

⁵³ Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Vergleich mit der Ballade *Vorgeschichte (Second Sight)*. In: Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. I, 217-221.

⁵⁴ *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, 190.

⁵⁵ Ronald Schneider: *Annette von Droste-Hülshoff*, 18.

⁵⁶ Jutta Biedebach: *Heimatbewusstsein in der Literatur: Annette von Droste-Hülshoff, Friedrich Wilhelm Weber, Christine Koch*, 10-14.

2.2 Mentalitäts- und Landschaftsbeschreibung: *Westphälische Schilderungen. Aus einer westphälischen Feder*

"Seit dem 19. Jahrhundert ist die Heimatliteratur geprägt von einem Heimatbewusstsein, das das Gefühl von Tradition und geschichtlicher Kontinuität miteinbezieht. Durch bewusstes, historisch-traditionelles Wissen wird *Heimat* zum einen in einem konservativen Traditionsbewusstsein konserviert, zum anderen aber birgt diese Ausformung des Heimatbegriffs bei virtuoser Verwendung entsprechender Motive auch die Möglichkeit, Zukunftsträchtiges zu entdecken.⁵⁷ *Droste-Hülshoff* ist sichtlich bemüht um eine Wiederentdeckung der Traditionen und besitzt eine gewisse Skepsis dem Fortschrittsglauben gegenüber.⁵⁸

In den *Westphälischen Schilderungen* treten ihre landes- und volkskundlichen Bemühungen besonders in den Vordergrund. Im Dezember 1838 schreibt sie in Bezug auf ihr geplantes Westfalenwerk in einem Brief an Christoph Bernhard *Schlüter*,

daß sie sich nur in Westfalen und nur bei der Behandlung von »Sitten, Charakter, Volksglauben, und jetzt verloren gegangene[n] Zustände[n]« sicher genug in den ihr notwendig erscheinenden realen Grundlagen fühle, die ein Werk dieser Art ihrer Meinung nach erfordere⁵⁹.

Die *Westphälischen Schilderungen* sind eine westfälische Kulturgeschichte, die sich in bemerkenswerter Weise aus Natur-, Wirtschafts-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte zusammensetzt.⁶⁰ Sie erarbeitet die *Westphälischen Schilderungen* aus einer Innenperspektive heraus⁶¹:

Mein Trost ist, daß ich selbst hier aufgewachsen bin und somit so sehr Herrin meines Stoffes bin wie keines andern.⁶²

Droste-Hülshoff hat ihre Skizzen mit der Absicht verfasst, eine sehr genaue Information über Land und Leute zu geben und unter der ursprünglichen Voraussetzung, dass der Text auch als Beitrag in dem von *Bauer* geplanten Sammelwerk *Deutschland im 19. Jahrhundert* erscheinen sollte. Die unterschiedlichen Geschichten über Westfalen und die dort lebenden Menschen wirken wie populärwissenschaftliche Dokumentationen. Am 13. Juni 1842 hat sie die Arbeit an den *Westphälischen Schilderungen* fertiggestellt, 1845 sind sie erschienen.⁶³

„Das Erzählen [hat sie] bewußt überstiegen und eine Form der literarischen Inspektion entwickelt“.⁶⁴ Ihre Notizen werden durch Fiktion und eingeschobene Kurzgeschichten literarisch. Der Landschaft misst sie einen bestimmten ausgeprägten Charakter zu, so wie den Menschen in ihrer Heimat. Die unterschiedlichen Schilderungen über das Münsterland, das Paderborner Land und das Sauerland lassen sich – ihre spezifische innere Poesie betreffend – prägnant zusammenfassen:

⁵⁷ Vgl. ebd. 27ff.

⁵⁸ Vgl. dazu Annette von Droste-Hülshoff: *Westphälische Schilderungen. Aus einer westphälischen Feder*, 63-101. In: Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. II, 101, Z.11-16.

⁵⁹ Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. II, 776.

⁶⁰ Vgl. dazu Bernd F.W. Springer: Land und Kultur bei der Droste. Das ländliche Westfalen als untergegangene Kulturlandschaft, 145-167. In: Monika Salmen/Winfried Woesler (Hrsg.): »Zu früh, zu früh geboren...«, 154.

⁶¹ *Droste-Hülshoff* muss bei der Beschreibung ihrer *Heimat* keine Fremdperspektive einnehmen, wie es in der aufkommenden Reiseliteratur ihrer Zeit vielfach vorgekommen ist, zum Beispiel in *Heines Reisebildern*, *Mme de Staëls Deutschlandbuch*, *Humboldts Reiseberichten*, *Forsters Ansichten vom Niederrhein*, *Goethes Italienischer Reise* oder *Sternes Sentimental Journey*. Vgl. dazu Bernd F.W. Springer: Land und Kultur bei der Droste. Das ländliche Westfalen als untergegangene Kulturlandschaft, 145-167. In: Monika Salmen/Winfried Woesler (Hrsg.): »Zu früh, zu früh geboren...«, 157.

⁶² Dies formuliert sie im Hinblick auf ihr geplantes Westfalenwerk, in dem auch *Die Judenbuche* aufgenommen werden sollte, in einem Brief an *Schlüter* vom 13.12.1838. Zitiert nach Wilhelm Gössmann: Annette von Droste-Hülshoff. Ich und Spiegelbild, 165.

⁶³ Am 1.10, 16.10 und 01.11.1845 sind die *Westphälischen Schilderungen* anonym in den Historisch-politischen Blättern erschienen. Vgl. dazu Ronald Schneider: Annette von Droste-Hülshoff, 168.

⁶⁴ Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 45.

Für das Münsterland steht eine idyllische Poesie, die im friedlich ruhenden Weiher ihre spezifische Metapher besitzt. Im Kontrast zur idyllischen Poesie spricht die Droste bei den Paderbornern von einer wilden Poesie, in der die Leidenschaft vorherrscht, Schicksalhaftes aufbricht und oft genug tragisch endet. ... Der Sauerländer wird gegenüber dem Münsterländer und Paderborner eher als poesielos geschildert, da sein Geschäftsgeist und ein praktisches Kalkulieren die Seelenkräfte beherrscht.⁶⁵

Besonderheiten und Eigentümlichkeiten der Menschen im Paderborner Land finden sich literarisch aufbereitet nicht nur in den *Westphälischen Schilderungen*, sondern auch in der *Judenbuche*.⁶⁶

Nachfolgend werden einige Sitten und Gebräuche des Paderborner Landes als literarische Textbeispiele aus den *Westphälischen Schilderungen* angeführt und kommentiert.

Den „Paderbörner Wildling« empfindet *Droste-Hülshoff* als besonderen Menschenschlag. Er bringt „eine Art wilder Poesie in die sonst ziemlich nüchterne Umgebung“. Seine „reine Nationalität, verbunden mit dem markierten Äußern, [machen] ihn zu einem ... würdigen Gegenstande der Aufmerksamkeit“.⁶⁷

In der Einschätzung, dass „man sich des Bedauerns mit einem Volke nicht enthalten [kann], das mit Kraft, Scharfsinn und Ausdauer begabt, und im Besitze eines gesegneten Bodens, in so vielen seiner Glieder den traurigsten Verhältnissen anheimgefallen ist“⁶⁸, zeigt sich das christlich geprägte Bewusstsein *Droste-Hülshoffs*. Ihr literarisches Schreiben richtet sie am Schicksal der Menschen aus.⁶⁹

„Nirgends gibt es so rauchige Dörfer, so dachlückige Hüttchen“⁷⁰ wie im Paderborner Land. Der Paderborner ist ein Kind der Armut:

Selbst der Roheste ist schlau und zu allen Dingen geschickt, weiß jedoch selten nachhaltigen Vorteil daraus zu ziehen ... Große Not treibt ihn zu großen Anstrengungen, aber nur bis das dringendste Bedürfnis gestillt ist ... So verleben leider Viele, obwohl in einem fruchtbaren Lande, und mit allen Naturgaben ausgerüstet, die sonst in der Welt voran bringen, ihre Jugend in Armut, und gehen einem elenden Alter am Bettelstabe entgegen. – In ihrer Verwahrlosung dem Aberglauben zugeneigt, glaubt der Unglückliche sehr fromm zu sein, während er seinem Gewissen die ungebührlichsten Ausdehnungen zumutet.⁷¹

Zum einen hofft *Droste-Hülshoff* auf soziale Gerechtigkeit, auf die Bekämpfung der sozialen Not bei der von ihr beschriebenen ländlichen Bevölkerung – diese Einstellung entspricht der Tradition kirchlicher Diakonie, die auch in der Geisteshaltung des christlichen Adels tief verwurzelt ist –, zum anderen bedauert sie die teilweise vorherrschende Gottlosigkeit der ländlichen Bevölkerung, die sich darin äußert, dass sie den fruchtbaren Boden und die von Gott gegebenen Geistesgaben nicht nutzt, um sich aus ihrem Elend herauszulösen. Der ärmeren Bevölkerung mangelt es an christlicher Hoffnung, die ein Antrieb zu Mehr und Besserem wäre.⁷² Es besteht aber eine sehr enge Verbindung zwischen Mensch und Natur, überall dort, wo die uralten Sitten und Gebräuche noch erhalten geblieben sind. Glaube und Aberglaube wetteifern um die Vorherrschaft im Bewusstsein der ländlichen Bevölkerung. Tradierte Geistergeschichten gehören aufgrund ihrer kulturellen Kreativität in die Beschreibung des ländlichen Westfalen. Die Sagen- und Märchenwelt, die *Droste-Hülshoff* durch *Haxthausen* kennengelernt hat, fließt ebenfalls in ihr literarisches Werk ein. Sie ordnet die Geister- und

⁶⁵ Wilhelm Gössmann: Heine und die Droste. Eine literarische Zeitgenossenschaft, 135.

⁶⁶ Beide Texte können in enge Beziehung miteinander gesetzt werden. In den *Westphälischen Schilderungen* werden alle wichtigen Sitten und Gebräuche genauestens beschrieben, die für ein gutes Textverständnis der *Judenbuche* von Bedeutung sind.

⁶⁷ Annette von Droste-Hülshoff: *Westphälische Schilderungen. Aus einer westphälischen Feder*, 63-101. In: Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. II, 78, 63-101, vgl. ebd. 75, 79.

⁶⁸ Ebd. 87, Z. 23-27.

⁶⁹ Deutlich wird diese Einstellung auch in der *Judenbuche*, ihrer schicksalhaften Erzählung, die im dörflichen Milieu des Eggegebirges spielt.

⁷⁰ Annette von Droste-Hülshoff: *Westphälische Schilderungen. Aus einer westphälischen Feder*, 75.

⁷¹ Ebd. 76.

⁷² Vom christlichen Standpunkt her ist Arbeit notwendig, denn durch sie gelangt das Werk Gottes erst zu seiner Vollendung. Arbeit ist in einem frühbürgerlich-ethischen Sinn Tätigkeit, Aufgabe und Leistung, zu deren positiven Eigenschaften Fleiß, Treue, Redlichkeit, Ehrbarkeit oder Schönheit gehören.

Märchenwelt dem Bereich der Natur unter. Hexenwahn und Geisterglaube lässt sie nur als äußere Erscheinungen innerhalb ihrer Naturbeschreibungen auftreten.⁷³ Sie schildert das „Besprechen“⁷⁴ und beschreibt das Vorgesicht als [eine der] Eigentümlichkeiten ihrer *Heimat*.

Eine wichtige Rolle im kulturellen Leben der Menschen im ländlichen Raum spielen die Feste, die sie in Gemeinschaft feiern. Als Teil des Brauchtums bei Hochzeitsfeierlichkeiten kann für das Musik liebende Volk das Spielen eines bestimmten Liedes exemplarisch genannt werden. Bei jeder Hochzeit wird der Nationaltanz, der *Pape von Istrup*⁷⁵, gespielt. Der Tanz, der erst nach dem Lichteranzünden beginnt, löst ein wildes Durcheinanderwirbeln und Verschlingen bei den Tanzenden aus.

Heißblütig gestaltet der Paderborner seine Liebesangelegenheiten. Da leicht und gern mit der Feststellung „die Beiden freien sich“⁷⁶ über flüchtige Verhältnisse hinweggesehen wird, ist die Anzahl der unehelich gezeugten Kinder hoch:

Der Münsterländer freit wie ein Herrnhuter ... und liebt und trägt seine Ehe, wie ein aus Gottes Hand gefallenes Los, in friedlicher Pflichterfüllung. – Der Paderbörner Wildling aber ... wirbt wie ein derbes Naturkind mit allem Ungestüm seines heftigen Blutes. ... Er geht unter die Soldaten, oder er läuft Gefahr zu verkommen, wenn seine Neigung unerwidert bleibt.⁷⁷

Auch im juristischen Bereich sieht der Paderborner leicht und gern über vieles hinweg, hat eine besondere Umgehensweise mit den Angelegenheiten des Rechts. Sein eigenes Naturrecht hat er gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen. Das eigene innere Recht des Paderborners lässt ihn die allgemeingültigen Gesetze des Forst- und Jagdrechtes nicht anerkennen. Mit der Rechtfertigung „da ja »unser Herrgott das Holz von selbst wachsen läßt, und das Wild aus einem Lande in das andere wechselt.«“⁷⁸, gelingt es ihm, eine rechtswidrige Handlung – jeden Holzfrevl und jede Wilderei – als natürliche und gerechtfertigte Handlungsweise anzusehen.⁷⁹ Auch die ehrenwerte Geistlichkeit vermag es nicht, diese Gewohnheiten zu unterbinden, denn „selbst die Versagung der Absolution im Beichtstuhle verliert ihre Kraft“⁸⁰ angesichts der Elementarität der bodenständigen Verhältnisse.

Die adelige *Droste-Hülshoff* beschreibt alle Eigenheiten im Paderborner Land in ihrem ansprechenden realistischen Schreibstil, stellt dabei die Seite der Mentalität der ländlichen Bevölkerung besonders heraus, die eine tendenzielle Veranlagung zu Verwahrlosung, Unglaube, Triebhaftigkeit und Rechtsbruch aufweist. Dieses Milieu hat sie bereits in der *Judenbuche* als Grundlage genommen, um eine schicksalhafte Erzählung zu schreiben, in der sie die Kleinbauern/Kleinbäuerinnen des ländlichen Paderborner Landes für ihre charakterlichen Mängel nicht verurteilt. Es ist ihr in den *Westphälischen Schilderungen* daran gelegen, ein naturgetreues Bild ihrer *Heimat* zu zeichnen, das nicht verschönt, sondern die Realität abbildet.

In kritischer Bewertung findet sich auch die Französische Revolution im Text wieder.

Die Französische Revolution erfährt innerhalb der *Westphälischen Schilderungen* auf sinnbildlicher Ebene eine Deutung, nach der sie als verhängnisvolle Synthese zweier unterschiedlicher geschichtlicher Entwicklungsstufen erscheint, die einerseits das Sauerland und andererseits das Paderbornische repräsentieren: als ein »Bündnis« des aufgeklärten Denkens mit einem archaischen, seit dem Gottesfluch in der Welt präsenten Bösen, bei dem das eine der Herrschaft des anderen notwendig den Weg bereitet.⁸¹

⁷³ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: *Kulturchristentum*, 219 ff.

⁷⁴ Annette von Droste-Hülshoff: *Westphälische Schilderungen. Aus einer westphälischen Feder*, 82.

⁷⁵ Siehe ebd. 79.

⁷⁶ Ebd. 79, Z. 13-14.

⁷⁷ Ebd. 78, Z. 28-37.

⁷⁸ Ebd. 77, Z. 1-3.

⁷⁹ Vgl. dazu 2.3. dieser Arbeit

⁸⁰ Annette von Droste-Hülshoff: *Westphälische Schilderungen. Aus einer westphälischen Feder*, 77.

⁸¹ Ronald Schneider: *Annette von Droste-Hülshoff*, 100.

Ihre an Wahrhaftigkeit orientierte Offenheit kann vielleicht als literarischer Versuch gewertet werden, auf Missstände in der Wirklichkeit hinzuweisen, die ihr christliches Heimatbewusstsein als kritikwürdig empfindet. Sie erfüllt in den einzelnen Skizzen der *Westphälischen Schilderungen* die Besonderheiten, die ihres Erachtens das Heimatlich-Spezifische ausmachen, literarisch; „durch die spezifische Form der Prosa sind die *Westfälischen Schilderungen* zu einer Dichtung mit ganz eigener Qualität geworden.“^{82,83}

2.3 Das differenzierte Heimatbewusstsein in der *Judenbuche*. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westphalen

»O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?«⁸⁴

"Droste-Hülshoff verfügt in der *Judenbuche* über ein regional-lokales Heimatbewusstsein. *Heimat* bezieht sich hier auf einen bestimmten Ort, ein hohes Maß an Vertrautheit und die Kenntnis der real erlebbaren Landschaft. In regional orientierter Literatur formuliert sie ihre Überzeugungen über die *Heimat*. Unter *Heimat* subsumiert sie in der Erzählung *Die Judenbuche* die ihrem Herzen bekannte Welt, den Ort ihres Erlebens und Schreibens.⁸⁵ Ihre regionale Erfahrung prägt ihr Heimatbewusstsein in einer Weise, dass sie im literarischen Text eine sinnliche Anschauung von *Heimat* entstehen lässt. Besonders treffend formuliert *Turgenjew* die literarische Gestaltungsweise in der *Judenbuche* als „grelle Anschaulichkeit“⁸⁶. Durch diese Anschaulichkeit rückt das Erzählen in der *Judenbuche* „in den Raum einer inneren faszinierenden Anschaulichkeit, die vielschichtig und variabel bleibt“⁸⁷.

Droste-Hülshoff beschreibt die Menschen in ihrer Eigentümlichkeit und verfolgt dabei einen Wahrheitsanspruch, den sie wie folgt formuliert:

Ich weiß am besten, daß ich meinen Landsleuten weit weniger Unrecht tun, als viel eher durch zu große Vorliebe und Idealisieren mancher an sich unbedeutenden Eigenschaft mich lächerlich machen werde, und dennoch fürchte ich gänzlich in Verruf zu kommen, denn alles kann ich ihnen und meiner eigenen Liebe nicht aufopfern, nicht Wahrheit, Natur und die zur Vollendung eines Gemäldes so nötigen kleinen Schatten.⁸⁸

Droste-Hülshoffs Wahrheitsanspruch verleitet sie stilistisch, in ihrer Literatur detaillierte Landschaftsbeschreibungen mit Werturteilen, die durch Kontrastierung literarische Genauigkeit und Originalität erhalten, zu entwickeln. Ihr Wahrheitsanspruch ist eine Art Wahrhaftigkeit, welche sie dazu bewegt, Besonderheiten, die sie erkennt, in die Beschreibung mitaufzunehmen. Auch die Schatten im Bild werden von ihr nicht geleugnet. Sie will ein treues Bild ihrer *Heimat* zeichnen, fühlt sich in ihrer Kunst der empirischen Wirklichkeit verpflichtet. Eine Entsprechung von ausdrückender Form und ausgedrücktem Inhalt stellt für *Droste-Hülshoff* ebenfalls eine Art von Wahrheit dar. Sie

⁸² Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 45.

⁸³ Jutta Biedebach: *Heimatbewusstsein in der Literatur: Annette von Droste-Hülshoff, Friedrich Wilhelm Weber, Christine Koch*, 29-34.

⁸⁴ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 57, Z. 24-27.

⁸⁵ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: *Die Judenbuche. Eine Geschichte der Nicht-Heimkehr*, 150-188. In: Wilhelm Gössmann: *Annette von Droste-Hülshoff. Ich und Spiegelbild*, 168.

⁸⁶ Iwan *Turgenjew* in einem Brief an Ludwig *Friedländer* vom 11.11.1869. Zitiert nach der Zeitschrift für Deutsche Philologie. Herausgegeben von Werner Besch, Hugo Moser, Hartmut Steinecke und Benno von Wiese. 99. Band 1979, Sonderheft *Annette von Droste-Hülshoff, „Die Judenbuche“*. *Neue Studien und Interpretationen*, 2.

⁸⁷ Wilhelm Gössmann: „Die Judenbuche“ – Eine Geschichte der Nicht-Heimkehr. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, hrsg. von Werner Besch, Hugo Moser, Hartmut Steinecke, Benno von Wiese. 99. Band, Sonderheft „Annette von Droste-Hülshoff, „Die Judenbuche““. *Neue Studien und Interpretationen*, 135.

⁸⁸ Dies formuliert sie im Hinblick auf ihr geplantes Westfalenwerk, in dem auch die *Judenbuche* aufgenommen werden sollte, in einem Brief an Schlüter vom 13.12.1838. Zitiert nach Wilhelm Gössmann: *Annette von Droste-Hülshoff. Ich und Spiegelbild*, 165.

bedient sich in ihrem Schreiben der Form der Inspektion, schreibt im realistischen Stil und verhindert durch ihren Realismus, dass ihr Stil über das ländliche Westfalen zu „einer idealisierten historischen Projektion wird und ... in eine kitschige Heimattümelei“ abgeleitet.⁸⁹

Die Judenbuche zählt zu den kanonischen Texten der deutschen Literatur. Zwei auffällige Aspekte werden immer wieder favorisierend hervorgehoben, das Heimatverbundene und das geheimnisvoll Dunkle in der Erzählung. Das Erste ordnet sie in die Heimatliteratur Westfalens ein, das Zweite lässt eine neuere Lesart als Kriminalgeschichte zu. Eine Einordnung als Novelle, obwohl sie dem literaturwissenschaftlichen Ideal der realistischen Novellentheorie nicht entspricht, liegt vor durch ihre Aufnahme in den *Deutschen Novellenschatz*.⁹⁰

Konzipiert hat *Droste-Hülshoff* die *Judenbuche* als Erzählung innerhalb des unvollendeten Romans *Bei uns zu Lande auf dem Lande*.⁹¹ Die Erzählung sollte als ein Sittengemälde in das von ihr geplante größere Werk über Westfalen einfließen. Der wichtige Untertitel *Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westphalen* bezeichnet sehr genau, wie sie ihren Text eingeordnet hat. Den Titel *Die Judenbuche*⁹² erhält die Erzählung nicht von ihr, sondern von Hermann Hauff, der sie als Redakteur der Zeitung *Morgenblatt für gebildete Leser* in sechzehn Fortsetzungsteilen von April bis Mai 1842 im *Morgenblatt* abdruckt.⁹³

Die Judenbuche als eine Erzählung westfälischer Heimatliteratur schildert die Lebensgeschichte Friedrich Mergels, einem Paderborner. Sie kann als sozialkritische Milieustudie betrachtet werden, in der das „kleinbäuerliche Lebensgefühl des Eggegebirges“⁹⁴ beschrieben wird. In ihrer Erzählstruktur „wechselt ein ... Berichtstil mit szenisch-dialogischer Darstellung“.⁹⁵ In der *Judenbuche* greift die Autorin ein Dorf B. exemplarisch heraus. Durch die novellenartige⁹⁶ Konzentrierung des Erzählten auf den Judenmord gelingt es besonders gut, die Eigentümlichkeiten der Menschen und der Landschaft im Dorf B. hervorzuheben. Die Todesfälle, die sich um das Dorf B. herum ereignen, sind für die Menschen in der dörflichen Gemeinschaft außerordentliche Begebenheiten und damit Extremsituationen, in der die literarische Handschrift von *Droste-Hülshoff* Schatten zur besonderen Kontrastierung von Stille und Dramatik des Geschehens benutzt. Das Mittel der Inspektion ermöglicht dabei eine gerechte Darstellung des Sachverhalts. Stilistisch bedient sie sich zusätzlich der Verdunkelung, Irritation, Spiegelung, nutzt Anspielungen, Entsprechungen und das Doppelgängermotiv.⁹⁷ Enden lässt sie *Die Judenbuche* in Desillusion und einer gewissen Offenheit. Die hohe Fiktionalität des Textes eröffnet einen großen Interpretationsspielraum.

⁸⁹ Bernd F.W. Springer: Land und Kultur bei der Droste: Das ländliche Westfalen als untergegangene Kulturlandschaft, 145-167. In: Monika Salmen/Winfried Woesler (Hrsg.): »Zu früh, zu früh geboren...«, 167.

⁹⁰ Deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz in 24 Bänden. Serie 4, Bd. 6. München 1876, 51-128.

⁹¹ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: „Die Judenbuche“ – Eine Geschichte der Nicht-Heimkehr. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie, herausgegeben von Werner Besch, Hugo Moser, Hartmut Steinecke, Benno von Wiese. 99. Band, Sonderheft „Annette von Droste-Hülshoff, „Die Judenbuche“. Neue Studien und Interpretationen, 140.

⁹² Wilhelm Hauff ist der Verfasser von *Jud Süß*.

⁹³ Erhalten hat Hauff die Erzählung von *Schücking*, *Droste-Hülshoffs* Literaturagenten. Vgl. dazu Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. II, 781.

⁹⁴ Wilhelm Gössmann: *Anna und Christof. Westfälische Spurensuche. Eine Liebesgeschichte. Mit fünfzehn Zeichnungen von Wilfried Hageböling*, 65.

⁹⁵ Ronald Schneider: *Annette von Droste-Hülshoff*, 103.

⁹⁶ Vgl. zu *Novellentheorie* Theodor Storm: Verteidigung der Novelle, 268-269. In: Gerhard Plumpe (Hrsg.): *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, 268.

⁹⁷ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: „Die Judenbuche“ – Eine Geschichte der Nicht-Heimkehr. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie, herausgegeben von Werner Besch, Hugo Moser, Hartmut Steinecke, Benno von Wiese. 99. Band, Sonderheft „Annette von Droste-Hülshoff, „Die Judenbuche“. Neue Studien und Interpretationen, 135.

In E.T.A. Hoffmanns Werken findet sich der *Doppelgänger* des Öfteren. Bei Hoffmann ist der Doppelgänger „die Personifikation einer existentiellen Erfahrung. Der Doppelgänger verweist auf einen Weltzustand, in dem der einzelne Mensch nicht mehr im reinen mit sich ist, in dem er von Ichspaltung und Identitätskrisen erschüttert wird, in dem das Schicksal eines Individuums nicht mehr in linearem Ebenmaß erzählbar ist, sondern in eine offizielle Biographie und heimlich beschriebene Makulaturblätter zerfällt.“ Klaus Günzel: *Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche*, 311.

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
 Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
 So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
 Mag schleudern auf ein arm verkrümmtes Sein?
 Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen
 Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
 In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
 Des Vorurteils geheimen Seelendieb?
 Du Glücklicher, geboren und gehegt
 Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
 Leg hin die Waagschal', nimmer dir erlaubt!
 Laß ruhn den Stein – er trifft dein eignes Haupt!⁹⁸

In den einleitenden Zeilen dieses vorangestellten Gedichts nennt sie die Zielsetzung im Text und begründet ihre spezifische Arbeitsweise. Der Mensch begegnet seiner *Heimat* niemals unvoreingenommen. Der gebildete Adel wird kein Verständnis für die Dorfbevölkerung, die Bauern/Bäuerinnen und Tagelöhner/innen entwickeln, wenn er ausschließlich christliche Moralvorstellungen als Maßstab wählt. *Heimat* ist nicht nur ein Ort, der sich in Breiten- und Längengraden misst. Die Befindlichkeiten des Einzelnen müssen in die Bewertung und Beobachtung einfließen. Von Wichtigkeit sind die Erfahrungen, die der einzelne Mensch in seinem heimatlichen Milieu [seiner „Heimwelt“⁹⁹] – macht. Die Bedingtheit sozialer und regionaler Besonderheiten muss immer berücksichtigt werden, um keinen voreiligen oder falschen Schuldspruch zu fällen. *Droste-Hülshoff* selbst wagt dementsprechend kein abschließendes Urteil. Sie betrachtet das Leid und das Elend im Leben der Landbevölkerung. Da sie für sich in der christlichen Religion einen moralischen Leitfaden erkennt, streben ihre Anstrengungen im literarischen Gestaltungsprozess der *Judenbuche*¹⁰⁰ nach christlicher Humanität. In der *Judenbuche* ist „das Richten letztlich dem Gericht Gottes vorbehalten ... Und dies wiederum urteilt und verurteilt nicht zuerst, sondern bringt den Menschen zur Einsicht, läßt ihn in seinem Schuldigsein betroffen werden, und befreit ihn und alle, die in Unrecht gefallen sind, sofern sie nicht daran festklammern“.¹⁰¹ Gott ist für *Droste-Hülshoff* „die letzte Instanz“.¹⁰² Ihre Literatur ist im Wesentlichen christlich religiös motiviert. In diesem religiösen Rahmen entfalten sich die heimatlichen Aspekte. Nachfolgend wird *Die Judenbuche* unter besonderer Berücksichtigung der in ihr enthaltenen heimatbezogenen Perspektiven analysiert.

Inhaltlich geht es in der *Judenbuche* um das Verhältnis von Ursache und Wirkung im heimatlichen Paderborner Land. Mit der ihr eigenen Genauigkeit beschreibt *Droste-Hülshoff*, wie die Landschaft die Mentalität der Menschen prägt und inneres und äußeres Recht im Bewusstsein der Dorfgemeinschaft im Widerspruch zueinander liegen. Sie literarisiert den stetigen Versuch der Menschen, mit Hilfe des christlichen Wertesystems gegen alte Verhaltensweisen und Aberglauben anzukämpfen. Dieses Streben ist wichtig für das Heimatbewusstsein der katholischen *Droste-Hülshoff* in Bezug auf das ländliche Westfalen.

Die Erzählung spielt überwiegend in dem kleinen Dorf B. und dem umliegenden Wald- und Weideland im Teutoburger Wald. Eine moralische Bewertung der von ihr beschriebenen Figurentypen nimmt *Droste-Hülshoff* nicht vor, aufgrund ihres realistischen Schreibstils drückt sie aber in der Beschreibung der Landschaft Werturteile aus. Trotz der „malerische[n] Schönheit seiner Lage in der

⁹⁸ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 11, Z. 3-14.

⁹⁹ „Heimwelt nennt E. Husserl die jeden Menschen und jede Menschengemeinschaft in personalistischer Einstellung umgebende Sphäre des Vertrauten und Bekannten, die für die einzelnen Menschen und Gemeinschaften unterschiedlich weit reicht, aber immer endlich ist“. Stichwort *Heimat, Heimatkunde* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3, Sp. 1039.

¹⁰⁰ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: „Die Judenbuche“ – Eine Geschichte der Nicht-Heimkehr. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, herausgegeben von Werner Besch, Hugo Moser, Hartmut Steinecke, Benno von Wiese. 99. Band, Sonderheft „Annette von Droste-Hülshoff, „Die Judenbuche“. Neue Studien und Interpretationen, 139.

¹⁰¹ Ebd.

¹⁰² Monika Salmen/Wilhelm Gössmann: *Die Judenbuche – Leserreaktionen als literarischer Zugang*, 124-144. In: Monika Salmen/Winfried Woesler (Hrsg.): »Zu früh, zu früh geboren...«, 128.

grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges¹⁰³ wird die heimatliche Landschaft als „Anti-Idylle“¹⁰⁴ beschrieben, in der die parallele Rechtsordnung einer öffentlichen Meinung und Gewöhnung Gültigkeit behält. Das Dorf B. ist „schlecht gebaut und rauchig ... ein Fleck ... mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit“.¹⁰⁵ Die Menschen haben die Landschaft geprägt. Diese zeigt eindeutige Spuren von den Bedürfnissen der ärmeren Dorfbevölkerung im täglichen existentiellen Überlebenskampf:

Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor Kurzem die Axt unbarmherzig gewütet hatte. Überall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit musste unversehens unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd.¹⁰⁶

Eine deutliche Ausgrenzung erfahren die Juden/Jüdinnen in der Erzählung, sie gehören nicht zur Dorfgemeinschaft, werden von der heimischen Bevölkerung ungern in der Nähe des Dorfes B. gesehen. So wie Heimatlinien gezogen werden, so werden in diesem ‚kleinen Schicksalsroman‘ auch Grenzen gesetzt. Beides gehört zum Heimatbewusstsein der Annette von *Droste-Hülshoff* und dem Heimatgefühl des ländlichen Westfalen. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen stellt den mitmenschlich-sozialen Aspekt von *Heimat* dar. Dieser Aspekt ist orts- und zeitübergreifend¹⁰⁷ und konkretisiert sich in der *Judenbuche* in der heimischen Dorfgemeinschaft – in dem Zusammenleben mit Verwandtschaft und direkter Nachbarschaft. Grenzen verweisen aber auch auf eine gewisse Beschränktheit, die zum Bestandteil der dörflichen Sozietät gehört.

Die Gemeinde des Dorfes B. hat den Ruf, „die hochmütigste, schlaueste und kühnste ... des ganzen Fürstentums“¹⁰⁸ zu sein. Der Menschenschlag im Paderborner Land lässt [– nicht ohne völlige Ironie –] Eigentümlichkeiten greller erscheinen. Der tote Mergel geht als Gespenst im Brederholz umher, Margreth wird als Hexe beschimpft und der blonde Friedrich hat Augen „in fast glasartiger Klarheit“¹⁰⁹, die für die bekannten Vorkieker/innen in Westfalen charakteristisch sind. Die Mentalität der Figuren, die *Droste-Hülshoff* in ihrer *Judenbuche* zeichnet, wirkt wie eine Legierung aus Glaube und Aberglaube. Wenn die Verbindung ins rechte Licht gehalten wird, erkennt man den eigentümlichen Glanz, der typisch ist für das ländliche Westfalen.

Realistisch beschreibt sie die dörfliche Arbeitswelt, wie sie in dem kleinbäuerlichen Milieu ihrer Zeit vorzufinden war. Tagsüber geht die Dorfgemeinschaft landwirtschaftlicher Arbeit nach, in der Nacht werden gemeinschaftlich Holzfrevel, Wilderei und Schmuggel betrieben. Die Armut zwingt zu zusätzlichen Einnahmequellen und die Beschaffenheit des Landes – der Fluss im Wald und das Grenzland – erleichtert die Ausführung ungesetzlicher nächtlicher Aktivitäten. Die Beschaffenheit der Landschaft unterstützt die „Kühnheit der Holzfrevler“¹¹⁰. Für die Dorfgemeinschaft haben sich Regeln eines inneren und eines äußeren Rechts im Zusammenleben untereinander und im sozialen Gefüge mit der Obrigkeit herausgebildet, die von allen im Dorf Beheimateten akzeptiert werden müssen, um ein erträgliches Leben halbwegs zu gewährleisten.

Margreth ist nicht im Dorf B. aufgewachsen. Sie versucht, ein neues Zuhause in der Ehe mit Hermann Mergel, einem Halbmeier, aufzubauen. Aufgrund der unterschiedlichen Charaktereigenschaften der Ehepartner – Margreth wird mit den charakteristischen Wesenszügen der Münsterländerin und Sauerländerin, Hermann als typischer Mann des Paderborner Landes beschrieben – verläuft die Ehe

¹⁰³ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 11, Z. 19-21.

¹⁰⁴ Claudia Liebrand: Odysseus auf dem Dorfe. Genre, Topographie und Intertextualität in Droste-Hülshoffs *Judenbuche*, 145-162. In: Droste-Jahrbuch Nr. 7 *Raum. Ort. Topographien der Annette von Droste-Hülshoff*. Herausgegeben von Jochen Grywatsch, 152.

¹⁰⁵ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 11, Z. 17-28.

¹⁰⁶ Ebd. 23, Z. 11-19.

¹⁰⁷ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 28.

¹⁰⁸ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 12, Z. 33-34.

¹⁰⁹ Ebd. 25, Z. 28-29.

¹¹⁰ Ebd. 13, Z. 3.

unglücklich. Margreth erfährt durch ihren Ehemann körperliches Leid, da sie „Bekanntschaft mit dem sogenannten »braunen Heinrich«¹¹¹ macht. Die Ehe erträgt Margreth nur in ergebener Pflichterfüllung. Die Familie Hülsmeier lebt im Nachbarhaus. Bereits im zweiten Ehejahr bringt Margreth ein Kind zur Welt. Ihr Sohn Friedrich¹¹² ist ein „gesundes, hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig“¹¹³ heranwächst und sehr am Vater hängt:

Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden¹¹⁴.

Friedrich ist aber auch ein verängstigtes Kind, das sich am Abend sehr sorgt, wenn der Vater nicht heimkehrt. Als Friedrich neun Jahre alt ist, besucht Hermann eine Hochzeit im Nachbardorf. In der stürmischen Winternacht kann der kleine Friedrich das Unglück des Vaters als typisches Klopfen des Vorgesichts an der Haustüre hören. Morgens wird der tote Vater von Hülsmeier und Franz Semmler zurück ins Haus gebracht. Beide haben ihn im Holz gefunden. Im dritten Jahr nach dem Tod des Vaters übernimmt Simon Semmler¹¹⁵, Friedrichs Oheim, „eine Art Adoption“¹¹⁶ für den Jungen. Eine äußerliche Ähnlichkeit zwischen Simon und Friedrich ist nicht gegeben. Im Text wird mit Friedrichs Abstammung gespielt:

Vaterssohn! Er schlenkert geradeso mit den Armen wie dein seliger Mann. Und schau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare! ... In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln; ihres Friedrichs blonde Locken und Simons rötliche Bürsten!¹¹⁷

Liebevoll pflegt Margreth die Locken ihres Sohnes und sie ist stolz auf das Lob, das aus dem Munde Simons kommt: „Hülsmeier war neulich bei mir; der sagte, es ist ein Junge wie’n Reh.“¹¹⁸ „Der armen Margreth war selten so wohl“.¹¹⁹ Margreth spricht nur Gutes über Hülsmeier, sagt, er sei ein ordentlicher und angesessener Mann. Auf den Vorwurf Friedrichs, dass er ein Holz- und Wilddieb sei, erwidert sie, Respekt von Friedrich einfordernd und ihm die Zusammenhänge erklärend: „das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können Niemand gehören. Doch das verstehst du noch nicht“¹²⁰. Hülsmeier ist in der Erzählung der Vertreter des alten Rechts, das im Gefüge der Dorfgemeinschaft seine Gültigkeit behält.

Das Geheime, Nicht-Aussprechbare, im Leben von Friedrich ist der Umstand, dass Friedrichs leiblicher Vater der angesehene und ansässige Hülsmeier ist. Der außereheliche Fehltritt der Mutter wird von der Dorfgemeinschaft nicht thematisiert. Die rohe Behandlung der Paderborner ihren Frauen gegenüber rechtfertigt Einiges. In der ländlichen Gemeinschaft wird nicht moralisiert, es wird geschwiegen. Niemals sprechen die Menschen des Dorfes B. die genauen Beziehungsbezüge aus, sie bestehen im Geheimen. Die Tabuisierung verhindert die sprachliche Fixierung und die Angelegenheit verweilt in der fiktiven Zwischenwelt, bedarf des Schattens Johannes Niemand, der als unehelich beschrieben wird. Johannes ist das verkümmerte Spiegelbild¹²¹ Friedrichs – folglich ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch Friedrich nicht in der Ehe gezeugt worden ist. Das Wissen über die Zusammenhänge äußert sich im Text in Anspielungen, ist dadurch gegenwärtig. Alle Handlungen lassen sich wie selbstverständlich durch das natürliche Verwandtschaftsgeflecht begründen.

¹¹¹ Prügel gehören zum ehelichen Alltag. Der *braune Heinrich* ist der prügelnde Stock. Männer aus dem Paderborner Land „finden es ländlich, sittlich, und leben in der Überzeugung, daß eine gute Ehe, wie ein gutes Gewebe, zuerst des *Einschlags* bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern“. Annette von Droste-Hülshoff: *Westphälische Schilderungen*, 78, Z. 17-18.

¹¹² Das Geburtsjahr von Friedrich ist das (historische) Jahr der Hinrichtung (Justizmord) von Jud Süß Oppenheimer.

¹¹³ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 15, Z. 23-24.

¹¹⁴ Ebd. Z. 24-27.

¹¹⁵ Die Figur des Ohms Simon trägt charakteristische Züge eines sauerländischen Kleinunternehmers.

¹¹⁶ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 21, Z. 9.

¹¹⁷ Ebd. Z. 31-37.

¹¹⁸ Ebd. 20, Z. 15-16.

¹¹⁹ Ebd. Z. 18.

¹²⁰ Ebd. 18, Z. 20-23.

¹²¹ Vgl. ebd. 25, Z. 8.

Als Friedrich zur Beichte gehen möchte, weil ihn sein Gewissen¹²² plagt, berät ihn sein Onkel. Simon fordert Friedrich auf, an sein Zuhause zu denken und dieses Zuhause zu beschützen, indem er die Idee, zur Beichte zu gehen, schnell wieder verwirft. Es ist die bewusste Entscheidung von Friedrich gewesen, dem Förster den falschen Weg zu weisen¹²³ und ihn dadurch dem sicheren Tode auszuliefern. Diese Entscheidung quält sein Gewissen. Das Gewissen wird durch religiöse und kulturelle Normen gebildet. Friedrich muss bedenken, dass er dem Priester in der Beichte auch das Motiv für sein sündiges Verhalten mitzuteilen hat. Mit einer Lüge hat Friedrich seinen leiblichen Vater und seinen Ziehvater im Wald beschützt. Der Holzdiebstahl im Masterholz ist durch die falsche Auskunft gedeckt worden. Die einzige Gefahr, der sich Friedrich ausgeliefert sieht, ist die Möglichkeit, dass der Priester ihm die Absolution im Beichtstuhl versagt. Dies wäre eine sehr schlimme Strafe für Friedrich, denn er hat von seiner Mutter das Gefühl christlicher Frömmigkeit erlernt. Er hat die Anspielung des Onkels – vielleicht nur mit dem höherstehenden Erzeuger angeben zu wollen und ihn, seinen Onkel, dabei beim Priester anzuschwärzen und den Holzfrevler zu verraten – genau verstanden und er bricht sein Beichtvorhaben aufgrund der familiären Abhängigkeit und der strukturellen Eingebundenheit in die heimatliche Dorfgemeinschaft ab. Er darf seine Familie nicht gefährden, weder die der Mutter noch die des Vaters; der Verlust käme einem Heimatverlust gleich. Damit er von der familiären Gemeinschaft nicht verstoßen wird, erlernt er, die innere Schande der äußeren vorzuziehen und wird auch in Zukunft schweigen. Der durch die Abhängigkeiten in der Dorfgemeinschaft geprägte Teil seines Gewissens hat den religiösen besiegt.

Für Friedrich ist es schwer, eine befriedigende Stellung innerhalb der Dorfgemeinschaft aufzubauen. Er befindet sich in einer starken Abhängigkeit zur Dorfgemeinschaft, denn nur in der Anerkennung durch die Gemeinschaft baut sich eine heimatliche Bindung zum Dorf unter mitmenschlich-sozialen Aspekten auf. Um in diese Gemeinschaft zu gehören, hält es nachts im Wald für die Blau-Kittel Wache, indem er, während er die Kühe hütet, aufmerksam die verschiedenen Waldpfade beobachtet. Bei Gefahr durch herannahende Ordnungskräfte stößt er einen langen gellenden Warnpfiff aus. Hülsmeier und Simon machen Geschäfte miteinander, sind wahrscheinlich Mitglieder der Blau-Kittel.

Der starke Fiktionalisierungsprozess im Text lässt offen, ob Friedrich den Juden Aaron ermordet hat.¹²⁴ Auch die genauen Umstände der zwei Todesfälle – Hermann Mergel und der Förster sind verstorben – werden im Text nicht eindeutig genannt. Es besteht auch die Möglichkeit, dass Hülsmeier den Förster, den Juden Aaron¹²⁵ und Hermann Mergel¹²⁶ ermordet hat. Durch Friedrichs Tod an der Judenbuche wird das Morden eines Blutsverwandten vergolten, denn [mit ihrer Regel *Aug um Auge, Zahn um Zahn!* fordert die Witwe des Juden Aaron] ... „Gerechtigkeit“¹²⁷ ... ein. Die zurückliegende Bluttat wird durch das Blut Friedrichs gerächt, in genau der Weise wie es die Inschrift in der Judenbuche fordert: „Die hebräische Schrift an dem Baume heißt: »Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir getan hast.«“¹²⁸

¹²² „Im Innersten der Person wirkt das Gewissen. Es gebietet zum gegebenen Zeitpunkt, das Gute zu tun und das Böse zu unterlassen. Es urteilt auch über die konkreten Entscheidungen, indem es den guten zustimmt, die schlechten missbilligt. Es bezeugt die Wahrheit im Hinblick auf das höchste Gut, auf Gott, von dem der Mensch angezogen wird und dessen Gebote er empfängt. Wenn er auf das Gewissen hört, kann der kluge Mensch die Stimme Gottes vernehmen, die darin spricht.“ Katechismus der katholischen Kirche, Z. 1777.

¹²³ Vgl. dazu Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 32, Z. 3-6.

Der Förster bedroht Friedrich und seine Mutter mit Gefängnisarrest.

¹²⁴ Vgl. dazu Wilhelm Gössmann: „Die Judenbuche“ – Eine Geschichte der Nicht-Heimkehr, 133.

¹²⁵ Es gab einen Streit zwischen Hülsmeier und Aaron. „»Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen.« – »Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeier ist ein ordentlicher, angesessener Mann, und die Juden sind alle Schelme.«“ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 18, Z. 11-16.

Friedrich hat von diesen Geschehnissen Kenntnis. Vielleicht wird der Jude nur deshalb erschlagen, weil er es wagt, sein Recht auf Bezahlung einzufordern und damit äußeres auf inneres Recht treffen lässt. Überspitzt formuliert läge der Mord dann im Heimatbewusstsein begründet, das nur alte Sitten und Gebräuche und das Gewohnheitsrecht in der heimatlichen Region berücksichtigt – einem Ehrenmord vergleichbar.

¹²⁶ Es ist unklar, ob Hermann eines gewaltsamen Todes starb oder er der *Brandweipest* zum Opfer fiel und im Wald erfor. Vgl. dazu Annette von Droste-Hülshoff: *Westphälische Schilderungen*, 79, Z. 17.

¹²⁷ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 46, Z. 31.

¹²⁸ Ebd. 62.

Die hebräische Inschrift und die Forderung *Aug um Auge, Zahn um Zahn!* sind Forderungen nach Vergeltung. „Hinter der Vergeltung steht der Zorn einer äußeren Gerechtigkeit: Wie du mir, so ich dir, meist noch gesteigert. Prinzipien wie Empörung oder Vorstellungen wie Blutrache wollen befriedigt sein.“¹²⁹ Bereits in der biblischen Tradition liegt die Vergeltung bei Gott. In der Bergpredigt wird „das Vergeltungsdenken radikal verurteilt“¹³⁰. Vergeltungsdenken kann überwunden werden. „Was tat dir mein unschuldig Blut!/Barmherzigkeit!“¹³¹; in ihrer Ballade *Die Vergeltung* wählt *Droste-Hülshoff* den Weg *Lessings*, der durch sein poetologisches Denken das Vergeltungsgesetz verändert, „indem er von poetischer Gerechtigkeit spricht“¹³² [im Sinne von *Poiesis*, das heißt geschaffener oder zu schaffender Gerechtigkeit]. *Droste-Hülshoff* erzeugt in der *Judenbuche* literarische Anschaulichkeit dieser Gedanken, indem sie den Heimkehrer Friedrich mit dem Vergeltungsgesetz konfrontiert.

Das Heimkehrer-Motiv findet sich bereits am Anfang der Erzählung:

Das Ländchen, dem es [das Dorf B.] angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte, und eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte¹³³.

Hier verweist *Droste-Hülshoff* auf *Homers Odyssee*, in der Odysseus erst nach zahlreichen Abenteuern und einer Irrfahrt heimkehren kann. Friedrich hat einen ähnlichen Lebenskampf mit seinem Schicksal bestehen müssen. Er lässt sich als Soldat anwerben, erreicht die ferne Türkei und gerät dort in Sklaverei. Odysseus stellt sich dem Kyklopen Polyphem als Niemand vor. *Droste-Hülshoff* stellt ihrer Hauptfigur Friedrich ... [Johannes Niemand zur Seite, ihm gibt sie die Namen *Zwilling* und *Schatten*]. Der Zurückkehrende schützt sich anfangs durch die Verwechslung mit Johannes Niemand. Am Ende der Erzählung wird Friedrich Mergel an einer Narbe, wie sie auch Odysseus gekennzeichnet hat, identifiziert, die im Text der *Judenbuche* vorher nirgends erwähnt worden ist.¹³⁴

Nach 28 Jahren kehrt Friedrich am 24. Dezember 1788 aus türkischer Gefangenschaft zurück in seine dörfliche Paderborner *Heimat*. Von den Menschen in seinem Heimatdorf B. wird er zunächst als Johannes erkannt. Der Gutsherr, der Friedrichs Leiche an einer Narbe identifiziert und seinen Tod als Freitod wertet, verkündet, dass es sich bei dem im Baum hängenden Toten um Friedrich Mergel handele. Die Dorfgemeinschaft hält Friedrich – auch während seiner Abwesenheit – nicht für den Mörder des Juden Aaron. Für Friedrich wäre die Schuldzuweisung von Verwandtschaft und Nachbarschaft aufgrund seiner niederen Stellung im Dorf plausibel gewesen.

Im Zusammenhang mit Holz- und Jagdfrevel trifft Friedrich Mergel nur eine Mitschuld an dem Tod des Försters Brandis. Brandis wird von den Blau-Kitteln, die vielleicht Hülsmeier anführt, im Brederholz ermordet. Ist Mitschuld gleichzusetzen mit Schuld? Wenn dies der Fall ist, dann trägt Friedrich Schuld an dem Tod des Försters. Später wird der Sohn des ermordeten Försters Brandis Friedrich tot in der *Judenbuche* auffinden.

Ein Motiv für den Mord am Juden Aaron hat Friedrich: verletztes Ehrgefühl. Auf einer Hochzeitsfeierlichkeit, einem wichtigen gesellschaftlichen Ereignis, bei dem die gesamte Dorfgemeinschaft feiernd zugegen ist, hat Aaron bei Friedrich öffentlich die ausstehende Schuld von 10 Talern für eine silberne Uhr eingefordert. „Wilm Hülsmeier, Friedrichs Nebenbuhler“¹³⁵, triumphiert. Brautwerbung liegt nun, aufgrund dieser finanziellen Bloßstellung, außerhalb der Möglichkeiten Friedrichs.

¹²⁹ Wilhelm Gössmann: Heine beim Wort genommen. Vergeltung, 227-228. In: Heine-Jahrbuch 2002, 227.

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ *Die Vergeltung*, 252-255. In: Annette von Droste-Hülshoff: Sämtliche Werke. Bd. I, 255.

¹³² Wilhelm Gössmann: Heine beim Wort genommen. Vergeltung, 227-228. In: Heine-Jahrbuch 2002, 228.

¹³³ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 11, Z. 21-26.

¹³⁴ Vgl. dazu Claudia Liebrand: Odysseus auf dem Dorfe. Genre, Topographie und Intertextualität in Droste-Hülshoffs *Judenbuche*, 145-162. In: Droste-Jahrbuch Nr. 7. *Raum. Ort. Topographien der Annette von Droste-Hülshoff*. Herausgegeben von Jochen Grywatsch, 153-156.

¹³⁵ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 44, Z. 14.

In einem Brief an ihre Schwester Jenny von *Laßberg* schreibt *Droste-Hülshoff* am 12. März 1840 in Bezug auf die *Judenbuche*: „ich habe jetzt eine Erzählung fertig, von dem Burschen im Paderbörnischen, der den Juden erschlug“.¹³⁶ Im Brief erwähnt sie leider nicht, welche Burschen-Figur aus dem Paderbornischen den Juden erschlägt. Auch Johannes, der als Schatten fungiert und als jüngerer Zwillingsbruder die Schattenseiten Friedrichs verkörpert, kann der Mörder sein. Wilm Hülsmeier kann aus Eifersucht gemordet haben, um dem Rivalen eine Schuld anzuhängen, die ihn aus seinem Heimatdorf vertreibt. Johannes Niemand und Friedrich Mergel fliehen gemeinsam. Der Grund, aus welchem die Flucht angetreten wird und Friedrich seine *Heimat* verlässt, wird nicht genannt. Das Fluchtmotiv bei Friedrich muss keine Mordtat sein.

Heißt es nicht: der Böse läuft vor seinem eigenen Schatten? Mergels Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken.¹³⁷

Schulden, die verlorene Ehre und eine Verstrickung in den Holzfrevel sind ausreichende Gründe für das plötzliche Verlassen der *lokalen Heimat*. Aufgrund der gesellschaftlichen Blamage auf der Hochzeitsfeier ist es wahrscheinlich, dass er in seiner heimatlichen Umgebung keine Braut für sich finden wird. Das Soldatenleben bietet für mittellose junge Männer eine Zukunftsperspektive, die Friedrich als letzte Möglichkeit ergreifen kann.

Bei seiner Rückkehr ist es das Haus der Familie Hülsmeier, an dessen Tür Friedrich zum Einlass klopft. „Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln ... Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf.“ „An mehreren Häusern keuchte er vorüber, dann stand er vor einem still und pochte leise an.“¹³⁸

Im Moment der Heimkehr – nach langem und entbehrungsreichem Aufenthalt in fremden Ländern, im Exil – ist Friedrich mit seinem Schatten Johannes versöhnt. Er bricht in Tränen aus als im Weihnachtslied über das Kind der Jungfrau gesungen wird. Im Augenblick der Weihnacht ist er dieses Kind! Zum ersten Mal werden – zwar nur im Liedtext – die Umstände der Geburt genannt. Nicht-Sagbares, das Geheimnis von Friedrich, liegt in den gesungenen Worten des Weihnachtsliedes verborgen. Friedrichs Rückkehr ist eine Heimkehr im Gefühl des Heiligen Abends, der „wie dies in katholischen Ländern Sitte ist“¹³⁹, kniend im Gebet erwartet wird. Am christlichen Weihnachtsabend tritt er ein in das Haus der Familie Hülsmeier [ihm wird hohe Aufmerksamkeit entgegengebracht,] – es ist die Aufnahme in die natürliche Familie väterlicherseits [, die ihm an diesem hohen Feiertage zuteil wird]. Die Familie Hülsmeier erkennt in Friedrich das Spiegelbild Johannes Niemand und Friedrich bestätigt, „daß er derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel entflohen“¹⁴⁰ war. Als alter Mann kehrt der *verlorene Sohn* heim ins Haus der Familie des verstorbenen leiblichen Vaters.

Die dauerhafte Heimkehr, über den eigenen Tod hinaus, wäre für Friedrich der Platz auf dem christlichen Friedhof gewesen; „ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?“¹⁴¹

Das familiäre Schicksal Friedrichs ist es aber, das ältere religiöse Recht auf Gerechtigkeit, das von der Witwe des Juden Aaron eingeforderte Vergeltungsrecht, zu erfüllen. Die Forderung lautet *Blut für Blut* [und *Leben für Leben*]. Mit seinem Tod sühnt Friedrich die Schuld, die auf seiner Familie lastet. Einem christlichen Wertekanon wird er damit nicht gerecht, er bleibt im Wertesystem eines älteren Rechts gefangen. Das ältere Recht schiebt sich zwischen ihn und eine unbelastete Heimkehr.

Droste-Hülshoff lässt in der *Judenbuche* offen, ob Friedrich Selbstmord begangen hat. Ew. Gnaden Herr von S. lässt die Leiche auf dem Schindanger verscharren¹⁴², dem letzten Ruheort für

¹³⁶ Zitiert nach Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. I, 779.

¹³⁷ Annette von Droste-Hülshoff: *Die Judenbuche*, 52, Z. 12-14.

¹³⁸ Ebd. 52-53, Z. 29-35 und Z. 25-26.

¹³⁹ Ebd. 52, Z. 33.

¹⁴⁰ Ebd. 54, Z. 16-17.

¹⁴¹ Ebd. 57, Z. 24-27.

¹⁴² Auf dem Schindanger wird auch Jud Süß beigesetzt.

Selbstmörder. Interessant ist in Bezug auf das Ende der *Judenbuche* der Schluss des *Algierer-Sklaven*¹⁴³, der ihr bekannt gewesen ist:

So hat der Mensch 17 Jahre ungebeugt und ohne Verzweiflung die härteste Sklaverei des Leibes und Geistes ertragen, aber die Freiheit und volle Straflosigkeit hat er nicht ertragen dürfen. Er mußte sein Schicksal erfüllen, und weil Blut für Blut, Leben für Leben eingesetzt ist, ihn aber menschliches Gesetz nicht mehr erreichte, hat er, nachdem er lange Jahre fern umher geschweift, wieder durch des Geschicks geheimnißvolle Gewalt zu dem Kreis, Ort und Boden des Verbrechens zurückgebannt, dort *sich selbst* Gerechtigkeit geübt.¹⁴⁴

Der Schluss der *Judenbuche* muss als desillusionierende Form der Inspektion – dem beliebten literarischen Stilmittel *Droste-Hülshoffs* – verstanden werden. Am Ende der *Judenbuche* steht das Fazit, dass unterschiedliche und gegenläufige Rechtsauffassungen oder Überzeugungen nicht miteinander vereinbar sind. *Droste-Hülshoff* möchte mit dem poetischen Ende ihrer Erzählung nicht auf einen Absolutheitsanspruch des Christentums verweisen. Vielmehr sieht sie im jüdischen Verlangen nach Vergeltung eine Annäherung an älteres Recht. Die hebräische Inschrift ist ein von ihr geschriebener Spruch, den sie in hebräische Sprache hat umwandeln lassen. In der Erzählung wirkt er wie die Formel einer Besprechung und so lässt sich daraus auch schließen, dass es die Magie des Landes ist, die Friedrich Mergel unausweichlich in die *Judenbuche* zieht, den Ort, wo die Erfüllung eines älteren Rechtsempfindens angestrebt wird. Im Paderborner Land der *Judenbuche* konkurrieren Glaube und Aberglaube unaufhörlich miteinander. In der Erzählung lässt *Droste-Hülshoff* beides als Anknüpfungspunkt für das Heimatgefühl der Menschen in Westfalen in einem ausgeglichenen Nebeneinander bestehen. Als literarische Figur ist Friedrich Mergel in den Kulturschatz Westfalens eingegangen und es ist in Anbetracht der besonderen Aufgeschlossenheit der Menschen im ländlichen Westfalen nicht auszuschließen, dass er als Gespenst oder als Fantasieprodukt auch in der Ahnung des einen oder anderen Vorkiekers/der einen oder anderen Vorkiekerin gegenwärtig bleibt. *Droste-Hülshoff* verweist in der *Judenbuche* auf die Magie des Landes und die Fantasiebegabung der Menschen, die für sie mit zu den Eigentümlichkeiten des ländlichen Westfalens gehören.

Heimgekehrt ist Friedrich nur in die dörfliche Gemeinschaft des Dorfes B., bestehend aus noch lebenden Verwandten und Nachbarn, sowie in die ihm vertraute ländliche Umgebung seiner Kindheit und Jugend. In der Dorfgemeinschaft weist der Graf ihm einen neuen und veränderten Platz in der dörflichen Hierarchie zu. Friedrich erledigt kleinere Botengänge für den Grafen und erhält dafür sein Gnadensbrot und einen Schlafplatz im Dorf. Das Dorf hat sich im Wandel der Zeit verändert, aber die heimatliche Natur bleibt Friedrich vertraut. Eine religiöse Heimkehr in die dörfliche Gemeinschaft mit einem Grab auf dem christlichen Friedhof, wo verstorbene Familienmitglieder und frühere Nachbarn ruhen, wird ihm vom Grafen aber verwehrt. Der ersehnte *Heimat* stiftende Ort auf dem christlichen Friedhof, an dem er sich seiner Mutter hätte nahe fühlen können, bleibt unbesetzt. Gräber sind die Orte der Erinnerung an Verstorbene. Die Mutter hat ihm zu Lebzeiten das religiöse Gefühl gelehrt. Dieses *Heimat* erzeugende Gefühl ist das einzige Vermächtnis, mit dem er die Mutter in Erinnerung halten kann.

Im Augenblick des Todes ist Friedrich Mergel wieder ein entzweigerissenes und verkrümmtes Wesen – ein heimgekehrter Nichtheimkehrer. Christliches Seelenheil bleibt ihm verwehrt."¹⁴⁵

¹⁴³ Die Geschichte des Algierer-Sklaven, geschrieben von Drostes Onkel August von *Haxthausen*, erscheint 1818 in der *Wünschelrute*. *Wünschelrute* Nr. 11-15, 5.-19.2.1818. Vgl. dazu Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*, Bd. II, 778.

¹⁴⁴ Annette von Droste-Hülshoff: *Sämtliche Werke*. Bd. II, 799, Z. 17-26.

¹⁴⁵ Jutta Biedebach: *Heimatbewusstsein in der Literatur: Annette von Droste-Hülshoff, Friedrich Wilhelm Weber, Christine Koch*, 14-29.

B Dreizehnlinden – Webers Heideblumen

Wonnig ist's, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen. (W:D, 7)

I Geistige Heimat in der Religion. Auf christlichem Weg – Prolog zu *Dreizehnlinden*

Friedrich Wilhelm Webers *Dreizehnlinden* ist ein religionskritisches Versepos. „Mit mehr als 200 Auflagen“ gehört es im späten 19. Jahrhundert „zu den Hausbüchern des deutschen Bürgertums“. ¹⁴⁶ Es zählt „zu den erfolgreichsten deutschen Büchern des vergangenen Jahrhunderts und ist neben der *Judenbuche* der Annette von Droste-Hülshoff noch immer der populärste Text westfälischer Literatur.“ ¹⁴⁷

Ende des 19. Jahrhunderts nutzt Friedrich Wilhelm Weber (*1813 Alhausen, †1894 Nieheim bei Höxter) die helle dichterische Form des deutschen Romanzenverses für sein traurig-heiteres Westfalenlied, verleiht ihm durch die Verswahl volksliedartigen Charakter. Sein historisches Versepos besteht aus 25 Gesängen in vierfüßigen Trochäen. Bewusst wählt Weber die trochäische Taktreihe, die dem charakteristischen Klang des Neuhochdeutschen gefällig ist. ¹⁴⁸ Sein Epos wird zu einer Kathedrale aus Worten, in ihr und mit ihr kann die Leserschaft *geistige Heimat* in der Religion erfahren. Weber ist in seiner Dichtung Vertreter eines aufgeklärten Christentums, folgt der Tradition Lessings, greift in *Dreizehnlinden* auf die Toleranzidee der Aufklärung zurück. Das tragende Thema der *geistigen Heimat* wird bereits in der ersten Liedstrophe herausgestellt:

Wonnig ist's, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen. (W:D, 7)

Weber beginnt den Prolog mit einer Aussage, die in einer ethisch-religiös-christlichen Lebensanschauung im Sinne Sören Kierkegaards als allgemeingültig anerkannt werden kann. Er sichert sich so die Zustimmung einer Leserschaft, die in dieser Weltsicht beheimatet ist. Der Mensch ist dazu bestimmt, in der von Gott geschaffenen Welt, seinen Weg zu finden und ihn mit wachen Sinnen zu gehen. Es ist jener Weg, der den Menschen in seine *christliche Heimat*, die *geistige Heimat* ist, führt. Allein die göttliche Gnade macht aus dem Menschen einen Wanderer und lässt ihn Gottes Garten durchschweifen.

Webers literarische Wortwahl *Schweifen* regt gedankliche Verknüpfungen mit dem englischen Ausdruck *sauntering* – (*Hinaus-*) *Schlendern* ¹⁴⁹ – an, den Henry David Thoreau in seinem im Mai 1862 erschienenen Essay *Walking* wählt und den Pilger/die Pilgerin ins Heilige Land darin als

¹⁴⁶ Vgl. hierzu *Dreizehnlinden* in: Walter Jens (Hrsg.): Kindlers neues Literatur-Lexikon. Studienausgabe. Bd. 17, 448.

¹⁴⁷ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 9.

¹⁴⁸ Wilhelm Gössmann vertritt die Auffassung, „daß Weber die Strophenform und den Strophenklang aus Heines *Atta Troll* [Heines letztes freies Waldlied der Romantik] übernommen hat.“ Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung. Westfalen - Rheinland - Oberschlesien und darüber hinaus, 51.

Johannes Heinemann betont das Charakteristische der Versform in *Dreizehnlinden* und hebt dabei Nachfolgendes hervor: „Die Dreizehnlindenstrophe ist Muster geworden. ... sie stellt eine glückliche Verbindung altdeutscher Stabreime mit zeitentsprechendem Reim und Versbau dar ... Die Dreizehnlindenstrophe besteht aus vier vierfüßigen Trochäen (Hebung und Senkung) mit reich eingestreuten Stabreimen und Assonanzen. Sie ist eigentlich weniger die Form der erzählenden Dichtung, des Epos, aber ganz ausgezeichnet zur Spruchdichtung, wie denn überhaupt Webers Wesen bei aller Frische der Beobachtung sehr zum Beschaulichen neigt.“ Johannes Heinemann: Friedrich Wilhelm Weber im Urteil Peter Hilles, 231-235. In: Friedrich Wilhelm Weber. Arzt – Politiker – Dichter. Herausgegeben von der Friedrich-Wilhelm-Weber-Gesellschaft e.V. aus Anlaß des 100. Todesjahres des Dichters, 234-235.

¹⁴⁹ *To saunter along* kann mit *herumschlendern* übersetzt werden. Vgl. dazu Pons Grosswörterbuch Englisch, 963.

„Saunterer“¹⁵⁰ benennt. Zur Kunst des Gehens, des Pilgerns, die nicht in die Richtung des Müßiggängertums führt, schreibt *Thoreau* in *Walking*:

I have met with but one or two persons in the course of my life who understood the art of Walking, that is, of taking walks, – who had a genius, so to speak, for *sauntering*, which word is beautifully derived „from idle people who roved about the country, in the Middle Ages, and asked charity, under pretense of going *à la Sainte Terre*,“ to the Holy Land, till the children exclaimed, „There goes a *Sainte-Terrer*,“ a Saunterer, – a Holy-Lander. ... Some, however, would derive the word from *sans terre*, without land or a home, which, therefore, in the good sense, will mean, having no particular home, but equally at home everywhere. For this is the secret of successful sauntering. ... It comes only by the grace of God.¹⁵¹

Thoreau, dessen amerikanisches Heimatverständnis stellenweise durchaus mit dem weltbürgerlichen *Webers* vergleichbar ist, formuliert die Bedingung menschlicher Wanderschaft: „It requires a direct dispensation from Heaven to become a walker.“¹⁵² Auf die weitere Ausführung der christlichen Wanderschemata *Thoreaus* – „You must be born into the family of the Walkers.“¹⁵³ – reagiert *Weber* mit seiner für *Dreizehnlinden* gewählten Programmatik noch ablehnend, erst im *Goliath* wird er diesem Konzept zustimmen. „Die Gnade ist uns gegeben, damit wir heimkehren zu uns selbst.“¹⁵⁴ Die Taufe kann jedem Erdenbürger/jeder Erdenbürgerin zuteilwerden. Für *Weber* stellt die bewusst gewählte Assimilation einen positiven Zielpunkt im gesellschaftlichen Miteinander dar.¹⁵⁵ Im christlichen Zusammenleben sieht er das hohe, erstrebenswerte Gesellschaftsideal, welches für ihn auch im 19. Jahrhundert die positive und bindende Kraft nicht verloren hat. Das Christentum, das er in *Dreizehnlinden* beschreibt, ist das keltische Christentum. Im keltischen Christentum wird betont, „dass Gott unerkennbar ist, jenseits des Denkens. Gott ist tiefer selbst als Bilder.“¹⁵⁶ Aber Gott steht hinter der Wirklichkeit dieser Welt. In der Natur – im *Buch der Natur* – kann der Mensch seiner Bestimmung und seinem Ziel entgegen wandern – Gott in der Schöpfung ‚lesen‘, sinnlich erfahren. Gottes Unendlichkeit und seine Kraft werden für den Menschen wahrnehmbar in den göttlichen Schöpfungswerken.¹⁵⁷

Obwohl wir Gott nicht ››erkennen‹‹ können, können wir Gott erfahren und erneuert werden in der Erfahrung unseres Geistes.¹⁵⁸

Vor allem diese Erfahrung – als eine Annäherung an die Transzendenz Gottes¹⁵⁹, die alle menschlichen Begriffe an sich übersteigt – ist es, die *Weber* seiner Leserschaft durch *Dreizehnlinden*

¹⁵⁰ Henry David Thoreau: *Walking* (1862), 49-74. In: Henry David Thoreau: *Civil Disobedience and Other Essays*, 49.

¹⁵¹ Ebd. 49-50.

„Ich bin in meinem Leben nur ein oder zwei Menschen begegnet, welche sich auf die Kunst des Gehens verstanden, die sozusagen eine Begabung für das Schlendern besaßen, ein Wort, dessen englische Form *sauntering* sich in schöner Weise ableitet ››von den Müßiggängern, die im Mittelalter durch die Lande zogen und unter dem Vorwand ‚à la Sainte Terre, ins Heilige Land zu ziehen, um Almosen baten‹‹, bis die Kinder bei ihrem Anblick riefen: ››Da kommt ein *Sainte-Terrer*‹‹, ein *Saunterer*, ein Pilger auf dem Weg ins Heilige Land. ... Manche freilich leiten das Wort von *sans terre* ab, ohne Land oder Zuhause, was im guten Sinne hieße, zwar kein konkretes Zuhause zu besitzen, dafür aber überall zu Hause zu sein. Dies ist nämlich das Geheimnis des erfolgreichen Pilgerns. Dies alles schenkt allein die Gnade Gottes.“ Deutsche Übersetzung nach: Henry David Thoreau: *Vom Glück, durch die Natur zu gehen*. Aus dem amerikanischen Englisch von Meike Breikreutz, 7-10. (Kursive Schreibweise im Zitat.)

¹⁵² Ebd.

¹⁵³ Ebd.

¹⁵⁴ Philip Newell: *Mit einem Fuss im Paradies*. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 81.

¹⁵⁵ Dies ist meines Erachtens ein wichtiger Aspekt in *Webers* Weltbild, der eine Ursache für seinen großen Erfolg in der amerikanischen Leserschaft darstellt. *Weber* wählt als Gegenbegriff zur Heimat nicht die Fremde sondern die Heimatlosigkeit. Dies ist der zweite wichtige Aspekt, der ihn dem amerikanischen Verständnis von *Heimat* nahebringt. Viele Amerikaner/innen gehen den Weg der Assimilation konsequent, sehen sich – vielfach noch in heutiger Zeit – verwurzelt mit einem Christentum, das in den vergangenen Jahrhunderten auf dem alten europäischen Kontinent gelebt worden ist.

¹⁵⁶ Philip Newell: *Mit einem Fuss im Paradies*, 20.

¹⁵⁷ Vgl. dazu den Bibel-Psalms 104.

¹⁵⁸ Philip Newell: *Mit einem Fuss im Paradies*, 20.

¹⁵⁹ Der Versuch, die Transzendenz Gottes im Text durchscheinen zu lassen, ähnelt im Ansatz dem Verständnis einer „Philosophie, die sich den Grenzen ihrer Sagbarkeit bewußt“ ist. „Die Ästhetik wird hier (in der romantischen Ironie) zum Maß der Metaphysik.“ Ivo Braak: *Poetik in Stichworten: Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe*, 193.

nahebringen möchte. Hier ist die starke literarische Verwandtschaft mit *Droste-Hülshoff*, seiner literarischen Vorläuferin aus der Region Westfalen, erkennbar. *Droste-Hülshoff* sieht Gott mit dem Herzen, weiß um das Gutsein unseres tiefsten Verlangens, „das Gott im Herzgrund unseres Lebens gepflanzt hat“¹⁶⁰. Die Wünsche nach Wohlsein, Liebe und Neuanfang gehören zu den menschlichen Grundbedürfnissen. Annette von *Droste-Hülshoff*, Friedrich Wilhelm *Weber* und Peter *Hille* machen diese Wünsche zu Themen ihrer Literatur. *Weber* ist gewillt mittels seines künstlerischen Gestaltungstriebes die Unendlichkeit – beziehungsweise die Ewigkeit – Gottes für die Leserschaft in seiner Schreibkunst durchscheinen zu lassen, die Transparenz Gottes in seiner Dichtung zumindest anzudeuten. Seine literarische Wahrheit orientiert sich an der theologischen Glaubenslehre, weicht in manchen Punkten den Menschen zuliebe aber auch signifikant von ihr ab. Auch die Religion darf ein Dichter/eine Dichterin zur Diskussion stellen.¹⁶¹ Dem großen Glaubenslehrer Aurelius *Augustinus*, der die Auffassung vertritt, dass „Heil und Seligkeit [erst] in der jenseitigen Welt zu erwarten sei[en]“¹⁶², folgt *Weber* in *Dreizehnlinden* nicht. Auch *Senecas* Begriff der *eudämonia* passt nicht in *Webers* christliches Glückskonzept, denn *Senecas* Weg zum Glück beinhaltet die zunehmende Vergöttlichung des Menschen.¹⁶³ Für *Weber* ist Glück bereits während des irdischen Lebens erfahrbar und ein wichtiger Aspekt des christlichen Wegs. „Das Augenblicksglück hat eine religiöse Dimension, insofern sich im Glück des Augenblicks eine Erfahrung von Sinn einstellt, »die das übersteigt, was der Mensch selbst an Sinn »machen« kann. Das Glück des Augenblicks erweist sich darin als eine Erfahrung von Transzendenz«¹⁶⁴, ist göttliches Gnadenhandeln.

Für Friedrich (Daniel Ernst) *Schleiermacher* ist es dem Menschen möglich, sich selbst zu transzendieren und „»mitten in der Endlichkeit Eins [zu] werden mit dem Unendlichen«“.¹⁶⁵ Diese Unendlichkeitserfahrung wird dem Menschen im Naturerlebnis zuteil. Der Mensch kann „im Wandern [durch die Natur] ... die Nähe des Göttlichen erleben und im Blick auf das Unbedingte sich vertiefen“.¹⁶⁶

„Der Gedanke, daß das Menschenleben auf Erden nur eine Pilgerschaft sei, findet sich schon im AT“.¹⁶⁷ Der Mensch pilgert dem ewigen Himmelreich und der Glückseligkeit entgegen und darf auf Erden Glück als Zeichen göttlicher Gnade erfahren. „Leben ist eine Pilgerreise, die uns weiter in das Bewusstsein führt – durch Freude und durch Leiden.“¹⁶⁸ „Alles Geschaffene befindet sich auf dieser Pilgerreise nach Hause.“¹⁶⁹ Das Bild des Pilgers/der Pilgerin entlehnt *Weber* nicht nur dem Christentum, sondern auch der Literatur des Mittelalters, von der er sich bereits als junger Mann sehr stark in seinem Schreiben hat beeinflussen lassen.¹⁷⁰

¹⁶⁰ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies, 21.

¹⁶¹ Christliche Glaubensinhalte stellt *Weber* dabei nicht infrage. „Über Glaubensinhalte läßt sich niemals diskutieren, und es kann entsprechend niemals die Forderung nach der Justifikation und Verifikation gestellt werden.“ Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 83.

¹⁶² Heinrich Bedford-Strohm (Hrsg.): Glück-Seligkeit. Theologische Rede vom Glück in einer bedrohten Welt, 69.

¹⁶³ Vgl. ebd. 70. Peter *Hille* wird auf diesen philosophischen Ansatz zurückgreifen.

¹⁶⁴ Ebd. 60.

¹⁶⁵ Ebd.

¹⁶⁶ Karen Joisten: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 89.

¹⁶⁷ Stichwort *Pilger* in: Edmund Kalt: Biblisches Reallexikon. Bd. 2, Sp. 385.

¹⁶⁸ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies, 108.

¹⁶⁹ Ebd.

¹⁷⁰ Vgl. dazu Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 80.

Speyer, die *Weber* als Heimatdichter unter romantischem Einfluss in großer Nähe zur Volkspoesie und mittelalterlichen Dichtung sieht, schreibt aus der Sicht ihrer Zeit (Anfang des 20. Jhs.) über *Webers* literarisches Heimatverständnis:

„Seine ernstesten Studien im Gebiete der deutschen Altertumswissenschaft haben ... sein Schaffen so stark beeinflusst, daß man mit demselben Rechte sagen kann, seine Dichtung wachse aus der Germanistik heraus, als sie werde ganz von der Heimatliebe beherrscht, was ja im Grunde innig zusammenhängt. [Sie fügt – unter einem starken Einfluss des politischen Zeitgeschehens – hinzu:] Das was *Weber* zur germanistischen Vorzeit zieht, ist ja nichts anders als das starke Heimat- und Rassenbewußtsein.“ *Speyer* erkennt in *Weber* den christlichen Denker, bewertet Volkstümliches aber höher: „Das Heimatgefühl hat sein religiöses Empfinden ganz eigentümlich gestaltet, es hat seine Geistesrichtung zur Geschichte, zur Germanistik gezogen, ihm das Volk und alles Volkstümliche, den reichen Schatz an heimischen Sagen und Märchen lieb gemacht“.¹⁷¹ Ebd. 74 u. 71.

Der Begriff *Rasse* „war im 19. Jh. ein verbreiteter Topos in den biologischen und anthropologischen Wissenschaften wie auch in den Geisteswissenschaften, nicht zuletzt aber im politischen Diskurs der Zeit, bereits mit den in ihm dominierenden nationalistischen Anklängen.“ Henning Ottmann (Hrsg.): Nietzsche-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 304.

Indem *Weber* in seinem Lied von Dreizehnlinden der Leserschaft die Möglichkeit bietet, Identität in einer *christlichen Heimat* zu entdecken, gehen seine fiktionalen Verse über das Vergnügen reiner Unterhaltung hinaus. Er sieht die Welt nicht einseitig, sondern bleibt in der Beschreibung vielschichtig. Seine große literarische Unternehmung ist es, in *Dreizehnlinden* fiktives geschichtliches Geschehen im frühmittelalterlichen Ostwestfalen als Heilsgeschichte zu erzählen und gleichzeitig darin jene Haltung literarisch zu vermitteln, die nach seinem Empfinden das Heimatbewusstsein der Region auch im 19. Jahrhundert bestimmt.

Es geht darum, die Lebensgeschichten, in aller Alltäglichkeit, als Orte der Offenbarung Gottes zu entdecken. Jeder Mensch hat seine einmalige Geschichte mit Gott und dies ist Teil der großen Heilsgeschichte Gottes. Dabei sind Lebensgeschichten immer Begegnungsgeschichten.¹⁷¹

Gut und Böse begegnen dem Menschen auf seinem steinigen Pfad durch die Welt. Beides muss er voneinander unterscheiden können und niemals darf er an der Erkenntnis verzweifeln, dass beide Seiten ursprünglich in ihm veranlagt sind. Die Handhabe dieser entgegengesetzten Pole stellt eine der schwierigsten Herausforderungen im menschlichen Leben dar und ihr Spannungsfeld baut sich in unterschiedlichen Formen und Inhalten auf. *Weber* steht sein künstlerischer Sinn danach, in *Dreizehnlinden* die Vielschichtigkeit der menschlichen Wirklichkeit – die Dialektik von Gut und Böse – herauszuarbeiten. *Webers* ästhetische Theorie erschließt sich aus dem Ideengehalt und der inneren Form seines Epos. Den christlichen Weg einzuschlagen und von ihm nicht abzuweichen erfordert die stetige Willenskraft, auf den Kreuzwegen des Lebens stets den zum Guten zu wählen. Dem Menschen wird ein tätiges Streben abverlangt. Als Wanderer/als Wanderin ist der Mensch immer in Bewegung. Die Mobilität des Menschen zählt zu seinen grundlegenden anthropologischen Merkmalen. Bereits die Suche nach dem vermeintlich richtigen Weg ist ein beschwerlicher Prozess menschlicher Verstandesarbeit, die durch nachfolgendes emotionales Wohlbefinden zwar belohnt werden kann, aber sich nicht durchgehend wonnig gestaltet wie in den frühlinghaften Tagen der Jugend. Auch die Erfahrung andauernder mühseliger Arbeit, die die christliche Wanderung dem Menschen abverlangt, vermag *Weber* in *Dreizehnlinden* zu vermitteln. Seine Vorgehensweise als Dichter ist dabei sehr behutsam – fast freundlich überredend. *Weber* möchte es seiner Leserschaft mittels einer durchgehend lebensbejahenden Weltsicht erleichtern, den christlichen Weg auszuwählen. Die Grausamkeiten des Lebens verbergen sich dabei gerne in einfachen Versen. Sie sind als Volkspoesie bereits in das kollektive Gedächtnis der Region eingegangen. *Weber* kriecht mit seinem Versepos ein neues Westfalenlied.¹⁷²

Speyer ordnet zum Zeitpunkt ihres Schreibens (1910) das Heimatbewusstsein einem *Rassenbewusstsein* unter, welches in heutiger Begrifflichkeit als *Blutbewusstsein* verstanden werden muss.

Weber verfügt über ein ausgeprägtes Heimatbewusstsein, dem sich ein großes Geschichtsbewusstsein unterordnet. Dieses und seine intellektuelle Hinwendung zur *geistigen Heimat im Christentum* haben erfolgreich verhindert, dass sich in seinem Denken gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein Blutbewusstsein hat entwickeln können. Sein Interesse an der alten Welt der Sachsen und ihrer Mythologie liegt für ihn vor allem im Bereich der Ästhetik begründet. Er schreibt in versöhnlicher, völkerverbindender Absicht. Vor seinem geistigen Auge sieht er friedlich eine große christliche Völkergemeinschaft entstehen. *Weber* kann und muss als Heimatdichter gesehen werden, der Begriff *Heimatdichter* darf bei ihm aber nicht eng, im Regionalen verbleibend, gefasst werden. Er muss sich erweitern, auch das Schreiben über die *geistige Heimat* des Menschen miteinbeziehen. Vielleicht sollte man dem Vorschlag Winfried *Freunds* folgen und bei *Weber* auf das Attribut *westfälisch* verzichten. *Freund* schreibt: „Behutsam sollte man bei der Annäherung an das Werk mit dem Attribut „westfälisch“ umgehen, um *Weber* nicht wieder von vornherein ins bloß Heimatliche abzurängen [womit er die *regionale Heimat* meint], aus dem er erst herauszuführen ist.“ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 31.

¹⁷¹ Margit Eckholt/Sabine Pemsel-Maier (Hrsg.): Räume der Gnade. Interkulturelle Perspektiven auf die christliche Erlösungsbotschaft, 13.

¹⁷² Franz *Schüppen* schreibt zum Volkslied in Bezug auf *Weber*: „Volksliedthemen – Trennung, Scheiden, Meiden, Liebeslust und -leid, früher Tod – gehörten ... in *Webers* Repertoire, Volkslied als Form konnte als Mittel verwendet werden, dunkle Erkenntnisse und dunkle Vorgänge zu beschreiben. In einfacher Form fröhlich war auch „Des Knaben Wunderhorn“ nicht. Mit schlichter Vers- und einfacher Reimform werden die Gegenstände aber in einen „regelrechten“ Zusammenhang eingebettet, so daß die üblicherweise bereitliegende Lösung immer am Horizont erscheint.“ Franz *Schüppen*: Friedrich Wilhelm Weber. Leben und Werk, 54.

Dreizehnlinden ist natürlich kein ‚echtes‘ Volkslied; der Dichter spielt in seinem Lied zu Dreizehnlinden nur mit den charakteristischen volksliedartigen Zügen. Nur irrtümlich wurde die Lieddichtung im Übergang zur Neuzeit von der Romantik als volkstümlich interpretiert. Aber auch *Weber* nutzt diese romantische Deutung und startet den literarischen

Sind es auch die alten Töne,
Die bekannten, längst vertrauten,
Doch die Bleicherinnen lauschen
Gern den süßen, lieben Lauten. (W:D, 7)

Heiter tönen *Webers* Liedstrophen. Heiteres und Gelassenes kann entstehen aus der unmittelbaren Anschauung und der literarischen Schilderung facettenreicher – *nicht* bedrohlicher – Natur. Die Beschreibung anmutender Naturphänomene geht im Lied mit den heiter stimmenden Versen eine gefällige Verbindung ein. Veranschaulicht wird die harmonische Verbindung zwischen den beiden räumlichen Bereichen des Himmels und der Erde.

Oben ziehn die weißen Wolken,
Unten gehn die blauen Bäche,
Schön in neuen Kleidern prangen
Waldeshöh' und Wiesenfläche. (W:D, 7)

Als Vorlage der Naturschilderungen in *Dreizehnlinden* dient *Webers* Heimatregion Südostwestfalen. Die dort vorherrschende Kulturlandschaft ist für ihn wesentlich, erfüllt ihm die Aufgabe, Schreibimpuls regionaler Erfahrung zu sein.¹⁷³ Der Dichter schreibt eigenhändig:

Schauplatz [des Lieds von Dreizehnlinden] ist der Nethegau, der den nördlichen Teil des jetzigen [1878] Kreises Warburg und den Kreis Höxter, mit Ausnahme der zum Wetigau gehörigen Ämter Nieheim und Steinheim, mithin etwa das Flußgebiet der Nethe, umfaßte.¹⁷⁴

Weber leiht der Natur und ihren Fabelgestalten seine Dichterstimme, rückt dabei in eine stilistische Nähe mit der Romantik. Er erfüllt Friedrich *Schlegels* Forderung nach der neuen Mythologie für die romantische Dichtung, denn auch *Weber* „entzaubert[e]“ in seinen Versen eine ganze Welt; „eine ganze schlafende Welt ... Riesen und Zwerge, Nixen und Kobolde und Elfen, Wald und Berg bekamen eine Seele, die Tiere des Waldes begannen wieder wie in der Urzeit zu reden, das Wunder war erwacht.“¹⁷⁵

Was die Linde mir erzählte,
Was der Eichenwipfel rauschte,
... Was die muntern Bäche schwatzten
Hastig im Bergunterrennen,
... Was die Zwerge mir vertrauten,
... Was auf mondbeglänzt'm Anger
Ich die Elben lispeln hörte; (W:D, 8-9)

ist literarisch geeignet, die Leserschaft poetisch zu stimmen und hinsichtlich einer Wanderung durch die Natur anzuregen. Die eigene Mythologie als fester Bestandteil des dichterischen Kulturgutes Westfalens wird hier zu einem guten Teil dem christlichen Dienst unterstellt. Geschickt kombiniert *Weber* in seiner fiktiven Welt spezifische Elemente des Keltentums mit christlichem Kulturgut und christlichem Denken. Was theologisch einer schweren Sünde gleichkommt, wird vom Dichter genutzt, um das „magische Bewußtsein, das aus dem starken Gefühl der Übereinstimmung und des Verwachsenseins des Menschen mit der ihm umgebenden Natur erwächst“¹⁷⁶, anzusprechen. Auch hier ist eine gedankliche Übereinstimmung mit der Dichterin *Droste-Hülshoff* auszumachen, die in ihrer Beschreibung der Naturphänomene, die Magie des Landes literarisch herausarbeitet.¹⁷⁷ Auch Peter *Hille* geht auf das

Versuch, im Lied den Charakter seiner Landsleute wiederzuspiegeln. Hier reiht sich der Dichter gerne in die Tradition der Romantik ein, denn er hat sein neues westfälisches Lied auch aus dem romantischen Verständnis des Volkslieds heraus geschrieben.

¹⁷³ Erst im *Goliath* wird *Weber* die vom Menschen unberührte Natur, die Wildnis, in seiner Beschreibung der Naturerfahrung als erweiternden Faktor seiner Naturdichtung aufgreifen. *Goliath* darf in *Webers* Werk als konsequente thematische und epische Fortentwicklung verstanden werden.

¹⁷⁴ Erläuterungen des Dichters in: Friedrich Wilhelm Weber: *Dreizehnlinden*, 368.

¹⁷⁵ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 326.

¹⁷⁶ Paul Herrmann: *Deutsche Mythologie*. Neu herausgegeben von Thomas Jung, 13.

¹⁷⁷ Vgl. mit 2.3 dieser Arbeit

Verwobensein von Mensch und Natur in seiner *Hassenburg* ein. Es kann als ein spezifisches Merkmal westfälischer Literatur gewertet werden, die *Heimat* als Thema gewählt hat.

Des Weiteren beinhaltet *Webers* Heimatbewusstsein sorgfältig erarbeitetes Wissen über geschichtliche und politische Zusammenhänge in Westfalen. Zu beachten ist aber, dass bei ihm nicht die historische, sondern die literarische Wahrheit im Mittelpunkt des Interesses steht. *Weber* erhebt mit seinem Epos keinen Geltungsanspruch auf eine historisch-korrekte Darstellung der Region im frühen Mittelalter. Poetisch greift er auf mythologische Bestandteile der zum Mythos erhobenen Figur *Karl des Großen* zurück. Durch die Einbeziehung alter Mythen schieben sich unterschiedliche Zeitstränge in den Schilderungen der fiktiven frühmittelalterlichen Welt über- und ineinander und verleihen *Dreizehnlinden* auf diese Weise Zeitlosigkeit.

Was mich des ergrauten Steines
Moosumgrünzte Inschrift lehrte

Dies und was ich las in staub'gen
Lederbänden und in alten
Halberloschnen Pergamenten,
Will zum Liede sich gestalten. (W:D, 9)

Weber hat sich die sinnliche Fähigkeit, Ursprüngliches „in frischer Unmittelbarkeit“ aufzuspüren, durch seine Vorliebe für das Volkslied „bewahrt“. ¹⁷⁸ Es zeigt sich in seinen Versen ein starkes Verlangen, sich der Dichtung von ihrer Ursprünglichkeit und Urtümlichkeit her anzunähern, sie von dorthier auch zu begreifen. Auch hier folgt *Weber* einer Richtung, die die Romantik bereits vorgezeichnet hat.

Gleich den jüngern Romantikern, gleich Scheffel und Freytag, die vielfach anregend und vorbildlich auf ihn [*Weber*] gewirkt haben, stürzt er sich ... für den reichen kulturgeschichtlichen Hintergrund in *Dreizehnlinden* auf ein eingehendes geschichtliches Quellenstudium. Der historische Rahmen ist der romantisch mittelalterliche in der lebensvollen realistischen Auffassung der späten Romantiker. Er setzt sein Epos ... in die Jahre der Christianisierung des alten Sachsenlandes, also [in] eine Übergangszeit, wie auch Scheffel und Freytag sie bevorzugten. ¹⁷⁹

Den Faden der Einsicht in das kulturelle Selbstverständnis seiner Region nimmt *Weber* zu Beginn auf, indem er noch hinter die Volkssagen zurückgeht, um die Geschichten der dahinterliegenden älteren Mythen freizusetzen. Sein kulturelles Interesse gilt den Ursprüngen der christlichen Religion in Westfalen. Der Mythos geht dabei „der Religion ... voraus, später bilden sich neue Mythen auf dem Boden der Religion, der Kunst (Sagen, Märchen), der Philosophie, der Kultur. Im weiteren Sinne ist jede symbolische Form, die eine Weltanschauung annehmen kann ein "Mythos" (gegenüber dem reinen "Logos)".“ ¹⁸⁰

Der amerikanische Philosoph *Thoreau*, dem es in seinen literarischen Schilderungen nach der Wildheit der Natur verlangt, vergleicht die Mythologie mit einer Frucht der alten Welt.

Mythology is the crop which the Old World bore before its soil was exhausted, before the fancy and imagination were affected with blight; and which it still [1862] bears, wherever its pristine vigor is

¹⁷⁸ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 246.

Der Sache angemessen und in passendem Wortlaut schreibt sie über „Webers Verhältnis zum Volkslied ... [Es] erwächst innerlich aus seinem Verhältnis zum Volke selbst. Das Volkslied ist das naive Ausströmen eines warmen, ursprünglichen Empfindens in einer Form, die imstande ist, im Zuhörer ... wieder dasselbe Empfinden hervorzurufen. Der Gehalt des Volksliedes ist darum nicht beschlossen in der äußern überlieferten Form ... [Es] wirkt durch Andeuten, Verschweigen ebenso stark wie durch Aussprechen. Es gibt nicht den schon zur Reflexion gewordenen Ausdruck eines Gefühls, sondern den Elementarlaut, den Ruf, den Jauchzer, oder das noch in einem Äußern, meist einem epischen Vorgang gebundene Gefühl. Das Volkslied ist darum nicht selber schon eine reiche Melodie; es ist nur der Bogen, der in der Volksseele die Saiten berühren und die Klänge wecken soll, die sich dort erst zum vollen Liede gestalten.“ Ebd. 245-246.

¹⁷⁹ Ebd. 19.

¹⁸⁰ Stichwort *Mythus* in: Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Bd. 2, 195-196.

In heutiger amerikanischer Forschung wird – der im *Eisler* genannten gängigen philosophischen Definition gegenläufig – vermutet, dass Religion und Mythos verschiedene Ursprünge haben. Vgl. hierzu Barry B. Powell: Einführung in die klassische Mythologie, 96.

unabated. All other literatures endure only as the elms which overshadow our houses; but this is like the great dragon-tree of the Western Isles, as old as mankind, and, whether that does or not, will endure as long; for the decay of other literatures makes the soil in which thrives.¹⁸¹

Georg Wilhelm Friedrich *Hegel* sieht in ihr ein „Produkt der Phantasie“:

Die Mythologie ist Produkt der Phantasie. Einerseits also hat hier die Willkür ihren Sitz; aber das, worauf es uns ankommt, was die Hauptsache der Mythologie ist, ist Werk der phantasierenden Vernunft, der Vernunft also, die sich das Wesen zum Gegenstande macht, aber noch kein anderes Organ hat als die sinnliche Vorstellungsweise. ... So stellt sich der Geist vor [in der griechischen Mythologie], wird sich klar in einer sinnlichen Existenz. In der christlichen Religion ist dies noch mehr der Fall; sie ist noch anthropomorphistischer. Die Mythologie also bewegt sich im Gebiete der Phantasie, aber ihr Inneres ist vernünftig. ... die Mythologie ist ein Werk der Vernunft, die die Gedanken noch nicht anders hervorbringen konnte als in sinnlicher Weise.¹⁸²

Die alten Lederbände, in deren Buchseiten die Erinnerungen verwahrt sind, deuten diesen ursprünglichen Kulturschatz der fantasierenden Vernunft im Lied zu Dreizehnlinden an. Durch die thematische Einbeziehung der Mythen wird das Lied mit deren fruchtbarem literarischen Wurzelgrund verwoben, hat Anteil an der Sinnlichkeit der alten Welt. Für *Tibelar* ist das Aufgreifen und die poetische Verarbeitung und Überführung der alten, mit mythologischen Vorstellungen durchzogenen Weltsicht das „Wunderbare“ in *Dreizehnlinden*:

Zuerst mußte das Heidentum, welches vom Christentum aus seiner Stellung verdrängt wird, in seiner ganzen Kraft dargestellt werden, in seiner Ausdehnung, die es im Götterglauben seiner Lehre erhalten hatte; es mußte dargethan werden, was das Volk glaubte, wie fest es an seinem Glauben hing, wie der Götterglaube Volksglaube geworden, bis zu welchem Maß das Volk von diesem Götterglauben durchdrungen und dieser mit dem Leben des Volkes verwachsen war. Wahn und Aberglaube konnten nicht verfehlen, das Wunderbare zu vermehren, so daß bis in die gewöhnlichsten Vorkommnisse sich der Einfluß einer höheren Welt geltend macht und auch erkannt wird.¹⁸³

Weber schreibt sein Lied für die auch im 19. Jahrhundert nach wie vor gleichermaßen heidnisch und christlich geprägten Westfalen/Westfälinnen. Mittels der fiktiven Heilsgeschichte im Lied erklärt er das Selbstverständnis und Selbstbewusstsein seiner Region und schafft in seiner Dichtung eine Identifikationsmöglichkeit für die Menschen im westfälischen Raum. Die Form des Epos, die *Weber* für sein Schreibprojekt wählt, ist die bestmögliche, um eine Welt literarisch zu erschaffen, in der sich Menschen heimisch fühlen.¹⁸⁴ Die Geschichte, die das Epos erzählt, ist nicht wahr, aber wahrscheinlich. Ziel seines – verzaubernden und durchaus auch belehrenden – Epos ist es, die Leserschaft auf den christlichen Weg zu führen. Der Dichter spürt Besonderheiten der Region auf und spiegelt sie im Lied exemplarisch. Regionales Wissen fließt als subjektive Erfahrung in die Verse ein. Literatur kann Eigentümlichkeiten der Menschen und einer Region – auch deren *Heimat* erzeugende spezifische Relationen zueinander – deutlicher als in der Wirklichkeit hervortreten lassen¹⁸⁵:

¹⁸¹ Henry David Thoreau: *Walking* (1862), 49-74. In: Henry David Thoreau: *Civil Disobedience and Other Essays*, 65.

Thoreau vergleicht die Mythologie mit der Frucht, „welche die Alte Welt hervorbrachte, bevor ihr Boden ausgelaugt war, bevor Phantasie und Vorstellungskraft vom Mehltau befallen wurden, und die sie auch jetzt [1862] noch hervorbringt, wo immer ihre ursprüngliche Kraft ungebrochen ist. Alle anderen Literaturen überdauern einfach nur wie jene Ulmen, die unsere Häuser beschatten; die Mythologie aber ist wie der große Drachenbaum der westlichen Inseln, der so alt ist wie die Menschheit und, sofern die Menschheit Bestand hat, ebenso lange existieren wird, denn die Vergänglichkeit der anderen Literaturen erzeugt den Boden, auf dem sie gedeiht.“ Deutsche Übersetzung nach: Henry David Thoreau: *Vom Glück, durch die Natur zu gehen*. Aus dem amerikanischen Englisch von Meike Breikreutz, 50.

¹⁸² Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Einleitung in die Geschichte der Philosophie*. Herausgegeben von Johannes Hoffmeister, 204-205.

¹⁸³ B. L. *Tibelar*: Fr.[iedrich] W.[ilhelm] *Webers Dreizehnlinden*. Eine litterarische Studie, 126-127.

¹⁸⁴ *Weber* traf die Wahl der Form für sein Lied aus ästhetischen Beweggründen heraus. Siehe *zum Prinzip des Epos* bei Heinz Paetzold: *Ästhetik des deutschen Idealismus*, 361ff.

¹⁸⁵ *Weber* holt seine Leserschaft in ihrer Glaubenswirklichkeit genau dort ab, wo sie sich vom Gefühl her verwurzelt glaubt. *Droste-Hülshoff* stellt Relationen zwischen Landschaft und Bevölkerung her, die sich gegenseitig beeinflussen und verstärken, sich philosophisch aber nicht belegen lassen. Auf diese Weise konserviert *Droste-Hülshoff* die von ihr in der

Rügt es nicht, wenn ich den Helden
In der Heimat Farben male;
Dünkt er manchmal euch ein Träumer,
Nun, er war ja ein Westfale:

Zäh, doch bildsam, herb, doch ehrlich,
Ganz wie ihr und euresgleichen,
Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen.

Heut noch ist bei euch wie nirgend
Väterbrauch und Art zu finden;
Darum sei es euch gesungen,
Dieses Lied von Dreizehnlinden. (W:D, 11)

Mit *Dreizehnlinden* will *Weber* ‚seine Westfalen/Westfälinnen‘ nicht in eine literarisch veränderte Vergangenheit zurückführen, sondern sie tief hineinführen in ihr eigenes Heimatbewusstsein. In dem Moment, in dem die Leserschaft die Beschäftigung mit den Versen aufnimmt, greift sie im übertragenen Sinne zum Wanderstab. Das Lied dient der Leserschaft zur Angleichung eigener Vorstellungen von *Heimat* und weist die christliche Richtung, in die die westfälische Bevölkerung ihr Heimatbewusstsein nach Auffassung *Webers* weiterentwickeln und vertiefen kann. Der Dichter konstruiert diese *Heimat*, indem er der Leserschaft die Möglichkeit der Identifikation mit dem Christentum am Beispiel der innigen Liebesgeschichte zwischen Elmar und Hildegunde zeigt. *Weber* beruft sich im Lied bei seinem heimatlichen Anliegen auf die christliche Vergangenheit Westfalens. Er will diese *geistige Heimat* in seiner Dichtung auffindbar und erfahrbar machen.

Sein Geschichtsbewusstsein ist vorwiegend ein moralisches Geschichtsbewusstsein, dessen moralisches Regelwerk in den christlichen *Zehn Geboten* festgeschrieben ist. In *Dreizehnlinden* und im *Goliath* greift er immer wieder erklärend auf sie zurück. Sie bilden die Matrix im Hintergrund, an der er seine Epen thematisch ausrichtet und mit denen er auf fehlende christliche Moral aufmerksam macht. *Weber* verurteilt einen menschlichen Verstoß gegen den christlichen Moralkodex dabei nicht, stattdessen verweist er auf die großzügige Liebe Gottes, die vergeben kann und den Menschen innerlich stärkt. Auch in dieser theologischen Thematik zeigt sich die Seelenverwandtschaft mit *Droste-Hülshoff*, die ebenfalls die Auffassung¹⁸⁶ vertritt, dass es „den Menschen ... grundsätzlich nicht erlaubt [sei], im metaphysischen Sinne andere zu richten und zu verurteilen. Das Gericht steht Gott zu, und Gott ist zugleich die Instanz der Gnade, die die Realität der Schuld nicht aufhebt, wohl aber verwandelt.“¹⁸⁷

Weit erstreckt sich die Themenvielfalt, die die fiktive Lebenswelt des Epos im geistigen Auge der Leserschaft bunt abbildet. Eine kulturelle Welt wird auf der literarischen Ebene fiktional vermittelt. Von menschlichem Leid und den Augenblicken des Glücks in einem heidnisch-christlichen Umfeld berichtet das Lied, das die Leserschaft behutsam an die frühmittelalterliche Welt der Sachsen und Franken – in der Sichtweise des fantasiebegabten Dichters – heranführt. Verewigt werden dabei die seelischen Gemütsbewegungen der Menschen, die in der gebundenen Sprache des Lieds den passenden Ausdruck finden.

Nebelbilder steigen dämmernd
Aus der Vorzeit dunklen Tagen;
Wispeln hör' ich ihre Stimmen,
Freudenlaute, Zürnen, Klagen;

Judenbuche herausgearbeitete Magie Westfalens, geht nicht über sie hinaus, negiert sie auch nicht. *Droste-Hülshoff* wertet die Magie des Landes als wichtige Eigentümlichkeit ihrer westfälischen *Heimat*.

¹⁸⁶ Vgl. mit der Schuldproblematik in der *Judenbuche* und vgl. mit *Schuld/Schuldgefühl* in: Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe. Hrsg. von Peter Eicher. Bd. 4, 111 ff.

¹⁸⁷ Wilhelm *Gössmann*, zitiert nach einem nicht datierten Manuskript aus Privatbesitz.

Männer, die vor tausend Sommern
Durch den Nethegau geschritten,
Heidenleute, Christenleute,
Was sie lebten, was sie litten;

Eines Sachsenjünglings Kämpfe
Mit dem Landesfeind, dem Franken,
Und in eigener Brust die schwersten
Mit den eigenen Gedanken;

Einer Jungfrau stilles Weinen,
Einer Greisin finstres Grollen,
Runensang und Racherufe,
Die aus Weibermund erschollen;

Frommer Mönche leises Walten
Im Konvent zu Dreizehnlinden,
Sanft bemüht, durch Lieb' und Lehre
Trotz und Wahn zu überwinden;

Ihre Hymnen, gottesfrohe,
Die bei Tag und Nacht erklangen,
Die den Sieg des Christenkreuzes
Jubelnd in die Berge sangen;

Und darein des Waldes Rauschen,
Und dazu der Brandung Stöhnen:
Alles will zu einem Liede
Dumpf und hell zusammentönen. (W:D, 9-10)

Die Bitterkeit und die Süße des Lebens werden im Lied vereint. Tragik und Komik greifen ineinander. Die Metapher der *bitteren Süße* wird uns auch in *Webers Goliath* begegnen, sie charakterisiert die Gestaltung der Verse des Lieds von *Dreizehnlinden* aber ebenfalls passend. Leid und Glück zeigen sich im menschlichen Leben niemals isoliert. Tiefe und hohe Töne bilden im Zusammenklang die Melodie des Lebens. *Weber* erhofft sich gesellschaftliche Heilung¹⁸⁸ durch sein Lied und braut für ‚seine Westfalen/Westfälinnen‘ in der unruhigen und wechselhaften Zeitgeschichte des 19. Jahrhunderts die bittersüße Medizin eines historischen Epos, die helfen soll, dem alten Toleranzgedanken des um Aufklärung bemühten *Lessings* neue Wirkkraft zu verleihen. *Webers* Ausblick im Prolog, die Gegenwart und nahe Zukunft betreffend, rechtfertigt den in *Dreizehnlinden* vom Hauptprotagonisten Elmar eingeschlagenen Weg. *Weber* ist nicht fortschrittsfeindlich. Gerne gesteht er der Leserschaft zu, dass ihr religiöser Weg gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht alternativlos ist. Auch den Zeitgeist stellt er der Leserschaft vor. Unsanft, aber munter schimmert durch die Liedstrophen die Kritik an einer ästhetischen Lebensanschauung im Sinne Sören *Kierkegaards*¹⁸⁹, die sich der philosophisch veranlagte Schriftsteller Peter *Hille* zu eigen gemacht hat und er lässt den Uhu – Sinnbild der Dichter und Philosophen¹⁹⁰ – als sprechenden Vogel wie einst im Märchen die Zukunft weissagen.¹⁹¹

¹⁸⁸ Das Bild der Heilung hat auch *Freund* für *Webers* Dichtung aufgegriffen, er bezieht sich dabei aber vornehmlich auf die Spruchdichtung, die „in ihren gelungensten Stücken Teil eines psychosomatischen Heilprogramms“ sei. Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 15. In meinem Vergleich lege ich den Fokus auf den gesellschaftlichen Heilungsprozess. *Webers* literarisches Vorbild kann diesbezüglich *Wolframs Parzival* gewesen sein. Der mittelalterliche Dichter war *Weber* aus seinen germanistischen Studien bekannt.

¹⁸⁹ Durch die Diederichs-Übersetzung wurden die Werke des dänischen Philosophen Sören *Kierkegaard* dem deutschsprachigen Lesepublikum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt.

¹⁹⁰ In der alten Welt waren die Druiden in gleichem Maße angesehene Dichter und Philosophen.

¹⁹¹ Im Märchen sind es sprechende Vögel, die die Zukunft weissagen. Vgl. hierzu Paul Herrmann: Deutsche Mythologie. Neu herausgegeben von Thomas Jung, 45.

All den Wust papierner Träume,
Grubenschätze, die vermodern,
Daß sie endlich nützlich werden,
Unterm Kessel laß sie lodern!
... Und der Welt zerrißne Stämme
Hastig durcheinandermischen;

Denn das große Ziel der großen
Zukunft ist die Einerleiheit,
Schrankenloseste Bewegung
Ist die wahre Völkerfreiheit.
... Gelber Neidhart, alter Uhu,
Wohl versteh' ich deine Meinung:
Bist du doch der seelenfrohen
Gotteslöst' Welt Verneinung!

O du möchtest sie im Mörser
Erst zerstäuben und zerreiben,
Um in Tiegel und Retorte
Dann den Geist ihr auszutreiben! (W:D, 12-13)

Nur zu gut versteht *Weber*, dass die Annäherung an die Unendlichkeit Gottes vor dem Hintergrund einer industrialisierten und beschleunigten Lebenswirklichkeit erschwert ist. Der unmittelbare Blick auf die Natur ist verstellt. Aufgrund der Unsichtbarkeit und der letztendlichen Unbeweisbarkeit Gottes ist der Mensch geneigt, den Atheismus bereitwillig anzunehmen.¹⁹² *Weber* schreibt gegen eine sich verbreitende Gottlosigkeit an, verwirft den Marxismus als Unheil bringenden Homunculus und lehnt jegliche negative Theologie ab. *Weber* vertraut auf das vitale und positive Potenzial der Dichtung:

Dennoch grünt ein reicher Garten,
Wo der Menschheit Rosen sprießen;

Dennoch blüht die weiße Lilie,
Und im Grottenheiligume,
In des Waldes fernstem Tale
Träumt die stille blaue Blume.
... Und die Nachtigall im Busen,
Sie wird jubeln, sie wird klagen
Jeden Lenz, solange auf Erden
Rosen glühn und Herzen schlagen. (W:D, 13-14)

Solange die Menschheit existiert, wird die Literatur analog der Natur immer wieder neue Blüten austreiben, um in ihrem Aufblühen auch der menschlichen Lebensfreude literarischen Ausdruck zu verleihen. Literatur überdauert die Zeit, ist zeitlos und erhält im geistigen Reich der Dichtung *Arkadien* und *Atlantis* lebendig. Als literarischer Ort ist *Dreizehnlinden* unvergänglich. *Weber* verweist mit dem christlichen Teil seines Epos literarisch in die Richtung der Ewigkeit. Das Mythologische ist für ihn zeitlos und das Christliche hat ewige Gültigkeit.

Für Heinrich *Heine* blühte die Poesie der Romantik so melancholisch wie die Passionsblume, „aus dem Christentume hervorgegangen ... [und aus] dem Blute Christi entsprossen“ und er sah in ihr unter anderem „die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte“.¹⁹³ *Weber* bedient sich in seinem Epos mittelalterlicher Motive. Er spricht die blaue Blume¹⁹⁴ der Romantik in seinen Versen in Ernsthaftigkeit an, gewährt ihr in

¹⁹² Vgl. dazu Reinhold Müller: Ich aber sage euch. Biblische Geschichten mit Batiken zu den 10 Geboten, 11.

¹⁹³ Heinrich Heine: Sämtliche Werke in drei Bänden. Bd. 3, 10.

¹⁹⁴ Sie „war zuerst im Volksmärchen erblüht und durch des Novalis Märchentraum im Heinrich von Ofterdingen zum Symbol der Romantik geworden, ein Blumenmärchen ist ja auch Hyazinth und Rosenblütchen in den Lehrlingen von Sais.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 322.

Dreizehnlinden gerne einen sonnigen Standort in seiner Waldlandschaft, richtet sein Hauptinteresse aber auf das Christentum, das er im Lied nicht nur mit Leid, sondern auch mit Glück und Freude in Beziehung setzt.

Die Romantik war rückwärts schauendes Prophetentum. Was einst Natur war, ist ihr Ideal geworden. Man kann die blaue Blume der Romantik die Natur und auch das Ideal nennen. Sie ist beides, Anfang und Ende. Aber das Ende liegt in der Unendlichkeit.¹⁹⁵

Die blaue Blume, die Heinrich von Ofterdingen in Novalis' Roman pflückt, trägt den Namen *Edda*.¹⁹⁶ Die eigenen Liedstrophen vergleicht *Weber* mit Heideblumen¹⁹⁷. Bewusst setzt er sich mit dem Bild der Heideblume über *Heines* Einschätzung der Romantik hinweg, entfernt sich aber auch ein gutes Stück von *Novalis*. *Weber* wählt in seiner Dichtung einen anderen Schwerpunkt. Er nutzt die Erkenntnisse der Kunstzeit für sein Werk, weil sie aus fundierten „gattungspoetologischen Überlegungen“¹⁹⁸ heraus entstanden sind. Diese Überlegungen beeinflussen „die Gattungsdiskussion bis ins 20. Jahrhundert“¹⁹⁹ hinein – verleihen *Webers* Epos Modernität. Wie von der romantischen Bewegung empfohlen greift auch *Webers* Dichtung zurück auf den Urgrund²⁰⁰ einer landeseigenen Mythologie. Er kreiert für sein Lied eine neue Mythologie, die auch er „aus der tiefsten Tiefe des Geistes“²⁰¹ herausbildet. Diese entspricht den dichterischen Vorstellungen in seinem Schreibprojekt genauer, erfüllt das, was ein Rückgriff auf römische oder griechische Mythologie aus seiner Sicht alleine nicht leisten könnte.²⁰² Bei dem politisch denkenden *Weber* schließt das Interesse an den mythologischen Vorstellungen in seiner Region sozio-kulturelle Beweggründe²⁰³ mitein, ist nicht ausschließlich ästhetisch motiviert. *Weber* greift nicht auf das im 19. Jahrhundert präse

¹⁹⁵ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich, 88.

¹⁹⁶ Ebd. 11.

¹⁹⁷ Vgl. Friedrich Wilhelm Weber: Dreizehnlinden. Nach der Originalausgabe, 11.

Es ist ein sehr überlegt gewählter Vergleich des Dichters. Die Verbindung zwischen religiösem Heidentum und keltischem Christentum findet im Bild der Heideblume eine passende Metapher, wächst sie in *Dreizehnlinden* doch auf dem mythologischen Boden der alten Welt. Gegen Ende seines Lebens, in gänzlicher Wiederhinwendung zum Christentum, schreibt er *Marienblumen*, ihr Wurzelgrund entspricht dem starken christlichen Glauben *Webers*.

¹⁹⁸ Rüdiger Zymner (Hrsg.): Handbuch Gattungstheorie, 172.

¹⁹⁹ Ebd.

²⁰⁰ Dies aber nur, um im zweiten, wichtigeren Schritt den mythologischen Urgrund wieder zu verlassen, um ihn letztendlich auf dem christlichen Wege zu überwinden. *Weber* beruft sich auf das Christentum. In dem Rückgriff der Romantik auf die Mythologie findet er Anregungen für seine eigene Naturästhetik.

²⁰¹ Friedrich Schlegel: Ästhetische und politische Schriften. Vollständiger, durchgesehener Neusatz mit einer Biographie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger, 179.

²⁰² Der poetische Rückgriff, beziehungsweise das Erschaffen einer landeseigenen Mythologie schließt bei *Weber* die Beschäftigung mit kunstphilosophischen Vorstellungen antiker Denker nicht aus. Beheimatet ist er bezüglich seiner ästhetischen Ausformungen in der Dichtung auch in den Überlegungen griechischer Philosophen der Antike.

²⁰³ Die Gedanken, die Thomas *Jung* für unsere Zeit ausführt, dürften dem Politiker *Weber* bereits im 19. Jahrhundert präsent gewesen sein, denn die großen Gefahren einer völkisch-nationalen Gesinnung haben sich bereits in seinem Jahrhundert am politischen Horizont deutlich angekündigt. *Weber* wählt in seinem Schreiben den Weg weg von der Mythologie, hin zu einem versöhnenden Christentum. Die politische Inanspruchnahme der Mythologie durch nationalsozialistische Ideologie geschah nicht in der literarischen Schaffensphase *Webers*, sie erfolgte erst einige Jahre später. *Jung* formuliert in seiner Einleitung zur Neuherausgabe der *Deutschen Mythologie Paul Herrmanns* folgenden Sachverhalt zur Rehabilitierung der Mythologie in wissenschaftlicher Auseinandersetzung – natürlich ohne dabei zu vergessen, dass vor neuen extremistischen Gefahren gewarnt werden muss: „... der Gang in unsere Vor-Geschichte [kann] wesentlich zur Konsolidierung eines deutschen Selbstverständnisses, eines neuen Selbstbewußtwerdens beitragen, ein Akt, der sich zugleich in jenen nationen- und völkerübergreifenden Prozeß der Realisierung der großen Utopie eines gemeinsamen Europas einordnen will und muß. Vielleicht gilt es, noch einmal von neuem »deutsch« denken zu lernen, sich als »Deutscher« zu fühlen; ... ohne ... nationalistischer oder chauvinistischer Selbsterhebung Vorschub leisten zu wollen. Die Gefahr eines neuerlich erstarkenden Rechtsextremismus und Nationalismus ist unübersehbar, doch glauben wir, ... vielleicht läßt sich ... manchen Mythen durch die Aufhellung und Erklärung ihrer historisch-sozialen und psychologischen Ursprünge deren Entstellbarkeit nehmen.“ Paul Herrmann: Deutsche Mythologie. Neu herausgegeben von Thomas Jung, 9-10.

Ich teile diese Auffassung *Jungs*. *Webers* Dichtung ist in nationalsozialistischer Zeit – auch danach – ideologisch verändert, teilweise entgegengesetzt ihres Inhaltes, interpretiert worden. Dies hat geschehen können, obwohl ihr kein völkischer Heimatbegriff zugrundeliegt, *Weber* in ihr sogar das Ideal eines versöhnenden christlichen Europas skizziert. Deutlich zeigt sich in *Webers* Dichtung und den Rezeptionsanstrengungen in nationalsozialistischer Zeit „die Unvereinbarkeit des christlich-humanen Werkgehalts mit der nationalsozialistischen Menschenverachtung .. die nationalsozialistische Kulturkritik selbst .. verwarf ... [Webers Werk] als propagandistisch unbrauchbar“. Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 28.

Rassebewusstsein zurück, das *Speyer* 1910 bezüglich ihrer Analyse von *Webers* Heimatbewusstsein nutzt, um beides im Doppel-Begriff eines „starke[n] Heimat- und Rassebewusstsein[s]“²⁰⁴ zu verbinden, um auf diese Weise *Webers* Heimatliebe im Sinne eines politisch-motivierten Gedankenmodells ihrer Zeit zu erklären.

Weber verwendet in seinen Versen die christliche Bilderwelt, die auch Quelle romantischer Schriftstellerei war. Er verklärt und überhöht diese aber *nicht*, ästhetisiert den christlichen Glauben in seinen Versen *nicht*. Er versucht mit seinen Epen, auch den realistischen literarischen Raum zu erschließen. *Weber* verfügt über ein geschärftes, kritisches Glaubensbewusstsein²⁰⁵. *Dreizehnlinden* soll im Sinne einer weitergeführten, neuentdeckten Aufklärung literarisches Beispiel sein für ein Völker verbindendes Christentum. In *Dreizehnlinden* verbindet sich *Webers* spezifisches Verständnis einer mythisch-fiktionalen poetischen Welt mit einem stark praxisbezogenen Denkvermögen. Keltisches Christentum und nordländische Mythologie²⁰⁶ sind die beiden Komponenten, deren charakterisierende Bestandteile er sorgsam für sein Lied abstimmt und die im Versuch der versöhnenden Verbindung, die ein „Entspringen“²⁰⁷ – im Sinne *Habermas*²⁰⁷ – erleichtert, dem literarischen Werk politischen Reiz verleihen. *Weber* ist ein aufklärerischer moderner Heimatdichter, der in seiner epischen Dichtung auch das Phänomen der Heimatlosigkeit beschreibt. Auf dem Weg zur *geistigen Heimat* zeigt er seiner Leserschaft erst die mythologischen Gefilde, um sie dann auf christlichem Weg aus diesen herauszuführen.

Die mythische Welt ist nicht die Heimat, sondern das Labyrinth, dem es um der eigenen Identität willen zu entrinnen gilt²⁰⁸ –

wie Jürgen *Habermas* die dem historischen Epos zugrundeliegende Idee ein Jahrhundert später treffend formulieren wird. *Weber* erliegt „des Rückfalls von Aufklärung in Mythologie nicht“²⁰⁹.

²⁰⁴ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 74.

²⁰⁵ Glaubensbewusstsein ist erst in unserer Zeit „ein höchst fragwürdiger Begriff, von der Romantik hinterlassen und vom Faschismus beerbt.“ Walter Jens: Ort der Handlung ist Deutschland. Reden in erinnerungsfeindlicher Zeit, 82.

²⁰⁶ *Weber* greift auf eine Mythologie zurück, die sich aus germanischen, deutsch-englischen und nordischen Quellen speist. In seiner Dichtung fügt er sie zu einer neuen poetisch-nordländischen Mythenwelt zusammen, nutzt sie im Sinne der Romantik als neue Mythologie. Die Bezeichnung *Germanen* ist mit Bedacht zu betrachten, denn: „Schon bei der allerersten Beschreibung der Germanen von Caesar und Tacitus diente ein bestimmtes Germanenbild als Projektionsfläche, um diverse Ziele zu erreichen: Caesar verfolgte mit seiner Einteilung der linksrheinischen Kelten und rechtsrheinischen Germanen seine politischen Ziele und Karriere, nicht zuletzt die Eroberung Galliens. Tacitus versuchte mit einem idealisierten Germanenbild vor allem die Dekadenz der römischen Gesellschaft zu kritisieren. Im nationalstaatlichen Denken des 18. und 19. Jh. und vor allem im Nationalsozialismus dienten die Germanen als Schablone für die Entwicklung einer nationalen Identität der Deutschen, die man mit Germanen gleichsetzte. ... Überspitzt kann man sagen, dass Caesar es war, der die Germanen »erfand«. Denn Caesars Unterscheidung zwischen Germanen und Kelten ist so nicht korrekt, weil auf beiden Rheinseiten sowohl Germanen als auch Kelten lebten.“ Ulrike Peters: Die Germanen. Geschichte in Lebensbildern, 13-15.

Dem Dichter *Weber* ist daran gelegen, eine christliche Identität für ‚seine Westfalen/Westfälinnen‘ herzuleiten, eine ethnische Identität ist ihm dabei für sein Epos *Dreizehnlinden* nicht wesentlich. Vielleicht sollte hier noch einmal vorsorglich darauf hingewiesen werden, dass auch das Nordländische, das *Weber* für *Dreizehnlinden* neu herleitet, keine Übereinstimmung mit dem aufweist, was nationalsozialistische Denker in späterer Zeit unter nordisch haben verstehen wollen. Im Nachfolgenden werden vornehmlich die sprachlichen Bezeichnungen *Sachsen*, *Franken*, *Friesen* oder *Westfalen* für die entsprechende Ethnie im Epos gewählt werden. Elmar bezeichne ich gerne als Nordmann, da er als Kind und Jugendlicher durch kulturelle Wertevorstellungen der nördlichen Region erzogen und sozialisiert worden ist.

²⁰⁷ Jürgen Habermas: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, 132.

²⁰⁸ Ebd.

²⁰⁹ Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, 3. *Horkheimer* und *Adorno* vertreten diesbezüglich zwei Thesen: „schon der Mythos ist Aufklärung, und: Aufklärung schlägt in Mythologie zurück.“ Ebd. 6.

2 Ausgangssituation im Nethegau

2.1 In der neuen Welt

2.1.1 Klosterbau

Mit dem Bau eines Benediktinerklosters ²¹⁰ beginnt die Handlung in *Dreizehnlinden*. Nach der Schneeschmelze errichten die Mönche die schützenden Klostermauern. Durch schwere körperliche Arbeit machen sie den Boden fruchtbar, um ihn für den Eigenbedarf des Klosters bäuerlich nutzen zu können. Wo einst Wildnis vorgeherrscht hat, ist der Konvent zu Dreizehnlinden und mit ihm eine Kulturlandschaft entstanden.²¹¹ Die Mönche pflegen zum einen die Landwirtschaft, zum anderen die Literatur. Das Kloster ist Heimstätte christlicher Bildung. Den lateinischen Buchstaben wird ihr Sinn entlockt wie einst den Runen:

Erstlich galt's, der Römerrunen
Fremden Zauber zu ergründen:
O ein dornenvolles Rätsel,
Dessen Lösung kaum zu finden! (W:D, 18)

Heidnisches Denken in christliches zu überführen ist ein Prozess der Wandlung und benötigt viel Zeit. Eine neue Sprache muss erlernt werden und mit ihr soll sich eine neue Weltansicht einstellen, die althergebrachte Tugenden vielleicht ins Gegenteil verkehrt. Jesus Christus soll an die Stelle des anerkannten heidnischen Gottes Balder treten. Die Missionierung ist oberste Aufgabe der Benediktiner, aber sie fällt den engagierten Mönchen nicht leicht:

Doch am schwersten war's, des Kreuzes
Milde Botschaft zu erklären,
Denn gar manchen Flachskopf dünkten
Gotteswort und Heldenmären,

Weißer Christ und weißer Balder,
Lichte Engel, lichte Elben,
Jüngerschaft und Heerbannstreue
Ganz dasselbe, ganz dieselben. (W:D, 18)

Vor der Verdrängung Balders durch Jesus Christus tritt der heidnische Gott zunächst neben Jesus Christus – tritt neben ihn!²¹² In den Vorstellungen der Menschen vermischt sich Christus mit Balder. Um das 1. Gebot zu erfüllen, darf Balder aber nicht neben Jesus Christus stehenbleiben, sondern er

²¹⁰ Der Fantasie der Leserschaft ist es freigestellt, den Konvent zu Dreizehnlinden mit der *Benediktiner-Abtei Corvey* in Beziehung zu setzen. *Weber* bindet das Epos nicht zwingend an einen realen, in der Wirklichkeit existenten, Ort. Vielmehr lässt er mit seinem Lied einen fiktiven – den literarischen – Ort Dreizehnlinden entstehen. Sofern die Leserschaft eine Anbindung an die Heimatregion *Webers* benötigt, ist ihr dies selbstverständlich erlaubt. *Weber* schreibt zu diesem Punkt: „Will sich jemand die altherwürdige Benediktinerabtei Corvey an der Weser darunter vorstellen, so hat er den Vorteil, zu finden, daß Gründungszeit, Lage und Umgegend derselben mit den ... gegebenen Schilderungen nicht in Widerspruch stehen. Diese selbst sind freie, in den Rahmen der Geschichte eingefügte Dichtung.“ Erläuterungen des Dichters in: Friedrich Wilhelm Weber: *Dreizehnlinden*, 368.

²¹¹ Indem die Mönche die Landschaft kultivieren, lassen sie Kultur entstehen. Neue Bepflanzungen wandeln die Natur in Landschaft. Durch körperliche Arbeit, mit ihrer Hände Kraft, gestalten die Mönche den Raum im Nahbereich der Klosteranlage mit jeder landwirtschaftlichen oder baulichen Aktivität neu.

Historischer Bezugspunkt der Liedstrophen ist die Christianisierung *Karls*, die auch in Westfalen ihren Weg nahm: „Die Christianisierung war für Karl .. eine Maßnahme, um das Reich zu einigen. Zur karolingischen Reform gehörte daher auch die Kirchenreform, die Bonifatius (675-754); der Missionar, bzw. »Apostel Deutschlands«, begonnen hatte. ... [In Karls Klosterreform wurde] die Regel Benedikts für alle Klöster im Frankenreich verbindlich .. Verbunden mit der Klosterreform war die Förderung der Bildung: Ziel war es, dass alle Mönche Lesen und Schreiben lernten und dass sie Handschriften sammelten und kopierten. ... Karl ließ Klosterschulen errichten, z.B. in St. Gallen und auf der Insel Reichenau, die nicht nur von Mönchen, sondern auch von auswärtigen Schülern besucht wurden. Die »Bildungsreform« Karls umfasste auch eine Reform der Sprache (Latein) und die Einführung einer einheitlichen Schrift, der sogenannten Karolingischen Minuskel.“ Ulrike Peters: *Die Germanen. Geschichte in Lebensbildern*, 135.

²¹² 1. Gebot: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.“ (Exodus 20, 2-3) Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Gesamtausgabe. Psalmen und Neues Testament. Ökumenischer Text. 2005.

muss vollständig verdrängt werden. Nicht in jedem Schüler findet die von seinen Lehrern gewünschte gedankliche Überlagerung statt, die das Alte durch das Neue ersetzt. In den fröhlich tönenden Reimen verbirgt sich das zähe Ringen in den Köpfen der jungen Schüler zwischen christlichem und heidnischem Glauben, bei dem alternierend jeweils eine Seite die Oberhand gewinnt. Der vage Zustand eines Nebeneinanders kann lange Bestand haben.²¹³ Christentum und Heidentum beinhalten beide die Möglichkeit, ein als sittlich zu bezeichnendes gutes Leben zu führen.

Die formale Bildung wird in der Zeit *Karls des Großen* besonders gefördert. Im Mittelalter hat die Erneuerung der geistigen Kultur – Vertiefung der Kenntnisse in Wissenschaft, Logik und lateinischer Sprache – einzig die Förderung des Christentums zum Ziel. Mit den neuerlernten Lateinkenntnissen steht den Mönchen und den Klosterschülern fast der gesamte Wissenskosmos der damaligen Welt zur Verfügung. Genutzt werden soll er, um die christliche Bildung zu vertiefen und Begründungen christlicher Lehre herzuleiten.

Willig bot es knappe Schärfe
Logikern und Exegeten,
Kraft und Fülle den Rhetoren,
Reim und Rhythmen den Poeten.
... Trutziglich wie schwarze Krieger,
Lanzenknechte der Konvente,
Standen Glied an Glied die Runen
Auf dem weißen Pergamente. (W:D, 19-21)

In lateinischer Sprache wird der christliche Glaube verteidigt und vertieft. Die Kunst der Abschrift wird im Kloster kultiviert.²¹⁴ Zahlreiche Abschriften lagern in den Truhen der Abtei. Es sind Schatztruhen, die das Wissen der frühmittelalterlichen Welt beherbergen. Die Mönche werden im Frühmittelalter zum Bewahrer des in Büchern gespeicherten Reichtums der Welt und Erbes der Geschlechter und Völker. „Books are the treasured wealth of the world and the fit inheritance of generations and nations.“²¹⁵ Wehrhaft verteidigen die Mönche die neu geschaffene Kultur, sich und das Kloster und arbeiten stetig an der Ausbreitung des christlichen Glaubens. Durch das neue Wissen verändert sich die Welt nachhaltig. Der von *Karl dem Großen* beabsichtigte Prozess der Christianisierung setzt ein. *Weber* charakterisiert diese Phase in seinem Epos positiv als eine Zeit des Aufbruchs und der Hoffnung.²¹⁶ Mentales Geschehen wird in den poetischen Versen, die die Natur beschreiben, erzählt. Bereits kurz nach Inbesitznahme und Kultivierung des Landstrichs durch die Mönche ist die im Frühling aufkeimende Natur voller Vorfreude und lässt erahnen, dass die neue geistige Welt schon bald in kultureller Blüte stehen wird. Das Fruchthafte liegt in Gott und zeigt sich in der aufblühenden Landschaft. In der Natur findet der Mensch seinen Weg zur *geistigen Heimat*, kann aus der Schöpfung Gott für sich erschließen. Als Dichter schafft *Weber* mit dem Konvent zu Dreizehnlinden einen literarischen Ort, in dessen umliegender Landschaft sich die Welt christlich spiegelt:

Friedensboten, Himmelsschlüssel
Sprossen aus der jungen Aue,
Und ein frohes Frühlingsahnen
Rauschte durch die Sachsengau. (W:D, 23)

²¹³ In Island beispielsweise hat die Christianisierung circa 300 Jahre lang angedauert.

²¹⁴ Siehe zu *Schreibkunst im Mittelalter*: Claudia Brinker-von der Heyde: Die literarische Welt des Mittelalters.

²¹⁵ Henry David Thoreau: *The Project Gutenberg EBook of Walden, and On The Duty Of Civil Disobedience*. Produced by Judith Boss, and David Widger (Last Updated: 26.01.2013). URL: <http://www.gutenberg.org/files/205/205-h/205-h.htm#linkW3> (Stand: 08.11.2015).

²¹⁶ Diese Wertung stimmt mit unserer heutigen Sichtweise der Zeit *Karls* überein: „Insgesamt erlebte das Frankenreich unter Karl einen kulturellen Aufschwung in Bildung und Kunst, vor allem in der Dichtung und Architektur, aber auch im kirchlich-theologischen Bereich.“ Ulrike Peters: Die Germanen, 136.

2.1.2 Christliche Gemeinschaft

Die Klostersgemeinschaft, die die Mitternachtsmette hält, ist ein bunter Haufen guter Menschen, denen nichts Menschliche fremd ist.²¹⁷ Mit der Bedürftigkeit der Gattung Mensch sind sie aus eigener Lebenserfahrung vertraut. Alle hatten den Mangel bereits in einem vergangenen Lebensabschnitt kennengelernt, bevor sie ihr Klosterleben aufnahmen. Alle sind bedürftig, brauchen die Gnade Gottes. Die unterschiedlichen Pater und Brüder waren beschädigt an Körper und/oder Seele zu dem Zeitpunkt, an welchem sie der christlichen Gemeinschaft beitraten.

Also Sachsenkind und Fremder,
Traten ein die Ordensleute,
Jeder anders, alle einig
In dem einen edlen Streite;

Alle einig, für des Kreuzes
Banner bis zum Tod zu kämpfen,
Leid zu lindern, Leid zu tragen
Und der Wünsche Gier zu dämpfen.

Jetzt zu Gottes Preis und Ehre,
Klang ihr Lied, und jubelnd schallt' es
In die Berge weit, und jubelnd
Aus den Bergen widerhallt es:
... Lobt den Herrn, ihr Wesen alle²¹⁸,
All ihr Werke seiner Hände,
Lobt den Herrn, denn er ist mächtig,
Gütig ist er ohne Ende! (W:D, 65-68)

Laut und einnehmend lassen die Mönche ihr Lied zur nächtlichen Mette weit über Wälder und Berge erklingen. Die christliche Musik dringt vom Kloster aus vor in alle Winkel des Landes. Sie ist vergleichbar der alles umfassenden und alles durchdringenden himmlischen Sphärenharmonie, die vom menschlichen Ohr im Gegensatz zum Chorgesang der Mönche nicht wahrgenommen wird. Sie erinnert in weiterführendem, intellektuellem Kontext auch an die Vorsokratik²¹⁹, aber auch an die Romantik, denn „Abstraktion ist ein Lieblingswort von Novalis. Er dachte auch die Dichtung zur Mathematik zu machen. Die Tendenz des romantischen Gedichtes, Musik zu werden, kommt ebenfalls aus diesem Grunde. Es war keine Welt mehr auszusprechen, sondern nur eine Wissenschaft und eine innere Bewegung.“²²⁰

Literarische Romantiker *hören* „aus der Natur .. eine hohe, heilige Harmonie, das Sinnesorgan, mit dem sie die Natur auffassen, ist vor allem das Ohr“.²²¹ Auch der Anknüpfungspunkt an den poetischen Schreibstil der Romantiker, der sich das Volkslied bewusst zum Vorbild nimmt, ist gegeben. „In der Neigung für das Lautliche, Melodiöse, das sich als Wohlgefallen an dem Klang des Wortes äußert, als Spielen mit den Tonwerten der Sprache trifft das Volkslied mit den Bestrebungen der Früh- und Spätromantiker zusammen und bei Armin und gewiß auch Brentano ist dieses Zusammengehen ... ein bewußtes.“²²²

²¹⁷ Die Mette „gibt dem Dichter Gelegenheit, die landschaftliche Schönheit der einzelnen Teile Westfalens in ihrer Eigenart vorüberziehen zu lassen: es ist die Porta Westphalica, ... der Habichtswald .., die Emmerauen .., das Land der Brukrerföhren ... des Osnings Hänge ... [die] Diemelbörde ... Dann führt Weber [seine Leserschaft mit der Beschreibung der einzelnen Ordensmänner] zur Iburg ... in den Wessagau, ins Land der Engern“. Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 69-70.

²¹⁸ Man denke hier an Geisterscharen, Gestirne, Erde und Wasser, Tiere und Menschen.

²¹⁹ „Wenn .. [die Vorsokratiker] das Weltganze als „Kosmos“ bezeichnen, so betonen sie dabei Ordnung, Struktur, Harmonie der Teile und ihres Zusammenhanges: eine unbemerkte Metapher aus dem Bereich der künstlerischen Dinge. Entsprechend lenken sie den Blick auf die „kosmische“ Gemeinsamkeit der natürlichen und der menschlichen Dinge. Dies ist neben der kultisch-religiösen Einbindung der Kunst die philosophisch-aufgeklärte Weise, ihr eine „metaphysische“ Dimension zu geben“. Lutz Geldsetzer: Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik, 20.

²²⁰ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 126-127.

²²¹ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 376.

²²² Ebd. 301.

Maria Peters vertritt die Auffassung, dass Ludwig Uhland *Webers* Aufmerksamkeit als erster in die Richtung mittelalterlicher Literatur gelenkt habe:

Er schlug ihm die Brücke zur Romantik. Uhland war Weber wahlverwandt. Der Meister des volkstümlichen Liedes, der vaterländischen Ballade mit seiner einfachen, klaren und fließenden Sprache, mit seinem graden, praktischen Sinn war der beste Lehrmeister für den jungen Dichter. Uhlands Eigenart war klassische Klarheit und Einfachheit, frei von gesuchten Bildern, hohlem Pathos und tönenden Phrasen. Tiefe, keusche Empfindung, hingebender Sinn für die Natur, Weichheit des Gefühls, Reinheit und Melodie der Sprache finden wir sowohl in Uhlands wie in Webers Dichtung.²²³

Mit ihrem frommen Lied besingen die Mönche die Liebe Gottes, senden ihre christliche Botschaft hinaus in die Welt. In *Empedokles'* Gedicht über die Natur, wird die Liebe „als eine alles verbindende und alles durchdringende kosmische Macht gesehen, der die zerteilende Macht des Streites und des Hasses ... gegenübersteht. Das Gegenspiel dieser beiden Mächte löst für Empedokles das Rätsel einer zeitlich bewegten Welt: Die Elemente, die die L[iebe] zu einer «gefügten Ordnung» vereinigt, werden durch den Streit wieder getrennt.“²²⁴

Im Konvent zu Dreizehnlinden herrscht Mehrsprachigkeit. Die Mönche – alle mit bewegter und bewegender Vergangenheit – stammen ursprünglich aus unterschiedlichen Landesteilen und bilden im Konvent zu Dreizehnlinden die harmonische Einheit der sich ergänzenden klösterlichen Gemeinschaft. Der Dichter stellt die sechzehn Bewohner des Konvents einzeln vor, indem er eine markante Station ihres weltlichen Lebens schildert, die neue Position im Kloster benennt und in wenigen Worten einen präzisen Einblick in ihre Gedanken gewährt.

Abt Warin²²⁵ hat das Kloster gegründet. Ehemals war der sächsische Fürstenson Kreuzritter. Pater Markward ist der Prior des Klosters. Er nahm teil an der grausamen Schlacht zu Verden. *Karls* Blutgericht²²⁶, das eine erhebliche Anzahl sächsischer Opfer gefordert hat, zählt zu Markwards Erinnerungen. Als Christ verknüpft er den Gedanken an ein „Vaterland“²²⁷ ausschließlich mit Gott, denn „nach christlicher anschauung [wird] der himmel für die wahre heimat gehalten ... heiszt ... oft vaterland und wird durch die beiwörter ewig, himmlisch u.s.w. von der erde unterschieden: mhd. dâ von sie ir armout in

²²³ Maria Peters: Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses, 66.

„... wo Uhland die Vergangenheit seiner Heimat romantisch verklärte, ist ihm Weber in etwa gefolgt. Im Grunde hat Weber mit der Romantik nur die warme Begeisterung für mittelalterliches Wesen gemeinsam, wie sie Freytag, Scheffel, Conr. Ferd. Meyer, Storm und Raabe eigen ist, aber anderen sog. Romantikern abgeht. Weber sah die Vergangenheit nicht nur durch den blauen Nebel romantischer Poesie, sondern suchte ihr durch das Studium altdeutscher Dichtung näherzukommen. Er schöpft mit Uhland aus denselben Quellen, aber unabhängig von diesem; denn die Lieder von Teutoburg entstanden in den ersten Greifswalder Semestern, als Weber noch zwischen der Germanistik und dem Studium der Medizin schwankte.“ Ebd. 83.

²²⁴ Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 5, Sp. 291.

²²⁵ Durch die Namensgebung *Abt Warin* für den Klostergründer ist ein Vergleich mit dem Kloster in St. Gallen möglich. Auch St. Gallen könnte in den Gedanken *Webers* für den Konvent zu Dreizehnlinden Orientierung gewesen sein.

²²⁶ Nach der Meuterei und Schlacht sächsischer Truppenteile bei Sündeln (782) „veranstaltet [*Karl der Große*] ein Strafgericht, das als Blutgericht von Verden in die Geschichte eingeht. 4500 [vielleicht ein Schreibfehler in der historischen Quelle, sodass von einer geringeren Anzahl ausgegangen werden muss] Sachsen, die sich weigern, sich taufen zu lassen, werden hingerichtet.“ Ulrike Peters: *Die Germanen*, 146.

„Im Jahre 782 war .. Adalgis, der die Sachsen zum Kampf gegen die slavischen Sorben aufrufen sollte, mit seinem Gefolge ermordet worden. Das Blutbad von Verden war die Strafe. Schon im folgenden Jahre erhoben sich die Sachsen unter Wittekind zu heller Empörung und sammelten sich bei Detmold. Karl schlug sie in mehrtägigen Kämpfen.“ Maria Peters: Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses, 72.

²²⁷ Der Begriff *Vaterland* ist hier in christlicher Bedeutung zu verstehen – verweist sicherlich auch in die Gegenwart des Dichters –, denn die Gesellschaft des frühen Mittelalters ist eine Feudalgesellschaft gewesen. Vgl. hierzu: *Vom Personenverbandsstaat zum institutionellen Flächenstaat*, in: Hilbert Weddige: Einführung in die germanistische Mediävistik, 161 ff.

Als Wort ist „vaterland zuerst nachgewiesen aus Heinrich *summarium*: vaterlant, patria Graff *Diutiska* 3, 246 cap. 15; im mhd. ist es schon allgemein geworden, während das ältere nd. es noch nicht kennt“. (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat). Stichwort *Vaterland* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Bd. 25, Sp. 28.

disem ellente niezent wider die sælekeit des selben vaterlandes. *mystiker* 396, 5²²⁸. Markward unterstellt das irdische Vaterland der Gnade des christlichen Gottes – „Herr der Welt, in Gnaden füge/Meines Vaterlands Geschicke!“ (W:D, 50) –, strebt dabei seinem himmlischen Vaterland zu und erinnert an den hoffenden Gedanken LUTHERS, der formulierte: „gib uns, das uns das zeitliche vaterland und irdische erbgut nicht betriege. Luther 1, 326²²⁹“.

Pater Heribert führte sein gelehrter Weg von der Philosophie in den anheimelnden Schoß der Theologie. Er hat den freien Kampfplatz der Wissenschaften verlassen, um im Kloster als Knecht Gottes im Dienst christlicher Lehre zu stehen:

Jetzt erwog er das Problema,
Ob der Tugend milde Flamme
Aus Belehrung und Erfahrung
Oder aus dem Herzen stamme (W:D, 51).

Pater Luthard war im Habichtswald Jäger. Seine Aufgabe im Kloster ist es, den Weidmannswerken nachzugehen. Pater Ivos früheres Hirtenleben endete unglücklich. Ein Pferdedieb zerschlug ihm sein Gesicht. Der unfaire Kampf mit dem räuberischen Angreifer hinterließ bei ihm eine entstellende Narbe. Hinter Klostermauern ist er zum Baumeister ausgebildet worden. Mit dem neuen Beruf hat er zugleich den christlichen Bauplan für die Gestaltung eines neuen glücklichen Lebens erhalten.

Jetzo dacht' er: „Schwere Krankheit
Schenkt der Himmel dem Gesunden
Zur Genesung und dem Kranken
Zur Genesung schwere Wunden.“ (W:D, 52)

Pater Bernhard wird in *Dreizehnlinden* als typischer Westfale beschrieben – mit Worten, die bereits *Droste-Hülshoff* zur Charakterisierung dieses Menschenschlags bevorzugt hat:

Blasse, blonde, stille Menschen,
Träumerische, ahnungsreiche;
Nächtlich flattern Geisterschemen
Durch die Heid' um Moor und Teiche. (W:D, 53)

Auch ihm hat die Welt außerhalb des Klosters seelische Wunden zugefügt. Als Ausreißer floh er vor dem eigenen Vater in die milden Hände eines Bischofs. Tröstend nahm Bischof Hathumar den Jungen in Obhut und Ausbildung.

Pater Tankmars Freiheitsstreben zielt auf die Aufhebung körperlicher Begrenzung. Er bedarf der Klosterzelle, um sich in ihrer Abgeschlossenheit und Stille ungestört dem Himmelreich entgegen zu sehnen. Das Gefühl des Gefangenseins bleibt aber auch im Kloster bestehen, denn für ihn ist der Körper das eigentliche Gefängnis der Seele.

Pater Sigeward sucht hinter den schützenden Klostermauern Stille, um dem lauten Weltentrubel zu entgehen. Der isländische Barde hat die gesamte bekannte Welt bereist und an vielen Königshöfen die Menschen mit Musik und Dichtung erfreut. Sein physisches Leiden würde in heutiger Zeit als Burnout eines erfolgreichen und berühmten Künstlers gewertet werden.

Pater Hatto ist in seinem weltlichen Leben Kunstmaler gewesen. Im Kloster skizziert der lebensfrohe Rheinländer die Welt in den Strophen seiner christlichen Lieder, die er für die Mette schreibt. Pater Bisco war für kurze Zeit Schüler in St. Gallen ²³⁰ und hat dort die hohe Kunst der Abschrift

²²⁸ Stichwort *Vaterland* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Bd. 25, Sp. 29. (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat.)

²²⁹ Ebd.

²³⁰ „Die ältesten Dokumente, die in St. Gallen geschrieben wurden, stammen aus dem 2. Drittel des 8. Jahrhunderts. Noch älter sind meist nur als Fragmente erhaltene Handschriften, die vorwiegend aus Italien, aber auch aus Irland und Südfrankreich stammen, so ein Fragment der Aeneis des Vergil, geschrieben um 400 in Rom, und vor allem die Sammlung irischer Handschriften aus dem 7. bis 9. Jahrhundert. Sie zählt nicht weniger als 15 Manuskripte und ist damit die

erlernt. Er ist der Schreiber des Konvents zu Dreizehnlinden. Unermüdlich fertigt er Abschriften für das Kloster an. Als Mönch setzt der Sohn einer sächsischen Familie nun „Gloria Deo/Unter Tacitus' Annalen!“ (W:D, 57)²³¹ – wie *Weber*, der Schreiber von *Dreizehnlinden*, der mit seinem historischen Epos auch an die hohe Schreibkunst des *Tacitus* erinnert:

Starke Erlebnisfähigkeit und gedankliche Tiefe wirken aus verschiedenen Richtungen zu demselben Ergebnis zusammen: Tacitus gibt dem Ausdruck die knappste Form, so daß das Gefühl des Lesers zu stärkster Anteilnahme aufgerufen wird, der Gedanke mitgedacht, nicht selten vom Leser zu Ende gedacht werden muss.²³²

Pater Beda ist der Arzt der Klostersgemeinschaft, heilkundig pflegt er die Kranken. Bruder Ailrat ist von ihm gesundgepflegt worden. Der Friese war Seeräuber. Sein Schiff zerbrach an den rauen Klippen Schottlands. Im Todeskampf versprach er sich auch dem neuen Gott der Christen und überlebte die stürmische See:

Keichend stritt der junge Räuber
Mit den heisern Wasserwölfen,
Doch umsonst; umsonst beschwor er
Alle Götter, ihm zu helfen.

Sinkend schrie er nach dem Kreuze!
Jedem ist sein Tag beschieden:
Schriftbruch bracht' ihn in den Hafen,
Sturm und Streit zum rechten Frieden. (W:D, 65)

Nun bestellt der einstige Pirat den Klostergarten und pflegt die Heilpflanzen, die der Rohstoff für Pater Bedas Klostermedizin sind.

Hildegrim braut das Bier für das Kloster. Er muss sich während seiner Arbeit für die klösterliche Gemeinschaft seinem Laster, der Trunksucht, stellen. Bruder Waltram, dem es beim Essen schwer fällt, das richtige Maß einzuhalten, wird von der Gemeinschaft ebenfalls große Willensstärke abverlangt. Als Küchenmeister des Klosters darf auch er seinem Laster nicht erliegen, während er der Versuchung bei der Arbeit ausgesetzt ist. Die Mäßigung ist die oberste Regel für die klösterliche Gemeinschaft. Mit belehrend erhobenem Zeigefinger verweist *Weber* auf das genau geregelte Leben im Benediktinerkloster. Letztendlich soll der „Glaube an Gott .. uns dabei beeinflussen, wie wir uns selbst wahrnehmen und wie wir leben sollten.“²³³

Bruder Wido verrichtete am Fuß der nahe gelegenen Iburg im Winter die leichte Arbeit eines Schneiders und lebte im Sommer als Hirte. Auf Wunsch seiner Mutter ist er ins Kloster gegangen. Schwerer körperlicher Arbeit weicht er auch dort aus. Bruder Erich fehlt es an Kraft allein aufgrund körperlicher Gebrechen. Einst mutig und kraftvoll haben ihn Pferdediebe im Kampf schwer verwundet. Jetzt einäugig und mit zerschlagener Hüfte, die ein Bein lahmen lässt, hat ihm die Klostersgemeinschaft die wichtige Aufgabe des Pfortners übertragen.

bedeutendste ihrer Art auf dem europäischen Festland.“ Josef Grünenfelder: Der Stiftsbezirk St. Gallen. Kulturhistorischer Führer. Herausgegeben vom Staatsarchiv des Kantons St. Gallen und dem Weltkulturerbe-Forum St. Gallen, 102.

²³¹ Maria *Peters* vermutet in ihrer Dissertationsschrift zur Jugendlyrik *Webers*, dass dieser dieses lateinische Werk kannte. Sie schreibt: „Er las mit Vorliebe lateinische Schriftsteller, die ihm über das Leben und Treiben unserer Vorfahren Aufschluß gaben. So diente ihm die *Germania* des Tacitus wahrscheinlich als Stoffquelle zu dem sechsten der Lieder von Teutoburg, „Hertha“ vom 15. Oktober 1834.“ Maria *Peters*: Friedrich Wilhelm *Webers* Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses, 43.

²³² Tacitus: *Germania*. Zweisprachige Ausgabe Lateinisch-Deutsch, übertragen und erläutert von Arno Mauersberger, 19.

²³³ Leslie Stevenson/David L. Haberman: *Zehn Theorien zur Natur des Menschen*, 67.

Die Arbeit, die die Mönche im Kloster verrichten, hat verpflichtenden Charakter. Sie spielt im Zusammenhang mit Sühne und Läuterung eine wichtige Rolle.²³⁴ Für die Benediktiner „war die Verbindung von eifriger Arbeit mit Gebet und Meditation [ein wichtiger Aspekt] ... Das regelmäßige Gebet war für die Mönche innere Kraftquelle für die schweren körperlichen Arbeiten beim Bauen [etc.] ... Diese Arbeit wurde als Gottesdienst gedeutet, vor der Trägheit und Untätigkeit .. wurde gewarnt, denn sie sei der Anfang der moralischen Laster.“²³⁵

Schutz und Heilung finden alle im Kampf mit der Welt verwundeten Männerseelen hinter den Klostermauern in der christlichen Gemeinschaft der Benediktiner, die den Weg zum Konvent finden und den Glauben an Gott erlernen. Den Mangel, den sie als Mensch fühlen, kann der Glaube an den christlichen Gott ausgleichen. Jesus Christus hat mit seinem Opfertod Schuld von ihnen genommen. Im christlichen Glauben hat jeder Pater und Bruder eine neue *geistige Heimat* gefunden. In der Klostersgemeinschaft sind die Rollen neu verteilt worden und neue Lebensperspektiven haben sich für jeden Mönch ergeben. Die Arbeitsspezialisierung darf als Verwirklichung ihrer natürlichen Talente verstanden werden und wird in einem religiösen Sinne zu ihrer Berufung. Die Mönche haben sich für die neue christliche Weltsicht und die sich daraus herleitende Daseinsgestaltung entschieden. In aller Öffentlichkeit darf die neue sich etablierende Religion von ihren Anhängern gelebt werden – während die sächsische Religion systematisch zurückgedrängt wird.

²³⁴ Martin *Luther* bezeichnet als *Arbeit* (vergleichbar in einem frühbürgerlich-ethischen Sinne) Tätigkeit, Aufgabe und Leistung, zu deren positiven Eigenschaften Fleiß, Treue, Redlichkeit oder Schönheit gehören. Wir erinnern uns, dass *Droste-Hülshoff* den Menschenschlag ihrer Region in den *Westfälischen Schilderungen* und auch in der *Judenbuche* als wenig arbeits- und leistungsliebend charakterisiert. Für die christliche Dichterin *Droste-Hülshoff* haben die Westfalen/Westfälinnen aus diesem Grunde auf dem Weg zu einer *geistigen Heimat im Christentum* noch eine längere Wegstrecke zurückzulegen.

²³⁵ Anton Grabner-Haider: Die großen Ordensgründer, 87-88.

2.2 In der alten Welt

2.2.1 Auf dem Habichtshof

Elmar, der junge Herr vom Habichtshof ²³⁶, kehrt stolz heim nach einer sehr erfolgreichen Jagd. Im Zweikampf hat der Sachse einen Braunbären erlegt. Das Fell des Bären soll als stolze Gabe und Beweis seiner Manneskraft zum Grafen nach Bodinkthorpe geschickt werden. Der Bär wagte es, sich dem fränkischen Grafen und seiner schönen Tochter Hildegunde drohend in den Weg zu stellen und auf diese Weise ihren Heimritt nach Bodinkthorpe zu verhindern. Wird das Geschenk beim Grafen und bei Hildegunde den gewünschten Erfolg haben? Elmar ist mit sich zufrieden. Er hat den „Herrn von Wald und Heide“ (W:D, 25) heldenhaft mit *einem* Messerstich erleg, sich als guter Sachse bewiesen. Hildegunde wird keiner weiteren gefährlichen Begegnung mit dem großen Wildtier ausgesetzt sein. Sie darf sich des Schutzes des edlen Herrn vom Habichtshof gewiss sein.

Höher hob sich heut des Jünglings
Breite Brust vom frischen Gange,
Heller war sein blaues Auge,
Voller die gebräunte Wange. (W:D, 25)

Gut gelaunt verlässt er den Kreis seiner Jagdgenossen und tritt in jene Halle, die seit vielen Generationen seiner Familie als Heimstätte dient. Einzig das Echo seiner kraftvollen Schritte ist im großen Saal zu hören – dort, wo sich vor nicht allzu langer Zeit „die schildgewiegte/Falkenbrut des Spiels erfreute.“ (W:D, 26) Seine Welt, die ruhmvolle Welt der Sachsen, ist ernstlich in Gefahr: „All ein Wald in Wintertrauer.“ (Ebd.) Es ist eine Welt des Stillstandes, denn auf dem Habichtshof fehlt es unter anderem an Nachwuchs. Die Werbung um die Tochter des fränkischen Grafen ist dem ersten Anschein nach überraschend, bedenkt man Elmars sächsische Vorgeschichte. Betrachtet man seine Überlegung aber aus mittelalterlicher Sichtweise, so zeigt sich die Selbstverständlichkeit der Situation. Der junge edle Elmar ist stattlich von Gestalt, wohlgezogen und feingebildet. Da er eine wahre Freude für die mittelalterliche Welt ist, passt er vortrefflich zur jungen schönen Grafentochter.

Da Elmars Familie über viele Generationen auf dem Habichtshof ein sesshaftes Leben führen konnte, blieb sie von Völkervertreibung und Völkermord ²³⁷ verschont, fand sich im leidbringenden Krieg gegen *Karl* – „Krieg mit Karl! Die Mütter klagten“ (W:D, 28) ²³⁸ – aber auf der Seite der Verlierer. „Im Krieg erzeugt sich der Gegensatz von Siegern und Besiegten.“²³⁹ *Karls* Krieg gegen die Sachsen wurde mit größter Härte geführt, die Franken kannten in ihrer Übermacht keine Gnade. Verändert kehrt Elmars Vater Alfrik aus der Schlacht in eine Welt zurück, die sich ihm als Besiegten aus neuer Perspektive zeigt:

Alfrik, Elmars Vater, brachte
Wunden heim und bittre Schmerzen,
Heiße Wunden, tiefe Wunden,
Doch die tiefste saß im Herzen.

Machtlos, rechtlos war der Sachse;
Dreist, wie auf die müden Flanken
Eines speerdurchborten Ebers,
Trat auf ihn der Fuß des Franken. (W:D, 28-29)

Die gesamte Kultur der Sachsen wird durch die siegreichen Franken zurückgedrängt. Es beginnt der Versuch ihrer *geistigen Heimat* den nährenden mythologischen Wurzelgrund zu entziehen. In *Karls*

²³⁶ Abbenburg ist laut *Speyer* der Habichtshof. Vgl. dazu Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 42.

²³⁷ Vgl. dazu Friedrich Wilhelm Weber: Dreizehnlinden, 27.

²³⁸ „779 unterwarf Karl der Große die Westfalen.“ Ulrike Peters: Die Germanen, 146.

In seinem Lied verweist *Weber* deutlich auf die Brutalität der sich lange hinziehenden Sachsenkriege (772-804). Er idealisiert die kriegerische Vergangenheit Westfalens nicht.

²³⁹ Lutz Geldsetzer: Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik, 23.

Politik ist die Unterwerfung der Sachsen identisch mit der Vernichtung ihrer Religion.²⁴⁰ Irmintrud, Elmars Mutter, kocht Tinkturen aus Heilpflanzen und Beeren, um ihrem Mann beizustehen und seine Schmerzen zu lindern. Ihre Medizin kann weder die körperlichen Wunden heilen, noch hinwegtrösten über die erlittene schwere Niederlage. Selbst der Zauber, den die Drude Swanahild spricht, bleibt ohne Wirkung. Der Vater stirbt zeitgleich mit dem Beginn des Untergangs seiner *geistigen Heimat*. Nur der Tod bringt ihm in der leidvollen Situation Erleichterung:

Bester Arzt für jeden Jammer
Ist die stille, kühle Erde. – (W:D, 29)

Elmar wird zur Halbweise. Der Schmerz über den Verlust des Gatten macht aus seiner Mutter eine verschlossene und verbitterte Frau. Die ihr verbleibenden Emotionen sind der Hass gegen die Franken und die Liebe zu ihrem Sohn. Der christlichen Religion, die die Franken mit ins Land gebracht haben, misstraut sie. Elmar soll die „Götter fürchten“ (W:D, 30). Irmintrud und Swanahild, ängstlich angetrieben durch eine leidenschaftliche Mischung aus Hass und Liebe, beschließen, dass der junge Elmar den Habichtshof verlassen muss. Um ihn vor fremden christlichen Einflüssen zu schützen, wird der letzte Spross der „Falkenbrut“ (W:D, 26) zur Ausbildung in den Norden geschickt. „Knabenzucht will harte Hände.“ (W:D, 30) Elmars Erziehung übernehmen männliche Verwandte in Friesland. Ihrem durch Taufe christlich gewordenen Bruder Badurad kann und will Irmintrud ihr Kind nicht anvertrauen, denn er zählt nicht zur Sippe ihres Mannes und ihres Sohnes. In der nordischen Weltanschauung werden die Kinder ausschließlich der väterlichen Familie zugeordnet. Elmar soll in Friesland vor allem das gründlich erlernen, was beide Frauen tief im Innern bewegt und das nach ihrer Auffassung geeignet ist, das Andenken an den Vater im Sohn lebendig zu halten:

Fluch und Haß dem welschen Feinde,
Fluch und Haß dem Gott der Franken! (W:D, 31)

Irmintrud und Swanahild wissen genau, was sie tun. Aus dem Hass im Herzen entstehen die verfluchenden Worte, welche dann die zukünftige Rache nach sich ziehen.²⁴¹ Die Frauen wünschen Vergeltung und die geforderte Erziehungsmaxime soll den Jungen durch das Erlernen des Hasses auf seinen Rachekampf als Mann vorbereiten. In Friesland ist der Wodanspriester Thiatgrimm Elmars Lehrer. Die sorgfältige Unterweisung in die nordgermanische Wissenskultur macht Elmar zu einem vorbildhaften jungen Mann des Nordens.

All der ernsten Nordlandsdenker
Weisheitsfülle war ihm [Thiatgrimm] eigen;
Beides wußt' er: klug zu reden
Und, was klüger, klug zu schweigen.

Elmar staunte, wenn der Alte
Ihn die Runenrätsel lehrte,
Wenn er ihm gedankenreicher
Sprüche tiefen Sinn erklärte:

Donars Kämpfe mit den Thursen,
Walas düstre Prophezeiung,
Balders Tod, die Götterdämmerung,
Weltvernichtung, Welterneuerung;

Oder wenn er ihm entrollte
Meerumrauschte Gudrunsagen,

²⁴⁰ „Zur Zeit Karls des Großen waren die Sachsen das einzige germanische Volk, das noch nicht christlich war. ... Eroberung und Mission sind bei den Feldzügen gegen die Sachsen nicht voneinander zu trennen. Sieg, Unterwerfung und Bekehrung der Sachsen zum Christentum oder die Vernichtung der Sachsen war das Motto Karls.“ Ulrike Peters: Die Germanen, 144-145.

²⁴¹ Vgl. dazu Reinhold Müller: Ich aber sage euch. Biblische Geschichten mit Batiken zu den 10 Geboten, 22.

Siegfrieds Tod, Kriemhildens Rache
Und den Zorn des grimmen Hagen. (W:D, 30-31)

Elmar lernt die kulturelle Welt der Nordmänner in ihrem Facettenreichtum kennen, um sich in ihr heimisch fühlen zu können; vorerst ist die Welt des Nordens Elmars *geistige Heimat*. Nach dem Vorbild Alfriks und in seinem Glauben wird der Vaterlose erzogen. Wie einst seinem Vater wird auch Elmar nach seinem Tod die Möglichkeit gewährt werden, als tapferer Krieger nach Walhall²⁴² zu gelangen.

Ein Gedanke bindet Elmar während seines Bildungsaufenthalts in Friesland beständig an seine alte Heimatregion. Es ist die Erinnerung an Hildegunde:

An ein kleines Frankenmädchen,
Das gerettet einst der Knabe
Mit Gefahr des eignen Lebens
Aus des Weihers feuchtem Grabe?

Das mit Lachen und mit Weinen,
Auf den Wangen Blässe, Röte,
Küssend ihn umschlang und leise
„Elmar, sag es keinem!“ flehte?

Zwar die Lippe war versiegelt
Und gebannt vom süßem Munde,
Doch im Herzen, tief im Herzen
Rief es immer: Hildegunde! (W:D, 32)

Elmar hat Hildegunde in seiner Kindheit vor dem Ertrinken gerettet. Eine tiefe Verbindung zwischen Elmar und Hildegunde entsteht aus der intensiven Erfahrung dieses Moments und überdauert in der Erinnerung die Zeit unbeschadet. Ein zartes Pflänzlein der Liebe keimt in seinem Herzen; unbemerkt von Außenstehenden, denn es ist ein Geheimnis, das nur zwei Menschen miteinander teilen. Das Geheimnis ist auf den gesellschaftlichen Kontext ihrer unterschiedlichen Herkunft bezogen. Elmars Aufenthalt in Friesland neigt sich nun seinem Ende zu. Nordmännisch hat er sich im Kampf bewiesen. Die kriegerische Ausbildung bildet den Schlussstein der heidnischen Erziehung zum Mann.

„Ist der Falk des Käfigs müde?
Will ihm länger nicht behagen
Meines Hauses träger Friede?

Dort zum Normann mag er fliegen:
Thorkell rüstet Krieg den Franken,
Und sein Flügeldrache badet
In der Bucht die finstern Flanken.“

Wikingsfahrt zum Frankenlande?
Rachekampf? Wie Elmar lauschte,
Wie er schnell das Lodenkoller
Mit dem Kettenhemd vertauschte! –" (W:D, 32)

Vergeblich bemüht sich Thora, Thiatgrims Schwester, um die Gunst des Falken. Er fliegt zurück zum Habichtshof, in die Nähe von Bodinkthorpe. Thorailil, die kleine Thora, hatte das bunte Bändchen aus Kindertagen nicht bemerkt.

²⁴² Informationen zu Walhall siehe: Die Edda. Götterlieder, Heldenlieder und Spruchweisheiten der Germanen. Vollständige Textausgabe in der Übersetzung von Karl Simrock. Überarbeitete Neuausgabe mit Nachwort und Register von Manfred Stange, 18, 24, 37, 127, 167, 260, 276, 286, 288-290, 303, 355.

Kleine Thora, laß das Träumen,
Falkenart hat schnelle Flügel;
Glaubst du ihn an sichrer Kette,
Schweift er über Tal und Hügel.²⁴³

Hastig über Tal und Hügel
Flog er heim, ihn rief der Bote
Hastig zu der kranken Mutter;
Was er fand war eine Tote. (W:D, 33-34)

Im Lied spiegelt sich Falks Trauer in der Beschreibung der Natur. Im frühen Morgenrauen denkt er mit Wehmut und Trübsal an die tote Mutter. Ein elegischer Unterton findet sich in den Versen der Trauer. Durch Elmars Gedanken an die eigene Zukunft wird dieser aber schnell ‚verscheut‘. Elmar ringt mit seiner Umwelt und mit sich selbst. Die lebendige Vieldimensionalität des Hauptprotagonisten kommt zum Vorschein. Elmar muss zu sich selbst finden, seinen eigenen Weg im Leben gehen. Er sucht Sinn gebenden Halt im Leben. Wer bin ich und wer werde ich sein? Was darf ich hoffen? Diese Fragen lassen sich religiös, aus dem Glauben heraus beantworten. Sie verdeutlichen aber auch die moderne Suche des Menschen nach der eigenen Identität. Die heidnische Religion ist Elmar vertraut. Er weiß um die Macht und die Stärke der Götter, dennoch kommen Zweifel in ihm auf. Der Zweifel zieht Elmar in einen tiefen Denkprozess. Die Körperhaltung des denkenden Menschen einnehmend versucht er den starken Affekt der Trauer zu beherrschen und der Vernunft einen Weg zu bereiten. Hat Falk Schuld auf sich gezogen, indem er versehentlich gegen den Willen der Götter handelte? Falk möchte Einsicht darüber erlangen, was das Beste in seiner Lage ist, versucht sein Denken und seinen Willen zu ergründen, kommt aber zu keinem ihn zufriedenstellenden Ergebnis.

Elmar, in der Hand die Stirne,
Sah hinaus ins Wetterwogen;
Trüb die Welt wie die Gedanken,
Die durch seine Seele zogen!
... Schon zuviel des Streits! Im Hader
Bin ich mit dem fremden Gotte,
Mit dem Fremden und am meisten
Mit mir selbst, mir selbst zum Spotte. (W:D, 34-35)

Soll es wirklich der Rachekampf sein, der sein weiteres Leben bestimmt? Dies wäre ohne Zweifel der Wunsch seiner verstorbenen Mutter gewesen. Aber sein Herz sträubt sich, diesen Weg einzuschlagen. Ein innerer Konflikt tobt in ihm und seine Götter und Göttinnen geben ihm keine Antworten. Die Leidenschaften Liebe und Hass wüten in ihm und sie schweigen. Schweigen sie aufgrund oder trotz ihres Wissens?

Wodan nur, der Rätsellöser,
Kann das rechte Wort mir sagen,
Doch er schweigt; die Götter alle
Schweigen – und ich muß verzagen. (W:D, 36)

Der alte Diethelm, der Elmars Leid bemerkt, antwortet dem jungen Herrn, um den wilden Falkenflug der Gedanken wieder in friedvolle Bahnen zu lenken. Er weint während seine menschliche Stimme den Ratschlag gibt. Diethelm trauert um die Welt seiner Vorfahren, die für ihn nur noch in der Erinnerung kraftvoll und existent ist. Ihn verwundert das Schweigen der alten Götter und Göttinnen nicht. Mit seinen Worten begründet er die Etablierung des neuen Gottes zuerst aus heidnischen Überlegungen heraus. Vielleicht verrät er die alte Welt mit dieser Einschätzung, aber die Sachsen wollen Frieden. Sie wünschen sich die Barmherzigkeit²⁴⁴ des neuen Gottes. Hilfreich für dieses Ziel

²⁴³ Vgl. mit dem *Falkenlied*. z.B. in: Manfred Stange (Hrsg.): Deutsche Lyrik des Mittelalters. Zweisprachige Ausgabe: Mittelhochdeutsch - Neuhochdeutsch, 20.

²⁴⁴ „Die Güte Gottes ist seine Barmherzigkeit, in der er nicht nur Mitleid mit den Notleidenden hat (Mk 1,41; 6,34; 8,2; 9,22; Lk 7,13) und den Sündern ihre Schuld vergibt (Lk 15,20), sondern auch seine Gebote als Weg zum Leben erlässt (Mk 10, 17-

wäre eine Verbindung zwischen Elmar und Hildegunde, der fränkischen Nachbarstochter. Der treue Diener baut dem edlen Herrn mit seinen Worten eine goldene Brücke. Diethelm will das Liebesleid Elmars beenden, indem er den Gewissenskonflikt auflöst und die Verbindung zwischen Sachsen und Franken als erstrebenswertes Ziel schildert:

Elmar, Stärke ziemt dem Starken,
Mut dem Mann; die Götter walten:
Lassen sie das Neue werden,
Traun, so sind sie gram dem Alten.

Seit du fern auf fremden Meeren,
Brannte manche Glut zu Kohlen:
Zahmer unterm Frankensattel
Geht das weiße Sachsenfohlen.

Brach der Sturm dir First und Wände,
Magst dem Zauberweib du fluchen;
Weiser ist's, bei Nachbarleuten
Als beim Wolf Herberge suchen. (W:D, 37)

Als im Norden Sigurd zum Kampf aufruft, Thorkell Falk als seinen „besten Degen“ (W:D, 41)²⁴⁵ zum Kampfgenossen wünscht und Thorlil diesbezüglich ihre Grüße sendet, lenkt Diethelm Elmars Schritte ein zweites Mal weg vom „Helweg Norden“ (W:D, 42) der Wölfe, in dessen Richtung er gerne zum Kampf aufbrechen würde. Erneut ermahnt der *Knecht* den *Herrn* an seine Pflicht. Geschickt argumentiert Diethelm, dass der Schutz der ihm Anvertrauten, die wahre Heerbannstreue sei – und er verweist Elmar nicht nur auf seine Pflicht als Herrn des Habichtshofs, sondern auch auf die Stimme des Gewissens²⁴⁶. Diethelm beschreibt die alte Welt immer auffälliger aus christlicher Perspektive bis die neue Weltansicht deutlich im Wortlaut aus ihm herausbricht:

Elmar, eines ist dein Mögen,
Und ein andres ist dein Müssen;
Nicht dein Herz nach seinem Wunsche,
Nach der Pflicht fragt dein Gewissen. (W:D, 44)

Noch nicht hinreichend bekannt ist Elmar die Lehre des Christentums. Entscheidungen trifft er allein auf der Basis seiner heidnischen Religion und Bildung. Sie enthält den Wertekanon, dem er sich verpflichtet fühlt und nach dem er sein Handeln ausrichtet. Was Verantwortung ist, weiß Elmar, aber über das, was in einer sich christlich verändernden Welt Pflicht sein kann, muss er erst nachdenken. Elmar anerkennt den Wert und die hohe Priorität seiner Zugehörigkeit, die Diethelm in seiner Rede anspricht. Er soll sich dem Land zugehörig bekennen, das sein Geburtsland, „*des vaters land, die besitzung des vaters*“²⁴⁷, ist. Heerbannstreue kann er beweisen, wenn er in seinem Land nicht nur „*die heimat eines einzelnen, sondern auch [die] eines volkes oder völkergebietes*“²⁴⁸ sieht, diese schützt und verteidigt. Diethelm folgt im Kern einer Weltsicht, die auch Elmar für sich akzeptiert.

31).“ Thomas Söding: Phänomenologie als Herausforderung der Theologie. Versuch einer Antwort vom Neuen Testament aus, 28-51. In: Klaus Held/Thomas Söding (Hrsg.): Phänomenologie und Theologie, 47.

²⁴⁵ Der Ausdruck *bester Degen* kommt einer Zusammenfassung der unterschiedlichen Bedeutungen des Namens *Elmar* gleich. Der Dichter hat Elmar einen redenden Namen gegeben.

²⁴⁶ In christlichem Verständnis ist „das Gewissen .. ein Urteil der Vernunft, in welchem der Mensch erkennt, ob eine konkrete Handlung, die er beabsichtigt, gerade ausführt oder schon getan hat, sittlich gut oder schlecht ist. Bei allem, was er sagt und tut, ist der Mensch verpflichtet, sich genau an das zu halten, wovon er weiß, dass es recht und richtig ist. Durch das Gewissensurteil vernimmt und erkennt der Mensch die Anordnungen des göttlichen Gesetzes.“ Katechismus der Katholischen Kirche, Artikel 6 Das Gewissen, I. Das Gewissensurteil, 1778. <http://www.vatican.va/archive/DEU0035/P65.HTM> (Datum der Veröffentlichung im Internet: 8.10.2007).

²⁴⁷ Stichwort *Vaterland* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Bd. 25, Sp. 28.

²⁴⁸ Ebd.

Heimat, das ist die Kernaussage der Exposition, ist ein Modell menschlicher Gesellschaft und Geschichte. Alte Kulturen sterben ab, neue blühen herauf. Entscheidend ist der sittliche Geist, von dem sie getragen werden und der das soziale Handeln ihrer Vertreter bestimmt.²⁴⁹

Dieser Beurteilung *Freunds* anzufügen ist der wichtige Verweis auf die Religion. Als *geistige Heimat* trägt sie das gesamte Epos thematisch. Der christliche Aspekt nimmt im Verlauf der Handlung immer mehr Raum ein. Vorerst macht es aber im Geschehen keinen Unterschied, ob sich Elmars Gewissen²⁵⁰ regt oder ob er die Schicksalsworte der Nornen²⁵¹ im Wind vernimmt, wenn er nach langem Sinnen bekennt: „meinem Lande,/Meinen Leuten bin ich eigen.“ (W:D, 44)²⁵² Seine Ausbildung in Friesland hat aus ihm keinen „abenteuernden Wiking“²⁵³ gemacht. Der edle Falk des Habichtshofs entscheidet sich für sein Land, wählt ein Leben in Sesshaftigkeit. Während er dem greisen Diethelm lang und stumm in die Augen schaut, erkennt er, dass sich sein Land und seine Leute verändert haben. Diplomatie hat er im Norden erlernt. Gastfreundlich bemüht er sich um Wilfrieds Wohlergehen auf dem Habichtshof und bittet, ihm abends an der Feuerstätte das Sterbelied Ragnars zu singen.²⁵⁴ Er nimmt Abschied, lauscht dem Gesang, dessen Melodie ihm vertraut ist. Die Einladung zum Kampf im Norden schlägt er aus. Noch nimmt Elmar die Welt aus einer heidnischen Haltung heraus wahr und Motive der sächsischen Religion lenken seine Entscheidungen.

²⁴⁹ Winfried Freund: Friedrich Weber – Ein Porträt des Dichters, 129-174. In: Friedrich Wilhelm Weber. Arzt – Politiker – Dichter, 148.

²⁵⁰ Prinzipiell lässt sich formulieren, dass „jede wahre Erziehung“, die „auf die Bildung der menschlichen Person ausgerichtet ist“, immer auch „zugleich Gewissensbildung“ ist. In: Monika Born: Kinder und Jugendliche brauchen Freiräume und Grenzen. Gewissensbildung bei jungen Menschen, 151-185. In: Gerhard Stumpf (Hrsg.): Gewissen – Wahrheit – Menschenwürde. 11. Theologische Sommerakademie Dießen 2003, 155.

²⁵¹ Die Nornen bestimmen als Schicksalsgöttinnen das Gute und das Böse, finden in der Edda öfter Erwähnung. Siehe dazu: Die Edda. Götterlieder, Heldenlieder und Spruchweisheiten der Germanen, 15, 38, 40, 152, 165, 187, 192, 196, 202, 224, 234, 253, 258, 273, 353.

²⁵² Dieses Geständnis Elmars kann auch aus stoischem Pflichtbewusstsein heraus entstanden sein. Der christliche Gewissensbegriff Diethelms geht auf *Augustinus* zurück. Interessant ist diesbezüglich aber auch Thomas von *Aquin*. „Bei Thomas .. gehören das Kluge und das Gute zusammen. Alle Tugenden und alle Gebote sind auf die Verwirklichung der Klugheit angelegt, jede Sünde ist gegen die Klugheit. Diese ist durch die Wirklichkeit selbst bestimmt und prägt ihrerseits das Wollen und Wirken.“ Anton Ziegenaus: Das Gewissen in der Lehre des Thomas von Aquin, 91-106. In: Gerhard Stumpf (Hrsg.): Gewissen – Wahrheit – Menschenwürde. 11. Theologische Sommerakademie Dießen 2003, 91.

²⁵³ „Der Gegensatz des abenteuernden Wikings und des sesshaften Mannes, des Edelings und des Bauern gelangt in der nordischen Mythologie und Religion zum Ausdruck.“ Wolfgang Golther: Handbuch der Germanischen Mythologie, 70. Auf diesen wichtigen Gegensatz lässt *Weber* im Lied vorab bereits Diethelm hinweisen.

²⁵⁴ *Speyer*, die *Webers* Neigung zur Romantik im Detail untersucht hat, merkt zu diesen Versen an: „Des Skalden Sang von Lodbroks Tod könnte, aus dem Zusammenhang des Epos losgelöst, neben Strachwitzens Gedicht, zu den Meisterballaden gestellt werden, die nach dem Vorbilde Uhlands die romantische Nachblüte im altgermanischen Geiste geschaffen hat.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 122.

2.2.2 Bei den Externsteinen

Vor dem Tag der Sommersonnenwende – wenn die Nacht den Tag berührt – findet zum Balderfest die heilige Zeremonie am Opferstein – nahe den Externsteinen²⁵⁵ – an der Irminsäule statt. Das Land verschmilzt mit seinem Mythos. Elmar nimmt an dem heiligen Ritus teil, den Swanahild, die alte Drude²⁵⁶, durchführt.²⁵⁷ Während des Festes muss Elmar schmerzlich erkennen, wie einschneidend die Veränderungen sind, die während seiner Abwesenheit im Land stattgefunden haben. Die heilige Stätte im Wald wurde von den Franken verwüstet, um das Heidentum zu schwächen. *Karl der Große* hat die Irminsul, den mächtigen Weltenbaum, der nach sächsischem Glauben das gesamte Universum trägt, niederbrennen lassen. Die Zerstörung des „sächsischen Baumheiligums“, das zugleich „Weltensäule und Göttermal“ war, wird historisch als „dramatische[r] Höhepunkt“ des Sachsenkrieges gewertet.²⁵⁸ Die Irminsäule war als direkte Verbindung zu ihren Göttern und Göttinnen das wichtigste Heiligtum für die Sachsen.

Alter Hain, aus deren Wipfeln
Sonst die Irminsäule ragte,
Die zum Schmerz und Schreck der Sachsen
König Karl zu brennen wagte;

Götterstätte, jetzt umwuchert
Von Gestrüpp und wilden Ranken
Und als Wohnort dunkler Mächte
Scheu gemieden von den Franken. –

Lieulich war die Nacht, die kurze,
... Auf der Iburg stumpfem Kegel
Flackerten die Opferbrände;
... Hatten sich zum Balderfeste
Fromm gescharrt die Heidenleute,
Gaugenossen, fremde Gäste.

Unter Eichen auf dem Rasen
Stand der Opferstein, der graue
... Und im breiten Kupferkessel
Auf des Herdes glühen Kohlen
Brodelte mit Lauch und Mistel
Das geweihte Opferfohlen:

²⁵⁵ Erstmals erwähnt werden die Externsteine in einer Urkunde des Abts *Bernhard* von Werden-Helmstedt um 1129. Die dortige christliche Kapelle und die Einsiedelei existierten erst ab dem Jahr 1366.

²⁵⁶ „In Celtic culture, a druid was a priest. The name druid is thought to have come from *drus*, the ancient name for the oak tree, which was sacred to the druids. As well as being priests, the druids were teacher, poets, philosophers, seers and judges. Druids represented the most powerful force in Celtic society. Druids were extremely highly trained and this rigorous training could go on for as long as twenty years.“ *Celtic Mythology*, 364.

²⁵⁷ *Weber* erschafft in *Dreizehnlinden* eine fiktive Welt der Druiden und Barden, nutzt zur Orientierung keltische Vorbilder. „Eine fiktionale Druiden- und Bardenmystik ... setzte mit dem aufkommenden Interesse an den Altertümern Britanniens wie Stonehenge etwa im 17. Jh. ein und erreichte um 1800 unter Iolo Morganwg (= Edward Williams) seinen Höhepunkt. Der alte Unterschied zwischen Druiden und Barden wird zunehmend verwischt.“ Helmut Birkhan: *Das Geheimwissen der Kelten*, 20.

²⁵⁸ Wolfgang Braunfels: *Karl der Große*, 43.

Auf dem christlichen Friedhof in Fenor (Co. Waterford/Ireland) fanden (2015) Schnitzarbeiten an einem großen, hohen Baumstamm statt, am *Fenor's Holy Tree*. Lokale irische Medien haben bereits berichtet. „Large numbers of people are being attracted to Fenor where an amazing transformation is happening to an 300 year old fallen Monterey pine tree in the cemetery adjoining the church of the immaculate conception in the village. Local sculptor, John Hayes is currently breathing life into the 40 ft tree by carving a life sized image of the blessed virgin surrounded by 3 angels.“ Quelle: <http://tcrfm.ie/fenors-holy-tree/> (Stand: 10.05.2015) Die Astkrone des Baums ist nach einem Sturmschaden entfernt worden. Der Stamm, der Träger für die interessante christliche Schnitzarbeit ist, wurzelt aber noch im Erdreich. Auch die *Irminsul* ist als prächtiger Baumstamm mit geschnitztem Götterbild, fest verwurzelt in der Erde, mit oder ohne Baumkrone, vorstellbar. „An .. Kultstätten hat man oft aus Holzpfehlern geschnitzte Götterfiguren aufgestellt. Auch die ... Irminsul der Sachsen könnte eine solche Pfahlgottheit gewesen sein“ wie Ulrike *Peters* in ihrem Buch (2014) über die Germanen anmerkt. Ulrike Peters: *Die Germanen*, 30. Vielleicht findet sich die historische Wahrheit genau zwischen diesen beiden Hypothesen.

Freies Tier des freien Waldes,
Das den Hals vor Pflug und Wagen
Nie gebeugt und dessen Rücken
Einen Reiter nie getragen. (W:D, 70-71)

Feuer und Blut des Opfertiers sind den Sachsen ebenfalls heilig, beides kann zürnende Götter und Göttinnen versöhnen. Elmar verschwimmen die Bilder, die ihm im Feuer der letzten Glut vor Augen erscheinen. Seine Gedanken fließen ineinander und er ahnt, dass der endgültige Untergang der sächsischen Ideale naht. Vielleicht spürt er auch tief in seinem Innern, dass er sich langsam von der Gruppe der Sachsen entfernt. Unsicher ist er, ob er in den heiligen Flammen mit dem Opfertier auch das ›Volk‹²⁵⁹ – in heutigem Sprachgebrauch die Ethnie²⁶⁰ – der Sachsen verbluten sieht:

Elmar, Herr vom Habichtshofe,
Blickte träumend in die Gluten;
Sah er, wie das Opferfüllen
Auch das Sachsenroß verbluten? – (W:D, 72)

Die fromme Feier wird sorgfältig bewacht, um sie vor „Verräter[n und].. Verächter[n]“ (ebd.) zu schützen, denn die Teilnahme am Opferfest ist in politisch unruhiger Zeit (vor 800) für alle Sachsen und Sächsinen gefährlich. In aller Heimlichkeit muss der religiöse Ritus an der heiligen Stätte im Wald stattfinden. Die Drude Swanahild spricht ihre Worte zum Balderfest. Kunstvoll teilt sie den Anwesenden, einem Zirkel bedeutender Heidenleute, ihre Visionen mit und endet mit dem Vergleich zwischen Balder²⁶¹ und dem Weißen, dem Gott der Christen:

Kam die Zeit, und ist der Weiße
Den die Christen laut bekennen,
... Ist er Balder? – O er brachte
Kampf und Krieg der Männererde!
Ist er Balder? – O er machte
Friedlos uns am eignen Herde!

²⁵⁹ Im *Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm* (Bd. 26, Sp. 454) findet sich zum Begriff *Volk* der wichtige Hinweis, dass „die bedeutungsgeschichte des wortes .. auf das engste mit der politischen und gesellschaftlichen entwicklung verbunden [ist] ... eine besonders bedeutsame wandlung tritt in der zweiten hälfte des 18. und der ersten des 19. jhs. ein. die ästhetischphilosophische bewegung veredelt den begriff des volkes als des ursprungs des werthvollsten pectischen [sic!] gutes, schöpferischen phantastelbens, naturbedingter sitte, indem zugleich der werth der den oberen gesellschaftschichten vorbehaltenen bildung herabgesetzt wird; die aus der romantik hervorgehende philologie führt diese bewegung in historischer vertiefung weiter, wobei bes. die gegenüber der aufklärungszeit völlig veränderte stellung zu beachten ist, die dem volk im sprachlichen leben zugewiesen wird.“ (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat). Für die Figur Elmars ist die älteste Wortbedeutung von Belang: die „geschlossene abtheilung von kriegern“. (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat), ebd. 454.

²⁶⁰ „Der Begriff Ethnie, der heute statt des vorbelasteten Begriffes ››Volk‹‹ verwendet wird, ist ein taxonomischer Begriff, d.h. ein Begriff, der der Klassifizierung dient. Ethnische Identität ist eine Form der kollektiven Identität, eines Wir-Bewusstseins, aufgrund gemeinsamer Traditionen wie z.B. Abstammung, Geschichte, Sprache, Religion, Lebensraum etc. Ob diese Traditionen real oder fiktiv sind, ist nicht entscheidend, entscheidend ist das Wir-Bewusstsein, das Zugehörigkeitsgefühl der einzelnen Person zur Gruppe. Die ethnische Gruppe entsteht und stabilisiert sich durch Abgrenzung von anderen Gruppen und Interaktion mit anderen Gruppen. Ethnische Identität ist kein statischer Zustand, sondern ein dynamischer-kreativer Prozess mit latenten und – in Krisenzeiten, wie z.B. Krieg oder Eroberung – aktiven Phasen. Und es sind nicht objektive Kriterien, sondern in der Regel allein soziale Faktoren ausschlaggebend, so vor allem die eigene Zuordnung zu einer Gruppe A, auch wenn die objektiven Kriterien für eine Zuordnung zu Gruppe B sprechen.“ Ulrike Peters: *Die Germanen*, 14-15.

²⁶¹ „Balder, Sohn von Odin und Frigg, gilt als wohlthätiger Gott, als Gott des Lichtes, der getötet wurde [indem Hödr – angeleitet durch eine List Lokis – mit einem Mistelzweig auf ihn schoß.] „Nach dem Weltende, der ››Götterdämmerung‹‹ .. soll Balder wieder auferstehen. Die Deutung Balders als Gott des Lichtes und als Typus eines sterbenden und wiederauferstehenden Gottes wird [in heutiger historischer Forschung] kontrovers diskutiert.“ Ulrike Peters: *Die Germanen*, 207-208. Weitere Informationen über Balder siehe: *Die Edda. Götterlieder, Heldenlieder und Spruchweisheiten der Germanen*, 17, 20, 24, 44-46, 85, 131, 272, 278, 303-306.

In den Versen des Liedes zeigt sich deutlich – auch und gerade wenn die Strophen religiösen sächsischen Ritus beinhalten –, dass *Weber* die germanische Mythologie aus christlicher Sichtweise heraus wahrnimmt und nacherzählt. Er dichtet sein Lied als Christ für eine christliche Leserschaft; ‚seine Westfalen/Westfälinnen‘ sind folglich Westfalen/Westfälinnen, in denen idealerweise der christliche Anteil schwerer wiegt als ein heidnischer.

Was wir sehen ist Haß und Harder!
Vor den Fremden, unsern Schergen,
Muß sich selbst Gebet und Opfer
Scheu in tiefer Nacht verbergen. (W:D, 75)

Im Krieg mit *Karl* starb Elmars Vater. Die Franken haben das Land mit Vertreibung und Mord überzogen und verbieten seinem ›Volk‹ die Ausübung der heidnischen Religion. Für einen Heiden kann Jesus Christus nicht Balder, der Milde, sein und jede Antwort zwischen Ja und Nein, würde neues Leid in sich bergen. Elmar hofft noch auf den Messias, für ihn ist er mit dem Weißen, dem Gott der Christen, noch nicht gekommen. Leise singen die Kinder das flehende Lied, das sie an ihren Gott Balder richten. Sie bitten ihn um Schutz vor den Angriffen des Christengottes, den Swanahild in ihrer religiösen Ansprache als trügerischen Dämon bloßgestellt hat.

Schirm uns Balder, weißer Balder,
Vor des Christengottes Grimme!

Komm zurück, du säumst so lange;
Sieh, wie Erd' und Himmel klagen!
Komm zurück mit deinem Frieden
Auf dem goldnen Sonnenwagen.

Weißer Balder, weiße Blumen
... Legen wir dir gern zu Füßen.
... Gott der Liebe, weißer Balder,
Neige hold dich unseren Grüßen (W:D, 76)

Aus Angst vor den Franken müssen die an den milden Gott Balder gerichteten Gesänge leise und heimlich erfolgen. Das Verhalten der Sachsen muss aus dieser Angst heraus verstanden werden. Gedrückt und betrübt ist die Stimmung der Festgemeinschaft. Noch trotzen viele aus der Ethnie der Sachsen der Bedrohung und treffen sich zur Ausübung ihrer heidnischen Religion. Sie fühlen sich dem Väterbrauch verpflichtet, aber er stimmt sie nicht mehr glücklich. Die Angst vor dem fränkischen Feind dominiert die Gedanken während des Opferfestes. Sie ist auf dem Fest präsenter als der sächsische Glaube:

O, es war kein Mahl der Freude! –
Stets des Überfalls gewärtig
Saß die Schar der Ungetauften,
Stets zum Fliehen, zum Trotzen fertig,

Wölfen gleich, die tief im Walde
Hastig einen Raub verzehren
Und in jedem Blätterrauschen
Hand und Jäger kommen hören. – (W:D, 77)

Es kommt zu keiner Neubelebung der alten Kultur am großen Opfertessel. Der heidnische Ritus ist durch die fortschreitende Christianisierung ernstlich bedroht. Die Solidargemeinschaft der Sachsen zerbricht für Elmar erst auf der Thingstätte. Derweil ist es für den gläubigen Nordmann ratsam, abzuwägen, wie gefährlich ein Streit mit der Glaubensgemeinschaft des neuen Gottes sein kann und wie treu die restlichen Edelherren ihm gegenüber sein werden, wenn sie einer fränkischen Übermacht und Bedrohung unmittelbar gegenüber stehen.

3 Konfliktsituationen

3.1 Begegnungen zwischen Christen und Heiden

3.1.1 Auf dem Erntefest

Im Herbst, wenn alle Felder abgeerntet sind, findet auf Bodinkthorpe ²⁶² das Erntefest statt. Märchenhafte Züge erhält *Dreizehnlinden* durch sprechende Tiere, die im Verlauf des Liedes das Geschehen kommentieren. Kommendes Unheil teilt sich in der herbstlichen Stimmung der Natur mit. Sie erinnert den Menschen an die Vergänglichkeit aller Dinge. Die Schwalben, die Bodinkthorpe nun verlassen, warnen mit ihren Vogelstimmen ihren christlichen Wirt, den Grafen Bodo, „vor Trug und Tücke“ (W:D, 79) böser Menschen und danken für seine Gastlichkeit:

Auf des Daches First versammelt,
Mahnen zugbereit die Schwalben:
... Hüte dich vor Trug und Tücke,
Dunkles brau'n die dunklen Nächte;
Arges droht dem Herrn des Hofes
Oft vom Freunde, oft vom Knechte.

Hüte deines Hauses Giebel,
Hüte deines Herdes Kohlen;
Winterdach ist doppelt nütze;
Habe Dank – und Gott befohlen! (W:D, 79-80)

Die Schwalben, die in der christlichen Kunst – spätestens seit dem späteren Mittelalter – ein Symbol für Christus und für die Auferstehung sind,²⁶³ lokalisieren die Bedrohung für den Gastgeber in den dunklen Charakterzügen seiner Freunde, an die sich das Böse anlagert. Schwatzhafte verschreien sie das Glück mit ihrer düsteren Vorahnung. Auch bei den Menschen verschmelzen heidnischer Kult und alttestamentarisches Brauchtum auf dem Erntefest zu Bodinkthorpe:

Knechte, seid nicht allzu eifrig,
Jedes Hälmlein heimzuholen:
Laßt der Flur die letzte Garbe
Für des alten Wodan Fohlen;

Laßt dem Baum den letzten Apfel
Für den alten Wodan selber!
Voller trägt aufs Jahr der Wipfel,
Und der Weizen färbt sich gelber. (W:D, 80)

„Wenn du dein Land aberntest“, heißt es im Gesetz Israels ... , „dann sollst du nicht alles bis an die Ecken deines Feldes abschneiden, auch nicht Nachlese halten, sondern den Armen und den Fremden sollst du es lassen, auf das dich der Herr, dein Gott, segne in allen Werken deiner Hände“²⁶⁴. ²⁶⁵ Aiga ²⁶⁵, die Tochter des Meiers, wandelt die alttestamentarische Bedeutung ab. Für sie sind die bei der Ernte auf dem Feld zurückgelassenen Körner, freiwillige Gaben an die Vögel, die der christliche Gott ja eigentlich mit den wilden Samenständen und Früchten der Natur nährt. Aiga trägt ihre Meinung spitzfindig als scheinbares Lob vor, kann auf diese Weise mit Ironie Kritik am steuerlichen Abgabensystem üben. Sie bemängelt die doppelte Abgabenlast an die Kirche *und* an den König. Unterschwellig kritisiert sie so Gero, den ‚christlichen Freund‘ des Grafen, der Steuereintreiber des Königs ist. Spielerisch wird den Versen des jungen Mädchens ein spöttischer Akzent verliehen und ein scharfer Verstand gibt den feinsinnigen Worten Witz.

²⁶² Böckendorf ist laut *Speyer* Bodinkthorpe. Vgl. dazu Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 42.

²⁶³ Vgl. dazu *Schwalbe* in: Gerd Heinz-Mohr: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst, 282.

²⁶⁴ Hanne Leewe: Vom Fremd-Sein und vom Heimisch-Werden. Die Geschichte von Ruth und Noomi, 10.

²⁶⁵ *Weber* hat Aiga einen redenden Namen gegeben, der auf eine junge keltische Magierin verweist.

Aiga sprach: „Der Vogelzehent
Ist es, den wir gern ertragen,
Daß uns nicht die kleinen Bettler
Vor der Himmelstür verklagen.“ (W:D, 81)²⁶⁶

Isenhard verfügt nicht über den leichten Esprit seiner Tochter. Er ist ernstlich bemüht, heidnischen Zauber christlich abzuwehren, um die Ernte für den Hof zu sichern. In seiner abergläubischen Vorstellung werden böse Kräfte, die die Ernte mindern könnten, in der dunklen Sommernacht des Balderfestes freigesetzt. Am Johannesabend hat er aus diesem Grund nur für kurze Zeit die Glocken geläutet.

Denn am Tag der Sonnenwende
Sprengt beim Schall der Abendglocke
Schattenreich der Bilwißreiter
Durch die Flur auf schwarzem Bocke.

Reiten darf der rauhe Unhold
Nur, solange der Mesner läutet,
Und sein Eigen sind die Halme,
Die beim Läuten er umreitet. (W:D, 86)

Auf die Sorge des Meiers reagiert der Bischof milde lächelnd und belehrend. In den Worten des christlichen Würdenträgers wird in leichter Form auch die religiöse Überheblichkeit der Franken dem Glauben der Sachsen gegenüber²⁶⁷ spürbar; „das ist Heidenglauben“ (ebd.).

Gutes, das uns Gott gegeben,
Kann das Böse uns nicht rauben. (W:D, 86)²⁶⁸

Von Elmars Gesicht weicht der freundliche Ausdruck als sein Onkel, der Bischof, ihm, dem Herrn des Habichtshofs, die Hand zum Gruß nicht reichen möchte. Gero, der Königsbote, bemerkt die abweisende Haltung des Bischofs, missversteht aber den Grund. Irmintrud hatte den jungen Elmar lieber nach Friesland geschickt als den Vaterlosen in die Obhut seines christlichen Onkels zu geben. Der Bischof war damals sehr gekränkt über die familiäre Entscheidung seiner Schwester und so misslingt viele Jahre später die freundliche Annäherung Elmars an den hohen Würdenträger des Christentums aufgrund eines Umstandes, an dem Elmar keine Schuld trägt.

Der Graf möchte mit dem Erntedankfest aus Bodinkthorpe einen berufenen Ort machen, wo christliches Brauchtum gemeinsam mit den heidnischen Nachbarn gefeiert werden kann. Er will auf dem Fest ein Wir-Gefühl für Franken und Sachsen ermöglichen, was der Politik *Karls* durchaus entspricht. Ein Fest verwandelt die Umgebung. Bodinkthorpe könnte ein Ort der Versöhnung werden, an dem alle dazugehören. Sein Versuch ist nicht abwegig, da sich die Alltagskultur der Franken von der der Sachsen nur wenig unterscheidet – allein der unterschiedliche Glaube trennt die beiden Ethnien voneinander. Zahlreiche ehrenwerte Heidenleute hat Bodo eingeladen, um die kulturelle Distanz auf dem Fest abzubauen. Die Festatmosphäre kann für die Teilnehmenden Identität herstellen. Das Fest ähnelt dabei einem Spiel, in dem im Alltag noch nicht Existentes als Utopie erfahrbar wird. „Andererseits bestätigt das Fest die gelebte Alltagsrealität“²⁶⁹, kann diese auch verfestigen und so – wie

²⁶⁶ Die ängstliche Sorge um die Ernteerträge gehört (als fester Bestandteil) zum Erntefest, „die z.B. die Behandlung der ersten und der letzten Garbe“ umfasst. Siehe dazu *Ernte* in: Kurt Goldammer (Hrsg.): Wörterbuch der Religionen. Begründet von Alfred Bertholet in Verbindung mit Hans Freiherrn von Campenhausen, 167.

²⁶⁷ „Wo in der antiken Welt das Christentum von unten nach oben vorgedrungen ist, von den Sklaven und Fremden zu den Herren und Römern, führte im Frankenstaat wie im angelsächsischen England der Weg umgekehrt von oben nach unten. Der König bekehrte sich als erster; ihm folgte der Adel, später die breite Schicht der Freien, zuletzt das niedere, halbfreie Volk, das an den alten Riten und Bräuchen am längsten festgehalten hat und in manchen Teilen Deutschlands und Skandinaviens nie ganz christlich geworden ist.“ Wolfgang Braunfels: Karl der Große, 12-13.

²⁶⁸ Dennoch wird die Existenz des Bilwißreiters von der Menge nicht bezweifelt. Mägde und Knechte verspüren keinen Gegensatz und verbinden ihren Aberglauben mit den im Land neu eingeführten christlichen Riten. In den niederen Schichten ist auf diese Weise eine religiöse Mischkultur entstanden.

²⁶⁹ Stichwort *Fest* in: Stephan Günzel (Hrsg.): Lexikon der Raumphilosophie, 116.

beim Festverlauf auf Bodinkthorpe – das angestrebte Ziel des Grafen verfehlen. Im Wunsch des Grafen zeigt sich die gedankliche Nähe *Webers* zu einer in heutiger Forschung diskutierten *Transkulturalität*, die in der von ihr vertretenen Richtung „einen Standpunkt, der es jedem Individuum selbst überlässt, wo es sich im Spannungsfeld zwischen Assimilation und kultureller Differenz verorten möchte“²⁷⁰, bevorzugt.

Die offene Art des freiheitsliebenden Bodo missfällt Gero, der das einflussreiche Amt des Königsboten am fränkischen Hof bekleidet. Gero lehnt ein freundliches Miteinander mit der sächsischen Bevölkerung ab, bevorzugt das provokative Gegeneinander. Die missglückte Begegnung zwischen dem christlichen Bischof und Elmar ermutigt Gero, den Edlen anzufeuern und zu beleidigen. Öffentlich verspottet er ihn als Heiden mit dem Ziel, ihn in seiner Ehre zu kränken. Geros Charakter ist dem des strategisch denkenden Machtmenschen nachgezeichnet. Lächerlich gemacht verliert der kräftige Nordmann für ihn an Gefährlichkeit. Gero spottet:

„Stolzer Falk, ein krankes Küchlein
Schleppst du heut die lahmen Flügel:
Anders sträubtest du die Federn
Anderswo – auf braunem Hügel!
... Hat mit ihrem Zaubersude
Dich berückt dein holdes Liebchen,
Swanahild, die alte Drude,

Wenn sie ächzt und Sprüche murmelt
... Um den großen Opferkessel?“ (W:D, 84-85)

Der Königsbote kostet die Vormachtstellung seines Amtes aus – wohlwissend, dass dem Verlachteten nur wenig Raum zur Gegenwehr bleibt. Gero verlacht Elmar aus dem Gefühl der Überlegenheit heraus, setzt ihn mit seinem Lachen herab.

Das Verlachen wird .. zumeist als gesellschaftliche Sanktion gegenüber der Normabweichung betrachtet: der Abweichende wird herabgesetzt und erniedrigt, gleichzeitig wird die Norm verteidigt und gestützt²⁷¹.

Um Elmar die Macht der Franken zu veranschaulichen, beansprucht er die Deutungshoheit über die heidnischen Riten im Lande für sich. Werinhard gibt Elmar leise den klugen Rat, sich nicht auf eine Auseinandersetzung mit Gero einzulassen. Gero bemüht sich ohne Unterlass um die Gunst der Grafentochter, die auf seine werbenden Worte – gleich ob scherzend oder klagend – stets mit Schweigen antwortet. Beide Männer, Gero und Elmar, wollen Hildegunde für sich gewinnen – sind folglich bereit, sich im Wortstreit zu beweisen. Als die edle Frau sich der Runde der Männer nähert, beendet Elmar das Wortgefecht. Er möchte Hildegunde durch sein leicht aufbrausendes Gemüt nicht verschrecken; ihm ist die ruhige Wesensart der Fränkin aus Kindertagen wohl bekannt.

Aiga, die Tochter des Meiers, spricht für die Mägde und Knechte des Hofes die Dankrede auf den Herrn des Hauses und dessen Tochter. Sie erweitert dabei den westfälischen Brauch des Erntekranzes neckisch mit einer Anspielung auf Elmars Brautwerbung.²⁷² Mit ihrer flinken Zunge kommt sie den

²⁷⁰ Und weiter: „Dadurch würde der starre, an Gruppen gebundene Kulturbegriff des Neo-Rassismus zumindest theoretisch aufgelöst. Eine solche Gesellschaft wäre dann weder kulturell homogen noch ›multikulturell‹ (das heißt aus verschiedenen klar abgrenzbaren ›Kulturen‹ bestehend), sondern die kulturellen Grenzen würden verwischen, ohne indessen zu einer neuen ›Einheitskultur‹ zu führen.“ Christian Koller: Rassismus, 106.

²⁷¹ Rüdiger Zymner (Hrsg.): Handbuch Gattungstheorie, 322.

²⁷² „Das Vorbild für die Schilderung der westfälischen Sitten beim Erntefest konnte Weber bei Annette von Droste in ihren Bildern aus Westfalen finden. ... Weber konnte zwar die Gesamtausgabe der Bilder (1879) zu Dreizehnlinden (1878) noch nicht benutzen, wohl aber die erste Veröffentlichung in den Historisch-Politischen Blättern 1845, Heft 7, 8, 9. Annette schildert das Erntefest im Paderborner Lande ... Man könnte einwenden, Weber habe diese Erntebrauch noch aus wirklicher Anschauung oder vom Hörensagen kennen gelernt. Für die Droste als Vermittlerin spricht der Umstand, daß Weber in der Wahl von Aigas Spruch einer Bemerkung zu folgen scheint, die Annette kurz nach ihrer Schilderung des Erntefestes macht, ohne daß sie sich unmittelbar darauf bezieht. Sie meint: „Sonderlich junge Herren, die sich, den Verhältnissen nach, zu

Wünschen der Bediensteten des Nachbarhofs entgegen. Sie billigt das Begehren des edlen Falken und kränkt mit ihrer Rede Gero, den Königsboten. Ihren beherzten Worten mangelt es an politischer Diplomatie, aber ihre Rede kann magisch verstanden werden.

Dank dem Herrn des Hauses bringen
Seine Mägde, seine Knechte;
... Diesen Kranz von goldnen Ähren
Halt' ich freudig ihm entgegen;
Lohn der Arbeit soll er künden,
Menschenfleiß und Gottes Segen.
... Gruß und Dank der edlen Jungfrau,
Dieses Hauses holdem Kinde;
Hoff' ich doch, daß ich im nächsten
Lenz auch ihr ein Kränzlein winde;
... Elmar, Herr vom Habichtshofe,
Möcht' auch er ein Kränzlein tragen. (W:D, 87-88)

Auch sie bittet Elmar, auf keinen Fall in „Hader“ zu geraten, „da der Blume Brausewetter nicht gefalle“. (W:D; 88) Die Schönste im Land und der Edle sind in der mittelalterlichen Welt des Epos ein perfektes Vorzeigepaar schöner und edler Menschenkinder. Die Zeichen der Ausgangssituation auf dem Erntefest sind von Aiga richtig erkannt und in ihrem Loblied auf Hildegunde und Elmar auch richtig ausgedeutet worden, aber sie stürzt die Gemüter der Festgesellschaft mit ihren – aus christlicher Sicht – unbedachten Worten unnötig in große Aufregung. Aiga ist jung und ihre „Zunge .. ist nur klein und bringt doch gewaltige Dinge fertig“²⁷³. Man bedenke, „wie klein die Flamme sein kann, die einen großen Wald in Brand setzt“²⁷⁴.

Zornig stand der alte Meier,
Gero wild, der Graf verlegen.

Hildegund, verletzt, entrüstet,
Rot und bleich²⁷⁵, verwirrt, erschrocken,
... Aigas blaue Augen lachten,
Als ob nichts geschehen wäre;
Elmar sagte: „Kleine Aiga,
Dankenswert ist gute Lehre.“ (W:D, 88-89)

Forsch bedankt sich Elmar als erster. Aiga hat mit ihrer magischen Rede im ‚Liebesstreit‘ für ihn Partei ergriffen. Für den Nordmann kommen die bestärkenden Worte aus dem zauberkräftigen Mund einer jungen Magierin, die Frieden stiften will zwischen Sachse und Fränkin, da sie beide, Elmar und Hildegunde, bekränzen möchte. Der christliche Graf erkennt in Aigas Rede den guten Willen und spricht pflichtbewusst sein Lob als Hausherr. Schnell lässt er die Feier auf Bodinkthorpe mit Dankesworten an die Erntehelfer/innen beginnen: „Ich lob' und lohne/Treuen Fleiß und guten Willen“ (W:D, 89). Ohne Zweifel hat Aiga Gutes mit ihrer Rede bezwecken wollen. Mit ihren kecken Worten schürt sie aber unnötig die Glut des Bösen. Da heidnische Runenworte gesprochen worden sind – ausgelöst durch die Anwesenheit Elmars auf dem Hof von Bodinkthorpe – ist Gero wild vor Zorn. Er versteht die scharfe Rede Aigas als öffentlichen Affront. Er ist nun im Bilde darüber, dass die Bediensteten des fränkischen Grafen in ihren Herzen die besten Segenswünsche in Hinblick auf eine mögliche Verbindung zwischen Hildegunde und Elmar, dem Herrn des benachbarten Habichtshofs, hegen. Gero wittert den politischen Verrat – an ihm und am König. Sein Ehrgeiz könnte positiv

Freiern ihrer Fräulein qualifizieren, können darauf rechnen, nicht ungeneckt vorbeizukommen.““ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 65-67.

²⁷³ Reinhold Müller: Ich aber sage euch. Biblische Geschichten mit Batiken zu den 10 Geboten, 36.

²⁷⁴ Ebd.

²⁷⁵ Weber beschreibt die Schönheit Hildegundes nach Vorgabe des mittelalterlichen Ideals der Frauenschönheit. Ihr zarter Teint, der dem einer herrlichen Rose gleicht, ist zugleich rot und weiß. Diese Beschreibung findet sich im *Parzival* und im *Roman de la rose* ist die Rose das Sinnbild der Geliebten.

gewertet werden, würde sein Geltungs- und Machtanspruch nicht auch die Grafentochter miteinbeziehen.

Eggi, „die wilde Katze“ (W:D, 91), ist ein Schmiedejunge, der sein Handwerk so gut beherrscht wie die Zwerge. Schalkhaft lächelt er in die Richtung der Frauen. Aiga ist dem schwarzgelockten Waldjungen, dessen Herkunft unbekannt ist, wohlgesonnen. Ihre Ansprache hat ihm gefallen, obwohl ihr Friedenszauber töricht gewesen ist, da ein wirkungsvoller Schutzzauber ihren magischen Worten fehlte. Auch Schmiede erlernen mit ihrer handwerklichen Kunst zahlreiche Zaubersprüche. Eggi und Aiga verkörpern im Lied zu Dreizehnlinden ein magisches Paar. Sie sind aber auch das komische Paar, das das seriöse Liebespaar – Elmar und Hildegunde – durch die Handlung begleitet. Augenzwinkernd erinnert *Weber* in seinen Liedstrophen an die *Zauberflöte*.²⁷⁶ Auch Eggi ist beim Balderfest gewesen, hat die von den christlichen Franken verbotene heidnische Feier aber aus sicherer Entfernung beobachtet. Vogelgleich saß Eggi, „die wilde Katze“ (ebd.), in einem Baumwipfel. Eggi kennt beide Welten, Hildegundes Bodinkthorpe und die heiligen Wälder Swanahilds. Eggi kann eine Lösung herbeiführen, wenn er als Mittler zwischen den unterschiedlichen Welten fungiert. Als Figur, aus der das Märchenhafte besonders deutlich hervorschimmert, „huscht“ Eggi immer wieder „schemenhaft“ durch die Verse des Liedes, „leise angedeutet wird seine Gegenwart durch die der musikalischen Technik entlehnte Wiederkehr des Leitmotivs“²⁷⁷, dem Schrei der wilden Katze.

Jedem seiner hohen Gäste hat der Graf für das Festmahl „nach Ehr' und Alter/Wohlgewählt sein[en] Platz [an der langen Ehrentafel] gewiesen“ (W:D, 94). Gero sitzt als Ehrengast links²⁷⁸ neben dem Gastgeber. Elmar ist am festlich gedeckten Tisch neben den freien Bauern platziert. Zum Ehrentrunke schenkt Hildegunde allen Gästen besten Wein ein. Entlang der großen Festtafel geht sie von Platz zu Platz und ehrt alle Ehrengäste ihres Vaters gleichermaßen. Nur Elmar gegenüber benimmt sich die zur „schönste[n] Rose“ (W:D, 88) erblühte junge Frau abweichend. Leicht zittert ihr Körper – wie an jenem Tag am kühlen Weiher, an dem sie sich ihr Versprechen gegeben haben, sich ihrer gegenseitigen Zuneigung gewiss wurden. Hildegunde sind Kuss und Umarmung aus Kindertagen in ihrer Erinnerung präsent und in der Begegnung mit Elmar gegenwärtig:

Als an Elmar kam die Reihe,
Senkte schüchtern sie die Lider,
Sie erglühte, und ein leises
Zittern rann durch ihre Glieder.

Murrend, mit gesenktem Kopfe,
Blickte Gero von der Seite,
Gleich dem Hunde, dem ein anderer
Zu entreißen droht die Beute (W:D, 95)

Der Bischof spricht den christlichen Segen über die anwesende Festgemeinschaft Bodinkthorpes:

„Heil dem Lande,
... Heil dem Hause,
Heil dem Wirte ...
Und mit Jubel für den Grafen,
Für die Tochter ward getrunken“ (W:D, 96)

Indem Elmar freundlich seinen leeren Becher herzeigt, bringt er sein Wohlwollen der fränkischen Familie gegenüber zum Ausdruck und zeigt, wie gerne er auf das Wohl des Grafen und dessen Tochter

²⁷⁶ Reminiszenzen an Freimaurersymbolik können die aufklärerische Haltung *Webers* im Lied unterstützen. Lutz *Geldsetzer* bemerkt zur Oper, von ihm als *neuzeitliches Gesamtkunstwerk* benannt: „Im „romantischen“ 19. Jahrhundert trat neben den Sinn-Vorlagen der antiken Mythologie die germanische und mittelalterliche Mythologie in den Vordergrund. Bekanntlich verdankt Richard Wagner (1813-1883) seinen Ruhm hauptsächlich diesbezüglichen Opern.“ Lutz *Geldsetzer*: Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik, 104.

²⁷⁷ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 331.

²⁷⁸ Der Volksglaube versteht die linke Seite als „die ungünstige, unglückbringende Seite“. *links* in: Lutz Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Bd. 3, 968.

trinkt. Hildegunde bringt er damit hohe Wertschätzung entgegen. Gero ist eifersüchtig, nimmt streitlustig sein Wortgefecht mit Elmar wieder auf. Mit Murren bringt er sein Missfallen dem Geschehen gegenüber zum Ausdruck. Der Neid, im christlichen Kontext eine Todsünde, tobt leidenschaftlich in seinem Innern, zerstört die notwendige Souveränität für das Amt des Königsboten. Er fällt erneut aus der Rolle. Einem keltischen Barden gleich spricht er Beleidigungen aus, mit denen er Elmar strafen möchte. Er verflucht aus dem Stegreif.²⁷⁹ Jeder anwesende Sachse muss Geros Worte als Schmähung verstehen. Auch den christlich-gesinnten Gästen gegenüber denunziert er Falk ein weiteres Mal. Wieder weist er darauf hin, dass der ›Heide‹ – jetzt Gast beim christlichen Grafen – erst vor wenigen Monaten am verbotenen Balderfest teilgenommen habe. Bewusst provoziert er mit spöttischen bloßstellenden Worten eine wütende Reaktion des Nordmanns:

... „Den Sachsengöttern
Dienen ist so dumm als eitel;
Ist ihr König doch ein blinder
Bettelmann mit kahlem Scheitel!“ (W:D, 96)

Aber die gewünschte Reaktion bleibt aus. Elmar pariert Geros ‚fränkisches‘ *satirizing* souverän. Er verteidigt das geistige Erbe der Sachsen. Mythologisches muss in der Dichtung auch hinsichtlich der Ästhetik verstanden werden, die in den lyrischen Versen liegt, die das Mythologische zum Ausdruck bringen.

Das Wort, das scheinbar einen Tatbestand feststellt, hat einen imperativen Sinn, indem es die Wirklichkeit mit magischem Zwang belegt. Die Macht des Wortes, die in der Schmähung die Katastrophe bewirkt, beschwört hier das Heil.²⁸⁰

Kunstfertig antwortet Elmar auf die Schmähungen Geros:

... „Das Sonnenauge
Sieht die Guten wie die Bösen,
Und der Nimmermüde wechselt
Sein Gewand, doch nie sein Wesen.“ (W:D, 96)

Form .. gehört zum Wesen des magischen Wortes; nicht das alltägliche, nur das besondere Wort ist kraftgeladen. Daher wird das magische Wort zum „Spruch“, der dichterische Formung in den Dienst magischer Wirkung stellt.²⁸¹

Die kluge und ruhige Antwort, die weder eine Entschuldigung noch ein Leugnen beinhaltet, erzürnt den Königsboten nur noch mehr. Erneut greifen seine Worte die Ehre des Nordmanns an. Nun vermutet er, dass nicht nur Verrat, sondern vielleicht auch Magie im Spiel sei, denn in den Worten des jungen Edlen erkennt Gero die Macht der Mutter. Erbost bezichtigt Gero Irmintrud, Elmars Mutter, des Bischofs Schwester, abwertend der Hexerei²⁸². Elmar, der noch immer um den Verlust der Mutter trauert, verteidigt ihr Andenken. Über diesen persönlichen Angriff, der auf seine Familie zielt, gerät er in Zorn. Elmar schwört bei den Göttern Donar und Wodan – an der Festtafel des christlichen Grafen – Gero mit seinem Schwert niederzuschlagen, falls er nicht unverzüglich schweigt:

.. von ihr, um die ich traure,
Deren dunkelster Gedanke
Lichter war als Frankentugend,
Sollst du schweigen ..
.. sonst – mit diesem Schwerte
Schlag' ich dich zu Grund und Boden:

²⁷⁹ Dies ist „eine besonders drastische und anspruchsvolle Form“ des *satirizing*, der magischen Verspottung, der sich die Druiden bedienten. Siehe u. vgl. dazu Helmut Birkhan: Das Geheimwissen der Kelten, 173.

²⁸⁰ Ebd. 179.

²⁸¹ Helmut de Boor: Die deutsche Literatur. Von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung, 770-1170, 95.

²⁸² Der Glaube an die Hexerei ist im Mittelalter strikt als Aberglaube gewertet worden. Erst mit der Aufklärung konnte diese dunkle Seite des Mythischen als negative Begleiterscheinung ins Licht treten.

Helfe mir der starke Donar,
Helfe mir der starke Woden!“ (W:D, 97-98)

Ist das der Auftakt zu einer Bluttat zwischen Sachsen und Franken an der mit versöhnlicher Absicht gedeckten großen Tafel zu Bodinkthorpe? Viele sächsische Edelherren befinden sich unter den Gästen. Elmar, der Herr des Habichtshofs, droht dem Ehrengast auf der Feier des fränkischen Grafen unverhohlen mit dem Tod, falls sein Mund noch ein einziges verhöhrendes Wort ausspricht. Gero zittert aufgrund der klaren Worte des Nordmanns, die ihm Gewalt androhen. Elmars Vater hat tapfer in der Schlacht gegen *Karl* auf der Seite der Sachsen gekämpft. Um ein Eskalieren der Situation zu verhindern, nimmt Bodo unverzüglich sein Hausrecht wahr und verhängt über Elmar ein strenges Hausverbot. Elmar muss den Hof ohne zeitlichen Aufschub verlassen. Freundlich antwortet Elmar dem Hausherrn und verlässt die Festtafel friedlich, denn auf einen Rachekampf ist er nicht aus. Reinen Gewissens verlässt der gebildete Nordmann Bodinkthorpe.

Elmar neigte sich und sagte:
„Graf, ich ehr’ in allen Treuen
Eure Worte; meiner Worte
Hab’ ich keines zu bereuen.“ (W:D, 99)

Elmar hat sich aus moralisch-sittlichen Gründen das Recht genommen, Gero den Mund zu verbieten, da er ungebührliche Worte über seine tote Mutter sprach. Zeitgleich mit Elmar verlassen auch die anderen Gäste das Erntefest, dessen anfangs friedfertige Stimmung in dem letzten Wortgefecht zwischen Gero und Elmar endgültig verlorengegangen ist. Traurig begleitet der Bischof Abt Warin zum Konvent von Dreizehnlinden. Ihn beruhigt die Erörterung des theologischen Gedankens, dass sich in Elmars Verhalten letztendlich nur eine edle Gesinnung gezeigt habe. Warin erklärt er entschuldigend die Situation:

... „Er verwehrte
Die Beschimpfung einer Toten,
Seiner Mutter, meiner Schwester,
Und im vierten ist’s geboten!“ (W:D, 99)

Weder der Graf noch der Bischof haben auf dem Erntefest die Möglichkeit gehabt, den Königsboten, der für die politische Macht im Land steht, auf sein menschlich ungebührliches und intolerantes Verhalten hinzuweisen. Gero hat mit der Verfluchung und dem Rufmord den Hass des Nordmanns heraufbeschworen. Gemäß der sittlich-moralischen Haltung Elmars hat er für diese nicht gerechtfertigte Tat die Androhung von Vergeltung erhalten. Mit dem Rufmord hat Gero, der Bote des christlichen Königs, gegen das 5. Gebot verstoßen. Feinsinnig ist das 5. Gebot sprachlich mit dem 8. Gebot verknüpft.²⁸³ Rechnet man vor dem christlichen Regelwerk der *Zehn Gebote* die Handlungen Geros und Elmars gegeneinander auf, so hat Gero gegen das 5. und 8. Gebot verstoßen und Elmar das 4. Gebot verteidigt; aber ein Mord darf im Kontext christlicher Werte auch nicht gedanklich in Erwägung gezogen werden. Elmar war zu keiner Rachehandlung bereit, ließ sich aber aus Zorn zu einer beängstigenden sprachlichen Drohung bewegen. Dies entspricht den typischen Verhaltensweisen eines Nordmanns bei Trinkgelagern und ist im Kontext eines Festes nichts Ungewöhnliches. Der fränkische Königsbote wird im weiteren Verlauf der Handlung einen heimtückischen Mordanschlag auf Elmar planen, damit weitere Schuld auf sich laden und seinem bösen Willen nachhaltig Ausdruck verleihen.

²⁸³ Reinhold Müller: Ich aber sage euch, 22.

3.1.2 Beim Brand

Der heftige Wortstreit zwischen Elmar und Gero auf dem Erntefest ist mit geistiger Brandstiftung gleichzusetzen. Durch das unglückliche Ende der gemeinsamen Feier ist der Boden für einen gefährlichen Anschlag bereitet. Der Graf und Hildegunde – und mit ihnen der gesamte Hof zu Bodinkthorpe – sind in Gefahr.

Nach dem Erntefest weint sich Hildegunde in den Schlaf. Währenddessen schweift Elmar in dunkler Nacht umher und sucht weiterhin den zukünftigen Lebensweg. Er ist gleichermaßen verärgert und verzweifelt. Seine Gedanken kreisen um das Böse, das ihm am Tage zuvor auf Bodinkthorpe begegnet ist. Erst mit dem Christentum hat sich jene Vorstellung vom Bösen entwickelt, in der die Ansicht vertreten wird, dass es den menschlichen Geist auch faszinieren und in seinen Bann ziehen kann.

Einer schweift' am nahen Walde
Zwischen Heidekraut und Ginster:
O wie war sein Herz so zornig,
O wie war sein Mut so finster !

An der Buche kalte Rinde
Preßt' er die erglühte Wange;
Ächzend wie ein wundes Wesen
Sank er hin am Hügelhange. – (W:D, 101)

Elmars Gemüt hat sich verfinstert. Hat er als Nordmann falsch gehandelt? Er war milde, hat den neidischen Gero am Leben gelassen. Folge seiner Güte ist die Verbannung von Bodinkthorpe. Damit ist ihm die Möglichkeit genommen, Hildegunde auf dem Nachbarhof anzutreffen. Er sieht es als seine Pflicht an, die *geistige Heimat* seines Vaters und das Andenken seiner Mutter zu schützen. Er kann nicht falsch geurteilt und gehandelt haben, da einzig der Verstand seines Herzens aus ihm sprach. Trotzdem erfasst ihn die innere Unruhe des Verzweifelten. Es sind die quälenden Gefühle der Liebe, die sich des jungen Mannes bemächtigen. Mit dem ausgesprochenen Hausverbot verknüpft er die Erfahrung der Zurückweisung. Liebe und Hass wüten in ihm. Dem inneren Kampf der zwei leidenschaftlichen Gefühle steht der Nordmann hilflos gegenüber. In dieser Nacht ist sein Herz kalt und sein Kopf heiß. Wie ein Kranker leidet er an der Ungerechtigkeit der Welt. Verzweifelt lehnt er die heiße Wange an den nächtlich kühlen Stamm einer Buche, um sein Fieber zu senken. Kann die Buche – der Buchenwald ist der Göttin Freya geweiht – ihm seine Verzweiflung nehmen, ihm neue Kraft spenden? Nachts gehören die Wälder den Göttern und Göttinnen, aber ihm gegenüber schweigen sie fortwährend. Elmar ist nicht der einzige nächtliche Wanderer, der überlegt, welche Reaktion auf das Erntefest erfolgen könnte. Ein Knecht von Bodinkthorpe schleicht tückisch um den Hof des Grafen und ist – im Gegensatz zu Elmar – bereit zu bösen Taten:

Einer, wie auf Diebeszehen,
Schlich vom finstern Erlenhagen,
Wo am Bach zerstreut der Knechte
Rauchgeschwärzte Hütten lagen. (W:D, 101)

Noch ein Dritter schläft nicht. Vogelgleich – und gleich eines Barden – verbringt Eggi Teile seines Lebens in den Bäumen. Auch in dieser Nacht klettert Eggi geschickt und wachsam durch die Baumwipfel in die angrenzenden Wälder. Als Eggi, die wilde Katze Bodinkthorpes, die Feuerglut sieht, schickt er warnende Schreie weit durch die Nacht zu den benachbarten Höfen, um Hilfe herbeizulocken. Durch Bodinkthorpe kriecht ein feindliches Heer zischender „rote[r] Schlangen“ (W:D, 102), die den Hof mit ihrem Feuer verschlingen.

„Hilfe! Rettet Hildegunden!
Machtlos und mit schwerem Keichen
Liegt der Graf betäubt am Boden,
Und sie will nicht von ihm weichen!“
... Plötzlich, wie der Erd' entwachsen,
Auf des Hofes Mitte ragte

Elmars Haupt, des finstern Sachsen.
... Auf der Zofe schrilles Rufen
Stürzt' er hastig in die Esse
Über halbverkohlte Stufen.
... Sprang der Sachse in die Flammen;
... Schirme Gott die zwei Verlaßnen,
Schirme Gott den kühnen Falken! –

Mut gibt Sieg! – Auf starken Armen;
Ob ihn Dampf und Glut umwallten,
Sicher schreitend trug er beide
Abwärts in des Mantels Falten.

Auf dem Stein am Fuß der Linde
Setzt' er nieder seine Bürde;
Zitternd dankt' ihm Hildegunde
Und der Graf mit kühler Würde. (W:D, 103-104)

Kühn und mit fast übermenschlichem Mut reagiert Elmar auf die Hilferufe. Er setzt sich über das Hausverbot hinweg und befreit Vater und Tochter aus dem brennenden Gebäude. Es ist die tiefe Verbundenheit zu Hildegunde, die ihn die Rettung vollbringen lässt. Elmar verhindert, dass zwei Christen zu einem Opfer der Flammen werden. Lebendig setzt er Bodo und Hildegunde auf den Stein unter den Lindenbaum – fast wie auf einen Opferstein. Die Linde ist der Göttin Frija, der „Gemahlin des höchsten Gottes“²⁸⁴, geweiht. Oder huldigt Elmar mit seiner mutigen Handlung bereits dem neuen Gott der Christen, während er die Tat vor sich und der Welt als Pflichterfüllung rechtfertigt? Es sind beide Lesarten möglich. Mägde und Knechte bekämpfen derweil unter Anweisung des Meiers das Feuer und gießen Wasser in die zahlreichen Brände. Von den angrenzenden Höfen ist zwischenzeitlich ebenfalls Hilfe herbeigeilt:

Rab, der greise Eschenburger,
War am Platz mit Knecht und Kötter;
Dodiko vom Eberbronnen
.. Thietmar, ..
Werinhard, der freie Bauer (W:D, 106)

unterstützen die Bewohner/innen Bodinkthorpes eifrig im Kampf gegen die Flammen. Aber das Feuer ist stärker als die Kraft der versammelten Männer. Der Hof brennt vollständig nieder. Die Vorahnung der Schwalben hat sich bestätigt; sie werden an ihre vertrauten Dachgiebel nicht zurückkehren können. Gewarnt hatten die Vögel ihren Wirt „vor Trug und Tücke .../Oft vom Freunde, oft vom Knechte“ (W:D, 79).

Elmar bietet dem Grafen und seiner Tochter gastfreundlich Herberge auf dem Habichtshof an.

Elmar sprach: „Ein hartes Schicksal,
Edler Graf, hat Euch betroffen
Mir zum Leide; kommt, dem Nachbar
Steht die Tür des Nachbars offen.“ (W:D, 107)

Aber der alte Graf nimmt die freigebige Einladung des Edlen nicht an. Kurz zuvor hat er über Elmar die Verbannung von Bodinkthorpe aussprechen müssen. Erschwerend hinzu kommt, dass sein Kind, Hildegunde, auf dem Hof des mutigen Sachsen nicht sicher wäre. Zu groß ist die Machtposition, die der fränkische König Gero eingeräumt hat – sein Arm reicht weit ins Land und kann jederzeit auch nach dem Beschützer seiner Tochter greifen. Leider täuscht sich Bodo in der Einschätzung der Lage nicht. Gero setzt ein weiteres Mal zum Rufmord an. Diesmal formuliert er eine Anklage gegen Elmar, die juristisch folgenswer werden wird. In der guten Tat Elmars offenbart sich die Wahrheit, aber der

²⁸⁴ Wolfgang Golther: Handbuch der Germanischen Mythologie, 337.

böswillige Gero möchte in dem Kontrahenten keinen uneigennütigen Lebensretter erkennen. Von seinem Standpunkt aus sind alle Vorwürfe, die er gegen den ›Heiden‹ vorbringt, berechtigt. Gero bezichtigt den Nordmann der Mordbrennerei und – rasend vor Eifersucht – auch des geplanten Menschenraubs:

Erst den Aar vom Horst zu zerren,
Um ihn dann daheim im Käfig
Edelmütig einzusperren.
... Dich bezeih' ich; hört, ihr Männer:
Feige Rachtetat zu üben,
Ward er zum gemeinen Brenner! (W:D, 107)

Da diese schwere Anschuldigung eines Beweises bedarf, fordert der greise Eschenberger Gero zum Zweikampf heraus. Er will die Kränkung des mutigen Nordmanns, der helfend durch die Flammen gegangen ist, unverzüglich rächen.

„Mann, das habt ihr zu beweisen,
Zu beweisen mir und andern,
Nicht mit Worten, nein, mit Eisen!“ (W:D, 107)

Aber Elmar geht dazwischen, wendet Gero voller Verachtung den Rücken zu und verneigt sich freundlich vor dem Grafen. Bodo sitzt geschwächt unter der Linde und erwidert den Gruß nicht. Er ist vielleicht geneigt, die Anschuldigungen des Königsboten zu überdenken. Auch diese fehlende Erwiderung des Grußes zieht für Elmar Unheil nach sich. Ein weiteres Mal hat Elmar den Zorn Geros auf sich gezogen, dessen ‚teuflische Gedanken‘ voller „Trug“ (W:D, 79) sind. Aber auch das Gemüt Elmars hat sich verfinstert, ist von Hass erfüllt. „O wie war sein Herz so zornig,/O wie war sein Herz so finster!“ (W:D, 101)

Elmar hat das radikal Böse in der menschlichen Natur aufflackern sehen – auch in seiner eigenen. Der dunklen Seite, der „Schattenseite unseres Selbst“²⁸⁵, muss er wachsam entgegentreten und es bedarf der Überlegung, wie er ihr am Besten begegnet.²⁸⁶ Die Mythologie kennt das Dämonische. Das Dämonische ist aber nicht gleichzusetzen mit dem Bösen. Über den Hof tobte die bedrohliche Kraft des Feuers, das von Menschenhand gelegt worden war. Elmar ist in die Auseinandersetzung mit der menschlichen Boshaftigkeit geraten. Er hasst und Gero erwidert das Gefühl des Hasses. Beide agieren in der agonalen Gesellschaft des Mittelalters, die auf eine vollständige Unterwerfung des Konkurrenten ausgerichtet ist.

²⁸⁵ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 54.

²⁸⁶ Vgl. ebd. 53.

3.2 Heimliche Begegnungen in den Wäldern

3.2.1 Im blauen Grund

In Elmars „Seele/Hadern zornig Haß und Liebe.“ (W:D, 114) Er ist zornig und in seinem Gemüt kämpfen Hass und Liebe gegeneinander an. Elmar sucht nach einem Weg, um für sich den ausgeglichenen Seelenzustand wiederzuerlangen. Ein zweites Mal hat Elmar Hildegunde vor dem Tod gerettet, zuerst aus dem Wasser, dann aus dem Feuer – einem Initialritus gleich. Elmar sieht sich mit seiner Liebe zu Hildegunde in eine schlimme Situation versetzt, denn seine Liebe zu ihr verursacht in ihm – in aristotelischem Sinne – tragisches Leid. Im Sinne der Überlegung *Hegels* wird er diesbezüglich zum Opfer der „eigenen Zwiespältigkeit, eines Konflikts, der zwischen zwei gleichberechtigten ethischen oder gesellschaftlichen Pflichten oder einer Pflicht und einem mit der persönlichen Selbstentfaltung verbundenem emotionalen Bedürfnis entsteht.“²⁸⁷

Da er sich noch nicht sicher ist, welchen Weg er zukünftig am besten gehen sollte, möchte er sich beraten. Er geht in die Wälder zu Swanahild. Der nordmännische Krieger sucht weiblichen Beistand. Die Druidin soll ihm als Weisheitslehrerin seiner adligen Familie den Willen der Götter und Göttinnen nennen. Durch Vogelstimmen und Windesrauschen sprechen sie mit ihrer Priesterin und deuten die Zukunft der Menschen voraus.²⁸⁸

Sinnend saß sie, eine Norne,
Eine von den finstern Frauen,
Die den Born des Wissens schöpfen
Und den Gang der Zeiten schauen. (W:D, 114)

Streng bewertet die kenntnisreiche Swanahild die Vorkommnisse auf Bodinkthorpe zwischen Elmar und den Franken:

„Ich verdamme nicht, ich lobe
Edle Tat; indes ich meine,
Was dich trieb in Rauch und Gluten,
War nicht Menschenpflicht alleine.

Freier Jäger ward zur Beute,
Wilder Falk, er ließ sich zähmen,
... Weiland rangst du mit dem Bären
Und zerknicktest ihm die Knochen:
Hat dich jetzt beim Blumenbrechen,
Feiner Knab', ein Wurm gestochen?“ (W:D, 113)

Für die Druidin war Elmars Antrieb eindeutig die Neigung und nicht die Pflicht. Er hat sich von etwas Äußerlichem, den Neigungen Liebe und Mitgefühl, leiten lassen. Sie aber können den Wert einer Handlung nicht ausmachen, entsprechen dem *Kantischen* Maßstab für wahrhaft menschliches sittliches Handeln nicht. Elmars guter Wille hätte durch die Vernunft bestimmt sein müssen. Seine Schwäche lässt Swanahild spotten, aber Falk – krank vor Liebe – will durch ihre Worte nicht beschämt werden. Leid und Unbill erfährt er von seinem Widersacher Gero zu Genüge. In seiner Verzweiflung wendet er sich an die Drude, weil er sich von ihr den notwendigen Hilfe bringenden Rat erhofft. Er gesteht den Grund seines Kummers und verlangt im Gegenzug Weissagung von der Frau, die Verständnis für seine Situation aufbringen muss, denn sie hat in ihrer Vergangenheit ähnliches durchlebt wie er jetzt. Elmar ist der festen Überzeugung, dass die Göttermutter die Menschenherzen leitet wie der Wind die Wasserwelle. Er vertritt die innere Überzeugung, dass nichts grundlos geschieht. Noch ist er nicht in der Lage, die intellektuelle Leistung zu vollbringen, das bisher

²⁸⁷ Rüdiger Zymner (Hrsg.): Handbuch Gattungstheorie, 340.

„In diesem Zusammenhang kann man auch die auf einer abstrakteren Ebene im deutschen Idealismus formulierte Konzeption der Tragik als Gegenüberstellung von Notwendigkeit und Freiheit einordnen.“ Ebd. 340.

²⁸⁸ Auch Träume offenbaren die Zukunft. Das wird zum einen für Elmar in der Klosterepisode relevant werden und zum anderen für Hildegunde, der Träume hilfreich zur Seite stehen werden, um die Trauer über die Abwesenheit ihres Liebsten leichter zu ertragen.

Geschehene als Ursache und Wirkung aufeinander zu beziehen. In seinem Denken ist er noch unselbstständig, will angeleitet werden und verlangt daher nach der Deutung der weisen Seherin, ist abhängig von ihr. Elmar möchte von ihr den Grund genannt bekommen, warum das, was geschieht, geschieht – ohne sich mündig der eigenen Vernunft bedienen zu müssen. Hat er sich mit seiner Liebe zu Hildegunde schuldig gemacht? Dies ist die Frage, die ihn innerlich quält. Swanahild soll das verwirrende Rätsel lösen und die Unterscheidung von Schein und Wahrheit für ihn vollziehen. Beruhigende, sein Gemüt besänftigende Klarheit möchte er in den Worten der betagten Drude auf seine Fragen finden.

Gib mir Rat du weise Wala,
Kluge Idis, hilf dem Kranken:
Die ich lieb', ist eine Christin
Und die Tochter eines Franken!“
... Lieb' ich außerhalb des Stammes,
Tat nicht Swanahild dasselbe? (W:D, 114-115)

Elmar hofft auf die Bestätigung der „Vielwissenden“²⁸⁹. Hofft, dass das, was er empfindet – seine Liebe zu Hildegunde – nicht falsch sein kann. Mit seinem liebenden Herzen hat er den Gedanken bereits gefasst, sein Verstand ist sich dessen aber noch nicht bewusst. Aus dem magischen Mund Swanahilds will er die Rechtfertigung hören, dass er Hildegunde lieben darf – vielleicht sogar lieben muss – und dass diese Liebe *gut* ist, sie Garantie für etwas sein kann, aus dem sich weiteres Vertrauen herleiten lässt.

Tief blickt Swanahild in das Wesen des jungen Mannes und fordert ihn auf, zu gehen. Als Seherin erkennt sie, dass sie Elmar bereits verloren hat, denn zu sehr zieht es ihn in die christliche Welt, die nicht ihre ist. Nachhaltig wird ihr Druidentum von dem sich ausbreitenden christlichen Glauben verdrängt. Sie kann dies nicht gut heißen, aber Elmar bleibt keine Wahl, er muss sich seinem Schicksal, das mit dem Christentum eng verwoben ist, stellen. Swanahild sieht voraus, dass er Christ werden wird und verabschiedet ihn mit der Weissagung: „Auf des Waldes düstern Pfaden/Tritt das Schicksal dir entgegen!“ (W:D, 116)

²⁸⁹ Die „Vielwissende“ führt der Keltologe Birkhan als Übersetzung für *druidae* an. In: Helmut Birkhan: Das Geheimwissen der Kelten, 36.

3.2.2 Eskalation im Eichenhain

Swanahilds dunkle Prophezeiung bleibt für Elmar rätselhaft. Die Dunkelheit gehört zum Wesen ihrer magisch gesprochenen Worte. Ihre Runenworte kann er nicht mehr deuten. Da er sich innerlich bereits zu weit entfernt hat von den heidnischen Wurzeln seiner Region, hat Swanahild ihm keine Antworten, sondern Fragen mit auf den Weg gegeben: „Meint sie Götter, die ihm zürnen? –/Meint sie Menschen, die ihn hassen? –“ (W:D, 117)

Auch die Natur warnt den Wanderer vor drohenden Gefahren:

Elmar, zieh den Gurt dir fester,
Wenn du gehst zum wilden Walde:
Schwarze Elben, schwärzre Menschen
Lauern an der Bergeshalde. (W:D, 118)

Der Kommentar der Natur ist deutlicher als der der Drude, aber Elmar nimmt auch diese Warnung nicht wahr. Immer tiefer geht er in den Wald zur Donar-Eiche, denn „er wollt’ an heil’ger Stätte/Sich entsündigen und beten“ (W:D, 119) „Nie so einsam und vergessen,/Nie so fremd auf eignem Boden“ (W:D, 116) hat sich Elmar zuvor gefühlt wie in jenem Moment, in dem er die betagte Druidin verlässt. Es ist der bedeutsame Moment, in dem er sich seinen mythologischen Wurzeln ein letztes Mal zuwendet, bevor er den christlichen Weg einschlägt. Was er fühlt, ist der „Schauder vor der Entwurzelung und das Aufatmen über das Entkommen“²⁹⁰. Seine innere Wandlung beginnt. Schon bald wird er der großen christlichen Familie zugeordnet sein und endgültig mit den älteren Traditionen brechen. Für den christlichen Dichter sind die heidnischen Traditionen und Bräuche Festlegungen, die vom Menschen irgendwann überwunden werden müssen. Elmar steht an einer Weggabelung, aber er ist nicht allein. Er wird auf seinem christlichen Pfad begleitet. Eine andere Macht, die des christlichen Gottes, wacht bereits über ihn und lässt die Vorhersage der Druidin in der Wiederholung – im Wiederhall der sich mit ihm ebenfalls christlich wandelnden Natur – freundlich erklingen.

Geh nur, Elmar; holde Mächte
Sind dir nah auf allen Wegen:
Auf des Waldes grünen Pfaden
Tritt das Schicksal dir entgegen. (W:D, 117)

An der heiligen Eiche, „eines Gottes Eigen“ (W:D, 120), verhält er sich kultisch rein, ist waffenlos und an seinen Händen gebunden. Elmar achtet und verehrt seine Götter und Göttinnen in vorbildlicher Art und Weise.²⁹¹ Unter Tränen spricht er demütig und leidenschaftlich sein Gebet. An heiligem Ort – allein vor dem höchsten Gott und im Schutz der Dämmerung – wird Elmar die Gelegenheit zuteil, seine Sünde zu bekennen und sein Gewissen zu erleichtern.

"Zürnst du, daß ich bei den Fremden
Deinen Dienst so lang gemieden?
... Wenn mich Erdgeborne hassen,
Seid mir hold, ihr guten Götter!
... Hier, wo auf geweihtem Grunde
Du nur und der Wald mich hören,
Bring’ ich dar ein reines Opfer:
All mein Sehnen und Begehren!

²⁹⁰ Jürgen Habermas: Der philosophische Diskurs der Moderne, 132.

²⁹¹ Als Vorlage für die heidnische Religion im Lied zu Dreizehnlinden wählt *Weber* die Religion der Kelten, die er in eine neugestaltete Mythologie für sein fantastisches Epos abwandelt. Im Text wähle ich zumeist die Bezeichnungen *sächsische Religion* oder *Religion der Sachsen*.

Bei den Kelten gilt – bezeugt von *Maximos von Tyros* – die Eiche als Kultbild des höchsten Gottes. Vgl. dazu Helmut Birkhan: Das Geheimwissen der Kelten, 35.

All mein armes Glück, des Herzens
Wünsche, die von dir mich schieden,
Dürft' ich auf Erfüllung hoffen,
Geb' ich hin: gib du mir Frieden!

Gott, mein Gott, ich will entsagen!" – (W:D, 120-121)

Wie Gotthold Ephraim *Lessings* Nathan wendet er sich in der Stunde bitterster Not an eine höhere göttliche Instanz. Er bittet um Hilfe, will entsagen, wenn er dafür Frieden bekommt.²⁹² Exakt in dem Moment, in dem Elmar bereit ist, alle Herzenswünsche aufzugeben, tritt das Schicksal ihm entgegen. Ein Pfeil trifft den unbewaffneten Mann in der Nähe des Herzens. Elmars Schicksal wandelt sich – wie das Pater Ivos – in christliche Vorsehung; Gegensätzliches kann zur Einheit gelangen.²⁹³

... Schwere Krankheit
Schenkt der Himmel dem Gesunden
Zur Genesung und dem Kranken
Zur Genesung schwere Wunden. (W:D, 52)

Die stille ernsterfüllte Feierlichkeit im Heiligen Hain wird durch den Mordanschlag auf Elmar abrupt unterbrochen. Trotz der schweren Verwundung gelingt es dem kräftigen Nordmann, den flüchtigen Bogenschützen zu fangen. Elmar packt den feigen Angreifer im Genick. Es ist Gero, der Franke, der den Boden der heiligen Kultstätte frevelnder Weise mit Waffen betreten hat, um Elmar – den verhassten sächsischen Rivalen – zu töten. Elmar, selbst schwer verletzt noch zu stark für den Franken, erniedrigt ihn mit Worten tiefster Missachtung:

„Königsbote, Meuchelmörder,
Du? – Das heiß' ich Frankentücke!
... Geh, es mag ein Knecht dich würgen!
Geh, du magst am Zaun verenden!

Zittere nicht, schier möchte' ich lachen;
... ich bleibe
... Armer Mann, dir weit vom Leibe!“ (W:D, 122)

Elmar verachtet den Franken und fühlt sich im Recht. Der unbeugsame – und hier auch dumme – Stolz des Falken verwundert Gero. In Todesangst erwidert er ungläubig darüber, dass er im Eichenhain nicht durch die Hand des Nordmanns sterben wird:

...„Falk, ich könnte
Dich auf Haut und Haar verklagen,
Dich auf Hals und Hand, du Stolzer!“ (W:D, 123)

Aber Elmar verweilt trotz der Drohung in seiner ernsten und stolzen Stimmung. Er erwidert schlicht: „Ich will es tragen!“ (Ebd.) Seine stupide Ernsthaftigkeit darf hier von der Leserschaft belächelt werden, denn Naivität liegt in seinen Worten.

Gero weiß nun, welche Strategie er einschlagen muss, um Elmar endgültig zu vernichten. Er hat die Schwachstelle des starken Nordmanns erkannt. Auf heiligem Boden ist Elmar zu keinem Waffengang bereit, denn dies verbietet ihm seine Religion. Zum Zweikampf hat Falk Gero erstmalig an der Festtafel zu Bodinkthorpe herausgefordert, es ist aber beim Rededuell geblieben, denn auf einen Rachekampf war er nicht aus. Er vertrat die stolze Ansicht, dass seine Drohung hinreichend sei. Inmitten der Festgesellschaft hat Gero sich erfolgreich hinter dem Amt des Königsboten verstecken können, aber nur deshalb, weil Elmar in Gero keinen ernstzunehmenden Gegner erkannte. Er verharrt

²⁹² Dieser mögliche Vergleich mit *Lessings* Nathan zeigt die Zeitlosigkeit des Themas. *Weber* zeichnet wie *Lessing* das Bild eines christlichen Humanismus nach, der unter anderem in Debatten über den Toleranzgedanken auch heute noch diskutiert wird und auch zukünftig diskutiert werden muss.

²⁹³ Vgl. diesen Gedanken *Heraklits* mit: Lutz Geldsetzer: Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik, 23.

gedanklich weiterhin in dieser Fehleinschätzung, obwohl die gefährvolle Begegnung im Eichenhain eine andere Schlussfolgerung nahelegt. Elmar fürchtet einzig seine Götter und Göttinnen und glaubt fest an ihre Macht. In seinem religiösen Rechtsverständnis können sie allein den Menschen richten. Dass der Arm des königlichen Machthabers stärker ist als nordmännisches Ehrgefühl, müsste der junge Mann aber bereits im Heiligen Hain erahnen können. Um an heiliger Stätte der Natur zu lauschen und versunken im Gebet die Zukunft zu erkennen, die die Götter/Göttinnen ihm weisen, ist Elmar mit Sühneabsicht an die heilige Stätte im Wald gekommen, aber sie schweigen. Das, was Elmars Sinne erfassen, sind das Geräusch des herannahenden Pfeils, der sein Herz nur knapp verfehlt, und der Schmerz, den die Wunde hervorruft.

In poetischer Gestaltung des sinnlich Erfahrbaren – in der Veranschaulichung des Mordsanschlags, im Moment des herannahenden Pfeils – stellt *Weber* die Realität der geistigen Welt, an der Elmar sich orientiert, zur Diskussion. Sein inneres Leid steigert sich, manifestiert sich nach außen sichtbar in der Verletzung, die durch den vergifteten Pfeil des neidischen Widersachers verursacht worden ist. Der Pfeil verletzt den Unbewaffneten schwer, kann ihn aber nicht töten. Sogar der heimtückische Mordanschlag versetzt Elmar nicht in die Lage, in Gero die drohende Gefahr zu erkennen, die er ist. Er verachtet ihn lediglich und empfindet tiefen Hass. Aber Gero ist eine ernstzunehmende Gefahrenquelle für den Nordmann, da er sich in seinem Macht- und Besitzstreben vehement von ihm gestört fühlt. Als Steuereintreiber steht Gero unter dem Schutz des fränkischen Königs. Geschickt nutzt er die weltliche Macht des Königs auch für die Umsetzung eigener Ziele. Und so ist der körperlich schwächere Königsbote letztendlich mächtig genug, um Elmar die unmittelbare Zukunft vorauszusagen bevor er der abfälligen Aufforderung des Sachsen folgt und davon läuft: „Kränkst du mich, den Königsboten,/Königsbann wird dich vernichten;/Unser ist die Macht im Lande!“ (W:D, 123)

3.3 Auf der Thingstätte

3.3.1 Geros Anklage und Elmars Brandrede

Bei *Weber* bleibt das Böse böse und das Gute bleibt gut und der Mensch trägt als Veranlagung beides in sich. Elmars Widersacher ist meisterhafter Verwirrer und Verleumder, er verfügt über teuflische Charakterzüge. Gero stört sich vor allem an Elmars großem Stolz und an seinem Hochmut – dies sind ebenfalls teuflische Indizien. *Weber* beleuchtet den „auf Tod und Leben“²⁹⁴ ausgerichteten Streit aus den zwei unterschiedlichen Blickwinkeln der beiden Kontrahenten. Über zahlreiche Vorurteile verfügen Kläger und Beklagter. Politisches Denken beginnt immer mit der genauen Wahrnehmung aller am Geschehen beteiligten Komponenten und im intensiven Blick auf die jeweilige Ausgangslage.

Die Drohung Geros im Eichenhain nimmt im Spätherbst auf dem Thing²⁹⁵ in Aldinghaus²⁹⁶ Gestalt an. Dort beweist Gero dem stolzen Elmar, dass die siegreichen Franken die politische Macht im Lande innehaben und verklagt ihn auf seinen Hals. Die ‚Schimpfkanonaden‘ von Elmar und Gero – auf dem Erntefest und im heiligen Hain bereits erprobt – erfahren auf dem Thing ihren Höhepunkt.

Auf dem Herbstthing wird Elmars Zukunft öffentlich verhandelt. Die stolze und auflehrende Haltung des jungen Elmar soll auf Veranlassung des fränkischen Königsboten geahndet werden. Gero klagt Elmar ‚auf Tod und Leben‘ an. Da er den körperlich stärkeren Nordmann im Zweikampf nicht besiegen kann, hat er das Gericht als Schauplatz für die weitere Auseinandersetzung mit seinem Nebenbuhler gewählt. Mit kräftiger Rede wird der wortgewandte Königsbote den Nordmann auf juristischem Boden angreifen und besiegen.

²⁹⁴ „Vor dem Thing darf man .. Klage erheben und einen Prozeß auf Tod und Leben anhängig machen.“ Tacitus: *Germania*. Zweisprachige Ausgabe Lateinisch-Deutsch, übertragen und erläutert von Arno Mauersberger, 57.

²⁹⁵ „Ein Kennzeichen der germanischen Verfassung war das *Thing* (oder *Ding*, germ. = Versammlung), die Volks- und Gerichtsversammlung aller waffenfähiger bzw. volljähriger Männer. Bei dieser Volksversammlung wurde über politische, gesellschaftliche oder militärische Fälle entschieden. ... Vor allem Gerichtsverfahren wurden auf dem Thing durchgeführt.“ Ulrike Peters: *Die Germanen*, 27.

Die Grundidee des Things kommt unserer gegenwärtigen Idee von Demokratie bereits nahe. Es ist daher folgerichtig das Thing als demokratischen Vorläufer unserer abendländischen Demokratie zu verstehen. Die Things im Frühling und im Herbst sind die gesellschaftlichen Höhepunkte im Leben der Menschen um 800. Im Vordergrund des Things steht zwar die Gemeinschaft an erster Stelle, aber es ist zu beachten, dass die Franken über die Sachsen gesiegt haben und dem Sieger die Rechtsprechung im Land obliegt.

²⁹⁶ Zumeist ist „die Literatur in ihrem Umgang mit Wort und Sprache der Unmittelbarkeit der Erfahrung zugewandt“. Wilhelm Gössmann: *Kulturchristentum*, 15.

Bewusst bindet *Weber* hier den ihm bekannten und geschichtlich gesicherten Ortsnamen seiner *lokalen Heimat* ein, um dem historischen Epos auch den literarischen Charakter der Sage zu verleihen. Schreiben über und aus regionaler Erfahrung beinhaltet in jedem Fall die Bergung kultureller Schätze der ausgewählten Gegend und die Anerkennung des geistigen Horizontes dieser Region – dies darf und muss aber in der Literatur eine Weiterentwicklung erfahren. Ohne Zweifel kann man die Auffassung vertreten, daß *Weber* „die Güter der Freiherren von Haxthausen, ... auf denen ... [Annette von *Droste-Hülshoff*] so viele fröhliche Jugendtage verlebte, ... als Schauplatz von Dreizehnlinden dichterisch verherrlicht: Abbenburg ist der Habichtshof und Böckendorf ist Bodinkthorpe.“ Marie Speyer: *Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik*, 42.

Maria Peters klassifiziert *Webers Lieder von Teutoburg* „als Vorstudien zu Dreizehnlinden .. Der Schauplatz ist nahezu derselbe. Er zieht sich von den waldigen Höhen des Teutoburger Waldes und des Eggegebirges ihren östlichen Abflüssen der Emmer und vor allem der Nethe folgend zur Weser hin. Es ist die nächste Heimat des Dichters, die Landschaft, in der sich Webers ganzes Leben abspielte. Hier liegen Alhausen, Driburg, Thienhausen, Nieheim, die Stätten seines Jugendlebens und seiner Wirksamkeit als Arzt.“ Maria Peters: *Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses*, 84-85.

Eine Gleichsetzung von literarischen Orten in regionaler Literatur mit realen und regionalen Orten darf dennoch niemals unreflektiert erfolgen. Literarische Orte können in direkter Relation stehen mit realen und regionalen Orten. Ebenfalls möglich ist aber auch, dass zu literarischen Orten, die ausschließlich in der Fantasie existent sind, Orte in heimischen Gegenden gesucht werden. Dies geschieht verstärkt dann, wenn den Suchenden die literarische Wirklichkeit nicht genügt. „So streitet man sich immer noch über die Lage der Orte, die Odysseus auf seinen Irrfahrten besucht hat. Man weiß, dass sie sich sozusagen in Reichweite, zwischen dem Ionischen Meer und der Straße von Gibraltar, befunden haben müssten, aber die Frage, welchen realen Örtlichkeiten die Stationen der *Odyssee* entsprechen, wird nach wie vor diskutiert.“ Und „es gibt Länder wie das irdische Paradies oder das Land der Königin von Saba, deren Existenz nur in biblischen Quellen bezeugt ist, an die aber viele ... geglaubt haben, woraufhin sie dann auszogen, um reale Länder zu entdecken.“ Umberto Eco: *Die Geschichte der legendären Länder und Städte. Aus dem Italienischen von Martin Pfeiffer und Barbara Schaden*, 67 u. 9.

Die erste Hand des Gerichts ist der König. Wenn Gott das Recht ist und der König sein Stellvertreter auf Erden, sitzen alle eingesetzten oder gewählten Richter an seiner Statt.²⁹⁷

Gero darf als Königsbote siegesgewiss sein. Ränkespiele sind ihm vertraut. Er wird zum politischen Jäger und möchte den stolzen sächsischen Falken erlegen. Der Graf, der als Geretteter moralisch in Elmars Schuld steht, aber dem König untersteht, lässt die Verhandlung beginnen. Switger Lubbe spricht die eröffnenden Worte:

„Schöffen zwölf, geschworne Männer,
Tretet in den Kreis mit Ehren;
Dann Herr Gero, Königsbote,
Recht zu nehmen auf Begehren.

Elmar, Falk vom Habichtshofe,
Streng geheischt bei Leib und Leben,
Tritt herein, auf grünem Rasen
Einem Mann sein Recht zu geben!“ (W:D, 125)

„Geb' ihr Gott ein gutes Ende!“ (W:D, 126) ist der christliche Wunsch des Grafen in Anbetracht der schweren Anklage.

Der Kläger erhält als erster Sprecher das Wort. Der Graf fordert fränkisches Recht ein. „Sonder Neid und Arglist“ (ebd.) soll der Königsbote unter Eid seine Anklage gegen den Neffen des Bischofs vortragen. Aber Gero ist eifersüchtig auf Elmar und seine Eifersucht ist noch weitaus grausamer als sein Zorn²⁹⁸. Und so beschuldigt er Falk, ihm aufgrund seines hohen fränkischen Amtes im Wald feige und heimtückisch nach dem Leben getrachtet zu haben. Mit dem Angriff auf ihn habe er sich des Königsfriedensbruchs schuldigt gemacht. Ein Eidbruch gegenüber dem König kann nicht geduldet werden. Des Weiteren klagt er ihn an, dem heidnischen Balderfest beigewohnt zu haben und er bezichtigt ihn der Mordbrennerei. Aus Rache habe Falk Bodinkthorpe in Brand gesetzt, da der Graf ihm kurz zuvor auf dem Erntefest ein Hausverbot erteilt habe. Der Grund für das Hausverbot sei die anhaltende Respektlosigkeit des Sachsen gewesen. Der Königsbote fordert für die aufgelisteten Vergehen das höchste Strafmaß, den Tod des Herrn vom Habichtshof. Er will sich seines Widersachers auf der Thingstätte endgültig und rechtskräftig entledigen. Sein Handeln leitet boshafte Vernunft.

Elmars Gesichtsfarbe wechselt aufgrund der Vorwürfe seines Widersachers auf der Versammlung. Er ist beschämt über den dreisten Angriff des Franken. Außerhalb der eingehetzten Thingstätte erhebt die Gemeinschaft der Sachsen, die der Verhandlung lauscht, laut und entrüstet die Stimme, den Schreien der Kraniche des Ibykus gleich, die die feige Meucheltat – „Wenn keine andre Stimme spricht“²⁹⁹ – aus der Ferne beklagen. Das 'einfache Volk' reagiert auf die schwere Anklage gegen den Edlen mit Entsetzen. Es ist die klassische Gedankenwelt, die *Weber* in seinen Versen auf sprachliche Bilder Friedrich *Schillers* zurückgreifen lässt, der in seinem Werk ebenfalls die „Freiheit über das Schicksal“³⁰⁰ gestellt hat.

Rauscht' ein Kranichheer vorüber,
... Brauste durch den Ring der Sachsen
Wut und Wehruf tausendstimmig? (W:D, 128)

²⁹⁷ Ruth Schmidt-Wiegand (Hrsg.): Lexikon der deutschen Rechtsregeln und Rechtssprichwörter. Unter Mitarbeit von Ulrike Schowe, 134.

²⁹⁸ Vgl. dazu *Eifersucht* in: Edmund Kalt: Biblisches Reallexikon. Bd. 1, Sp. 407.

²⁹⁹ Mit dem Rückgriff auf die *Schillersche* Ballade (1798) wird Elmars Kampf mit dem ihm drohenden Schicksal betont. Der bevorstehende Heimatverlust deutet sich bereits an, denn Ibykus ist ein Dichter ohne Heimat: „Zum guten Zeichen nehm ich euch./Mein Los, es ist dem euren gleich“. Friedrich von Schiller: Die Kraniche des Ibykus, 79-84. In: Friedrich Schiller: Ausgewählte Werke. Bd. 1, 80 u. 79.

³⁰⁰ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 114.

Sie teilen mit Falk den Zorn über die – aus ihrer Sicht falschen – Vorwürfe des neidischen Klägers aus dem Frankenreich. Für die Kränkung des gesellschaftlich hochstehenden Königsboten soll der edle Sachse mit dem Leben bezahlen, den nur die unbeschwerter Leichtigkeit der Liebe auf dem Trinkgelage des Erntefests hat unvorsichtig werden lassen. Elmar ist ein typischer Spross seines ›Volkes‹. „Dies Volk, das weder verschlagen noch durchtrieben ist, erschließt eben noch seine geheimsten Gefühle in ausgelassener Heiterkeit; so tritt die Gesinnung bei allen unverhüllt und offen ans Licht.“³⁰¹

In dem Gerichtsverfahren befindet sich Elmar in einem unfairen Kampf mit Gero. Dem Königsboten gelingt es meisterhaft, einen Showprozess zu inszenieren, den die sächsische Bevölkerung – zur Warnung vor aufständischem Verhalten gegenüber der politischen Institution des fränkischen Königs – mit ansehen muss. Auf der Thingstätte wird auf diese Weise die hasserfüllte Atmosphäre zwischen Franken und Sachsen weiter genährt, die Gemüter können sich nicht beruhigen. Der betagte Bodo fürchtet eine rhetorische Eskalation auf Seiten Elmars, der als Redner juristisch weitaus weniger geschult ist als sein neidischer Kontrahent. Der Graf bittet Elmar, sein Recht in Anspruch zu nehmen und aus dem „Männerringe“ (W:D, 128) einen erfahrenen Fürsprecher zu wählen, der die geeigneten Worte finden wird, um die schweren Vorwürfe des Anklägers zu entkräften, denn „dem Besten/Kann das Wort im Eifer fehlen.“ (W:D, 129) Aber Elmar, der früh Verwaiste, besteht darauf, sich selbst zu verteidigen. Er hofft auf göttlichen Beistand und setzt auf den *Logos*, das vernünftig überzeugende Wort.³⁰²

Warm das Herz und kühl der Schädel,
Biet' ich Trotz des Feindes Tücken,
Und in Not und rechter Sache
Wird das rechte Wort sich schicken. (W:D, 129)

Überschätzt er seine Fähigkeiten? Nein. Da er illusionslos seine Lage erkennt, handelt er zum ersten Mal selbstständig. Er verteidigt sich selbst, ist nicht mehr unmündig, nutzt seinen eigenen Verstand. Da er den Regeln der angesetzten Verhandlung auf der Thingstätte trotzt, wird er leicht zu einem Opfer der Siegerjustiz, beziehungsweise des intriganten Gero. Vielleicht spürt Elmar bereits, dass die Sache für ihn als besiegten Sachsen nicht gut ausgehen kann, denn der fränkische Königsbote hasst ihn „unsäglich“ (ebd.). Aber auch Elmars Denken und Handeln wird maßgeblich durch Hass beeinflusst. Ihm ist der Hass kein guter Ratgeber, denn er kann den Verstand – anstatt ihn zu schärfen – auch trüben. Anstelle sich klug zu verteidigen und die Vorwürfe in ruhiger Rede zu widerlegen, formuliert Elmar zornig eine Gegenanklage. Als Widerrede der Klage beschuldigt er den Königsboten des falschen Eides und des feigen Mordanschlags auf sein Leben. Im heiligen Eichenhain, der nur unbewaffnet betreten werden darf, habe Gero ihn heimtückisch ermorden wollen.

Männer, wes er mich bezichtigt,
Solch Verruchtes tat er selber!
... Aus dem Hinterhalte
Sandt' er mir ein tückisch Eisen.
Hier die Wunde, die noch blutet,
Mag sein Bubenstück beweisen.
... Viel zu rein sind meine Hände,
Solchem nur den Bart zu raufen;
Zwar ein paar unmilde Worte
Sagt' ich ihm und ließ ihn laufen. (W:D, 130)

³⁰¹ Tacitus: *Germania*, 83.

Weber antizipiert bewusst mit seiner epischen Dichtung am positiven Germanenbild *Tacitus*'s. Unterstützend weist er mit den Versen, die das positive Bild betonen, auch auf die moralischen Fragwürdigkeiten der Franken hin, die Elmar in seiner Brandrede offen anspricht. Mit der Überhöhung der Germanen wies *Tacitus* in seiner Zeit kunstfertig auf die moralisch-sittlichen Fehler der Römer hin.

³⁰² Hier bereits setzt *Weber* mit der Figur Elmars auf die europäische Idee, die sich aus der Antike herleitet. „Wo wir ... vor einer Durchdringung und Gestaltung des christlichen und germanischen Elementes durch antiken *Logos* und antike Schönheit stehen, empfinden wir das nicht als künstliche Belebung einer toten Vergangenheit, sondern als lebendig europäische Gegenwart.“ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 10.

Alle anwesenden Sachsen wissen, dass Gero gemäß ihrer Sitten und Gebräuche für diese Vergehen dreimal sterben müsste – durch Erwürgen, Erhängen und Erstechen. Elmar dehnt die gewählte Strategie für seine Widerrede aus und redet erzürnt weiter, wird zum leidenschaftlichen Reformier. „Im alten Irland war die wichtigste Forderung an den König, gerecht zu sein.“³⁰³ In diese Kerbe schlägt der Nordmann und verlangt darüber hinaus auch die Treue vom König den Stämmen der Sachsen gegenüber. Dies ist die inhaltliche Umkehrung der Forderung, die *Karl* der Sieger an die von ihm unterworfenen Sachsen richtet; sie sollen ihm die Treue schwören.

Auch der König hat die Treue
Gegen Land und Volk zu halten!
... Sandt' er den und keinen Bessern,
Lernt das Volk den König hassen;
Dächte wie das Volk ³⁰⁴ der König,
Diesen würd' er peitschen lassen! (W:D, 131)

Elmars Worte zündeln auf dem Thing gefährlich. Die Ermahnungen des alten Grafen können den leidenschaftlichen Streiter in seiner Rede nicht zügeln. Rab entschuldigt Elmars Erregung und steht fest an seiner Seite, ermutigt ihn in seiner Widerrede: „Auch der Zorn hat seine Rechte!... Elmar, laß dich nicht beirren!“ (W:D, 132) Elmar hat Lust an der Auseinandersetzung. Er bringt selbstsicher den Mut auf, die Autorität des Königs und des Königsboten öffentlich infrage zu stellen. Für ihn irren sich der König und sein fränkischer Würdenträger. Elmars Zorn ist aus jener Frustration heraus zu erklären, die ihn unglücklich werden lässt. Er sieht für sich einzig die Möglichkeit, sein Unbehagen über das unfaire Verhalten Geros in der Protestform der Brandrede zum Ausdruck zu bringen. Elmar wird in ihr zum Anwalt unterdrückter Überzeugungen, verteidigt seine Glaubenswelt vehement und fordert ein Recht auf die freie Ausübung der Religion ein, obwohl es Wille des Königs ist, alle Sachsen zum Christentum zu überführen. Dabei geht er insbesondere auf die Idee der Menschlichkeit ein, die schon *Lessing* in seinem Werk transparent werden lassen. Es ist interessant zu sehen, wie der „rote Weber“³⁰⁵ vom Menschen aus argumentiert und keinen abstrakt-metaphysischen Ausgangspunkt einnimmt.³⁰⁶ Elmar kann glaubhafter Fürsprecher der Humanität sein, denn in ihm vereinen sich der Affekt der Liebe und die Ehre. Er wünscht sich Respektbekundung durch gegenseitige Toleranz, ist bereit, seinen Teil dazu beizutragen. Er beteuert:

Was euch heilig, will ich achten;
Was mir heilig, laßt es gelten!
... Menschenrechte müßt ihr ehren!
Erstes Recht ist, Recht zu beten,
Und das darf kein König wehren! (W:D, 132-133)

³⁰³ Helmut Birkhan: *Das Geheimwissen der Kelten*, 116.

³⁰⁴ „in politischer beziehung wird durch die ideen der französischen revolution und ihre weitere entwicklung in der liberalen bewegung eine umwerthung des wortes [Volk] herbeigeführt. damit verbindet sich die veredlung durch das erwachsen des nationalen bewusstseins, mächtig gefördert durch den zusammenbruch des alten deutschen reiches und den kampf gegen Napoleon: das ringen um freiheit und einheit geben dem wort einen stimmungsgehalt, der leidenschaftlich empfunden werden kann. in diese würde wächst das wort erst allmählich im kampf mit dem fremden nation hinein.“ (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat). Stichwort *Volk* in: *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Bd. 26, Sp. 454.

³⁰⁵ *Weber* hat sich „seit seiner Studentenzeit ... immer wieder für den deutschen Einheitsstaat im Rahmen einer konstitutionellen Monarchie ausgesprochen. Nur in einem geeinten Deutschland konnten nach seiner Vorstellung Recht und Freiheit gedeihen ... Als junger Arzt trat er als Mitglied des „Driburger demokratischen Volksvereins für eine Verfassung“ aktiv für seine politischen Überzeugungen ein, was ihm von reaktionär katholischer Seite den Beinamen der „rote Weber“ eintrug.“ „Angesichts der allgemeinen Armut war *Weber* zu einem Demokraten aus gerechtem Zorn geworden, zum glühenden Anwalt einer zu gründenden Republik, in der jedermann sein Auskommen haben würde.“ Winfried Freund: *Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region*, 13 u. 59.

³⁰⁶ Vgl. dazu *Humanismus (humanus, menschlich)* in: Rudolf Eisler: *Wörterbuch der philosophischen Begriffe*. Bd. 1, 639. Peter *Hille* verfügt über eine vergleichbare Herangehensweise in seinem Heimatroman *die Hassenburg*.

Indem er sich auf ein Grundrecht des Menschen beruft, bewegt er sich weg von der fränkischen Schuldzuweisung ihm als aufständischer Einzelperson gegenüber. Elmar verallgemeinert, rückt die Weltanschauungs- und die Religionsfrage³⁰⁷ politisch in den Mittelpunkt der Verhandlung. Er spricht sich für die Privatsphäre des Menschen aus, weil er erkennt, dass Religion und Freiheit untrennbar zusammengehören. Als Grundlage für seine Widerrede nutzt Elmar dementsprechend folgerichtig die im Humanismus allgemein anerkannte und nicht widerlegbare Feststellung der Notwendigkeit der Religionsfreiheit. Auf dem Thing verteidigt er die sächsische Religion in seiner Freiheitsrede leidenschaftlich und fordert, dass Religionen nicht mit unterschiedlichem Gewicht in die Waagschalen gelegt werden³⁰⁸. Durch Beispiele wird seine Brandrede konkret. Er geht auf die christliche Idee der Dreifaltigkeit ein, die von ihrer christlichen Anhängerschaft nicht als Götzendienst herabgewürdigt wird, in der sich aber viele Gemeinsamkeiten mit der Religion der Sachsen auffinden lassen.

Irr' ich? Einer ist der Hohe,
Einer ist der Ebenhohe,
Und – der Dritte! Drei sind Einer,
Flammen drei in einer Lohe.
... Klingt euch das wie fremde Märe?
Und doch ist es Quell und Ursprung
Unsers Wahns und eurer Lehre! (W:D, 133)³⁰⁹

Elmar ringt um die Wahrheit. Auf dem Herbstthing steht seine *geistige Heimat* vor Gericht. Stellvertretend für die Welt der Sachsen wird er von Gero, dem ‚totalitären‘ Verfechter der fränkischen Welt, angeklagt. Stolz, unbeirrt und ernst verteidigt er seine Weltanschauung und listet die Schuld und die Vergehen der Franken an den Sachsen auf. Elmar muss leidenschaftlich und mutig sein, denn Gero fordert als Urteil die Todesstrafe. Wie grausam wird das Verhalten der Christen gegen ihn sein, haben sie doch ihren eigenen Gott am Kreuz sterben lassen und darin Recht gesehen. Als Nordmann kennt er den Opfertod am Kreuz, der der Kreuzigung Jesu Christi ähnelt. Unter dem Gelächter der römischen Soldaten starb Jesus am Kreuz.

Erneut greift der Graf lenkend in das juristische Verfahren ein und fordert den Angeklagten auf, bei der Sache zu bleiben. Aber Elmar ist fokussiert in seiner Angelegenheit tätig. Durch seine leidenschaftlich vorgetragene politische und gesellschaftskritische Rede wandelt sich das fränkische Verfahren in eine Thing-Versammlung der alten Welt, denn der edle Sachse nimmt sich selbst nicht als Beschuldigten wahr.

Elmar hat Zeugen für seine Unschuld zu benennen. Durch „Urkundsmänner“ soll er darlegen, „daß der Kläger falsch berichtet“. (W:D, 134) Dass Eggi, die wilde Katze, den blutigen Streit im Eichenhain von einer nahegelegenen Buche aus beobachtet hat, weiß Elmar nicht. Er kann als Zeuge für seine Unschuld nur den eigenen Ankläger bestimmen und verlangt von ihm:

Widersprich dir selbst, sei ehrlich,
Sei zum ersten mal nicht feige!
... Sag: „Ich log!“...
... Daß du logst, mein Gott und deiner
Weiß es, und ihr wißt es alle. (W:D, 134)

³⁰⁷ Die Weltanschauungs- und Religionsfrage war auch bei Gotthold Ephraim Lessing ein besonderer Gegenstand seines Interesses. *Weber* wandelt hier eindeutig in den Spuren des großen Aufklärers.

³⁰⁸ Diese Einstellung kennen wir bereits in ihrem prinzipiellen Ansatz von *Webers* literarischer Vorläuferin *Droste-Hülshoff*, die in der *Judenbuche* nicht über eine Landbevölkerung hat richten wollen, die dem alten Naturrecht nahesteht.

³⁰⁹ *Speyer* kommentiert diese zwei Liedstrophen in ihrer Arbeit, in der sie *Weber* als Nachfahre der Früh-Romantik charakterisiert, bezüglich der von *Weber* herangezogenen Mythologie und konzentriert sich dabei auf die *Edda* als anregende Quelle seiner Dichtung: „Weber steht hier auf dem Standpunkt der mythologischen Forschung seiner Zeit. Die Stellen, auf die er in Dreizehnlinden seine Anschauung gründet, sind sämtlich der *Edda* entnommen, in welcher Anklänge an das Christentum unverkennbar sind.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 132.

Dies ist zwar eine wahre Aussage, aber es ist keine kluge Verteidigung. Nachvollziehbar wird Elmars Verteidigungsstrategie aus der Überlegung heraus, dass in seiner Weltsicht „ein Urteil zu suchen und »aufzufinden« ... [ist], weil es als »ewige Wahrheit« immer vorhanden ist.“³¹⁰ Die wissenden Götter und Göttinnen kennen den Tatbestand und den Schuldigen. Daher setzt Elmar auf die Wiederkehr der göttlichen Gerechtigkeit. Eine Gewaltenteilung von Recht und Religion, wie sie die Bibel bereits kennt, ist dem »Heiden« in seinem Denken noch fremd.

Für den Grafen ist es in erster Linie Elmars Jugend, die den jungen Mann verführt, auf dem Thing gegen die vermeintliche Ungerechtigkeit der Franken zu rebellieren. Für ihn können die leidenschaftlichen Gefühlsregungen des jungen Mannes auch christlich unterlegt sein, sofern er, „gegen Ungerechtigkeit zu protestieren ... [als] Spiegel jenes von Herzen kommenden Idealismus [wertet], der im frühen Erwachsenenalter auftritt.“³¹¹ Der Graf, der Elmars Verhalten strafmildernd als jugendliche Torheit auslegt, fordert ihn auf,

Eideshelfer zu begehren:
Sieben Hände, sechs und deine,
Heischt das Recht, dich loszuschwören. (W:D, 135)

Aber nur der greise Eschenberger bringt mannhaft den Mut auf, sich an die Seite des edlen Falken zu stellen. Auch weiterhin steht der Rabe zum Väterbrauch der Sachsen. Ihn empört die Feigheit der Edlen im Männerring.

Soll sein Leuteruf erschallen
Und aus Sachsenbrust dem Sachsen
Keine Antwort widerhallen?

Was? Noch schwingen freie Flügel
Auf der Eschenburg die Raben:
Falk, ich werde für dich schwören!
Graf, ihr könnt den Eid mir staben;

Niemand folgt? (W:D, 136)

Rab ist enttäuscht von seinen ‚Mit-Geschworenen‘. In der Gruppe der zuhörenden Bauern verfehlen Elmars leidenschaftliche Worte ihre Wirkung nicht, denn es sind die Worte eines Anführers. Sie würden „mit blut’gen Händen“ für ihren „Edelherrn“ schwören, aber sie stehen außerhalb der den Ring umzäunenden Haselruten, ihre Meinung ist irrelevant für den Verlauf der Verhandlung. (W:D, 137)

Elmar hat sein Anliegen auf dem Thing nicht durchbringen können und ihm steigt als sichtbares Zeichen der Niederlage Röte ins Gesicht. Der Königsbote konnte ihn erneut beschämen. Zu seinem Schaden kann der früh verwaiste Elmar keine männlichen Verwandten hinter sich vereinen. Er muss die ausweglose Lage akzeptieren und sich geschlagen geben, aber auch dies gelingt ihm nur bedingt. In seinen Worten liegt nach wie vor der Stolz des Nordmanns.

Einzler Baum ist leicht zu fällen,
Rast der Sturm ihm ins Geäste;
Kracht die Wurzel, schnell entflattern
All die Finken, seine Gäste. (W:D, 137)

Verbittert ist er, aber ihn verwundert die Niederlage nicht. Falk hat unter den Edelingen einzig den Raben an seiner Seite. Zu zweit befinden sie sich in der Minderheit und sind wehrlos gegen die Beeinflussung des gesellschaftlich hochstehenden Franken. Der zu Unrecht Beklagte kann nur bedauernd mit ansehen, wie der Königsbote die Macht des Siegers auf der Thingstätte ausspielt und unangefochten aus Macht Recht wird.

³¹⁰ Helmut Birkhan: Das Geheimwissen der Kelten, 116.

³¹¹ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 62.

Seine Worte sind Beweise,
Meine Worte Windesrauschen;
Sprech' ich, gafft ihr in die Bäume,
Spricht er, neigt ihr euch, zu lauschen. (W:D, 138)

Elmar kann im Verhalten der Edelherren den einsetzenden Mechanismus der Feigheit deutlich erkennen. Die Gemeinschaft der Sachsen ist zerbrochen. Ihre Einschätzungsgabe ist getrübt, da sich ihr Verstand durch die Einflüsterungen Geros hat täuschen lassen. Aus den ehemals freien Edelherren sind „willenlose Knechte“ (W:D, 139) geworden. Elf Schöffen – einst freie Edle, die beim Brand auf Bodinkthorpe Augenzeugen Elmars mutiger Pflichterfüllung gewesen sind – lassen sich von Gero einschüchtern und sprechen Falk für schuldig. „Ohne Zeugen, ohne Helfer“ (ebd.) bleibt Elmar sieglos.

3.3.2 Urteilsverkündung

Dem Grafen kommt die Aufgabe zu, das Urteil auf Königsnamen zu verkünden. Milde lässt der weise Bodo das Urteil gegen den früh verwaisten Elmar ausfallen, da er sich ohne familiäre Fürsprecher auf der Thingstätte hat behaupten müssen. Der Graf, der in Elmars Schuld steht und zumindest nicht gegen ihn ist, ist nicht bereit, dem Willen Geros vollständig nachzukommen und ein willkürliches Todesurteil im Namen des Königs zu fällen. Bodo erkennt in einer Verurteilung zum Tode keinen Sinn. Er ist im Namen des Königs aufrichtig bemüht, ein gerechtes Urteil zu sprechen. Da er das vorhandene Potenzial im jungen Sachsen erkennt, will er ihm als Alternative zum Todesurteil auf jeden Fall die Assimilationsmöglichkeit in die christliche Gesellschaft offen halten. Dies entspricht auch dem politischen Willen des Christen *Karls* den besiegten sächsischen Stämmen gegenüber. „Auch den Heiden hat Gott die „Umkehr zum Leben“ gegeben (Apg 11,18).“³¹² Und so straft der schwarze Graf Elmar im Namen der Obrigkeit und in der Überzeugung, Recht zu tun, mit dem Urteilsspruch zwar hart, aber er verurteilt ihn mit den Worten

... dein Gut und Erbe
Ist verstrickt und königseigen,
Haus und Hof, vom Grund zum Giebel,
Feld und Wald mit Zopf und Zweigen.

Rechtlos, Elmar, bist du selber
Und in Acht und Bann gesprochen,
Friedlos, wehrlos: des zum Zeichen
Wird dein Plug und Schild gebrochen.

Sieh dich vor, mit einem Rosse
Hast du Mark und Gau zu räumen,
Eh zum drittenmal die Sonne
Scheidet von den Osnings Bäumen.

Das ist Königsrecht im Lande!
Dennoch, Elmar, darfst du hoffen:
An den Königsstuhl in Aachen
Steht dir die Berufung offen (W:D, 141-142)

zum Leben und sorgt dafür, dass ihm der Weg zur Berufung im christlichen Aachen freisteht. Mit dem Hinweis des Grafen auf die Berufungsmöglichkeit wird das Urteil abgeschwächt. Elmars Verbannung muss keine endgültige sein. Dennoch löst das Urteil in Elmar das Gefühl einer starken seelischen Erschütterung aus. Er wird durch den Urteilsspruch von seinem Land vertrieben, verliert sämtlichen Besitz, den angestammten Hof seiner Familie, sein Erbe, das ihm ein auskömmliches Dasein sichert. Er muss Abschied nehmen von seinem Eigentum – und von Hildegunde. Die Gewalterfahrung der Vertreibung ist eine schmerzliche und vollständig niederschmetternde Erfahrung. Elmar, der sich nach

³¹² Rudolf Schnackenburg: Jesus Christus im Spiegel der vier Evangelien, 186.

seiner Rückkehr aus Friesland bewusst für die Sesshaftigkeit entschieden hat, hat seine biografische und lokale *Heimat*, den Habichtshof als Heimstätte seiner Familie und sein Land, nun binnen weniger Tage zu verlassen. Er muss wider Willen eine ‚Abenteuerfahrt‘ ins Ungewisse antreten. Elmar fühlt sich trotz der Milde des Urteils ungerecht behandelt.

Auf die Berufung in Aachen setzt er keine Hoffnung, da er der fränkischen Rechtsprechung mit ihrer Trennung von Recht und Religion misstraut. Auf dem Thing hat er am eigenen Leibe erfahren, wie leicht aus Macht Recht wird. Falk fordert wahre Gerechtigkeit. Er verbleibt in seiner zornigen Grundstimmung. Sein Sachsenmut ist nicht zu brechen. Er verharrt im Zustand des Widerstandes, denn er „will Recht von Rechtes wegen“. (W:D, 144)

Heischt' ich Recht, man hielte lachend
Eu'r Gesetzbuch mir entgegen.

Unser Recht ist Götterwille,
Eu'r Gesetz ist Menschenmache;
Unser Recht ist Schuld und Sühne,
Eu'r Gesetz ist Strick und Rache.

Nur Gesetz? Ihr Christenmänner;
Ich auch lauschte euern Sagen!
Nur Gesetz? So war es rechtens,
Euern Gott ans Kreuz zu schlagen. (W:D, 144)

Was ist Gutes zu erwarten von Menschen, die ihren eigenen Gott haben sterben lassen und die darin Recht sahen? Als Nordmann steht Elmar dem Tod furchtlos gegenüber. Der Glaube des Nordens verspricht die Wiedergeburt. Elmar begreift das Leben folglich als einen Kreislauf von Tod und Wiedergeburt.

Rab fordert für den Beklagten, da ihm Eideshelfer und Zeugen gefehlt haben, auf dem Thing den Zweikampf³¹³ ein. Dieser wird als Mittel der Beweisführung aber nicht zugelassen. Elmar ist gerne bereit – im Wortstreit und mit einem Schwert in der Hand – kämpfend in der Tod zu gehen, aber der christliche Graf verschont mit dem Urteil sein Leben, beschützt es, indem er kraft seines Amtes das geforderte Todesurteil durch ein geringeres Strafmaß ersetzt. Bodo hat auf dem Thing für Elmar juristisch ‚einen großen Bären erlegt‘ und er handelt damit durchaus im Sinne des Königs, der die Wahlmöglichkeit zwischen Tod und Taufe für jeden Sachsen zulässt. Bodo hofft darauf, dass Elmar den christlichen Weg und damit den Weg zum Heil finden wird, denn er wünscht sich aufrichtig Besserung für den jungen Mann. Elmar fühlt sich in der misslichen Lage des Vogelfreien „zehnfach“ (W:D, 143) vom Grafen bestraft. Noch ahnt er nicht, dass aus dem Verbannungsritt ein Heimritt werden wird. Nach dem milden Urteilsspruch des schwarzen Grafen muss er sein Denken in der Welt neu ausrichten. Der christliche „Gott handelt nach einem gerechten Plan, der nur den Menschen undurchsichtig ist“³¹⁴ und Elmar fordert vehement göttliche Gerechtigkeit ein. Elmars größter Fehler ist sein Stolz, der in christlicher Interpretation eine Sünde ist.

Unter den schweren Verletzungen, die ihm Geros vergifteter Pfeil im Eichenhain zugefügt hat – körperlich leidend – trotz er mit seiner Widerrede auf der Thingstätte solange unbeirrt weiter bis er geschwächt zusammenbricht. Auch seine leidenschaftlich vorgetragene Brandrede für die Rückkehr der sächsischen Freiheit hat ihn körperlich geschwächt. Rab, der ihm bis zum Schluss treu zur Seite steht, fängt den Ohnmächtigen auf.

³¹³ „Der Zweikampf (ursprünglich ein urteilersetzendes Institut neben dem Prozeß) entwickelte sich im Verlauf des MA vom kirchlichen Ordal zu einem eingenständigen Rechtsinstitut, das als Mittel der Beweisführung im gerichtlichen Prozeß mit eigenen Verfahrensvorschriften anerkannt war. Es diente insbesondere beim Fehlen von Eideshelfern oder Zeugen dem Kläger oder Beklagten als Beweismittel zur Prüfung des Tatbestandes oder der Schuld.“ Ruth Schmidt-Wiegand (Hrsg.): Lexikon der deutschen Rechtsregeln und Rechtssprichwörter, 193.

³¹⁴ Jan-Dirk Müller: Fortuna, 167-191. In: Almut Schneider/Michael Neumann (Hrsg.): Menschen, die Geschichte schrieben. Das Spätmittelalter, 168.

Elmars starker Wille lässt sich nicht brechen. Er hofft auf die Zukunft und legt sein Schicksal fromm und pathetisch „in der Götter Hände“ (W:D, 146). Sein Gerechtigkeitsstreben und die Ehrfurcht vor den Göttern und Göttinnen bekräftigen seine Denkweise.

Sachsenmut ist wohl zu beugen,
Nie zu brechen; künft'ge Tage
Sind der Wahrheit beste Zeugen.

Scheiden muß ich, Groll im Herzen:
Edler Graf, Euch heg' ich keinen;
Glimpflich pflogt Ihr Eures Amtes,
Und ihr seid nicht von den Meinen.
... da ich schuldlos,
Kann ich Euer Urteil tragen.
... Meines Schicksals dunkle Lose
Leg' ich in der Götter Hände. (W:D, 145-146)

Das magische Rededuell auf Bodinkthorpe hat Elmar – aus seiner Weltsicht heraus – noch gewonnen, das juristische auf der Thingstätte aber ging für ihn verloren. Beschämt bekennt er sich – schuldlos schuldig – zur Dramatik seines Lebens.

Er ist Mensch und Menschsein schließt immer auch die Möglichkeit des Irrrens mit ein. Mit seinem leidenschaftlichen Verhalten auf dem Erntefest hat er einen Fehler begangen. Als tragische Figur ist er aber selbstverständlich nicht in der Lage, diesen tragischen Fehler zu erkennen. Elmars tragische Schuld ist in *Dreizehnlinden* leicht und eindeutig zu bestimmen: Im Rausch der Leidenschaft, ausgelöst durch seine Liebe zu Hildegunde, hat er auf dem Erntefest die Macht seines Gegenspielers Gero unterschätzt. Im Eichenhain hat er die Macht des neidischen Franken erneut falsch eingeschätzt. Auf der Thingstätte musste Elmar der Intrige des Königsboten unterliegen.

4 Verlust der Heimat

4.1 Abschied und Aufbruch

Elmar ist nun vogelfrei, die Trennung von seiner bisherigen *Heimat* steht unmittelbar bevor. Durch den Urteilsspruch muss er Vertrautes und Liebgewonnenes verlassen und sich in der Welt neu verorten. Zeitgleich mit der Verbannung beginnt Elmars eigentlicher Heimweg zu dem ihm noch unbekanntem Gott der Christen. Dieser Weg zeichnet sich am Horizont der Geschichte bereits ab seit Swanahild ihn in den Wäldern aus der heidnischen Welt verabschiedet und ihn Geros Giftpfeil im Eichenhain getroffen hat. Zorn ist weiterhin Elmars vorherrschender Gemütszustand, nun flankiert ihn die tiefe Trauer über die schwere Niederlage. Schmerzlich beschämt ist er aber auch, weil er erkennen muss, dass sein Tun von anderen verachtet wird.

Zum Beschlagen führt er sein „treuste[s]“ (W:D, 149) Ross in die Schmiede Meister Fulkos, dem Ziehvater Eggis. Er bittet mit „Zorn und Tränen in den Augen“ (W:D, 148), seiner weißen Stute „mit Weiheworten/Feste Eisen aufzulegen“ (ebd.), denn er habe „weit zu reisen“ (W:D, 149). Dem Schmied fällt sein Handwerk schwer, da es ihm zuwider ist, dass Elmar, nur weil Gero ihn hasst, das Land verlassen muss. Der tragische Fall des Edlen bekümmert ihn sehr. Er weist explizit auf Elmars Seelenhöhe hin. Da Fulko die Situation mit Empathie wahrnimmt, erkennt er die darin liegende Tragik sofort. Seinen schalkhaften Schmiedejungen hat er vor Elmars Ankunft scharf zurechtweisen müssen und Ernsthaftigkeit eingefordert. Eggi las als Erstes die Komik aus den Geschehnissen heraus, erkannte den komischen Fehler sofort und quittierte die Situation folgerichtig mit Lachen. Für Eggi ist alles ein großer Spaß, obwohl der boshafte Gero Elmar schlimmen Schaden zugefügt hat, keinen harmlosen Streich an ihm verübte. Schwerwiegend sind für Elmar die Folgen von Geros Trug, die Fulko mit angemessenem Ernst zur Kenntnis nimmt. Eggi, der im Naturelle dem jungen Merlin ähnelt, bewundert Gero dennoch, hat er doch im Eichenhain Geros Fluch gehört – „Kränkst du mich, den Königsboten,/Königsbann wird dich vernichten“ (W:D, 123) – , der sich im Nachhinein als mächtiger Zauber erwiesen hat. Ernst formuliert der Schmied die schwierige Lage, die sich für ihn auch in der Götterwelt andeutet:

Sind noch Götter? Unsre Götter
Zürnen, weil wir sie verlassen,
Und der weiße Gott der Christen,
Den wir hassen, muß uns hassen. (W:D, 150)

Elmar teilt diese Furcht ebenfalls; der Gedanke ist ihm vom Balderfest vertraut. Wie soll sich ein Mensch in dieser Besorgnis erregenden und prekären Situation verhalten? Die Welt ist im Umbruch. Fulko erinnert Elmar daran, dass „Werkmann und .. Bauer“ (W:D, 151) seinen Leuteruf auf der Thingstätte ohne Bedenken erwidert hätten. In der Gedankenwelt des Schmieds könnte Falk zum Anführer werden, um die sächsischen Stämme in die Freiheit ihrer alten mythischen Welt zurückzuführen:

Elmar, bleib! Geh vor, wir folgen;
Zieh dein Schwert: wir werden siegen!
... Elmar, bleib! Was dir geschehen,
Schande ist es, Schmach uns allen;
... Wir, der Werkmann und der Bauer,
Stehn zu dir, den Schimpf zu rächen:
... Viel zu lange
Litten wir's; auf, uns zu wehren!
Klirrt das Land, der graue Kämpe,
Widukind, er wird es hören.
... Falk, mir deucht, jetzt ist die Stunde.
Hebt sich nur mit Waffenschalle
Reisig Volk in allen Gauen,
Kommt er und befreit uns alle.
... Laß das Bauernhorn erklingen!

Folgen wird dem Racherufe
All das Volk im Lederschurze,
All das Volk von Kamp und Hufe. (W:D, 150-152)

Fulko formuliert einen utopischen Traum – eine romantische Utopie, in der sich die Zukunft mit der Vergangenheit verbindet. Seine Sprache ist bewegt, ruft die mythische Zeit aus der Erinnerung in die Gegenwart. Fulko verknüpft mit seinen Gedanken an die alten Mythen Hoffnungen für die Gegenwart. Für ihn als sächsischen Mann gibt es einen bevorzugten Lösungsweg für die Wiedererweckung der alten Stärke seines ›Volkes‹. Er verherrlicht den Kampf und fantasiert von mythischer Unterstützung. Fulko wünscht sich romantisch in jene mythische Zeit zurückversetzt, in der das Land die Menschen mit seinen Fabelwesen und den schlachterprobten Helden der alten Zeit im Kampf unterstützt hat. Er lebt in einer Zeit des Nebeneinanders von Altem und Neuem und schafft es nicht, eine Abgrenzung zu ziehen. Elmar kann auf diesen fabulierenden Aufruf zum Aufstand nicht eingehen. Er kann die Sachsen nicht aus ihrer selbstverschuldeten Knechtschaft befreien. Er erkennt, im Unterschied zu Fulko, dass eine geschichtliche Epoche ihr Ende erreicht hat. Er sucht für sich die Versöhnung mit dem Christentum, um seiner Liebe zu Hildegunde eine Chance zu geben. Er ist zu einem Opfer bereit.

Hier stößt .. eine Wirklichkeit mit einer andern .. zusammen. Hierin liegt das tief Tragische der Weltgeschichte. Ein Individuum vermag zu gleicher Zeit welthistorisch berechtigt und doch unbefugt zu sein. Sofern der einzelne Mensch Letzteres ist, muß er ein Opfer werden, sofern er Ersteres ist, muß er siegen, will heißen, er muß dadurch siegen, daß er ein Opfer wird.³¹⁵

Elmar will für seinen inneren und äußeren Konflikt eine dauerhafte – friedensstiftende – Lösung finden.³¹⁶ Als westfälischer Edler, der – wie *Widukind* – zum Anführer der mittleren und unteren Schichten werden könnte, wird er dem Rächer der alten Welt bewusst *nicht* folgen, *keinen* neuen Sachsenaufstand beginnen. Mit seiner Bekehrung hat der zum Mythos aufgestiegene westfälische Held *Widukind* vielleicht *Jesus Christus* zum neuen Anführer seiner sächsischen Stämme gewählt, um den Frieden dauerhaft zu gewährleisten.³¹⁷ Elmars Zeit ist eine veränderte Zeit, für ihn ist die Wirklichkeit eine andere als für Fulko. Ein Leben in Harmonie mit der eigenen Wirklichkeit gehört als fester Bestandteil zum Wohlbefinden des Menschen und muss daher der *Heimat* zugezählt werden. Mit dem Heimatverlust wird die Wirklichkeit für Elmar plötzlich unwirklich, verliert für ihn ihre Gültigkeit – wird nichtig. Eine Welt, in welcher sich der Mythos, zum Beispiel im gemeinsamen Kampf, mit der Lebenssituation der Menschen verbindet, existiert für Elmar nicht mehr. Er nimmt die Welt um sich herum bereits aus einer anderen Perspektive wahr. Ein dauerhafter Perspektivenwechsel kann erfolgen, denn Elmar ist innerlich bereit zur Veränderung. In Swanahilds Weissagungen war die Prophezeiung, dass sich Elmar vor dem Kreuz der Franken beugen und die Taufe annehmen wird, bereits enthalten; seine Zukunft war für sie durch sein Schicksal – die Bekehrung zum neuen Glauben – festgelegt. Elmars fortschreitende Entwicklung veranschaulicht im Epos auch tragende Ideen der Aufklärung. Mit ihnen vermittelt *Weber* Werte und Interessensgefüge seiner Zeit, wertet die geschichtliche Epoche des Mittelalters, das maßgeblich vom christlichen Glauben geprägt worden ist, dabei aber nicht ab. Für die literarischen Romantiker gibt „es in der Zeit keine Rückkehr und keine Wiederholung“.³¹⁸ Auch *Webers* ‚modern‘ gestaltete Figur darf nicht widersprüchlich als sächsischer Freiheitskämpfer verstanden werden, der in alten Mythen Zukunftsperspektiven für ‚seine Westfalen/Westfälinnen‘ erblickt. Elmar muss sich einer Zukunft zuwenden, die er mit seinem Willen frei gestaltet. *Heimat* – speziell *geistige Heimat* – muss sich jeder Mensch selbst erarbeiten. Durch die humanistische Zielsetzung *Webers* verlieren die mittelalterlichen Elemente im Epos aber nicht an

³¹⁵ Sören Kierkegaard: Über den Begriff Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 264.

³¹⁶ *Weber* unterbreitet auch im Sinne einer politischen Allegorie in *Dreizehnlinden* den Versöhnungsvorschlag. Zeitgenössisch spiegelt sich die Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland in seinen Versen, auch hier wünscht sich der Dichter dauerhaften Frieden.

³¹⁷ 785 hat sich *Widukind Karl dem Großen* mit seiner Konversion zum Christentum unterworfen. Vgl. dazu Wolfgang Braunfels: Karl der Große, 168. „Mit der Taufe verbunden war ein Treueeid gegenüber Karl dem Großen.“ Ulrike Peters: Die Germanen, 152. *Peters* vermutet, dass *Widukinds* Lebensweg ihn nach der Taufe – vielleicht durch *Karl* initiiert – ins Kloster auf der Insel Reichenau führte. Vgl. ebd. 153.

Weber nimmt *Widukind* als mythische sagenumwobene Figur Westfalens in die Verse seines Liedes auf, sieht in ihm aber keine überragende historische und/oder politische Größe für die literarische Heimatbestimmung in Westfalen.

³¹⁸ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 88.

Bedeutung, denn einerseits werden sie zum stimmungsvollen Stilmittel, das der Leserschaft das Verständnis und den Einblick in die fantastische Welt der Geschichte von *Dreizehnlinden* erleichtert und andererseits kann der Dichter mit der aufklärerischen Sichtweise im Lied unmittelbar an die fiktive mittelalterliche Welt anknüpfen.³¹⁹

Elf Edelherren waren als Schöffen mental zu schwach, um auf der Thingstätte für Elmar die Hand zu heben. Sie haben ihn nicht losgeschworen, daher ist für ihn die Gemeinschaft der Edlen zerbrochen.³²⁰ Er will sich auf die soziokulturelle Gruppe seiner sächsischen Ethnie nicht mehr verlassen. Den Edelherren ist spätestens auf der Thingstätte der Gedanke an die Wichtigkeit einer Solidaritätsbekundung mit Elmar verlorengegangen, denn sie haben sich – viele bereits im Vorfeld – mit den Franken verbündet. Für die Edlen des frühen Mittelalters ist das Streben nach materiellem Wohlstand und die eigene Sicherheit wichtiger als eine wie auch immer geartete patriotische oder auf den Schutz einer anderen Person zielende Überlegung. Elmars Enttäuschung über den an ihm vollzogenen heimatlich-menschlichen Verrat ist groß, beleidigt aber vor allem sein nordisches Ehrgefühl, das ihm in Friesland vermittelt wurde. „Härter als uns je der Franke/Schlug der Sachs den Sachsen gestern“, hat Fulko mit recht seinem Schmiedejunge erklärt, bevor Falk „verhärtet“ von den Ereignissen auf der Thingstätte in der Schmiede eingetroffen war. (W:D, 148) Die Enttäuschung auf dem Thing hat den jungen Mann aber auch mental und vor seiner Zeit reifen lassen. Er wird sich in einem Freiheitskampf der Sachsen nicht als Anführer hervortun. Dass sich die Menschen in ihrem Verhalten nie grundlegend verändern werden, hat er bereits erkannt. Einem Krieg mit den Franken werden die sächsischen Edelherren grundsätzlich ausweichen, denn sie haben sich mit der neuen Herrschaftssituation im Land bereits arrangiert und genießen die Vorteile, die ihnen zugestanden werden. Bei den Edlen hat sich die Annäherung zwischen Sachsen und Franken in einem kontinuierlichen Prozess bereits vollzogen. Ursache dafür war die Bequemlichkeit liebende Mentalität der Sachsen, die *Weber* im Lied durch Elmars Worte wie folgt beschreibt:

O wir haben harte Hände,
Unser Leib ist Wall und Mauer;
Doch wir schleichen trüg zum Werke,
Und im Werke fehlt die Dauer.

Nicht zum Kriege, nur zum Kampfe
Zieht der Sachse; schnell zu schlagen,
Ist sein Sinn, um heimzukehren
Und daheim den Hirsch zu jagen.

Länger lag er nie zu Felde,
Als er nicht den Pfühl entbehrte,
Als im Sack der Haferkuchen
Und der Trunk im Lägel währte. (W:D, 154-155)

Die Sachsen sind keine Nordmänner; ihnen würde in einem Krieg um die geografische *Heimat* die nötige Ausdauer fehlen. Sie könnten sich die Freiheit nicht erstreiten. Auch Elmar, heimgekehrt aus Friesland, ist des Kämpfens müde. Weitere kriegerische Auseinandersetzungen hält er für nicht zielführend. Zuviel Blut ist in den Kriegen der Vergangenheit geflossen. Ein Krieg lohnt nie. Er vernichtet Kulturlandschaft, bringt Hunger und fordert unzählige Menschenleben. Die kluge Entscheidung, den Frieden zu bevorzugen, verlangt viel Mut von nordmännisch erzogener Falkenbrut, die in der frühmittelalterlichen Welt fast ausschließlich den Kriegszustand erfahren hat, kommt aber der westfälischen Mentalität entgegen. Für den edlen Falk stellt der Friede seit seiner Rückkehr auf

³¹⁹ In heutiger Zeit besteht die Tendenz, „das Ende des Mittelalters [zu markieren] ... durch den Untergang des oströmisch-byzantinischen Reiches (1453), durch die Entdeckung Amerikas (1492), durch Luthers Thesen (1517) oder gar erst durch die Französische Revolution (1789)“. Hilbert Weddige: Einführung in die germanistische Mediävistik, 12.

³²⁰ Ihm ist die „geschlossene abtheilung von kriegern“ zerbrochen. (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat) Stichwort *Volk* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Bd. 26, 454.

Hier zeigt sich in den Versen auch die vom Dichter eingeflochtene politische Allegorie: Auch *Napoleon* konnte nur derartig unterstützt – also durch selbige Mentalität in der Bevölkerung – an die politische Spitze gelangen.

den Habichtshof einen höheren Wert dar als der Krieg. Gelassen verabschiedet er sich vom Schmied. Die Abgeklärtheit seiner besonnenen Stimmung³²¹ schafft Distanz zum Verlust der *Heimat*, lässt Elmar das Leid des Abschieds leichter ertragen. Durch den Urteilsspruch freigestellt von aller materiellen Last kann Elmar sich auf den Verbannungsritt und in eine neue Welt begeben.

Fulk, das eine ist gewesen,
Und das andre seh' ich kommen.

Laß mich gehen! – Von Hof und Heimat
Blieb mir heut am Scheidetage
Nichts – als eine Handvoll Erde,
Die ich auf dem Herzen trage.

Fulk, nun tu, was ich gebeten! (W:D, 156)

Der Schmied hämmert die Hufeisen auf und erweitert trotzig seinen Segenzauber. Mit Hilfe der guten Magie des Zaubers soll die Stute ihren Reiter auf einen glücklichen Weg führen, der eine Heimkehr einschließt und Elmar zurückbringt.

Frommes Rößlein, kluges Rößlein,
Eisen vier will ich dir legen,
Feste Eisen, gute Eisen:
Das ist Donars Hammersegen!

Geh zu Holz und geh zu Hause
Immer geh auf geraden Wegen;
Weit, was unhold ist, entweiche:
Das ist Donars Hammersegen!

Ward dir Weh und ward dir Wunde,
Blut zu Blute soll sich regen,
Bein zu Beine soll sich fügen:
Das ist Donars Hammersegen!

Trag den Reiter, treues Rößlein,
Allem Glücke gern entgegen,
Trag ihn hin und trag ihn wieder:
Das ist Donars Hammersegen! (W:D, 157)³²²

³²¹ „August Wilhelm Schlegel fixiert den »Geist des epischen Gedichts« als »klare Besonnenheit« und »ruhige Darstellung des Fortschreitenden«, die »mit Gleichmuth« ein Geschehen »als schon vergangen in einer gewissen Ferne von unserm Gemüth« präsentiert“. Rüdiger Zymner: Handbuch Gattungstheorie, 172.

³²² *Speyer* verweist ausdrücklich auf die Ähnlichkeit mit dem zweiten Merseburger Zauberspruch. Die *Merseburger Sprüche* „sind nicht reiner Befehl; sie sind zunächst Bericht. Etwas geschah einmal und führte zum Ziel, zu einer Heilung, einem Schutz, einer Dämonenvertreibung. Das gleiche Ziel will die magische Handlung erreichen, bei der dieser Spruch verwendet wird. Die Wirkungskraft, die sich erwiesen hat, soll wieder aktiviert werden; sie wird in den Kranken geleitet. Der zweite Teil ist imperativisch, unmittelbar zwanghaftes Wort, damals gesprochen, immer wieder wirksam. Die Brücke zwischen beiden Teilen wird sprachlich nicht geschlagen, sie liegt unmittelbar im Sinnbezug. ... Inhaltlich ist der zweite Merseburger Spruch der einzige heidnische Zeuge eines Typus, in dessen weitverbreiteten Varianten sonst der Reiter und der Heiler Figuren des christlichen Himmels sind. ... Den zweistöckigen Spruch finden wir auf germanischem Boden nur dort, wo christlich-antiker Einfluß sonst voll am Werk ist, bei Deutschen und Angelsachsen. Der Norden überliefert uns keine vorchristlichen Sprüche, sondern nur Anweisungen zu Zauberspruchgebrauch; erst der christliche Norden zeichnet Sprüche auf.“ Helmut de Boor: Die deutsche Literatur. Von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung 770-1170, 96-98.

Erneut beweist *Weber* eindrucksvoll seine genauen Kenntnisse bezüglich mittelhochdeutscher Literatur. Es ist nicht übertrieben, zu formulieren, dass *Weber* sich diese als Vorlage für seine Dichtung gewählt hat und sie ihm in seinem Schreiben *literarische Heimat* ist.

Auch heutige Kenntnisse über Balder beziehen sich „im wesentlichen auf den zweiten »Merseburger Zauberspruch« ... Dem Zauberspruche, der beim Stillen des Blutes und Verbinden der Wunde seine Wirkung ausüben soll, geht eine kurze

Herzlich verabschiedet Elmar sich von dem weinenden Diethelm, der ihn zur Schmiede begleitet hat. Sein alter Diener erhält – gemäß der germanischen Sitten – von seinem Herrn den Auftrag, während seiner Abwesenheit auf dem Habichtshof zu bleiben und ein wachsames Auge nicht nur auf den Hof, sondern auch auf den umtriebigen Gero zu werfen: „Bleib und tu, was recht, und hoffe,/Wie ich hoffe heimzukehren.“ (W:D, 158)

Hildegundes Dienerin Imma überreicht er Schwert und Ring. Der Ring ist das sichtbare Bindeglied zwischen Elmar und Hildegunde. Er ist das Geständnis seiner Liebe zu Hildegunde und das Versprechen der Rückkehr. Elmar hofft dabei auf göttliche Unterstützung:

Nimm das Schwert, den Ring hier, Imma;
Sag, der Ring sei zum Gedenken,
Sag, das Schwert sei zum Bewahren,
Will ein Gott mir Heimkehr schenken! (W:D, 159)

Vor Kummer weinend steht die treue Hildegunde leichenblass in grauer Landschaft zwischen Farn und Brombeerranken. Die trübe Stimmung spiegelt sich im Bild einer farblos gewordenen Natur. Treue gehört als charakteristisches Merkmal zur Rolle der christlichen Frau. Aus weiter Ferne schaut sie zur Schmiede am Erlenhagen und verabschiedet Elmar mit tränenreichem Blick. Ihr steht ein trister Alltag bevor. Bis zu dem Moment, in welchem Elmar wiederkehren wird, wird sie aufgrund des Verlustes emotional leiden.

Einsam, waldwärts: Busch und Bäume
Sah sie hinter ihm sich schließen;
Stumm, den Finger an der Lippe,
Winkte sie ein letztes Grüßen. (W:D, 160)

Für eine Heimkehr muss Elmar sich bewähren. Unterstützend singt Hildegunde für ihn ein frommes christliches Lied, das die Rückkehr miteinbezieht und ihn auf die Reise begleitet. Sie erfleht für ihn Hilfe im Himmel. *Weber* geht es um die poetische Vergegenwärtigung einer fiktiven Heilsgeschichte. Elmars Liebe zu Hildegunde ist ein Bestandteil des Heilsgeschehens. Wie *Dantes* Beatrice ermöglicht Hildegunde ihm den Weg zum christlichen Heil, gibt den nötigen Anstoß³²³. Die Liebe ist die treibende Kraft in *Dreizehnlinden*, so wie sie es auch in *Lessings Nathan der Weise* ist. Die Liebe leitet den Hauptprotagonisten durch die Handlung. Das Vertrauen von Falk in Hildegunde ist berechtigt. Durch ihre Verlässlichkeit sind weitere Gründe für Vertrauen entstanden, neue Spielräume haben sich für ihn eröffnet. Selbstsicherheit zeichnet den edlen Falk seit seiner Jugendzeit aus. Hildegundes Zuneigung lässt Elmar die selbstsichere Haltung bewahren – trotz der schweren Demütigung auf dem Thing. Ihre Liebe zeichnet sich aus durch Einfachheit und Beständigkeit, den Liebesvorstellungen der mittelalterlichen Welt. In Elmar kann durch Hildas treue Liebe eine neue Dimension von Selbstbewusstsein – im christlichen Bewusstsein – entstehen. Die Hoffnung auf ein gutes Ende ist gegeben.

mythische Erzählung voraus ... Der erste Teil versetzt uns .. auf mythischen Boden, der zweite enthält den eigentlichen Zauber, das Ganze dient zur praktischen Nutzenanwendung.“ Paul Herrmann: Deutsche Mythologie. Neu herausgegeben von Thomas Jung, 262.

Der Aufbau des magischen Lieds wird von *Weber* in seinen Versen nachgestaltet; Mythologisches wird auch hier zum ästhetischen Prinzip der Dichtung.

³²³ Wobei der Vergleich mit Beatrice ein oberflächlicher bleiben muss, da Elmars Liebe letztendlich auch Erfüllung finden wird, denn die Begegnung zwischen den beiden Liebenden ist von *Weber* so konzipiert, dass sie in der christlichen Ehe münden kann.

4.2 Im Spottwald – Dichterische Freiheit

Dass für Elmar als Vogelfreien gesellschaftliche Normen keine Gültigkeit mehr haben, zeigt sich in *Vogelfrei*. Im Spottwald setzt *Weber* mit den fantastischen Elementen der erzählten Welt textinterne Fiktionalitätssignale frei.³²⁴ Schreibstil und Inhalt korrespondieren. Elmar ist enttäuscht und erzürnt über die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit. Sein Schmerz über die Veränderung zeigt sich im Epos auch in der Gattung. Der Dichter greift auf die *satura* und auf ein frühromantisches Konzept literarischer Kritik zurück, welches ihm die Gestaltung seines Spottwaldes erst ermöglicht. In dem fantastischen Wald, in dem Tiere und Pflanzen sprechen, stellt *Weber* in bissigem und humoristischem Schreibstil die lokale *Heimat* in den Spannungsbogen mit der überregionalen. Da die Menschenwelt Elmar verstoßen hat, begegnet er im Wald auch der Tier- und Pflanzenwelt in veränderter Weise. Im Spottwald ist Elmar einer gefährvollen Situation ausgesetzt, denn der fantastische Wald ist ein Raum ohne Grenzen. Es besteht die Gefahr, sich in einer Welt der Fantasien und Ängste zu verlieren. Gedanken können in unendliche innere Weiten vordringen, die Zeitachse durchbrechen, neue intellektuelle Räume gewinnen. Der Mensch bedarf aber in seiner irdischen Existenz der Begrenzung durch Raum und Zeit, die ihn auf seine Endlichkeit verweist. Im Spottwald wird die Dimension des unheimlichen Heimatverlustes, den Elmar erlitten hat, für die Leserschaft erfahrbar.

Die Tiere und die Pflanzen des Waldes nehmen Anteil an Elmars Ritt, begleiten ihn ein Stück des Weges. Tiere und Bäume, wie der Mensch von Gott erschaffen, beobachten Elmars Weg zum Heil. Mit großem Gottvertrauen ist der scheidende Mann aufs Pferd gestiegen. Im Lied erfolgt nun ein Umschwung. Die trübe Stimmung der schmerzlichen Trennung wechselt im Wald in eine heitere. In den munteren Stimmen der Natur erfolgt im Lied das ästhetische Miterleben des Heiteren. Hier wechseln sich besonders deutlich Komik und Tragik – die grüne und die rote Linie – in *Dreizehnlinden* ab. *Webers* Lied, das Leid und Freude vereint, ist tragisch und komisch zugleich. Mit *Dreizehnlinden* ist es *Weber* gelungen, eine Tragikomödie³²⁵ zu schreiben, für die er als formgebenden Rahmen das historische Epos gewählt hat. Auch *Hegel* „trennt Tragödie und Komödie nicht kategorial“, steht diesem Sachverhalt aber – im Gegensatz zu *Lessing* – neutral gegenüber, in seiner „Bestimmung des Dramas ... lässt [er] sie als mögliche Spielarten nebeneinander stehen, ohne eine Hierarchisierung vorzunehmen.“³²⁶

Tiere und Pflanzen liefern im fiktiven Spottwald die narrative Erklärung. Besonders hervorzuheben ist, dass *Weber* die Waldbewohner/innen mit der Erklärung von Ursache und Wirkung betraut. Aufgeregt tauschen die sprechenden Tiere und Pflanzen des Waldes ihre Neuigkeiten über die Menschenwelt aus. Sie erstatten als freie Beobachter Bericht über die Gedanken, Gefühle und Wünsche des Hauptprotagonisten und bringen zum Teil auch ihr Mitleiden am Schicksal des Nordmanns zum Ausdruck. Sie erörtern seine Wesenszüge und tragen ihre Kritik am Geschehenen – ohne empirische Rechtfertigungsmöglichkeit – vor. Mit Wortwitz beginnt lachend das Rotkehlchen; es ist ein freiheitsliebender Schreiher mit roter Kehle, dem Protagonisten Elmar seelenverwandt.

Hähnchen mit der roten Kehle
Lachte hell, der muntre Schreier:
„Husch! Ich bin ein freier Vogel,
Und er ist ein Vogelfreier!“

Drauf die Fichte: „Bleich und schwankend
Hielt er sich mit Not im Bügel,
Und der Königsbote sah ihm
Lachend nach vom Heidehügel.“

³²⁴ Vgl. dazu Matías Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, 10.

³²⁵ „Das Wort Tragikomödie .. ist sehr alt; Plautus braucht es, seinen Amphitruo damit zu bezeichnen, weil das Abenteuer des Sosias zwar komisch, Amphitruo selbst aber in allem Ernste betrübt ist.“ *Lessing* hält nicht sehr viel von diesem „Mischspiel“. „Es ist wahr, das Komische mit dem Tragischen vermischt, Seneca mit dem Terenz zusammengeschmolzen, gibt kein geringeres Ungeheuer, als der Minotaurus der Pasiphae war.“ Gotthold Ephraim Lessing: Hamburgische Dramaturgie. Kritisch durchgesehene Gesamtausgabe mit Einleitung und Kommentar von Otto Mann, 220.

³²⁶ Peter W. Marx (Hrsg.): Handbuch Drama. Theorie, Analyse, Geschichte, 2.

Sprach die Eiche: „Festgewurzelt
Glaubt er sich wie meinesgleichen;
List ist stärker als die Stärke,
Denn der Stärkste muß ihr weichen.“

Seufzend sprach der Dachs: „Das Schwerste
Muß der frömmste Mann befahren:
Armer Falk, vor Unbill konnte
Freier Mut dich nicht bewahren!“ (W:D, 163)³²⁷

Nicht bei allen Waldbewohner/innen ist Bewunderung oder Mitleid mit dem menschlichen Geschöpf vorhanden, denn einige von ihnen kennen Elmar als todbringenden Jäger. Bär und Wolf, die gefährlichsten Geschöpfe des Waldes, drohen ihm unverhohlen. Elmars erste Handlung, zurückgekehrt aus Friesland, war die Tötung eines Bären. Wikbert, der braune Bär, hat aus ihrer Sicht ungerechtfertigt, allein aus Gründen menschlichem Imponiergehaves, sterben müssen. Nicht nur Gero ist ein böser Spötter. Die Tiere und Pflanzen ähneln in ihren Charakteren den Menschen. Der Rabe vermutet, dass Elmar in den nördlichen Teil Dänemarks ziehen wird, was er vielleicht vorhatte, als er Fulko sagte, dass er weit zu reisen habe. Der Specht, der „geheime Runen ... zwischen Holz und Rinde“ gelesen hat, ahnt bereits, „daß er bald den Heimweg finde[n]“ wird. (W:D, 165)

Im Wald wird Elmars Ritt in die Verbannung als „Flucht“ (ebd.) gewertet. Das Land selbst soll die Flucht verhindern, denn er ist seinem Lande, dem „Geburtsland“, eigen – dem „*land, worin ... [sein] vater lebte, als welches landes angehöriger ... [er sich] betrachte[t]*“³²⁸. Das Bekenntnis sprach er selbst: „Meinem Lande ... bin ich eigen.“ (W:D, 44)³²⁹ Die Natur, der nichts entgeht und die nichts vergisst, verlangt von ihm, dass er Wort hält.

Im Wald herrscht aufgeregte Stimmung. Die Diskussion gleicht einem Tribunal. Auch im Spottwald muss Elmar sich für sein Handeln verantworten. Was geschehen ist, ist nicht unverständlich. Die Waldwelt analysiert es präzise und aus verschiedenen Blickwinkeln. Im wilden Hin und Her der laufenden Verhandlung ergreift der weltweise Uhu das Wort mit einem Sinn für das Negative, ist „Symbol der Verneinung“³³⁰. Der Uhu informiert seine Mitbewohner philosophisch-stoisch über die Verhältnisse im Menschenreich, mischt aber Ironie³³¹ in die belehrenden Verse.³³² Es wäre besser für Elmar gewesen, zu „denken, was die Starken denken“ (W:D, 166). Trotzdem habe er eine eigene Meinung haben wollen, wollte nicht den Weg gehen, der sich ohne Hindernisse läuft. Auf Recht hätte er auf dem Thing nicht hoffen dürfen, da die Gewaltandrohung eines Mächtigen schwankende Köpfe beuge. Die Freiheit, die Elmar im Sinn habe, sei nur eine Illusion, eine „schöne Stimmung“, letztendlich müsse er sich „fremdem Willen ... fügen“ (ebd.). „Dienst für andere“ (ebd.) lohne sich selten, denn für die

³²⁷ „Viele der bei Weber angeführten Vergleiche sind, wie in der altgermanischen Poesie, kurze Allegorien, der sinnliche Einzelfall, in die Tierwelt übertragen, für den wir heute ein abstraktes Sprichwort setzen.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 226.

³²⁸ Stichwort *Vaterland* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Bd. 25, Sp. 28. (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat).

³²⁹ Dieses Geständnis Elmars könnte auch aus stoischem Pflichtbewusstsein heraus entstanden sein. Der christliche Gewissenbegriff, den *Weber* für Diethelm als Bedeutung gewählt hat, geht auf *Augustinus* zurück.

³³⁰ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 224.

³³¹ Es ist die Ironie Karl Wilhelm Friedrich *Solgers*, die *Hegel* mit dem Begriff der „unendliche[n] absolute[n] Negativität“ benennt. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik. Erster und zweiter Teil. Mit einer Einführung herausgegeben von Rüdiger Bubner, 124.

Sören *Kierkegaard* merkt an, dass es sich bei dieser Negativität um ein „spekulatives Moment“ handele und ergänzt vorab bereits, dass „Solger .. des Negativen metaphysischer Ritter [sei]. ... Seine Ironie ist komtemplative Ironie, er sieht die Nichtigkeit von allem. Die Ironie ist ein Organ, ein Sinn für das Negative.“ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 328 u. 313.

³³² „In den umfangreichen Tierszenen in Dreizehnlinden [lässt sich] ein allgemeiner Einfluß der [mittelalterlichen] Tierdichtung nicht verkennen. Die Bekanntschaft mit allen Zweigen der alten Dichtung darf bei Webers ausgebreiteten germanistischen Studien ohne weiteres angenommen werden; auf den Reinecke als Lieblingsbuch Webers weist Schwerin ... besonders hin ... [aber] nur im Grundcharakter [stimmt *Weber* mit mittelalterlichen Tierepen] überein ... Das scharfe lebensvolle Individualisieren der Tiere geht bei Weber ... auf eigenes, liebevolles Beobachten zurück. Die Benutzung der Tiere als Einkleidung für die Satire ist auch der Grundzug der Tierepen; die besondere Form aber, die *Weber* wählt, hat er aus der Romantik übernommen.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 105-106.

Menschen gelte: „Beste Lust ist Lust am Schaden“ (W:D, 167). Elmar hätte keine bessere Behandlung im Reich der Menschen zu erwarten gehabt, denn er selbst sei wie Gero mit Leidenschaft den Weg des Hasses gegangen. Die Menschen bestrafen sich mit Lust selbst. In der Wirklichkeit des Uhus hat der Mensch eine humoristische – und böse – Rolle inne. Warum sollte er von den Waldbewohner/innen bejammert und bemitleidet werden?

Im Spottwald wird Elmar eindeutig auch zur komischen Figur. Die tragische Schuld, die er auf sich geladen hat, ist in gleichem Maße auch seine komische Schuld: Im Rausch der Leidenschaft, ausgelöst durch seine Liebe zu Hildegunde, hat er auf dem Erntefest, die Macht seines Gegenspielers Gero unterschätzt. Im Eichenhain hat er die Macht des neidischen Franken erneut falsch eingeschätzt. Er musste ihm unterliegen. Falk hat die Komik in seiner Lebenssituation, die die veränderten Machtverhältnisse im Land ausgelöst haben, nicht wahrgenommen. Er erkennt vornehmlich die Ungerechtigkeit, die die veränderte Lage für ihn mit sich bringt.³³³

Ein Betrachter, der aus persönlicher Unwissenheit oder wegen historischer oder kultureller Distanz die Norm, von der abgewichen wird, nicht kennt, kann die Inkongruenz und damit die potenzielle Komik eines Phänomens nicht feststellen.³³⁴

„Humor hat es mit Sein und Nichtsein zu tun, und sein eigentliches Wesen ist Reflexion.“³³⁵ Er „ist eine Mischung von Heiterkeit und Ernst, die zum Lächeln ... reizt ... [, aber den] hinter dem Scherz versteckte[n] Ernst“³³⁶ nicht vergisst. Mit den tadelnden Worten des Uhus verblasst die heitere Stimmung und die strafende Form des Humors dominiert die Verse. Der philosophische Uhu ist Meister eines dunklen Humors. Schadenfroh kommentiert er die menschliche Auseinandersetzung zwischen Elmar und Gero in ironischer Art und Weise.

Tröstlich war's zu sehn, wie beide
Sich zerhackten, tolle Hähne,
Rot vom Zorn und blaß vom Neide.

Neid, du bist ein holder Knabe,
Zorn, du bist ein süßer Junge;
Neid, du hast so fromme Augen,
Zorn, du hast so sanfte Zunge! (W:D, 167)

Webers stilistischer Einsatz der Ironie zielt nicht auf Zynik oder reine Bloßstellung. Sie ist bei ihm, „wie in den dichterischen Werken der Romantiker, ein Mittel, das Geschehenes und Erfahrenes in Perspektive setzt“³³⁷. Die Ironie schafft Distanz zum Gegenstand, der betrachtet wird. Sie verweist auf Elmars Entrücktheit von der Welt. „Mit ihrer Perspektive relativieren sich enge ... Verhältnisse ... über die der Ernst des Gegebenen herrscht; zugleich lassen sie das Verborgene ... , Halbverdeckte aufscheinen.“³³⁸ Wir können uns in der Ironie aber auch der Idee entgegengesetzt fühlen.³³⁹

³³³ Vgl. mit B.3.3 dieser Arbeit.

³³⁴ Rüdiger Zymner (Hrsg.): Handbuch Gattungstheorie, 321.

³³⁵ Athenäums-Fragmente. Mit Beiträgen von August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schleiermacher und Novalis, 20-91. In: Friedrich Schlegel: Athenäums-Fragmente und andere Schriften. Vollständiger, durchgesehener Neusatz mit einer Biographie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger, Fragment 305, 64.

³³⁶ Stichwort *Humor* in: Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Bd. 1, 641.

³³⁷ Stichwort *Ironie* in: Stephan Günzel (Hrsg.): Lexikon der Raumphilosophie, 191.

„Revolutionäre waren .. alle [literarischen Romantiker] im Kampfe gegen alles, was die Kräfte des Gemütes und der Phantasie oder das Reich des Unbewußten irgendwie einzuengen drohte, nur brauchte ein jeder die eigene, ihm gemäße Waffe: die Schlegel den feingeschliffenen Dolch des Witzes und der Ironie, Tieck die ausgelassene Laune seiner Märchenkomödien, Novalis die tiefsinnigen Allegorien seines Offerdingen; an Tieck schließt sich Brentano in seiner ersten Zeit und später Eichendorff in seinen Satiren an; ... Polemik, Satire, Ironie, die negative Seite romantischen Empfindens bleibt auch der Nachblüte, und mit Vorliebe werden im besonderen Tiecks Darstellungsmittel gewählt, die Tiereinkleidung.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 391-392.

³³⁸ Stichwort *Ironie* in: Stephan Günzel (Hrsg.): Lexikon der Raumphilosophie, 191.

³³⁹ Vgl. K(arl) W(ilhelm) F(riedrich) Solger's Vorlesungen über Aesthetik. Herausgegeben von K. W. L. Hense, 242.

[Friedrich *Schlegel* sah in der Ironie der Romantik] das klare Bewußtsein der ewigen Agilität des unendlich vollen Chaos ... [Er] nannte es den Anfang aller Poesie, «den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und nur wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen». Er selbst machte mit seiner «Lucinde» einen solchen Versuch. Man vergleiche dies mit Schillers Forderung an die Dichtung, den «ganzen Menschen» herzustellen. Der ganze Mensch der Klassik ist aber nicht der chaotische, sondern der harmonische.³⁴⁰

„Als geschichtliche Bemerkung wäre beizufügen, daß vornehmlich *Solger* und *Ludwig Tieck* die Ironie als höchstes Prinzip der Kunst aufgenommen haben.“³⁴¹ Bei Sören *Kierkegaard* ist die Ironie dadurch gekennzeichnet,

daß die Erscheinung nicht das Wesen, sondern das Gegenteil des Wesens ist. Wenn ich rede, ist der Gedanke, der gemeinte Sinn das Wesen, und das Wort die Erscheinung. ... die ironische Redefigur hebt sich selber auf, sie gleicht einem Rätsel, für das man im Augenblick des Hörens die Auflösung hat.³⁴²

Das Satirische deckt Disharmonien auf, lässt den Halt in der Welt verlieren, zeigt an, dass eine neue Verortung in der Welt notwendig wird. In satirischen Versen verspottet der Uhu das dumme Menschengehabe, macht auch vor der eigenen Tier- und Pflanzensippe nicht halt. Als ältester und klügster Vogel spricht er für die Waldbewohner/innen das bewertende Schlusswort über Elmar und die Menschen auf dem grünen Tribunal; er hält Gericht. Seine Kritik ist eitel und sie verweist auf Eitles. Sie gibt die Menschenwelt in grausiger Komik der Lächerlichkeit preis, verweist analysierend auf den Zeitgeist und teilt lachend literarische Wahrheit mit – ist auch eine Mahnung für die menschliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts.

Spreizt ihr euch mit Menschenwitzen?
Stolzer seid ihr, nicht gescheiter!
... Euer Witz ist dumm und blöde,
Ganz verträumt und ganz verstübelt;
Ich, Minervas kluger Vogel,
Bin das Tier, das sinnt und grübelt.
... Bin das klügste von den Tieren,
Die da denken und begehren,
Weil sie hungern, dursten, frieren.

Was wir tun, das ist das Wahre,
Und ihr sollt uns nicht bezichten;
Will's mit der Moral nicht stimmen,
Müßt ihr die Moral berichten.

Eure Tugend? O ihr Schelme!
Einer ist des andern Büttel,
Ob ihr euch in Scharlach brüstet,
Ob ihr lauft im Leinwandkittel.
... Morgen macht ihr euch, ihr Frommen,
Selbst das Recht zum atmen streitig.

Eu'r humaner Liebesdusel
Ist gekünstelte Erregung,
Doch natürlich ist der Hunger
Und des Leibs bewußte Pflege. (W:D, 167-168)

³⁴⁰ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 70.

³⁴¹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik. Erster und Zweiter Teil. Mit einer Einführung herausgegeben von Rüdiger Bubner, 124.

³⁴² Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 251-252.

In *Vogelfrei* schafft *Weber* mit der Ansprache des Uhus eine Zwischenstation nach dem tragischen Höhepunkt des Lieds. Elmar ist kein Taugenichts³⁴³, der durch eine sprechende Waldlandschaft reitet. Der Wald wird zur moralischen Instanz, die sich in schonungslosem Realismus ihr Urteil über den Heimatverstoßenen bildet. Die Verse des Spottwaldes dienen zur Reflexion der Leserschaft, vielleicht auch zur Selbstreflexion. Die evaluativen Bemerkungen erklären der Leserschaft den Sinn der Ereignisse in der Geschichte; in der Rückschau wird dem Geschehenen sein Sinn zugeschrieben. Die Leserschaft soll mittels der tierischen Kommentare und der sprechenden Pflanzen im Wald zu eigenständigem Denken angeregt werden. Die Ursachen müssen transparent sein. Durch die Rückblende schafft *Weber* Identifikationsmöglichkeiten, setzt Unmittelbarkeitseffekte durch die Änderung in seiner Erzählhaltung frei.³⁴⁴ Hatte *Webers* Leserschaft zuvor noch schmerzlich die Tragik miterleben können, so empfindet sie im Spottwald deutlich den Umschwung, der Elmar in den Kommentaren der Tier- und Pflanzenwelt als komische Figur erscheinen lässt. Ob ein Verlust als tragisch zu bewerten ist, kann nur innerhalb eines Wertesystems beantwortet werden. Deutlich wird hier, dass immer auch im Referenzrahmen der *geistigen Heimat* entschieden wird, ob ein Fehler als tragischer oder als komischer gewertet wird. Es handelt sich hierbei also auch um eine anthropologische Fragestellung. In der Auseinandersetzung mit dem tragischen Helden Elmar wird darüber hinaus aber auch auf die metaphysische Dimension in *Dreizehnlinden* hingewiesen. Es stellt sich die Frage, „inwiefern die Negation, welche die Wirklichkeit vernichtet, in einer höheren Wirklichkeit zur Ruhe kommt.“³⁴⁵

Wir werden durch den Untergang des Besten erhoben, aber diese Erhebung ist von recht negativer Art; es ist die **Erhebung der Ironie**, welche sich hier in Gemäßheit zu dem göttlichen Neide bildet, aber doch nicht allein auf das Große und Hervorragende neidisch ist, sondern ebenso auf das Geringe und Unbedeutende, überhaupt neidisch ist auf die Endlichkeit. Wenn das Große in der Welt untergeht, so ist dies das Tragische, aber die Poesie versöhnt uns mit diesem Tragischen, indem sie uns zeigt, daß das Wahre siegt. Darin liegt das Erhebende und das Erbauende. Nicht dadurch werden wir also erhoben, daß das Große untergeht, sondern wir werden mit dessen Untergang dadurch versöhnt, daß das Wahre siegt, und durch dessen Sieg werden wir erhoben.

Wenn ich dagegen nun in der Tragödie nichts als den Untergang des Helden gewahre und dadurch erhoben werde, wenn ich mir in der Tragödie lediglich der Nichtigkeit der menschlichen Dinge bewußt werde, wenn die Tragödie mich auf gleiche Art erfreut wie die Komödie, nämlich gerade dadurch, daß sie mir die Nichtigkeit des Großen zeigt gleichwie die Komödie die Nichtigkeit des Geringen, so ist **doch die höhere Wirklichkeit** nicht zum Vorschein gekommen.³⁴⁶

³⁴³ *Eichendorff* trägt seine Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts* „schwebend zwischen Märchen und realistischer Erzählung“ vor. Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 235. *Weber* wird diesen romantischen Schreibstil für seinen *Goliath* aufgreifen. Vgl. dazu C 1.1.2 dieser Arbeit.

³⁴⁴ Vgl. Matías Matínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, 234.

³⁴⁵ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 327.

³⁴⁶ Ebd.

Hegel kommentiert die zugrundeliegenden Gedanken, die von *Solger* stammen, in einer Fußnote in seinen *Grundlinien der Philosophie des Rechts* wie folgt: „Ganz klar aber kann ich das nicht finden, noch mit den Begriffen übereinstimmen, welche derselbe [*Solger*] noch in seiner letzten, gehaltvollen Arbeit, einer ausführlichen *Kritik* über die *Vorlesungen* des Herrn *August Wilhelm v. Schlegel über dramatische Kunst und Literatur* (Wiener Jahrb. Bd. VII, S. 90 ff.) entwickelt. »Die wahre Ironie«, sagt *Solger* daselbst S. 92, »geht von dem Gesichtspunkt aus, daß der Mensch, solange er in dieser gegenwärtigen Welt lebt, seine Bestimmung auch im höchsten Sinne des Worts nur in dieser Welt erfüllen kann. Alles, womit wir über *endliche Zwecke hinausgehen* glauben, ist *eitle* und *leere* Einbildung. – Auch das Höchste ist für unser Handeln nur *in begrenzter endlicher Gestaltung da*.« Dies ist, richtig verstanden, platonisch und sehr wahr gegen das daselbst vorher erwähnte leere Streben in das (*abstrakte*) Unendliche gesagt. Daß aber das Höchste in begrenzter *endlicher Gestaltung* ist, wie das Sittliche, – und das Sittliche ist wesentlich als Wirklichkeit und Handlung, – dies ist sehr verschieden davon, das es ein *endlicher Zweck* sei; die Gestaltung, die Form des Endlichen, benimmt dem Inhalt, dem Sittlichen nichts von seiner Substantialität und der Unendlichkeit, die es in sich selbst hat. Es heißt weiter: »Und eben deswegen ist *es* (das Höchste) *an uns so nichtig* als das Geringste und *geht notwendig mit uns und unserm nichtigen Sinne unter*, denn die Wahrheit ist es nur da in Gott, und in diesem Untergange verklärt es sich als ein Göttliches, an welchem wir nicht teilhaben würden, wenn es nicht eine unmittelbare Gegenwart dieses Göttlichen gäbe, die sich eben im Verschwinden unserer Wirklichkeit offenbart; die Stimmung aber, welcher dieses unmittelbar in den menschlichen Begebenheiten selbst einleuchtet, ist die tragische Ironie.« Auf den willkürlichen Namen Ironie käme es nicht an; aber darin liegt etwas Unklares, daß es *das Höchste* sei, was mit unserer Nichtigkeit *untergehe*, und daß erst im Verschwinden unserer Wirklichkeit das Göttliche sich offenbare ... Daß der tragische Untergang höchst sittlicher Gestalten nur insofern interessieren ... , erheben und mit sich selbst versöhnen kann, als

Letzteres meidet der Dichter in Elmars Geschichte, lässt den kritischen Uhu aber im Spottwald in dieser Weise agieren. *Weber* ermöglicht seiner Leserschaft in *Vogelfrei* gezielt die gleichzeitige Erfahrung von Komik und Schock. Das innere Miterleben ist hier als „ein Faktor des Ästhetischen“³⁴⁷ zu werten und *Webers* Darstellung des Satirischen darf als allgemeines ästhetisches Verfahren³⁴⁸ betrachtet werden. *Webers satira* kann also als „kunstvolle Verunglimpfung auf moralisierende oder ästhetische Art“³⁴⁹ verstanden werden. Vielleicht war es für den Dichter *Weber* in seiner Zeit genauso schwierig wie einst für *Iuvenal*, keine Satire zu schreiben. Zu beachten ist, dass es sich bei der Satire *Iuvenals* um eine „literarische Gattung“ handelt und ihr Ziel Kunst ist, „in welchem Licht sie auch das Leben ihrer Zeit widerspiegeln oder welche moralischen Lehren sie auch einschärfen mag.“³⁵⁰

Die großen Satirendichter lassen zwar Moralität und Literatur eng miteinander verschmelzen, zu Satirikern per se lässt sie jedoch nicht ihr erfolgreiches Predigen werden, sondern ihre Meisterschaft darin, was man oft argwöhnisch als eine unreine Form betrachtet, zwischen Leben und Literatur hin- und herzuspringen.³⁵¹

Aufgrund seiner Vorliebe für Texte mittelhochdeutscher Literatur war *Weber* schon früh vertraut mit „den ätzenden Romsprüchen Freidanks und dem Unmutston Walthers“.³⁵² Mit der tadelnden Rede des richtenden Uhus, die auch die gesellschaftlichen Schwächen des 19. Jahrhunderts als einen Missstand erkennen lässt, spricht *Weber* seine Leserschaft als Schöffen für ein zu fallendes Urteil über den Zeitgeist an. Im Spottwald springt *Weber* mit den Worten des Uhus kurzfristig in die zeitgenössische Welt seiner Leserschaft, dadurch wird ihr die Möglichkeit zur Identifikation erleichtert. Mit bissigen Bemerkungen verspottet der Uhu die Zeitlaster der Menschen, bleibt – vielleicht sogar bis in die heutige Zeit und im Sinne eines *tua res agitur* – gegenwartsbezogen.³⁵³ Die Eulenworte halten der selbstgefälligen Leserschaft den Spiegel vor, zeichnen ihre Dekadenz in greller Anschaulichkeit nach; alle christlich Gesinnten dürfen sich in ihren Beobachtungen bestätigt fühlen und die Entrüstung teilen. Moralische Normen müssen gesellschaftlicher Kritik ausgesetzt sein, damit ihre ethische Wirksamkeit nicht verlorengeht. Der beurteilende und verurteilende Uhu präsentiert sich allwissend in Bezug auf die Moralauffassung, verteidigt die Freiheit des Lachens – auch in der Religion – und nimmt sich die Freiheit des ironischen Wortes. Es ist aufschlussreich, die Fragen zu stellen, welche Freiheit die Kunst beinhaltet und welche Grenzziehungen bezüglich unserer Wirklichkeit mit humoristischer Kritik verbunden sind? Hinsichtlich der Ironie kann *Kierkegaard* die Antwort geben, die auch für die Lektüre des Spottwalds, in dessen Versen die Heimatlosigkeit zum Vorschein kommt, relevant ist:

solche Gestalten gegeneinander mit gleichberechtigten unterschiedenen sittlichen Mächten, welche durch Unglück in *Kollision* gekommen, auftreten und so nun durch diese ihre Entgegensetzung gegen ein Sittliches *Schuld* haben, woraus das Recht und das Unrecht beider, und damit die wahre sittliche Idee gereinigt und triumphierend über diese *Einseitigkeit*, somit versöhnt in uns hervorgeht, daß sonach nicht das *Höchste* in uns es ist, welches untergeht, und wir uns nicht *am Untergange des Besten*, sondern im Gegenteil am Triumph des Wahren *erheben*, – daß dies das wahrhafte rein sittliche Interesse der antiken Tragödie ist (in der romantischen erleidet diese Bestimmung noch eine weitere Modifikation), habe ich in der *Phänomenologie des Geistes* (S. 404 ff., vgl. 683 ff.) ausgeführt. Die sittliche Idee aber *ohne jedes Unglück* der *Kollision* und den Untergang der in diesem Unglück befangenen Individuen ist in der sittlichen Welt *wirklich* und *gegenwärtig*, und daß dies Höchste sich *nicht in seiner Wirklichkeit* als *ein Nichtiges* darstellt, dies ist es, was die reale sittliche Existenz, der Staat, bezweckt und bewirkt, und was in *ihm* das sittliche Selbstbewußtsein besitzt, anschaut und weiß, und das denkende Erkennen begreift.“ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. (= Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Berlin, 1821, 151-152) Mit Hegels eigenhändigen Randbemerkungen in einem Handexemplar der Rechtsphilosophie. Herausgegeben von Johannes Hoffmeister, 137-138.

³⁴⁷ Stichwort *Miterleben* (nach K. Groos) in: Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Bd. 2, 150.

³⁴⁸ Vgl. dazu Rüdiger Zymner (Hrsg.): Handbuch Gattungstheorie, 332.

³⁴⁹ J.P. Sullivan: Die antike Satire. Ins Deutsche übertragen von Mathias Löchner, 389-408. In: Propyläen Geschichte der Literatur. Literatur und Gesellschaft der westlichen Welt. Erster Band. Die Welt der Antike. 1200 v. Chr. bis 600 n. Chr., 389.

³⁵⁰ Ebd. 394.

³⁵¹ Ebd.

³⁵² Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 42.

„Die Satire Webers steht an Treffsicherheit den kritischen Dichtungen seiner erklärten Vorbilder [Freidanks Bescheidenheit (ma. Sammlung von Spruchweisheiten) und *Walthers*] kaum nach“, so eine Beurteilung *Freunds* über die „Rolle des Klausners“ bei *Weber*. Ebd.

³⁵³ Nur innerhalb der Weltliteratur findet sich Satire, die auch im Verlauf der Zeit aktuell bleibt, ihren Gegenwartsbezug beibehalten kann.

In der Ironie ist das Subjekt **negativ frei**; denn die Wirklichkeit, welche ihm Inhalt geben soll, ist nicht vorhanden, das Subjekt ist frei von der Gebundenheit, in welcher die gegebene Wirklichkeit das Subjekt hält, aber es ist negativ frei und als solches in der Schweben, weil nichts da ist, das es hielte.³⁵⁴

Kierkegaard gibt des Weiteren zu bedenken, dass die „Wirklichkeit der Ironie .. bloße Möglichkeit“ sei.³⁵⁵

Soll nämlich das handelnde Individuum imstande sein, seine Aufgabe zu lösen und die Wirklichkeit zu realisieren, so muß es sich in einem größeren Zusammenhang eingeordnet fühlen, muß es der Verantwortung Ernst fühlen, muß es Gefühl und Achtung haben für jede vernünftige Konsequenz. Dessen ist die Ironie ledig.³⁵⁶

Elmar bedarf als Mensch der Einbeziehung seiner Wirklichkeit in den metaphysischen Kontext. Mit Nachdruck verweist *Kierkegaard* in seiner Dissertationsschrift auf die vom Dichter „beherrscht[e]“ Ironie als „Zuchtmeister“.³⁵⁷ *Weber* macht sich diese Betrachtungsweise der Ironie zu eigen und nutzt sie gekonnt in *Dreizehnlinden*.

Wenn .. die Ironie .. beherrscht ist, so vollzieht sie eine Bewegung, welche die Umkehrung derjenigen ist, in welcher sie unbeherrscht ihr Leben bekundet. **Die Ironie setzt Schranken, verendlicht, begrenzt**, und gewährt damit **Wahrheit, Wirklichkeit, Inhalt**; sie **züchtigt** und **strafft** und gibt damit **Haltung** und **inneren Zusammenhalt**. ... wenn die Ironie beherrscht ist, so ist **ihre Funktion von äußerster Wichtigkeit**, auf daß das persönliche Leben Gesundheit und Wahrheit gewinne. Ironie als ein beherrschtes Moment zeigt sich in ihrer Wahrheit gerade dadurch ... daß die den gebührenden **Nachdruck auf die Wirklichkeit** legt.³⁵⁸

Weber ist in seiner Zeit als Dichter ein mutiger Grenzgänger, der die ästhetische Wirkung seiner Kunst stets genau einzuschätzen weiß und damit spielt. Gerne nutzt er Stilmittel und Motive, die auch die Romantik aufgegriffen hat, dennoch bleibt er eindeutig ein Dichter seiner Zeit. Mittels der Abstraktionsleistung des Humors spiegelt sich reales Leben in den komischen Aspekten des Liedes wie in einem modernen Reflektor. Der philosophierende Uhu warnt kühl vor romantischer Denkweise. Dieser Uhu ist kein gütiger Richter, seine Worte sind präzise und scharf – auch und gerade in ihrer verdeckten Ernsthaftigkeit. Die Verse des fantastischen Spottwalds verwandeln sich plötzlich in gesellschaftskritische Wahrheit, ohne dass gegen ihren Verfasser auch nur ein leiser Vorwurf erhoben werden könnte, denn es spricht sein Uhu. Der imaginäre Uhu unterlegt seine Sätze mit Wahrheitsanspruch, nicht der Dichter.

Vaterland? Mir gilt es wenig,
Wo ich jage, wo ich schmause:
Jagd, nur Jagd und gute Beute,
Und ein Uhu ist zu Hause.

Vaterland? Die dümmste Liebe
Ist, ein Vaterland zu lieben;
Dieser ward für seine Liebe
Aus dem Vaterland vertrieben.

Seines Unsterns muß ich lachen!
Ist die Welt um einen ärmer,
Wird sie reicher. Weg! Am meisten
Hass' ich träumerische Schwärmer! (W:D, 169)

³⁵⁴ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 267.

³⁵⁵ Ebd. 285.

³⁵⁶ Ebd.

³⁵⁷ Ebd. 331

³⁵⁸ Ebd. 331-333.

Dabei verteidigt der so Beschimpfte als Edler der frühmittelalterlichen Zeit im historischen Epos nur den Besitz, der Land miteinschließt, und seines Vaters Heim, den ererbten Habichtshof. Das Vaterland ist für Elmar sein „väterliches erbe ... die besitzung des vaters ... land, worin .. [sein] vater lebte“ und sein „faterheim“.³⁵⁹ *Heimat*³⁶⁰ ist im Mittelalter eng an die christliche Religion gebunden. Das Säckchen Heimaterde, das Elmar am Herzen trägt, hat er nicht aus Vaterlandsliebe mit auf die Reise genommen, sondern aus Heimweh. Es ist eine kleine Menge heimatlicher Erde, auf der er – und vielleicht auch Hildegunde – gegangen ist und ein Teil jener Erde, in der seine verstorbenen Eltern ruhen.³⁶¹ Mit Hilda ist er emotional zutiefst verbunden, sie ist für ihn *Heimat*. Emotionen binden Elmar an seine lokale und *geistige Heimat* und lassen ihn über den Verlust trauern. Für seinen Vater war die heimatliche Erde Trost in tiefstem Kummer. Da Elmar der Tod vom milden Bodo verwehrt worden ist, trägt er die heimatliche Erde auf seinem Verbannungsritt am Herzen; auch ihm spendet sie Trost. Die Vaterlandsliebe des 19. Jahrhunderts kennt Elmar als Figur eines Edlen kurz vor 800 nicht, sie ist in der feudalen Gesellschaft des Frühmittelalters nicht gegenwärtig. *Weber* entwirft in der Figur Elmars einen Friedensbringer und keinen Vaterlandsverteidiger.³⁶² Die Vernunft, Minervas Eule, vermutet verirrte Vaterlandsliebe in der Leserschaft, spricht sie daher auf zeitgenössischer Ebene an. Das Satirische bei *Weber* richtet sich gegen den vaterlandsliebenden Persönlichkeitstypus des 19. Jahrhunderts, der dabei nicht Maß halten kann. Auch die Romantik suchte das Vaterland sehnsüchtig in der Vergangenheit, es war für sie in der Geschichte auffindbar:

Es wurde für das politische Schicksal Deutschlands wie für die Dichtung entscheidend, daß die Romantik ein neues und ganz spezifisch romantisches Erlebnis dessen hatte, was Vaterland ist. Es war für Hölderlin noch der Raum, der Boden. Für die Romantik war es: die Geschichte.³⁶³

Literatur entsteht immer auch aus einem Gefühl, benötigt Emotionen, führt zu Emotionen. Gemütsbewegungen entstehen als seelische Vorgänge beim Lesen der Verse, wenn sie dem Inhalt der Verse entsprechen. Die Verse lösen Stimmungen, Gefühls- und Werteerlebnisse aus. Zur *Heimat* gehört ein Wohlsein, das sich nur aus einer Gefühlsregung heraus einstellen kann. Dichtung lässt *Heimat*³⁶⁴ im Rezipierenden entstehen. Dem Dichter *Weber* geht es vornehmlich um die *christliche geistige Heimat* des Menschen. Sie ist den Menschen in Westfalen seinem Heimatverständnis nach

³⁵⁹ Stichwort *Vaterland* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Bd. 25, Sp. 28. (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat).

³⁶⁰ „Das auf das *dt.* Sprachgebiet beschränkte Wort (*mhd.* heimout[e], *ahd.* heimouti, heimōti ...) ist mit dem Suffix -ōti, mit dem z.B. auch 'Armut' und 'Einöde' ... gebildet sind, von dem unter *Heim* dargestellten Substantiv abgeleitet.“ Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, 276.

³⁶¹ In *Bei uns zu Lande auf dem Lande* ist die Heimaterde der Boden, „wo »seine Lebenden wandeln und seine Toten ruhen«“ Annette von Droste-Hülshoff: *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, 161.

³⁶² Denn *Weber* nimmt historisch Bezug auf *Karl den Großen*, den Franzosen und Deutsche gleichermaßen als den „eigentlichen Gründer ihrer Nation“ verstehen können. Ulrike Peters: *Die Germanen*, 102.

Weber hat sich *Karl den Großen* für sein historisches Epos als Vorbild der Vergangenheit gewählt.

Hille hingegen würdigt in der *Hassenburg Arminius* (Hermann), dessen Mythos „im Zuge der deutsch-nationalen Gesinnung im 19. Jh. ... seinen Höhepunkt [erlebte] und ... im Nationalsozialismus fortgesetzt“ wurde. Arminius, der „zur Identifikationsfigur der Deutschen in Krisenzeiten, vor allem in den Napoleonischen Kriegen und im ersten Weltkrieg ... [wurde, diente] als Sinnbild des deutsch-nationalen Bewusstseins ... [und] für die deutsche Freiheit und Einheit, für Vaterlandsliebe und deutsche Tugenden.“ Ulrike Peters: *Die Germanen*, 56 u. 55.

³⁶³ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 103.

³⁶⁴ Heimatschriftsteller/innen und Heimatdichter/innen begnügen sich zumeist damit, *Heimat* zu beschreiben. Sie analysieren und definieren den Begriff dabei nicht eindeutig, sondern betrachten *Heimat* als literarischen Begriff, dessen jeweiliger Sinn sich erst im Kontext des Textes erweist. Dies eröffnet ihnen eine große Freiheit im Heimatthema. Literatur verfügt immer auch über eine politische Dimension. Bei *Weber* gesellt sich ganz augenscheinlich zu seinem literarischen Verständnis von *Heimat* in der satirischen Heimatdichtung *Dreizehnlinden* die politische Komponente seiner Zeit hinzu. Er ist ein politisch motivierter Heimatdichter, der überregional denkt und dem das Christentum als Vorlage der *geistigen Heimat*, die er überwiegend beschreibt, dient. Dieser Umstand lässt sich auch wie folgt formulieren: *Weber* entscheidet sich gegen Nationalliteraturen und nimmt mit Wolfgang von *Goethe* die Fährte zur Weltliteratur auf; bzw. er bildet die Nationalliteratur so fort, dass sie dem Standard der feinen Welt entspricht. Die Nationalliteratur lebte auf seit der Aufklärung und dann wieder im 19. Jahrhundert; *Goethe* wählte als Gegenbegriff den der *Weltliteratur*. Das allgemein Menschliche wird von ihm hoch geschätzt, muss seiner Auffassung nach in der Literatur durchscheinen. In der Literatur sieht er die Vermittlung des allgemein Menschlichen. Auch Immanuel *Kant* kann dem Begriff der *Menschheit* viel abgewinnen. Der Frieden, der durch Literatur angeregt werden kann, wird aber nur in der Weltliteratur gestiftet, kann eben nicht durch rein regionale Literatur initiiert werden. Da *Weber* auch friedensstiftende Gedanken in sein Epos einfügt, strebt er mit seinen Versen diese höhere Ebene der Literatur an.

Antrieb und Kultur schaffende Kraft, nicht nur in der Kunst, auch in der realen Lebenswelt. *Weber* favorisiert ein gelebtes und aufrichtiges Christentum, will Identifikationsmöglichkeiten für ‚seine Westfalen/ Westfälinnen‘ in einer christlichen Haltung zur Welt ³⁶⁵ schaffen, nicht in einer Liebe zum Vaterland ³⁶⁶. Durch die Aufdeckung von Missständen kann die Leserschaft angeregt werden, diese für sich zu beheben; durch *Webers* kritische Verse wird sie hineingezogen in einen moralischen Diskurs.

Der realitätsbezogene Uhu, den *Weber* in seinen Versen skizziert, hat naturgebunden andere Interessen als die Liebe zum Land, denn er wird von seinen Trieben geleitet. Zuhause ist er dort, wo er seine Jagdtätigkeit ausüben kann. Sein Luftraum wird durch keine Grenze eingeschränkt, er kann in fast jeder Region Nahrung finden. Wie der Mensch ist er mobil, kann seinen Lebensort jederzeit wechseln, sich auch überregional bewegen. Der Uhu spricht hier als Tier des Waldes gelassen eine literarische Wahrheit aus, wenn er bekennt, dass er kein Vaterland braucht, keine ideologische Idee benötigt, sondern nur ein Jagdrevier, das sein Überleben sichert und das beinahe überall sein kann. Die nüchternen Worte des Uhus zeichnen zwar ein biologistisches Bild, aber sie entschlacken den Begriff des Vaterlands vom Volksgedanken, der sich Ende des 19. Jahrhundert bereits gefährlich etabliert hat. Der Uhu des Spottwalds erkennt emotionale Wehleidigkeit, die sich auf ein ideelles Vaterland bezieht, nicht an – sieht keinen Grund zur Trauer; seine Worte sollen abschreckend wirken auf jede Art von Heimatempfinden, in welchem sich aggressives nationales Bewusstsein zeigt.

Das Vaterland ist in der Weltsicht *Webers* eine ideologische Idee, von der der Mensch von Zeit zu Zeit annimmt, er würde sie benötigen. Es existiert als Kunstgebilde, das der Mensch künstlich und künstlerisch gestaltend in seiner geistigen Welt erschaffen hat, das vielfach in der Dichtung auch personifiziert Gestalt annimmt.³⁶⁷ Der Uhu verspottet die Figur des Protagonisten – stellvertretend für die Menschen des 19. Jahrhunderts, die sich ein Vaterland wünschen. *Weber* entlarvt in der Ansprache des Uhus den Vaterlandsgedanken als utopische Idee des Zeitgeistes, mit der etwas heraufbeschworen werden soll, das in der Wirklichkeit nicht existiert.³⁶⁸ Es ist in den Augen des Dichters nur ein Spuk,

³⁶⁵ Betont werden sollte ein Faktum aus *Webers* Biografie explizit: Friedrich Wilhelm ist Kind einer Mischehe. *Weber* ist daher das Prinzip der Ökumene von Kindesbeinen an bekannt und vertraut. Sein christliches Weltbild ist ein versöhnendes und umfassendes. Nicht zufällig operiert er mit dem Begriff der *Gnade* in *Dreizehnlinden* an zentraler Stelle. Bedauerlicher Weise wird er gerne – u.a. von *Keiter*, *Speyer*, *Schüppen* – auf Katholisches reduziert, was seinen Radius als christlichen Dichter unnötig beengt. „Die Inanspruchnahme des Sings von *Dreizehnlinden* für katholische Tendenzen, beispielsweise während des Kulturkampfes [1871-1887], hat die weitherzige christliche Botschaft *Webers* verengt und mißverstanden.“ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 67.

Freund merkt an, dass er es als „schlimm“ empfindet, „wenn man wie [Heinrich] *Keiter* *Weber* ganz und gar in die Ecke der katholischen Volkspädagogik rückt und sich damit den Zugang zu einem Dichter verbaut, der weitaus liberaler war als seine dogmatisch voreingenommenen Interpreten.“ Ebd. 65.

Des Weiteren ist auch in dieser Thematik zu bedenken, dass *Weber* romantischen Vorläufern folgt. Eine überkonfessionelle Ausrichtung ist durchaus auch im Sinne einer Hinwendung zur Romantik zu verstehen. Baruch (Benedictus) de *Spinoza* ist der jüdisch-philosophische Denker, „der der romantischen Sehnsucht nach dem Unendlichen die religiöse, aber durchaus überkonfessionelle Grundierung gibt“. Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 68.

Dass das keltische Christentum *Weber* als Anregung für seine epischen Verse gedient hat, kann für *Dreizehnlinden* in dieser Arbeit eindeutig dargelegt werden.

Zuletzt sei darauf hingewiesen, dass *Weber* im 19. Jahrhundert von evangelischer Seite großes Lob erfahren hat, da sie einen ökumenischen Anspruch im Versepos *Dreizehnlinden* erkannt hat. „Welch köstliche Gabe,“ sagt die *Evangelische Kirchenzeitung*, „köstlich nach Inhalt und Form, bietet uns der anspruchslose Verfasser, eine Gabe, deren Wert wir uns dadurch nicht verkümmern lassen, daß die katholische, bezw. ultramontane Presse dies Werk eines katholischen Dichters ... sozusagen als ein Tendenzstück im Sinne des Zentrums in Anspruch nimmt, ... während wir nicht umhin können, den ökumenischen Charakter der Dichtung zu betonen, an welcher nicht nur die verschiedenen Konfessionen, sondern alle politischen Parteien Deutschlands bei unbefangener Auffassung ihre herzliche, ungetrübte Freude haben mögen.“ B.L. Tibelar: Fr. W. *Webers* *Dreizehnlinden*. Eine literarische Studie, 8.

³⁶⁶ „Seit dem 19. Jh. ist eine kontinuierliche Entwicklung von deutscher Vaterlandsliebe bis hin zum Rassenwahn der Nationalsozialisten zu beobachten. Seit den 1870er Jahren wurde die »Deutsche Bewegung« von der »Völkischen Bewegung« abgelöst, die die eigene ethnisch-nationale Identität im deutschen bzw. germanischen Volkstum suchte. ... Das Interesse reichte von der germanischen Altertumskunde über Heimat- und Naturschutz bis hin zu Sport und »Frei-Körperkultur«. Gemeinsam war fast allen die Berufung auf die germanische Vergangenheit, verbunden mit rassistischen und antisemitischen Tendenzen.“ Ulrike Peters: Die Germanen, 213.

³⁶⁷ Gegen Ende der *Hassenburg* spricht das Land. *Hille* hat das Heimatland personifiziert.

³⁶⁸ Mit seinem Gedicht *Drei Worte* (1834) liefert *Weber* schon sehr früh einen lyrischen Entwurf dieser utopischen Idee, in dem er die Sehnsüchte an ein nur ideell gedachtes Vaterland, das ausschließlich in der Phase seiner Planung lebt, anspricht. Das Motiv der *Heimat* wird dabei in unterschiedlichen Variationen veranschaulicht. *Drei Worte* in: Friedrich Wilhelm

eine ‚vaterländische Schauergeschichte‘, die sich das ›Volk‹ gern erzählt und dem es sich unterwirft. Die Menschen des 19. Jahrhunderts haben mit ihrem sentimentalischen Vaterlandsdenken politische Hoffnungen verbunden, fiktive Heilserwartungen verknüpft. Das Tier ist im spöttischen Märchenwald Realist. Der Uhu, der diese *sehnsüchtige* Liebe zum Vaterland als romantischen Traum³⁶⁹ verhöhnt, rückt den Grusel und das Grauen des politischen Vaterlandgedankens in den Vordergrund. Das kluge Tier erkennt, dass das von Menschen erdachte Konstrukt keine Heilswünsche erfüllt, sondern nur Leid mit sich bringt. Die Menschen träumen vom Vaterland und leiden in seinem Namen. Um wie vieles leichter ist im fiktiven Ort des historischen Epos für Pater Markward der gedankliche Umgang mit seinem Heimatland. Der Pater ist in der christlichen Religion geistig beheimatet. Er kann aufgrund seines Glaubens die Geschehnisse seines ‚irdischen Vaterlandes‘ einfach unter die Aufsicht des christlichen Gottes stellen. Markward wählt in der fiktiven frühmittelalterlichen Welt des Konvents zu Dreizehnlinden die christliche Welt als heilsbringende und strebt dem ‚himmlischen Vaterland‘ als ewiger *Heimat* zu.

Im Fantasiewald werden die Details des irrealen Vaterlandes realistisch herausgearbeitet, sodass sich das Fantastische mit realistischen Eindrücken verbinden kann und auf diese Weise frühe *Phantasiedichtung* entsteht. Als signifikantes Merkmal des Vaterlands wird vom Uhu das Leid herausgestellt. In den spottenden Strophen wird der Begriff des Vaterlands verengt, ihm jegliche andere Entität als die, die das Leid hat, abgesprochen. Das unerträgliches Leid, das mit der Vaterlands-idee des 19. Jahrhunderts verbunden ist, bleibt reines Leid. Es führt zu keiner Besserung oder Läuterung der Menschen. Es ist nur tragisch im heutigen abgeflachten Wortsinn, hat keinen ästhetischen Gehalt. Unter der Tarnkappe des humoristischen Schreibstils eröffnet sich *Weber* mit der Tierfigur des Uhus die Möglichkeit, in seiner Dichtkunst auch eine politische Wahrheit gelassen auszusprechen. In der fantastischen Welt des Spottwaldes erkennt die sprechende Eule in der Idee des Vaterlands eine menschliche Fiktion. Folgerichtig wird in ihren spöttischen Versen das Vaterland als Fiktion des Menschen veranschaulicht. Eingebettet wird dieser Gedanke in eine poetisch-gestaltete Waldlandschaft, in der menschliches Leid den passenden Ausdruck findet.

Webers Doppelleben als Dichter und Politiker schärft seinen Blick für skurrile Situationen, die sich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit zeigen. Wie Ernst Theodor Amadeus *Hoffmann* (1776-1822), ein einflussreicher Vertreter der Romantik, entwickelt er ein Gefühl dafür, engstirnige Daseinsformen in komischen Verwicklungen poetisch einzufangen und er setzt sie in den kritischen Bezug zur Wirklichkeit.³⁷⁰ *Hoffmanns* „Geister, Revenants, Automatenwesen und Vampire hausen nicht in der Ferne eines romantisch stilisierten Mittelalters, sondern im jedermann bekannten Berlin des ersten Biedermeierjahrzehnts.“³⁷¹ *Weber* kratzt mit seiner Verdeutlichung des Lächerlichen einerseits an der tragischen Ernsthaftigkeit, andererseits verweist er auch auf die schwierige Lage der politischen Wirklichkeit zum Epochenende seiner Zeit. *Hoffmanns* zeitkritisches Anliegen ist es unter anderem gewesen, „die Bedrohung des Menschen durch das Unheimliche und das Unbegreifliche und die oft gleitenden Übergänge vom Wunderbaren zum Entsetzlichen ... zu zeigen“.³⁷² Auch diese kritische Reflektion zeigt

Weber: Gesammelte Dichtungen in drei Bänden. Herausgegeben und mit Lebensbild und Vorwort versehen von seinen Kindern Elisabeth Weber und Dr. Friedrich Wilhelm Weber, Bd. 1, 60-61.

Hingewiesen werden kann hier auch auf Notizen, die *Weber* im Zusammenhang mit seiner Versarbeit zu *Dreizehnlinden* angefertigt hat: „Alles „Idealen“ bar. Gewalt für Recht. Reichtum (Gold) für Tugend und Veredlung des Menschengeschlechts. Versunken in Materialismus. Des Volkes Gott ist der Berg, der Gold und Eisen, die Tiefe, die ihm Kohlen baut, der Dampf, der seine Räder treibt ... Vaterland ein Traum (Wahn): Religion ein Wahn. **Selbstsucht**. Der stille Mut ward Übermut.““ Maria Peters: Friedrich Wilhelm Webers Jugendliryk, 53-54.

³⁶⁹ „Goethe hat einmal gesagt, jede wahre Sehnsucht müsse auf ein bestimmtes unerreichbares Objekt gerichtet sein. Darin ist ihm die Romantik-Kritik gefolgt. So hält man ein substanzloses Kreisen der Seele in sich selbst, das Verharren im Stadium der Sehnsucht ohne Form und Objekt, eine ästhetische Anmaßung des Unendlichen noch immer für Wesensbestimmungen der Romantik und kontrastiert ihr den großen Klassiker, dem alles Werk und runde Form wurde.“ Gisela Dischner/Richard Faber (Hrsg.): Romantische Utopie. Utopische Romantik, 119.

³⁷⁰ E.T.A. *Hoffmann* „lebt ganz in einer selbstgeschaffenen phantastischen Märchenwelt“ und auch für *Novalis* war das Märchen „zum Symbol seiner Weltanschauung“ geworden. Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 310. Die Form des Kunstmärchens wird *Weber* in seiner *Goliath*-Geschichte aufgreifen. Sie dient ihm zur literarischen Bewältigung bitterer zeitgenössischer Wirklichkeit.

³⁷¹ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 321.

³⁷² Stichwort *Hoffmann*, *Ernst Theodor Amadeus* in: Bernd Lutz/Benedikt Jeßing (Hrsg.): Metzler Lexikon Autoren. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 345.

sich in *Webers* poetisch veränderter Waldlandschaft sprechender Tiere und Pflanzen. Der Spottwald ist für den todkranken Elmar ein unheimlicher Ort. Teilnahmslos, mit getrübttem Bewusstsein, hält sich der Todkranke während des gesamten Ritts nur mühsam im Sattel. Elmar, mehr tot als lebendig, reitet auf der Grenze zum Totenreich. Die verfremdete Welt des Spottwaldes kann in Elmars Wahrnehmung entstehen, weil dem Schwerkranken die Sinne schwinden. Die Stimmen des Waldes verweisen dabei erstens auf seine veränderte Selbstwahrnehmung und zweitens auf die neue Lebenswirklichkeit Elmars, die sich aus dem Verlust heraus entwickelt. Die ästhetische Struktur des Spottwaldes offenbart das Gefühl und die Situation der Heimatlosigkeit, in die Elmar durch die Verurteilung auf dem Thing unvermittelt gestoßen worden ist. Im spöttischen Stil manifestiert sich die Heimatlosigkeit des tragisch-komischen Protagonisten für die Zeitspanne ihrer Dauer. Elmars fiebrige Erregtheit ist ein Zustand der Inspiration, der der eigentlichen Gedankenfassung vorausgeht. Seine Fieberfantasien verändern die Wahrnehmung und verwandeln den einst vertrauten Wald in ein poetisiertes Umfeld, in dem ein Uhu philosophisch die Wahrheit spricht. Zugunsten des Wunderbaren, Zaubenhaften, Traumhaften, Fantastischen bewegt sich *Weber* über den rein religiös-mythischen Kontext seines Epos hinaus. *Weber* erschließt sich mit seinem Spottwald – bereits vor der Zeit – den ‚modernen‘ Raum der Phantasiedichtung, wird zum Vorläufer einer literarischen Richtung, die erst im 20. Jahrhundert mit John Ronald Reuel *Tolkien* ihren literarischen Höhepunkt finden wird. Wie *Weber* konstruiert *Tolkien* eine fiktive Vergangenheit, indem er sich von Sagen und Mythen inspirieren lässt, um in seinem Hauptwerk *The Lord of the Rings* eine neue eigene mythische Fantasiewelt erschaffen zu können. Der plötzliche Zugang zu einer anderen, neu-konstruierten Welt verunsichert die Leserschaft vielleicht im ersten Moment, aber es entsteht jener Schwebezustand, aus dem ästhetische Werte gezogen werden können. Fantastische Einschübe in literarischen Werken sind typisch für Zeiten geistiger Umbrüche.³⁷³ *Webers* dichterische Schaffensphase Ende des 19. Jahrhunderts liegt in einer solchen Interimszeit.

Dreizehnlinden gattungstheoretisch verbindlich einzuordnen ist nicht zwingend notwendig, da *Weber* sein Lied bewusst in jener verbindenden Form komponiert hat, die Vermischungen von Gattungsbereichen als Erprobungsfeld für neue poetische Gestaltungsweisen explizit zulässt. Spielerisch bedient sich der Dichter hier des Geistes der Romantik und der Klassik. Experimentell bewegt sich *Weber* auf dem philosophischen Boden der Ästhetik, ist mit *Dreizehnlinden* im Bereich der Philosophie der Kunst praktisch tätig. Zuzuordnen ist das Versepos – trotz seiner Abfassung in Verssprache – dem Poetischen Realismus. „Mit seinen .. epischen Dichtungen ... profiliert sich Weber .. zum führenden Autor und poetischen Realisten der Region“³⁷⁴ Westfalens, denn *Webers* Dichtkunst ist eine

bereicherte [Wirklichkeit]; ... sie soll neue [Reize] hinzuerhalten durch das Medium des phantasieentquollenen Gedankens, alle die, welche aus dem gedankenhaft bezüglichen Neben- und Ineinander der beiden Welten des Ernstes und des Komischen hervorgehen. Sie soll ... eine ganze Welt sein.³⁷⁵

„Nicht eine halbe, sondern eine ganze Welt“³⁷⁶ hat *Weber* in den Versen von *Dreizehnlinden* erschaffen. In ihren Gedanken greifen viele Westfalen und Westfälinnen bis heute gerne mit jenem Teil ihres Heimatbewusstseins, der sich auf die Inhalte der Heimatliteratur oder des Volkslieds stützt, auch in ihrer realen Lebenswirklichkeit auf die fiktionale *Weber*-Welt zurück. Das Wesen der Kunst ist für *Weber* nicht nur durch die Fantasie des Dichters festgelegt, es zeigt sich ebenfalls in seiner Zeitlosigkeit. Durch und durch ist *Webers* christliche Dichtung vom metaphysischen Ansatz geprägt, christliche Gedanken bilden den ‚ideologischen Hintergrund‘ seiner Verse. *Dreizehnlinden* bedarf – in aristotelischem Sinne – des Konkreten: Die Kunst vollendet, was die Natur nicht leisten kann. Nur im Irdischen lässt sich die Offenbarung des Göttlichen vom Dichter für seine Leserschaft ästhetisch veranschaulichen. Als ahnende Erfassung der göttlichen Insignien des Schöpfers darf diese ästhetische Erfahrung bei *Weber* verstanden werden.

³⁷³ Vgl. dazu *Phantastische Literatur* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 607.

³⁷⁴ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 67.

³⁷⁵ Otto Ludwig: Der poetische Realismus, 148-150. In: Gerhard Plumpe (Hrsg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung, 150.

³⁷⁶ Ebd.

5 Die Welt der Frauen

5.1 Tribunal der Frauen

Während das grüne Tribunal im Wald das Geschehen in *Dreizehnlinden* und das menschliche Verhalten im Allgemeinen bewertet, entlädt sich im Menschenreich schnell und zielgerichtet der Volkszorn. Frauen sind die Anführerinnen und das ausführende Organ dieser Bewegung. Es genügt ein kurzer heftiger Gesang in *Dreizehnlinden*, um die Verhältnisse mittels einer Strafaktion wieder in die richtige Ordnung zu setzen – dort, wo das Thing der Männer ‚versagt‘ hat, in seiner Auswirkung unbefriedigend geblieben ist.

Was die Männer, dumme Dutten,
Von dem Übermut der Frechen
Tatlos trugen, Hohn und Hiebe,
Wir, die Weiber, wollen's rächen. (W:D, 177)

In der Sprache des ‚einfachen Volkes‘ bemerken die Frauen gesellschaftskritisch, dass die Gruppe der Männer versagt hat. Sie sind nur „dumme Dutten“ (ebd). Die Frauen stehen in ihrem Rechtsempfinden dem Naturrecht näher als die Männer, verfahren nach älterem Recht. Sie wollen Vergeltung.

Frisch voran, und niemand rede
Von Verboten und Gesetzen:
Freie Lust im Sachsenwalde
War es stets, den Fuchs zu hetzen. (W:D, 177)

Die Strafaktion beginnt auf dem Habichtshof, den Gero durch seine Intrige in Besitz genommen hat. Der Solidarität der Frauen ist durch die Feigheit der Edelinges auf dem Thing die bindende Kraft nicht genommen worden. Als große Gruppe treten sie ihren Protestmarsch zum Habichtshof an.

Auf dem Habichtshof die Ulmen
Schüttelten die alten Köpfe,
Als am Herrenhaus umflogen
Zwanzig Dutzend Weiberzöpfe (W:D, 178)

Sie werfen Gero seine Vergehen vor. Respekt gegenüber dem Königsboten empfinden sie nicht. Sie behandeln ihn schändlich, da sie weitere – noch im Verborgenen liegende – Gräueltaten bei ihm vermuten. Die Sorge um Elmars Leben treibt die weibliche Gemeinschaft an. Hat Gero den verwundeten Elmar zwischenzeitlich in den dunklen Wäldern, die ihn der Weg der Verbannung hat durchqueren lassen, heimtückisch ermordet? Die Frauen ergreifen für den edlen Falken Partei und rächen auch das Leid, das Hildegunde durch Gero hat ertragen müssen.

Feiger Mordgesell, du triebest
Dunkelwerk, unheimlich graues,
Den Besitz dir zu erschleichen
Einer Braut und dieses Hauses.

Sprich, wo blieb der edle Falke?
In des Waldes finstern Loden
Ist er ohne Spur verschwunden,
Wie versunken in den Boden.

Denn du bist ihm nachgeritten,
Und den Kranken zu bezwingen,
Den Erschöpften, Waffenlosen,
Konnte dir sogar gelingen.

Wo verscharrest du die Leiche?
Sprich! – Nein, schweig! Wenn du geständest,
Ich zerschnitte dich in Stücke,
Ob du wie ein Wurm dich wändest. (W:D, 179)

Sie lassen den Übeltäter zwar am Leben, versetzen ihn durch ihr Gebaren aber in Todesangst. Ihr Aktivismus endet nicht in strafender Rede. Die Frauen handeln. Die Einsicht in die Zusammenhänge, welche zum Untergang Geros führen und diesen rechtfertigen, ist der Leserschaft nun hinreichend gegeben. Die Frauen entziehen Gero seine Machtstellung, nehmen ihm den unrechtmäßig erworbenen Besitz und jagen ihn wie ein wildes Tier über die Grenze, was mit dem schmachvollen Untergang des ehemals mächtigen Franken gleichzusetzen ist.

Auf dem Eggeweg, der Grenze,
Peitscht ihn aus und laßt ihn hüpfen!
... In der Treiberinnen Mitte
Schlich der Sünder; Kopf und Knie
Schlotterten bei jedem Schritte. (W:D, 181)

Sein intrigantes Streben nach Macht und Reichtum – sein persönlicher Ehrgeiz, dessen Wünsche sich nur mittels einer Intrige haben erfüllen lassen – hat Gero letztendlich ins Verderben geführt. Durch Frauenhände wird er für seine Lügen bestraft. Er endet – zumindest 'im Ansatz tragisch' –, wird aber nicht getötet, bleibt am Leben.

Leben magst du dir zum Ekel
Und verschimpft an deinem Leibe,
Bubenspott, und doppelt schimpflich,
Weil verschimpft von einem Weibe. (W:D, 180)

Die Älteste nimmt, einer Magierin gleich, die erste strafende Handlung an dem verhassten Franken vor.

Alten Frevel, neue Unbill
Sühnen wir mit Weiberhänden:
Königsknecht, du zahlst die Brüchte,
Königsknecht, ich will dich schänden! (W:D, 176)

Sie ist keine Magierin, aber sie gefällt sich in der Rolle der bäuerlichen Barbiererin. Das Haarescheren ist als eindeutiges Zeichen zu werten, dass Gero seinen „Anspruch auf Herrschaft verloren“³⁷⁷ hat. Durch die Schändung tritt Geros innere Hässlichkeit für jedermann – nun auch äußerlich leicht erkennbar – zutage. Sein Antlitz wird seinem Charakter entsprechend durch eine stumpfe Klinge in den Händen der alten Frau neu modelliert. Nach der grobschlächtigen Rasur sieht er aus als habe er die Krätze. Von der jungen koketten Aiga wird er zur Strafe als Ausgestoßener verhöhnt, der er jetzt – in Frauenaugen und in ihrem Werteverständnis – auch ist. Er erleidet ein ähnliches Schicksal wie Elmar, der als Vogelfreier ebenfalls den schweren Makel des gesellschaftlich ausgestoßenen Verbrechers ertragen muss. *Weber* erinnert hier auch an das alte Recht – *Auge um Auge, Zahn um Zahn* –, das *Droste-Hülshoff* bereits in der *Judenbuche* als charakteristisches Motiv für die Handlungsweisen der Menschen in der westfälischen Region literarisch herausgearbeitet hat.

Im *Landsturm* sprechen die Frauen die soziale Notlage der Sachsen offen an, schildern die ärmlichen Verhältnisse, in denen sie und ihre Familien ihr Leben fristen müssen. Immer neue Steuerabgaben, die der gierige Königsbote von ihnen einfordert, bringen sie in eine Notsituation, in der sie und ihre Kinder Hunger und Kälte erleiden. Auch hier wird – wie im Spottwald – das vom Menschen für den Mitmenschen geschaffene Leid explizit angesprochen. Es ist ein Merkmal des fränkischen Steuereintreibers, Lust am Leiden der besiegten Sachsen zu verspüren. Nur der Mangel und die Wut über die gesellschaftliche Schiefelage lassen die Frauen ihren Aufstand wagen, der durchaus auch eine

³⁷⁷ Ulrike Peters: Die Germanen, 133.

politische Komponente enthält. Sie sind verzweifelt, setzen nicht wie die Männer ihre Hoffnungen in alte Sagen und Mythen. Die Frauen favorisieren die Tathandlung, vollbringen mit ihrem Aufstand und der öffentlichen Bestrafung Geros die praktische Tat, um die gesellschaftliche Ordnung wieder ins rechte Lot zu bringen. Im Lied symbolisiert die Gruppe der protestierenden Frauen die Gemeinschaft. Johann Gottlieb *Fichte*, in der Auseinandersetzung mit den philosophischen Gedanken Immanuel *Kants* einer der wichtigsten Vertreter des Deutschen Idealismus, bemerkt zum Naturrecht in seinem Verhältnis zur menschlichen Gemeinschaft:

Es giebt keinen Stand der Urrechte und keine Urrechte des *Menschen*. Wirklich hat er nur in der Gemeinschaft mit Anderen Rechte, wie er denn nach den obigen höheren Principien, überhaupt nur in der Gemeinschaft mit Anderen gedacht werden kann. Ein Urrecht ist daher eine blosser *Fiction*, aber sie muss zum Behuf der Wissenschaft, nothwendig gemacht werden. Ferner ist klar, ... dass nur insofern die Bedingungen der Persönlichkeit als Rechte zu denken sind, inwiefern sie in der Sinnenwelt erscheinen, und durch andere freie Wesen, als Kräfte der Sinnenwelt, gestört werden könnten; dass es daher z.B. allerdings ein Recht der sinnlichen Selbsterhaltung, der Erhaltung meines Leibes, als eines solchen, keineswegs aber ein Recht frei zu *denken* oder zu *wollen* geben könne; dass man allerdings ein Zwangsrecht gegen denjenigen hat, der uns an unserem Leibe angreift, keineswegs aber gegen den, der uns etwa in den uns beruhigenden Überzeugungen stört, oder durch sein unmoralisches Betragen uns ein Aergerniss giebt.³⁷⁸

Fichtes Definition des Urrechtes – als „Grundsatz aller Rechtsbeurtheilung“³⁷⁹ – lautet:

Jeder beschränke seine Freiheit, den Umfang seiner freien Handlungen, durch den Begriff der Freiheit des anderen (so dass auch der andere, als überhaupt frei, dabei bestehen könne).³⁸⁰

Die Bestrafung des Königsboten im Lied geschieht nicht aus Rachsucht oder Freude an der Gewalt, sondern allein aus der Liebhaberei *Webers* an der poetischen Gerechtigkeit. Die Schändung Geros durch das kurzweilige Schreckensregiment der westfälischen Frauen ist im Epos notwendig, um die Gerechtigkeit poetisch wiederherzustellen. Auf diese Weise kann der „in der Wirklichkeit vermißte Kausalzusammenhang von Schuld und Strafe“³⁸¹ ersichtlich werden und die Bestrafung des Bösen erfolgt.

„Fichte bestimmte .. Gott als „sittliche Weltordnung“³⁸², aber auch andere im Wortlaut ähnliche Definitionen hat er in seinem umfangreichen philosophischen Werk gewählt. Analog *Kierkegaards* Überlegungen in *Entweder/Oder* setzt sich *Weber* in seinen poetischen Versen – neben dem Aufzeigen der Dialektik von Gut und Böse – vorsichtig auch mit der Dialektik von Ästhetik und Ethik auseinander, indem er das Dämonische in der Figur Geros leise andeutet. Vom christlichen Kurs seiner inneren Haltung, die *Zehn Gebote* als moralisches Regelwerk zu akzeptieren (und zu befolgen), weicht *Weber* dabei nicht ab. Älteres Recht büßt seine Bedeutung in der Beschreibung des gesellschaftlichen Geflechts menschlichen Zusammenlebens nicht ein. Das Tribunal der Frauen sorgt auf dem Habichtshof für menschliche Rechtsprechung nach altem Recht. Die Vergeltung der westfälischen Frauen wandelt sich in in Versen des Dichters in poetische Gerechtigkeit. Es beflügelt, beseelt und ist ungeheuer spannend, wenn die Gerechtigkeit letztendlich den Sieg davonträgt. Durch den Streit der Männer war auch die Welt der Frauen aus dem Takt geraten, hatte an Harmonie verloren. Das Tribunal der Frauen ist in *Dreizehnlinden* Sinnbild für einen pragmatischen Humanismus, der den Edel-Humanismus der Männer kurzfristig ablöst, dabei auf strafende Elemente der alten Welt nicht verzichten will.

³⁷⁸ Johann Gottlieb Fichte: Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre 1796, 1-385. In: Fichtes Werke. Hrsg. von Immanuel Hermann Fichte. 3. Bd. Zur Rechts- und Sittenlehre I. (= Fotomechanischer Nachdruck von: Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke. Hrsg. von I. H. Fichte. 3. Bd. (8 Bde.) Berlin: Veit & Comp., 1845/1846), 112. (Kursive Schreibweise im Zitat)

(Digitalisiert bei BnF Gallica Bibliothèque Numérique; <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k266830>; Stand: 23.10.2015)

³⁷⁹ Ebd. 112.

³⁸⁰ Ebd.

³⁸¹ Stichwort *Poetische Gerechtigkeit* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 618.

³⁸² Stichwort *Fichte, Johann Gottlieb* in: Rudolf Eisler: Philosophenlexikon. Leben, Werke und Lehren der Denker, 174.

5.2 Mythisches im Heiligen Hain

Tief im Wald ist zur Erinnerung an die moralisch verwerfliche Tat im Eichenhain eine Gedenkstätte errichtet worden. Im ersten Moment mischen sich heidnische und christliche Elemente augenscheinlich. Der zweite Blick dringt vor in mythische Tiefen. Geschickt verbindet *Weber* sinnliche Anschauung mit mythischer Deutung, bringt so die Realität der geistigen Welt der Sachsen in seinen Versen zum Vorschein. Sein Lied verweist hier auf jene Wirklichkeit, die sich nur jenseits aller Emperie auffinden lässt.

Ein einfaches Birkenkreuz markiert im Eichenhain den Platz, an dem Elmar den schweren Verletzungen im unfairen Kampf mit Gero fast hilflos ausgeliefert war.

Nah dem Stamm des Riesenbaumes
Stand ein Kreuz, aus Birkenstäben
Roh gefügt und schlicht gebunden
Mit des Waldes wilden Reben (W:D, 202)

Zugleich ist der Ort im Wald die Erinnerungsstätte an Geros heimtückischen Mordversuch. Möglicherweise ist das Kreuz vorbereitend aufgestellt worden, um Gero härter zu bestrafen, falls er ins Falkenland zurückkehrt.³⁸³ Gero ist im Epos als Widersacher Elmars eine wichtige Figur, welche erst durch strafende Frauenhände die Geschichte von *Dreizehnlinden* verlässt. Im Hinblick auf einen christlichen Gott, der mächtig und gut ist, lässt sich nur durch die bösen Charakterzüge Geros, das Leid, das Elmar ertragen muss, in einfacher Form erklären.

Vielleicht gehören die „zwei kleine[n] Füße“, die im Eichenhain eine „Spur im Reif des Grases“ (W:D, 202) hinterlassen haben, zu Hildegunde. Sie wäre dann, ungewöhnlich mutig, zu nächtlicher Stunde – vielleicht wie ein bleicher schmerztragender Engel, der stillweinend den Dornenkranz niederlegt³⁸⁴ – in den ihr unbekanntem Hain gewandert, den viele Männer selbst bei Tageslicht fürchten. Zwar lässt die Liebe viele Taten mutig durchführen, aber der dafür nötige nächtliche Spaziergang passt nicht zu den zurückhaltenden und schüchternen Charakterzügen, in denen der Dichter diese weibliche Figur gezeichnet hat. Typisch für den überwiegend passiven Charakter der Christin ist es, abzuwarten und zu hoffen, „daß erbarmungsreich der Himmel/Ein Geschick zum Guten wende? –“ (W:D, 203). Diesen frommen Wunsch hegt sie tief im Innern ihres Herzens, hätte sich nachts aber niemals in fremdes heidnisches Terrain gewagt. Nur ihre mythischen Träume ermöglichen ihr die Teilhabe an der religiösen Weltsicht der Sachsen. *Weber* zeigt in seinen Liedstrophen mit der experimentellen Freude des Dichters, wie verführerisch es sein kann, eine Sache im Vers so anzudeuten, dass sie spielerisch in verschiedene Richtungen ausgedeutet werden kann. Denn:

Gedanken, leichte, dunkle,
Rastlos wie die Wasserwelle,
Gehn bis mitten in den Himmel,
Gehn bis mitten in die Hölle (W:D, 203)

Vielleicht hat Eggi, die wilde Katze Bodinkthorpes, Hilda diesen nächtlichen Weg abgenommen und ihr einen stummen Dienst erwiesen, indem er als geschickter junger Magier unterstützend tätig geworden ist. Eggi kennt zum einen die Stelle des heimtückischen Überfalls auf Elmar genau und ist nachts des Öfteren in den Baumwipfeln unterwegs, zum anderen kennt er auch die freundlichen Gedanken seiner Aiga, die sehnlichst eine Verbindung zwischen Elmar und Hildegunde herbeiwünscht, um einen beständigen Frieden zu erzielen. Ein Holzkreuz an heiligem Ort könnte die Einigung zwischen Christen und Sachsen mittels Magie zwingend erzeugen und so vorbereitend Anknüpfungspunkte für Elmars und Hildegundes versöhnende Liebe in ihren Herzen formen. Die friedliebende Natur nimmt das Holzkreuz bereitwillig an, bindet es harmonisch in den Eichenhain ein und lässt es durch Efeuranken behutsam betasten.

³⁸³ Die Kreuzigung als Todesart war den Kelten aus ihrer heidnischen Tradition bekannt und wurde in der Vergangenheit als Opfergabe für ihre Götter und Göttinnen auch durchgeführt.

³⁸⁴ Vgl. dazu Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 338.

Vielleicht ist die mutige junge Aiga selbst zugegen gewesen, als Eggi – koboldgleich – ihr Tagwerk, das sie auf dem Erntefest begonnen hat, nachts im Hain fertigstellte? Vielleicht ist es Eggis Liebesdienst an Aiga, der ihn ihren Zauber auf dem Fest mit einem Zauber der Schmiede im Wald hat vollenden lassen? Demnach würde das magische Paar Elmar und Hildegunde auf ihrem Lebensweg mit seiner zauberhaften Kunstfertigkeit unterstützen. „Mittel der Magie sind Handlung, Zeichen und Wort.“³⁸⁵ Davon zeugen auch die Verse des Lieds, die sich in „dichterische[r] Formung in den Dienst magischer Wirkung“³⁸⁶ stellen. An der Mythologie hat *Weber* ästhetisches Interesse. Auch „den Frühromantikern war die Mythologie höchste Form der Posie gewesen; auch die jüngern Romantiker sahen darin vor allem das poetische Moment.“³⁸⁷

Lichtgedanken, die der Erde
Blumenfülle sammeln möchten,
Um im reichsten Kranz die schönsten
Um ein teures Haupt zu flechten;

Die aus goldnen Sonnenstrahlen
Helm und Brünne möchten weben,
Um vor Wund' und Weh zu schützen
Ein geliebtes holdes Leben;

Die auf schneeigem Gefieder
In den blauen Äther fliehen
Und wie blasse Bettelkinder
Stumm am Tor der Gnade knien. – (W:D, 204)

Wird der gemeinsame Dienst der Liebenden ausreichen, um die alte Fehde zwischen Nord und Süd zu bezwingen? Eggi und Aiga tun, was ihnen möglich ist. Noch steht die Natur in Wintertrauer, sehnt sich aber bereits nach der Wiederkehr des belebenden Frühlings.

Um die alte Donnereiche
Lag die Welt in düstrer Trauer;
Von dem Kreuz, der Dornenkrone
Tropft' es sacht wie Tränenschauer.

Und im Wald ein kleiner Vogel
Zirpte leise, leise Klagen:
„Harter Winter, trüber Winter,
Lange Nacht: – wann will es tagen?“ (W:D, 204)

Auch hier kündigen die Worte des Vogels eine bevorstehende Veränderung an. Schon bald wird der Wunsch des kleinen Vogels erhört und der Frühling erwacht mit seiner ganzen Kraft. So wie nach jeder Nacht der Tag neu beginnt, so folgt auf jeden Winter ein neuer Frühling. In diesem, sich wiederholenden Augenblick, sieht der Mensch die Ewigkeit. *Webers* literarisches Heimatverständnis zeigt, dass er fest in christlich-idealistischem Denken verhaftet ist.

Aber auch aus naturalistischer Perspektive heraus lässt sich der Blick in die Richtung der Ewigkeit führen: *Thoreau* beschreibt das sich wiederholende Naturphänomen am Beispiel eines außergewöhnlich schönen Sonnenuntergangs in seinem Essay *Walking*:

It was such a light as we could not have imagined a moment before, and the air also was so warm and serene that nothing was wanting to make a paradise of that meadow. When we reflected that this was not a solitary phenomenon, never to happen again, but that it would happen forever and ever an

³⁸⁵ Helmut de Boor: Die deutsche Literatur. Von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung 770-1170, 95.

³⁸⁶ Ebd.

³⁸⁷ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 134.

infinite number of evenings, and cheer and reassure the latest child that walked there, it was more glorious still.³⁸⁸

Die von *Weber* gewählte christliche Sichtweise, die sich zur Unendlichkeit hin öffnet, darf auch als eine romantische aufgefasst werden.³⁸⁹ Sein christlich-idealistisches Weltbild verhält sich konform zur Weltanschauung der Spätromantik.

Aus dem Platz der winterlichen Trauer wird von einem Moment auf den anderen ein Ort der Hoffnung auf das neue Leben, denn in der Natur taut es bereits. Es sind freudige Tränen, die sich verändernden Natur, die an der mahnenden Erinnerungsstätte im dunklen Winterwald in Vorfreude auf den nahenden Frühling vergossen werden. Und es sind bittere Tränen, die das Tauwetter dem Unrecht in der Menschenwelt widmet, die die sich wandelnde Natur mitleidvoll am Gedenkort des heimtückischen Anschlags auf Elmars unschuldiges Leben vergießt. Das „leidvolle Mitempfinden der Natur, selbst der leblosen, mit menschlichem Weh ist .. uralte, schon biblisch.“³⁹⁰ *Weber* greift für seine Verse gleichermaßen auf mythologische und christliche Motive zurück. Der Leserschaft wird ermöglicht, die Natur zuerst in heidnischer, dann in christlicher Perspektive wahrzunehmen, um so den Wandel zu erkennen und mitzuerleben, der in den Naturschilderungen des historischen Epos zum Ausdruck kommt. Die Verse über die Schönheit der Natur im Eichenhain lassen die Leserschaft nicht nur christliche Zuversicht und Hoffnung, sondern auch die Schönheit der ganzen Schöpfung erahnen. Dichterisch orientiert hat sich *Weber* hier auch am ‚heiligen Buch der Christenheit‘, denn die Bibel „enthält [zwar] keine eigentlich kunstphilosophischen Gedanken, wohl aber Motive und Themen, die das kunstphilosophische Denken anregen und in eine bestimmte Richtung gedrängt haben oder bestimmte antike Sichtweisen nachhaltig verstärkten.“³⁹¹

Die Welt hat Elmar nicht vergessen, hält sein Andenken lebendig und erwartet seine Rückkehr. Das schlichte Birkenkreuz, das sich harmonisch mit der angrenzenden Natur verbindet, spendet diese Zuversicht.

³⁸⁸ Henry David Thoreau: *Walking* (1862), 49-74. In: Henry David Thoreau: *Civil Disobedience and Other Essays*, 73.

„Ein solches Licht hätten wir uns einen Moment zuvor nicht vorstellen können, und auch die Luft war so warm und heiter, dass nichts fehlte, um die Wiese in ein Paradies zu verwandeln. Als wir begriffen, dass dies kein unwiederbringliches Phänomen war, eines, das nie wiederkehrt, sondern, dass es immer und immer wieder an unzähligen Abenden auftreten und noch das jüngste Kind, das dort vorüberging, erfreuen und beruhigen würde, da war es noch viel herrlicher.“ Deutsche Übersetzung: Henry David Thoreau: *Vom Glück, durch die die Natur zu gehen*, 73.

³⁸⁹ Vgl. dazu Marie Speyer: *Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik*, 444.

³⁹⁰ Ebd.

³⁹¹ Lutz Geldsetzer: *Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik*, 63.

5.3 Langer Winter und Liebesleid

„Emsig“, im Zeichen der Nächstenliebe, „schaffen“ Frauenhände auf dem Hof zu Bordinkthorpe bis tief in die winterliche Nacht, um mit ihrer fleißigen Arbeit eine reiche „Weihnachtsspende“ vorzubereiten. (W:D, 218) ³⁹² Mit dem „Winterwat“(ebd.) werden zur Weihnacht die Armen beschenkt. Still und bleich führt Hildegunde die Aufsicht über die Web- und Näharbeiten der Frauen auf dem väterlichen Hof. Derweil vertreiben sich die Knechte mit Schnitzarbeiten die winterlichen Mußestunden und ruhen sich aus von der beschwerlichen Feldarbeit in der restlichen Zeit des Jahres. Nützliches, hölzernes Besteck, Schüsseln und Haarschmuck, der den Frauen Freude bereiten könnte, entstehen in beschaulicher Handarbeit der Männer – in der Nähe des Feuers. Die Stunden am wärmenden Kamin sind die Stunden der Märchen und Sagen, die das Gesinde von alters her unterhalten und „Ort und Zeit, wo die Dämmerung die Seele des nordischen Menschen umspinnt und bunte Phantasiebilder weckt ... zum farbenreichen Märchentepich zusammenwebt.“³⁹³

Der abergläubische Meier sorgt sich vor den Rauh Nächten; ermahnt ängstlich seine Tochter, nicht vom Wege abzukommen. „Dunkle Dinge!/Immer mitten auf dem Wege/Bleibe jeder! –“ (W:D, 222) Vielleicht hat er ihre nächtliche Wanderung in den Eichenhain bemerkt? Der Gespensterglaube der Region vermischt sich mit uralten Sagen und wird im Erzählen zur schönen Schauergeschichte. Ein Wetteifern im Erzählen entsteht. Hildegunde lebt in Trauer über Elmars Verschwinden. Die düsteren Geschichten entsprechen ihrer inneren Stimmung. Der lange Winter lässt südliche Gemüter träge und schwerfällig werden. Doda jammert und erzählt von ihrem Heimweh. Sie sehnt sich nach der Wärme des Südens.

Seufzend sprach das Frankenmädchen:
„Ach, ich kann mich schwer gewöhnen!

Welch ein Land! Zehn Monde Winter
Und zwei Monde schlechtes Wetter!
Bärenart sind seine Menschen,
Bäum' und Riesen seine Götter!

Grau die Erde, ohne Blumen,
Grau der Himmel, ohne Sonne:
O wie hell ist meine Heimat
An den Ufern der Garonne!“ (W:D, 223)

Aiga verteidigt die Schönheit ihrer westfälischen *Heimat* und reagiert spöttisch auf Dodas Rede, in der sie auf den Inhalt des Alexanderlieds anspielt ³⁹⁴, das – wie Dodas fantasievolle Gedanken – Fabelwesen der mittelalterlichen Welt beschreibt. Mädchen, die auf Bäumen wachsen, Knaben, die aus Blüten kommen, sind die schönen Fantasien des heißen Orients und ein wesentlicher Bestandteil mittelalterlicher Wirklichkeit in weit entfernten Ländern. In der mittelalterlichen Welt beginnt die Fremde direkt neben der vertrauten *heimoute* (mhd.) der Menschen und die ernsthafte Hildegunde rügt Aiga dafür, dass sie Dodas schwärmerische Schilderungen so barsch unterbricht: „Spott auf Mädchenlippen, Aiga,/Ist ein Wurm auf Rosenblättern.“ (W:D, 224)

Hilda trauert aufgrund der Abwesenheit ihres Liebsten, jeder Spott über menschliches Leid kränkt auch sie. Pikiert wendet sich Aiga wieder ihrer Handarbeit zu, verweilt aber nicht lange im Zustand des Beleidigtseins, denn eigene fantasievoll angereicherte Gedanken über die Liebe gehen ihr durch den Kopf. Vergnügt denkt sie an die Kobolde, die fleißig jede liegengebliebene Arbeit fertigstellen, die das Tagwerk der Menschen nicht hat vollenden können. Liebevoll wandern ihre Gedanken zu

³⁹² Weber zeichnet hier ein „reizende[s] Genrebild weiblicher Weihnachtswinterarbeit“. Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 29.

³⁹³ Ebd. 313.

³⁹⁴ Dies merkt auch Speyer an: „Die Blumenmärchen .. sind vielleicht eine Reminiszenz aus der mhd. Alexanderdichtung.“ Sie ergänzt in Bezugnahme auf den romantischen Schwerpunkt ihrer Dissertation: „Die Vorstellung aber, die Blumen mit Kindern paart, war auch in der Romantik sehr beliebt; der Maler Runge hatte das Motiv ausgegeben und J. Görres z.B. es in seinen Kindermythen verwertet.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 322.

Des Weiteren kann im regionalen Kontext angemerkt werden, dass die Buche im Westfälischen als Baum angesehen wird, aus welchem – im Volks- bzw. Aberglauben dieser Region – die kleinen Kinder geholt werden.

Eggi, dem armen Schmiedejungen – einem der „Koboldskinder“³⁹⁵, welchen sie ebenfalls mit christlichem Winterwat beschenken möchte. Damit entfacht sie die künstliche Empörung der christlichen Doda, die mit ihren einfachen Verstandesgaben darauf hinweist, dass zur Fertigstellung der Christgeschenke nicht auf heidnische Wesen zurückgegriffen werden darf.³⁹⁶ Die ungewisse Herkunft Eggis ist der Grund für Dodas böse – und im Kern auch unchristliche – Worte. Doda und Aiga geraten in eine verbale Auseinandersetzung, die Hildegunde nur schlichten kann, indem sie versichert: „Alle sind sie meine Sorge,/Auch der arme Schmiedejunge. –“ (W:D, 227)

Hildegunde duldet keine Ausgrenzung unter dem versöhnenden Hausdach ihres Vaters und Aiga ist bereit, fleißig und artig weiterzuarbeiten, wenn auch Eggi in den Genuss ihrer Mühen kommt. Eggi wird bei der Weihnachtsspende nicht leer ausgehen, denn auch er gehört zu Bodinkthorpe, ist ordentliches Mitglied der Gemeinschaft – Argumente der Abstammung³⁹⁷ fallen im Lied zu Dreizehnlinden nicht ins Gewicht. Eggi, der die zankenden Mädchen belauscht hat, weiß nun aus eigener Anschauung, dass nicht nur Aiga, sondern auch ihre Herrin Hildegunde, ihm wohlgesonnen ist.

Hildegunde fühlt sich trotz des geselligen Lebens auf dem Hof allein, spürt in ihrem Herzen die Einsamkeit, die der Verlust des Liebsten bereitet. Nur ihrer toten Mutter kann sie ihr Leid klagen, denn nur von ihr fühlt sie sich gänzlich verstanden. Sie würde den Liebeskummer der Tochter verstehen. „Ein warmer Gemütston aus der Volkspoesie“³⁹⁸ fließt ein in die Verse, in denen Hildegunde den traurigen Verlust beweint: „O, sie würd’ im Himmel weinen,/Wüßte sie, was mir geschehen!“ (W:D, 254) Der Liebste ist Hilda vom eigenen Vater genommen worden. Er hat ihn aus Rechtsgründen des Landes verwiesen. Bitterlich vermisst sie ihren Falken. Sie gibt sich selbst eine Mitschuld daran, dass ein heimtückischer Mordanschlag an ihm versucht worden ist. Als Fränkin hätte sie sich nicht in einen Sachsen verlieben dürfen, so lautet ihr harter Selbstvorwurf. Hat sie ihm mit ihrer selbststüchtigen Liebe schweres Unglück zugefügt? Diese Frage stellt sie sich bangend und mit Bedauern. Obwohl sie sich der gesellschaftlichen Problematik, die diese Liebe mit sich bringt, bewusst ist, liebt sie Elmar immer noch und sie sieht sich als seine Minnedame. Reich würde sie ihn beschenken für die Treue, die eine Rückkehr beweist.

Seidne Bänder wollt’ ich winden
Um sein glänzendes Gefieder,
Silberfäden, goldne Schnüre,
Käm’ er nur, o käm’ er wieder!

Weh um ihn, den Hochgemuten!
Den ich mir zur Last gezogen,
Mit dem Todespfeil im Herzen
Ist er fort, weit fort geflogen. (W:D, 255)

Ihre Gedanken kreisen um Elmar. Die Bekümmernung und ihre Angst leiten sich unter anderem aus der Unwissenheit ab. Sie weiß nicht, wo er ist und wie es ihm ergeht. Die sorgenvollen Überlegungen über sein Wohlergehen enden bei ihr stets im frommen Gebet. Beständig ist ihr Wunsch, ihren Geliebten wiederzusehen – mit gleicher Bitte endet auch das Falkenlied des von *Kürenberger*: „got sende sî zesamene, die gerne geliep wellen sîn!“³⁹⁹ Hildas Verlangen nach Elmar findet den passenden Ausdruck

³⁹⁵ Neckisch vergleicht Aiga Eggi mit einem Kobold. Sie bedenkt in ihrem liebevoll-sorgenden Gedankenspiel nicht, dass Kobolde, wenn sie Kleidung als Geschenk erhalten, mit dem freudigen Ruf *Ausgezahlt eine neue Heimat* suchen und die alte Wirkstätte für immer verlassen.

³⁹⁶ In Westfalen verbindet sich seit Alters her christlicher Glaube spielerisch mit dem Aberglauben der Region auf literarisch sehr fruchtbare Weise wie die Heimatliteratur *Droste-Hülshoffs* eindrucksvoll belegt.

³⁹⁷ *Weber* spielt hier poetisierend mit der phantasievollen Abstammung Eggis, die Eggi nicht ausgrenzt, seine Abstammung nur mythisch verklärt. Erst im *Goliath* thematisiert *Weber* die Frage nach der Herkunft mit Realitätssinn. Sie wird für Olaf und Margit in Bezug auf ihr irdisches Lebensglück in der Episode *Brautwerbung* zum Verhängnis.

³⁹⁸ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 262.

³⁹⁹ Manfred Stange (Hrsg.): Deutsche Lyrik des Mittelalters, 20.

im christlichen Gebet. Sie fleht den christlichen Himmel um Hilfe für den Geliebten an und wartet – in sich gekehrt – auf die Rückkehr, denn „Frauenwaffe/Ist Gebet und stilles Warten.“ (W:D, 268) Hildegunde kämpft mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln um das Wohlergehen Elmars. Sie hat keine Berührungsängste im Umgang mit der sächsischen Religion, auch der Magie steht sie aufgeschlossen gegenüber. Gern besäße sie die Zauberkräfte, die den Druiden eigen sind. Mit ihnen würde sie sich in einen weißen Schwan verwandeln. In einem schönen Tagtraum wird sie aktiv, sucht Elmar in Schwanengestalt überall auf der Welt. Gedanklich befreit sie sich damit aus der Enge des väterlichen Hofes und flieht „in die Anschauungswelt des skandinavischen Nordens“⁴⁰⁰, leiht sich in ihrem romantischen Traum sogar das Federhemd Freyjas⁴⁰¹:

Hätt' ich eure Federhemden,
Durch die Himmelsräume flög' ich;
Ihn zu finden, den ich suche,
Durch die Erdenreiche zög' ich. (W:D, 256)

Hildegunde hat sich ihre kindliche Unschuld bewahrt. Ihre Wünsche und Gefühle führen sie unmittelbar zum Mythos, machen sie ihm zugeneigt, denn das „mythische Denken ist anschaulich-konkret, es geht über die Erfahrung hinaus ... [, knüpft] Beziehungen „magischer“ Art.“⁴⁰²

Kein Weg ist ihr zu weit im fantasievollen Gedankenflug auf der Suche nach dem Geliebten. Hildegunde lebt in stiller Trauer – und in treuer Liebe zu ihm, gemäß der Kernaussage *Wolframs* über die Liebe: „reht minne ist wāriu triuwe“ (Richtige Liebe ist wahre Liebe, die in der Aufrichtigkeit der inneren Bindung gründet).⁴⁰³ Sie kann und sie will ihn nicht vergessen. Ihre Liebe ist bedingungslos. Sie fordert nicht, sie gibt. Ihre christlich gebändigte „Leidenschaft verlangt danach, vor allem anderen Liebe freizusetzen und dadurch den anderen in Freiheit zu setzen“⁴⁰⁴. Elmar muss sich für ihre Liebe nicht verändern. Selbst, wenn er im Rachekampf der Sachsen zurückkäme, wäre sie ihm in unverminderter Liebe treu verbunden. Sehlichst wünscht sie sich Kunde von ihm, hofft bei jedem Fremden, der auf dem väterlichen Hof Rast macht, auf Auskünfte – hofft, er könne „von dem Einen aus der Ferne“ (W:D, 261) berichten. Sie kann nicht verstehen, wieso keine „Botschaft“ (ebd.) zu ihr vordringt. Etwas daran ist merkwürdig. Sie muss endlich in Erfahrung bringen, was mit ihm geschehen ist. Aiga weiß Rat. Sie bezieht ihren Liebsten, den braunen Schmiedejungen, der auch ein begabter junger Barde ist, mitsamt seiner Kunst in ihre Wahrheitsfindung ein.

Aiga sagt, ein dunkles Rätsel
Sei der braune Schmiedebube;
... am frischen Feuer
Saß er .. und summte leise,
... Eine fremde, trübe Weise.

Wendisch war's: des Falken Klage,
Der, vom Walde weit, im Bauer
Einsam, mit gelähmtem Flügel
Sich verzehrt in Zorn und Trauer. (W:D, 263-264)

Den naheliegenden Vergleich mit dem Falkenlied des von *Kürenberger* zieht auch Marie *Speyer* und sie verweist darauf, dass „in gleicher Symbolik Eggi eine wendische Weise .. von des Falken Klage“ singt. Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 223.

⁴⁰⁰ Ebd. 92.

⁴⁰¹ Freyja ist die Göttin der Liebenden. Als wichtige Göttin im Spektrum der nordischen Mythologie wird über sie ausführlich in der *Edda* berichtet. Siehe dazu: Die *Edda*. Götterlieder, Heldenlieder und Spruchweisheiten der Germanen, 24, 81, 86, 92-96, 127, 132, 228, 279, 285, 313, 320.

⁴⁰² Stichwort *Mythus* in: Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Bd. 2, 195.

⁴⁰³ Vgl. dazu Joachim Bumke: Wolfram von Eschenbach, 164 u. 97. Und siehe: Wolfram von Eschenbach: Parzival. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung von Peter Knecht, mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in die Probleme der ‚Parzival‘-Interpretation von Bernd Schirok, 536 (X, 532, 10).

⁴⁰⁴ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 71.

Eggi, der umtriebige junge Barde, hat Elmars Leid poetisch in ein Lied gefasst. Die Tragik seiner Geschichte reizt und fasziniert ihn aber allein aus Gründen der Ästhetik.⁴⁰⁵ Mit Elmars Leid bereichert er seine Kunst. Der Sänger des neuen Falkenliedes lässt die jungen Frauen gerne an seinem noch unvollendeten Kunstwerk teilhaben, er ist aber nicht bereit, Auskünfte über Elmars Verbleiben mitzuteilen. Das Lied soll ausschließlich durch seine Ästhetik bewegen, nicht durch den Inhalt, denn dieser ist nur Träger für das Tragische, das die ästhetische Empfindung hervorbringt.⁴⁰⁶

Elmars „Pfänder“ (W:D, 267), die Hilda vor seinem Verbannungsritt aus treuen Händen erhalten hat, verwahrt sie sorgsam.

Ring, mich stets an ihn zu mahnen,
Still auf meinem Herzen ruhe;
Schwert, bis er dich widerfordert,
Harre sein in sichrer Truhe! (W:D, 267)

Für Elmars Heimkehr ist alles bereit. Möge der christliche Gott Elmar durch seine Gnade endlich die Rückkehr ermöglichen. Im „Bewußtsein, dass etwas gut sein und gut werden kann“⁴⁰⁷, wünscht sie ihm Teilhabe an der göttlichen Gnade. Flehend ruft sie ihren frommen Wunsch als Gebet in den Himmel.

Deines Lichts nur einen Schimmer
Gieß auf seine dunklen Pfade:
Gott, mein Gott, in seine Seele
Einen Strahl nur deiner Gnade! (W:D, 269)

Im Traum hört sie sein Rufen: „Hildegunde!“ (Ebd.) Sie sieht ihn im Kampf mit einem Feuerdrachen als Sieger hervorgehen. Elmar kann nicht tot sein. Der Traum ist vielleicht als tröstendes Zeichen gedacht, das der Himmel ihr als Antwort auf die treuen Gebete sendet. Elmar hat gegen den Drachen gekämpft und gewonnen, ist aus dem schweren Fieber, das vom Gift des Pfeils verursacht worden ist, erwacht. Die ästhetischen Bilder der wahren Vision trösten sie in ihrem Liebesleid.

Nächten sah ich ihn im Traume,
Die Erinnerung macht mich beben,
Wie er rang mit einer wüsten
Wurmgestalt auf Tod und Leben.
... Schuppenringe, grimme Tatzen,
Sah ich um den Mann sich klammern;
Deutlich hört ich's: ‚Hildegunde!‘
War sein halbersticktes Jammern.

Fliegen wollt' ich, ihn entreißen
Aus des Untiers Klau'n und Zähnen,
Doch gelähmt, gebannt, gebunden,
Konnt' ich, Gott, mein Gott!' nur stöhnen.

⁴⁰⁵ Im deutschen Idealismus hat die aristotelische Wirkungstheorie eine Umdeutung erfahren. Für *Dreizehnlinden* ist zu klären, ob Tragik als lebensweltliches oder ästhetisches Phänomen betrachtet werden soll, oder ob beides der Fall ist. In der Figur des Bardens greift *Weber* das Thema *Tragik* ästhetisch auf. In der Geschichte Elmars zeigt sie sich als lebensweltliches Problem.

⁴⁰⁶ Eggi erkennt in Aiga und Hildegunde im Moment seines Kunstvortrags nur zwei junge Frauen, die tief um das Wohlbefinden des edlen Sachsen besorgt sind, und die durch diese Ablenkung seinen Gesang nicht in angemessenem Umfang zu würdigen wissen. Der junge Barde ist enttäuscht, dass er keine ihn zufriedenstellende Zuhörerschaft auf Bodinkthorpe findet. Auch Aiga kann die Ästhetik seiner Sangeskunst nicht nachempfinden. Eggi wird daher irgendwann die Sächse verlassen müssen, um in andere, der Kunst zugeneigtere Gefilde zu ziehen.

⁴⁰⁷ Margit Eckholt/Sabine Pemsel-Maier (Hrsg.): Räume der Gnade. Interkulturelle Perspektiven auf die christliche Erlösungsbotschaft, 15.

Da – im Blute schwamm der Drache!
Und mein Held? – Sein lichtverklärtes
Antlitz strahlt', und selig lächelnd
Hielt er hoch das Kreuz des Schwertes. (W:D, 269-270)

In der Dichtung gehört die Nacht des Öfteren den sehnsuchtsvoll und wahrhaftig liebenden Paaren. Im Traum finden die Liebenden zueinander, gehen eine nächtliche Symbiose ein. Sie befinden sich in einer festen emotionalen Bindung, der auch eine räumliche Trennung nichts anhaben kann. Im poetischen Lied wird die Liebe messbar, wird zu einer Kraft, die räumliche Grenzen mühelos überwindet und Spuren in der Welt hinterlässt. Sie wirkt mit an der Genesung Elmars. In der mittelalterlichen Welt des Epos ist die Kraft der Liebe unbegrenzt. Nach Elmars siegreichem Kampf gegen die schwere Krankheit wird auch Hildas Leben mit neuer Kraft bedacht. Hildegunde schöpft neuen Lebensmut, denn der nächtliche Traum gibt ihr die Gewissheit, dass Elmar lebt. Mit dieser sinnlichen Traumerfahrung lässt sich die lähmende Trübsal überwinden, die sie gefangen gehalten hat. Der lange Winter, das Ausharren im Zustand beständiger Trauer, hat sie an Körper und Geist geschwächt. Jetzt blickt sie zuversichtlich in die Zukunft.

6 Identitätsverlust und Neuverortung

6.1 Prozesse der Veränderung – Heilung und Verwandlung

6.1.1 Fiebertraum – Fürsorge und Seelsorge

Mit *Dreizehnlinden* verfolgt *Weber* nicht nur den dichterischen Plan, seine Leserschaft mit einem Fantasie-Epos zu beschenken, er erzählt in seinem Epos auch, wie sich Elmar von der sächsischen Religion ab- und der christlichen zuwendet.⁴⁰⁸ Die maßgebliche Voraussetzung, um den Zugang zur neuen Welt der Christen zu finden, ist die innere Wandlung Elmars. Den zugehörigen Entwicklungsprozess veranschaulicht *Weber* als fiktive Neuerzählung der Heilsgeschichte Westfalens. Dabei greift er im fantastischen Epos auf keltische Mythen zurück und erinnert mit dem religiösen Helden Elmar, der für sich das Christentum entdeckt, an Parzival und dessen Suche nach dem heiligen Gral.⁴⁰⁹ Im Kloster leiten die Mönche Elmar auf seinem Weg zum Heil fachkundig an. Die lange Klosterepisode schildert das Hauptgeschehen in Elmars Geschichte, macht die innere Wandlung, seine gedankliche Auseinandersetzung und letztendliche Hinwendung zum christlichen Glauben für die Leserschaft transparent.

Ab dem XIII. Gesang beginnt im Epos die konsequente Ausrichtung auf das Gute in Elmars Geschichte. Das bis dorthin Geschehene wird erneut betrachtet und ein zweites Mal, aus veränderter Perspektive, so erzählt, dass bisher fehlende Versatzstücke gefunden werden können, um das bunte Mosaik der fiktiven Welt zu vervollständigen. Es ist ein hoffnungsvolles Bild barmherziger Menschlichkeit, das der Dichter in der zweiten Hälfte des Epos zeichnet. *Weber* fertigt mit *Dreizehnlinden* nicht nur eine Schablone des Bösen, er entwirft auch ein christliches Gegenbild zu den Äußerungen des spottenden Uhus.

Das Wissen um das Böse läßt anders leben, anders dichten, urteilen und handeln. Zwischen dem erzählten Bösen in der Dichtung und dem tatsächlich vorhandenen Bösen gibt es Übereinstimmungen. Vom Bösen zu erzählen, ist nicht nur Übermut und Faszination. Es fordert die Frage nach dem Guten heraus, das trotz allem viel interessanter ist als das Böse.⁴¹⁰

Im Versepos verweist *Weber* zum einen auf die bösen Seiten des Menschengeschlechts, zum anderen erzählt er von dem Guten, das in der Welt so ruhig und leise geschieht, dass es oft sogar unbemerkt bleibt. Elmar steht mit seiner humanitären Mission als Friedensbringer eindeutig im Dienste des Guten und das Kloster liegt außerhalb des Machtbereichs des fränkischen Königsboten, der mit seinen dunklen Charakterzügen der Haupt-Anknüpfungspunkt für das Böse in der Geschichte ist.

In dem belastenden Gefühl der Heimatlosigkeit endet Elmars Verbannungsrütt vor den Klostermauern des Konvents zu Dreizehnlinden. Seine schweren Verletzungen und das bittere Erlebnis des Heimatverlusts haben ihn in eine Ohnmacht geführt. Er hat im Spottwald die Grenzen der Wirklichkeit gespürt, die Nichtigkeit der Endlichkeit im Sinne *Solgers* erfahren.

⁴⁰⁸ Jenen Rezipierenden, die gemäss des Christentums glauben möchten, bietet die Klosterepisode praktische Hilfe, denn sie enthält *Webers* poetische Anleitung zum christlichen Glauben. Der christliche Glaube wird erfahrbar im Text, ist im Leseprozess erarbeitbar, aneignbar. Pragmatisch gesehen wird Glaube hier für die Leserschaft – auch für den modernen, vom Zeitgeist abhängigen Menschen –, der willig ist, sich einzulassen auf *Webers* christliche Poesie, erlernbar. Die Leserschaft pilgert mit *Weber* durch die Verse, streift mit ihm durch die christliche Geschichte, sieht die Vergangenheit der *Heimat* und entdeckt vielleicht die eigene Lebensgeschichte christlich neu. Für den Dichter ist der Glaube die direkte Erfahrung Gottes – mit dieser Interpretation stellt sich *Weber* bereitwillig in die Tradition mittelalterlicher Mystiker – z.B. in die Bernhard von *Clairvaux*, dem großen Mystiker des 12. Jahrhunderts. *Weber* verfügt über eine tiefe innere Religiosität. Christliche Inhalte stellt er in seiner Dichtung nicht aus ästhetischen Beweggründen dar. Besonderer Ausdruck seines religiösen Empfindens sind seine *Marienblumen*.

⁴⁰⁹ „Der Gesang am Opfersteine gibt das heidnische, der von des Priors Lehrsprüchen das christliche Weltbild. Prüfen wir Dreizehnlinden, das eine Übergangszeit darstellen soll, auf [die zwei Grundideen altgermanischer Poesie] ... hin, so finden wir, daß in den ersten zwölf Gesängen der Dichtung die germanische Idee des Kampfes um die Herrschaft, in den zwölf letzten die des Ringens um die Weisheit zum Ausdruck kommen. So kann Dreizehnlinden der vollen Verkörperung des urgermanischen Ideals verglichen werden, Wolframs Parzival, dessen Held auch durch Kämpfen und Lernen sein Ziel erreicht hat.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 241.

⁴¹⁰ Wilhelm Gössmann: Teufel - Mephisto. Zum Problem des säkularisierten Bösen, 2.

Weil die Situation ihm einfach zugestoßen ist, leidet er unschuldig unter den Eindrücken. Mit den utopischen Anteilen im Lied kann der Dichter – formal als Negation der Negation – aber Abhilfe schaffen.

Die weiße Stute ist den Weg durch den Wald mit der schweren Last des verwundeten Reiters unbeirrt gegangen, hat ihn aus der unheimlichen Umgebung heraus und vor die Pforte des Konvents zu Dreizehnlinden getragen. Der geschützte Raum der Klosteranlage wird Elmar bis zur Genesung und Taufe Zufluchtsort sein.

Achtsam war der Gang des Rosses,
Sacht und sorglich schritt es weiter,
Gleich als wiss' es wohl, es trage
Einen todeskranken Reiter.
... Turm und Dach von Dreizehnlinden
Ragten aus des Dunstes Wogen.

Und die ew'ge Lampe glänzte
Durch die Dämmerung glüh und golden:
Nah der Pforte sank der Reiter
In des Herbstes letzte Dolden. (W:D, 170)

Elmar ist am vorläufigen Zielort der unfreiwilligen Reise angekommen, kann sich von den Strapazen des Verbannungsriffs durch den wundersamen Wald der sprechenden Tiere und Pflanzen erholen. Das Pferd hat den langsam ausblutenden Reiter – angeleitet vom Hammersegen des Schmieds und/oder den Gebeten Hildegundes – auf direktem Wege zum Kloster gebracht. Hinter den hohen Mauern des Klosters wird ihm Hilfe zuteil. „Während des Klosteraufenthalts, eigentlicher Kern des Epos, findet jenseits von Haß und Gewalt [Elmars] .. körperlicher und geistiger Heilungsprozeß statt.“⁴¹¹

Ganzheitlich, in seiner Einheit von Leib und Seele, wird der Mensch in den Versen der langen Klosterepisode wahrgenommen. Die Mönche erweisen dem Kranken gemäß der ihnen auferlegten Pflichten christliche Barmherzigkeit. Das Christentum fordert brüderliche Menschenliebe⁴¹² und das Gleichnis vom Weltgericht kommt zum Tragen: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“. (Matthäus, 25,40)

Abt Warin und Wido erkennen in dem Todkranken den edlen Falken. Warin vergleicht ihn anerkennend mit Michael. Die Mönche wissen, dass er vogelfrei ist, aber die „ Klostermauern/Sind gefriedet“ (W:D, 173) und der Abt kann furchtlos die Anweisung geben: „Auf, ihr Lieben,/Was bei Lukas steht am Zehnten,/Heischt die Pflicht an ihm zu üben!“ (Ebd.)

Im Konvent zu Dreizehnlinden werden Elmars Wunden von Beda und Ailrat heilkundig versorgt. Die übrigen Mönche gehen zum Chor und beten um Heilung für den Kranken. Im Gebet liegt die wichtigste Aufgabe der frommen Klostergemeinschaft.

Beda hofft auf die Genesung des Kranken, dessen Bewusstsein ein kräftezehrender Fiebertraum – wie ein Untier – fest umklammert. Aufgrund der schweren Erschöpfung durch den Ritt und die gefährliche Verletzung durch den Pfeil fällt Elmar müde in einen tiefen Schlaf. Ein charakteristisches Merkmal des Schlafes ist es, dass der Schläfer wieder erwachen, seine Bewusstseinsklarheit wieder erlangen kann. Im Traum findet die Regeneration seiner Kräfte statt. Trotz seiner umfangreichen medizinischen Erfahrung bleibt Beda die Ursache des schweren Fiebers und der vollständigen Ermattung des Patienten vorerst verborgen. Verzweifelt ringt der Arzt mit seinen Fachkenntnissen. Er ist bemüht, die helfende Medikation zu finden.

⁴¹¹ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 20.

⁴¹² Vgl. dazu *Humanität* in Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Bd. 1, 640.

Doch zum Trotz den greisen Haaren,
Wohl zur Strafe meiner Sünden,
Kann ich diese dunkeln Siechtums
Dunkle Tiefe nicht ergründen. (W:D, 173)

Im Kampf mit dem Fieber tritt Elmar eine Reise in sein Inneres an. Der Sinn des vorher Geschehenen offenbart sich für Elmar im Traum, bietet ihm plötzlich die Möglichkeit der Reflexion über das eigene Leben. Wenn er den Traum als erhellende Vision versteht, kann er alle Zusammenhänge begreifen, die sich ihm noch nicht offenbart haben. In den Versen des Liedes erklärt sich sein vorheriges Leben in Bildern der alten Welt. Auch hier gilt wieder: Mythologisches kann in der Dichtung hinsichtlich der in den lyrischen Versen liegenden Ästhetik, die das Mythologische zum Ausdruck bringen, erklärt werden.

Elmar durchlebt im Fiebertraum alle Phasen seiner Lebensgeschichte ein zweites Mal. Da er im Traum spricht, können Beda und Ailrat im Hören der Worte an seiner Vergangenheit Anteil nehmen. Durch die ihnen auf diese Weise vermittelten Erkenntnisse werden sie in die Lage versetzt, das Gefühlsleben Elmars zu verstehen. Den pflegenden Mönchen erhellen sich durch die gesprochenen Worte des Träumers alle Zusammenhänge in Elmars Leben. Die Leserschaft erkennt das Geschehene in den unmittelbaren konkreten Bildern der Traumvisionen. Sie erscheinen der Leserschaft lose aneinandergereiht, wirken wie filmische Sequenzen, die wichtige Augenblicke des Vergangenen zeigen. Sie enthalten alle entscheidenden Momente im Leben des Nordmanns. Gemeinsamkeiten zwischen den pflegenden Mönchen und ihrem Patienten finden sich. Ailrats Erinnerungen an sein früheres Piratenleben und den eigenen Kampf mit mythischen Wasserwölfen werden durch das Gehörte wachgerufen und in der gedanklichen Wiederholung ein weiteres Mal – nun gemeinsam mit dem Fieberkranken – durchlebt.

Meist auf Thorkells dunklem Drachen
Schweift er durch den weiten Norden,
Und mir selber ist beim Lauschen
Ein Erinnern wach geworden;

Denn ich bin ihm oft begegnet,
Als ich noch in wilden Jahren,
Rasend durch die Sund der Meere,
Mit dem Wikingsvolk gefahren. (W:D, 185)

Elmar formuliert im Traum seine Wünsche und sein Begehren, teilt auch alle Bedenken, die er in vergangenen Situationen verspürt hat, mit. Es wird schnell deutlich, dass sein gesamtes bisheriges Leben vom Kampf dominiert worden ist. Einige der Mönche teilen Elmars Kriegserfahrungen aus früherer, eigener und schicksalsvoller Lebensführung. Dass ihnen aus ähnlicher Erfahrung ein essentielles Verständnis der Lebensgeschichte Elmars gegeben ist, macht sie zu guten Psychologen.

Die Seelsorge der Mönche beschränkt sich „auf Empathie, Zuhören und .. Spiegeln des Gehörten“⁴¹³. Die Empathie der Mönche ist nicht als moralischer Bezugspunkt zu verstehen. Ihr Mitgefühl lenkt den Fokus auf das Wohl des anderen. Auf diese Weise fertigen die Mönche eine belastbare Basis, auf der sich für Elmar im ersten Schritt Vertrauen entwickeln kann und die ihn, in einem zweiten Schritt, empfängnisbereit für die Botschaft des Christentums macht, die ihm seelisches Wohlbefinden verspricht. Ziel der missionierenden Benediktiner ist die Verkündigung und Ausbreitung ihres Glaubens. Sie sind davon überzeugt, im Sinne des leidenden Kranken zu handeln, der wie durch Zauberhand oder göttliche Vorsehung zu ihnen gefunden hat. Die Mönche sind gewillt, nicht nur sein körperliches Leiden zu lindern, sondern auch den Schmerz seiner Seele zu stillen. Ziel ist es, den „Leidenden auf[zurichten und [zu] trösten“⁴¹⁴. Elmar bereichert seinerseits auch das fromme Leben der Mönche,

⁴¹³ Isolde Karle: Das Streben nach Glück. Eine Auseinandersetzung mit der Beratungsgesellschaft, 51-68. In: Heinrich Bedford-Strohm (Hrsg.): Glück-Seligkeit. Theologische Rede vom Glück in einer bedrohten Welt, 65.

⁴¹⁴ Ebd. 64.

denn „Gott [spricht] tief aus allem Menschlichen“⁴¹⁵. „Nur, wer gibt, empfängt. Nur der Mensch, der das Leben anderer fördert, der aufmerksam mit seinen Mitmenschen umgeht, sich mit ihnen freut und mit ihnen leidet, wird die Fülle des Lebens erfahren.“⁴¹⁶

Beda und Ailrat erfahren aus Elmars Fiebertraum, dass Thora ihn mit ihrer Liebe nicht dauerhaft für den Norden hat gewinnen können, da seine Gedanken beständig gebunden waren an die Erinnerung an ein frommes und scheues Reh, das sich während seines Aufenthalts im Norden in heimischen Wäldern bewegte. Für die christliche Klostersgemeinschaft besteht kein Zweifel daran, dass Elmar Hildegunde, die Tochter des fränkischen Grafen, liebt. Im Fiebertraum zeigt sich die Dramatik des inneren Konflikts. Alles in Elmar ist in Unruhe. Die fiebrigen Gedanken an die vielen kriegerischen Auseinandersetzungen verweisen auf den grundlegenden allgemeinen Konflikt, in dem sich die Figur Elmars ebenfalls befindet. Viele Franken hat Elmar im Kampf für den Norden erschlagen und dabei oft an seine Liebste aus Kindertagen gedacht.

Schlanker Knabe, – nein, ein anderer
Sei das Opfer meiner Hiebe:
Dieser, – o er hat dieselben
Stillen Augen, die ich liebe. (W:D, 190)

Im Fiebertraum badet Elmar erneut im Blut seiner zahlreichen Schlachten. Das Töten ist ihm nicht immer leicht gefallen. Den siegreichen Helden ermattet sein mörderisches Tagwerk in der kriegerischen Auseinandersetzung mit den Franken mehr und mehr. Nun ringt der tapfere Degen des Nordens mit dem eigenen Tod. Seine Ermüdung könnte in einem sehr langen Schlaf, in einem Koma, das zum Tode führt, enden. Aber die Erinnerung an Hildegundes Liebe hält den Todkranken fest in der Welt alles Lebendigen verankert, lässt seine Sinne nicht dauerhaft ins Unbewusste abgleiten. In den pflegenden Händen der Mönche erfährt er Hildas Liebe erneut. Vor dem geistigen Auge erblickt er ihr schönes Gesicht. Seine Liebste steht ihm im gefährlichen Fiebertraum treu zur Seite.

Eine sitzt mir gegenüber
Still und freundlich; Huld und Güte
In den Blicken, auf den Wangen
Lilienschnee und Rosenblüte.
... Treu, mit nimmermüder Sorge
Pflegt sie mich wie einen Kranken.
Bin ich krank? O müde, müde
Von dem Ringen mit dem Franken!

Und mein Kopf! – Sie nickt; das Kissen
Glättet sie und nickt mir wieder:
Ah, das Kreuz, das schlimme Zeichen,
Trägt sie auf dem weißen Mieder.
... Nein, ich mag nicht euern Himmel,
Abwärts muß ich zu der Einen:
Mächtig ist ob allen Mächten
Einer Jungfrau stilles Weinen! (W:D, 193-196)

Elmars starker Wille drängt ihn zurück ins Leben. Er ist durch die beständige Liebe Hildegundes und die Bekümmerung darüber, dass er während er todkrank im Kloster verweilt seine Liebste nicht trösten kann, motiviert. Er darf sie nicht allein im Leben zurücklassen, will ihr das Leid der Trauer ersparen. Elmar bestätigt so – vor den Mönchen als Ohrenzeugen – in der schweren Fieberfantasie die grundlegende Entscheidung für sein weiteres Leben: Er mag und darf nicht sterben ohne zuvor zu Hildegunde heimgekehrt zu sein. Er glaubt daran, dass sie die richtige Partnerin für ihn ist. Elmar hat die ausschlaggebende Idee gefunden, für die es sich für ihn zu leben lohnt. Mit seinen Äußerungen

⁴¹⁵ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 16.

⁴¹⁶ Isolde Karle: Das Streben nach Glück. Eine Auseinandersetzung mit der Beratungsgesellschaft, 51-68. In: Heinrich Bedford-Strohm (Hrsg.): Glück-Seligkeit. Theologische Rede vom Glück in einer bedrohten Welt, 64.

bekannt er bereits zu diesem frühen Zeitpunkt im Geschehen des Lieds von Dreizehnlinden – zu Beginn der Klosterepisode –, welches grundlegende Ziel er im Leben verfolgen wird, welche Hoffnung er für sein Leben hat. Sein Heimweh gilt Hildegunde, sie ist für ihn *Heimat* – die *emotionale Heimat* im geliebten anderen. Das leidenschaftliche Gefühl, die Anziehungskraft der Liebe, teilt ihm unmissverständlich mit, dass er an Hildas Seite seinen Platz im Leben finden muss, um wieder glücklich zu werden.

Im Fieber erlebt Elmar, wie die alte Welt zusammenstürzt. Er erfährt vom Weltenende in der Vision seines Traums. Im Fiebertraum erinnert er sich auch an den heißen Brand auf Bodinkthorpe, hört erneut die Hilferufe und rennt durchs Feuer zu Hildegunde, um nun liebend ihre Hilfe einzufordern.

Ja, ich komme, dich zu retten
Aus des Feuerberges Schlunde:
O wie heiß, wie heiß die Lohe! –
Ich erstickte: Hildegunde! (W:D, 197)

Nur sie kann ihn retten, nur ihr vertraut er. Sie gibt ihm den notwendigen Halt im Leben.

Auch an die Begegnung mit Swanahild in den Wäldern und an ihre Weissagung erinnert sich der Todkranke. Sie wird zu einem ängstigenden Schreckbild in Elmars Fiebertraum: „Auf des Waldes dunklen Pfaden/Tritt das Schicksal dir entgegen!“ (W:D, 198) Erst in der unbewussten Aufarbeitung des Traums erkennt er, was der Spottwald ihm als Lebensmotto der Menschen und als dessen Quintessenz gepredigt hat: „die Menschen/Sind der Menschen schlimmste Hasser!“ (W:D, 199) Traurig über diese Erkenntnis sehnt er sich aus heißem Fieber in den kühlenden Schoß der kalten Erde. Ein Hauch Todessehnsucht verfängt sich in den Versen des Vogelfreien. Elmar, der verstoßene Wolf⁴¹⁷, wünscht, sein alter treuer Diener Diethelm möge ihn als Letzten seiner Sippe in ein steinernes Grab⁴¹⁸ legen und dem Verfall anheimgeben. Er will vergessen.

Unbekümmert um den Toten
Wird der Wind vorüberschauern,
Und nur sie, die greise Wölfin,
In der Nacht am Hügel trauern. (W:D, 200)

Elmars Gedanken irren. Die Notwendigkeit des Vergessens besteht nicht. Um den Frieden in seiner Region zu gewährleisten, muss Elmar nicht sterben. In der Welt der Frauen kreist reges Leben um seine Person. Seine Lage ist nicht aussichtslos. Seine Geschichte ist noch nicht zu Ende. In der Rückschau des Traums treten die Motive offen hervor. Da die Motivation deutlich wird, kann sich aus dem dargestellten Geschehen Elmars Geschichte – vor den Augen der Leserschaft – im Lied detailliert weiterentwickeln. Seine Geschichte ist ereignisreich und es lohnt sich, sie im Epos zu erzählen. Das epische Groß-Ereignis, von dem *Dreizehnlinden* berichtet, ist Elmars Konversion von der sächsischen zur christlichen Religion. Elmars Umschwung, sein innerer Wandel, wird konsequent von den Mönchen des Klosters begleitet.

⁴¹⁷ „Das Bild [des Wolfes findet sich] ... für den Vogelfreien immer wieder, schon im altdeutschen Recht ist es stehend.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 225.

Auch findet sich der Wolf als Symbol des Ausgestoßenen häufig in der *Edda*, die *Weber* als Quelle der Inspiration für die Neuschaffung seiner Mythologie herangezogen hat. Vgl. ebd. 132.

⁴¹⁸ Erneut zeigt sich *Webers* Vorliebe, auf sprachliche Bilder mittelalterlicher Texte zurückzugreifen; „das Motiv der Marmorsärge findet sich schon bei den zwei mhd. Dichtern (Ulrich [von Türheim] ... Heinrich [von Friberg]), und vor Weber schon hatten sie beide die Dichtung beschlossen in milden frommen Versöhnungsgedanken.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 102.

6.1.2 Beda in heilkundiger Mission

Den langen Winter verbringt Elmar entrückt von der Welt und geschützt hinter dicken Klostermauern in seiner Krankenzelle. Mittlerweile ist es Beda ⁴¹⁹ gelungen, die genaue Ursache für Elmars schweres Leiden zu lokalisieren:

Des Rätsels Lösung
Fand ich wohl, doch ohne Hoffen:
Schwer, mit giftgetränktem Eisen
Hat ein Unhold ihn getroffen. (W:D, 206)

Die Heilung Elmars stellt den erfahrenen Arzt vor die größte Herausforderung seiner bisherigen medizinischen Laufbahn. Er weiß nicht, wie er sich allein mit Hilfe seiner Kräuterkunst gegen „Teufelsstücke“ (ebd.), die er als Auslöser des schweren Fiebers vermutet, behaupten soll. Beda ist ohne Hoffnung für den Kranken. Aber der Prior des Klosters will sich im Kampf gegen das Böse nicht geschlagen geben, ohne alle Möglichkeiten in Erwägung gezogen zu haben, die eine Wendung zum Guten erzielen könnten. Daher macht er dem Arzt der Klostergemeinschaft den unorthodoxen Vorschlag, eine sächsische Waldfrau zu besuchen, um sie in Elmars Sache als Heilerin zu konsultieren. Er vertritt die Auffassung:

Gut und fromm ist jedes Wissen,
So es frommt den Menschenkindern,
So es Seelenqual zu schweigen,
Leibesnot vermag zu lindern. (W:D, 207)

Jede Unterstützung muss vorurteilsfrei genutzt werden, um Elmar zur Genesung zu verhelfen. Auch die Kenntnisse der heidnischen Wala müssen von den christlichen Mönchen genutzt werden, um ein Menschenleben zu retten, ungeachtet der Tatsache, dass die Mönche den heidnischen Glauben der Waldfrau bekämpfen.

Ist die Waldsibylle kundig,
Wilden Fieberbrand zu dämpfen,
Ihre Weisheit soll uns nützen,
Ob wir ihren Wahn bekämpfen. – (W:D, 208)

In der Geschichte des Epos zeigt sich erneut das Gedankengut der Aufklärung und des Humanismus. Der Mönch Beda soll mit Swanahild medizinisch zusammenarbeiten, um bei Elmar die gewünschte Heilung zu erzielen,⁴²⁰ denn ihre Kultur verfügt über das notwendige Wissen, um den lebensrettenden Heiltrunk herzustellen. Für ihre umfangreichen Kenntnisse gebührt ihr die höchste Anerkennung und keine Abwertung, wie sie sich hinter der unbedachten Äußerung Bedas verbirgt. Auch der brave Mönch muss sich aus den Fängen seiner Vorurteile befreien.

Eine Hexe? Tiefste Kenntnis,
Gottesgabe, reich und selten,
Durfte stets, weil unverstanden,
Tor und Törlin Zauber schelten. (W:D, 207)

Der Prior verlangt eine pragmatische Herangehensweise und einen unvoreingenommenen Umgang mit der wunderbaren Heilkunst der Druiden.

⁴¹⁹ *Webers* Figur des medizinisch ausgebildeten Beda hat einen Namensvetter in der christlich-mittelalterlichen Welt. „Beda Venerabilis (672-735) Benediktiner im Kloster Wearmouth, Verfasser bedeutender theologischer und chronologischer Schriften, erster Geschichtsschreiber Englands. 1899 von Papst Leo XIII. zum „Doctor Ecclesiae“ erklärt.“ Josef Grünenfelder: *Der Stifsbezirk St. Gallen – Kulturhistorischer Führer*. Hrsg. vom Staatsarchiv des Kantons St. Gallen und vom Weltkulturerbe-Forum St. Gallen, 224.

⁴²⁰ In mittelalterlicher Zeit ist es das Ziel christlicher Mönche gewesen, die magischen Frauen zu verdrängen. *Weber* lässt im Epos Mönch und Drude zusammenarbeiten. Darin zeigt sich auch die Anerkennung des Schulmediziners *Weber* der älteren Heil- und Kräuterkunde gegenüber. Als Dichter setzt *Weber* beide Wissenswelten in eine friedliche Koexistenz.

Sind die Heiden kluge Meister,
Gehen wir doch in ihre Schule!
Schreibt uns nicht, was sie ersannen,
Bis os nimmermüde Spule?

Nicht allein der scharfe Stachel,
Süßer Seim auch ward den Bienen;
Meiden wir das Gift des einen,
Muß uns doch das andre dienen. (W:D, 208)

Und so schickt der Prior Beda – im Dienste des Kranken ohne Neid und Berührungsangst bezüglich des unbekanntes Kulturguts – auf eine lebensrettende Mission zur Waldfrau in die sächsischen Wälder. Beda erhält den klösterlichen Auftrag, das wunderbare druidische Allheilmittel gegen Fieber im blauen Grund bei der medizinkundigen Swanahild einzuholen. Christlich eingebunden in die Geschichte wird der Vorschlag des Priors, indem die Reise zur Wala als Prüfung der Mönche im Konvent zu Dreizehnlinden verstanden wird, die – erfolgreich bestanden – die Heilung des Kranken zur Folge haben wird.

Fromme Brüder, uns zu prüfen,
Ward uns zugesandt der Wunde:
Beda, rüste dich, denn morgen
Wanderst du zum blauen Grunde! (W:D, 208)

Beda, der Arzt des Konvents zu Dreizehnlinden, wandert in christlichem Auftrag durch die winterliche Natur zur heilkundigen Wala.

Rings ein Glimmen und ein Glühen,
Gleich als wollten eitle Zwerge
Einmal zum Verwundern zeigen
All den Reichtum ihrer Berge;

All den Hort geheimer Schätze,
Die sie rastlos schürften, scharrtten:
Winterwald im Sonnenglanze,
Schöner als ein Frühlingsgarten! (W:D, 209)

Der sächsische Winterwald zeigt sich in eisiger Pracht und Winter-Schönheit, kann den Mönch aber nicht verzaubern, ihn mit seinem funkelnden märchenhaften Gewand auf dem Weg zur heidnischen Drude nicht verführen. Der fromme Mönch erliegt dem Naturzauber der alten mythischen Welt nicht. Er erkennt in der Schönheit der winterlichen Natur einzig die Schönheit Gottes, steht fest in seinem Glauben und liest im Buch der Natur die Unendlichkeit des christlichen Gottes.

Dazu heißt es 1. Moses 1, 31 nach der griechischen Septuagintaübersetzung: „Und Gott sah, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr schön.“ Und im Buch der Weisheit 13,5 wird gesagt: „Denn aus der Schönheit der Geschöpfe wird in richtiger Schlußfolgerung deren Urheber erkannt.“⁴²¹

In der Schönheit wird das Ideal zur Wirklichkeit. Schönes wird – in der christlichen Weltanschauung des Mittelalters – als anschauliche Vergegenwärtigung des Göttlichen verstanden.⁴²²

Die stolze Swanahild ist nicht verwundert, dass die Mönche ihr heilkundiges Wissen begehren. Sie hat den Besucher bereits seit langer Zeit erwartet, stolz auf eine Annäherung – auf ein verheißungsvolles Zeichen des Einlenkens eines Glaubensvertreters der anderen Religion – gehofft.

⁴²¹ Lutz Geldsetzer: Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik, 63-64.

⁴²² Vgl. dazu *Ästhetik* in: Stefan Jordan/Jürgen Müller (Hrsg.): Lexikon Kunstwissenschaft. Hundert Grundbegriffe, 26.

„Kommst du endlich?“ sprach die Wala;
„Ich erwarte dich schon lange.

Knurre nicht, du treuer Graubart!
Freilich staunt wohl der und jener,
Tritt zu mir, der Heidenhexe,
Ein geschorner Nazarener!“ (W:D, 209)

Im Weltbild des Mönches ist Swanahild eine heilkundige Wala. Er betrachtet sie stellvertretend für die *geistige Heimat* und die Wissenskultur der Heiden, redet sie nicht mit persönlichem Namen an. Höflich-formal, der Wala⁴²³ der religiösen Welt der Sachsen schmeichelnd – einzig den Wunsch nach heilender Medizin vor Augen – beschreibt Beda den Anlass seines Besuchs. Beda benötigt Swanahilds heilkundiges Wissen – ererbt, ausgereift und erprobt in Jahrhunderten – um Elmars Leben zu retten. Beda muss die geeigneten Worte finden, die sie veranlassen, ihn an dem umfangreichen Heilkundewissen der alten Welt teilhaben zu lassen. Er ist unsicher in seiner Vorgehensweise. Da er bei der heidnischen Wala die gedankliche Zuordnung in ein Freund-Feind-Schema vermutet, versichert er ihr, dass er nur aus dem Grund komme, um Menschenpflichten einzulösen. Lernen wolle er von ihr, damit er einem der ihren, Hilfe leisten könne. Beda will aus christlicher Nächstenliebe und aus Gründen der Vernunft (im Sinne *Kants*) seine Pflicht erfüllen. Das zu lösende Problem läge in einem vielschichtigen Bereich, für den seine eigene ärztliche Kunst nicht hinreichend sei. Und er beteuert:

Fürchte nicht, daß deine Hilfe
Einem Widersacher fromme:
Deines Volks ein bleicher Knabe
Ist's, für den ich bittend komme.
... Er rast und schlummert;
Im verderbten Blute kreisen
Gift und Geifer, die ein Neidhart
Ihm geimpft mit falschen Eisen.

Waldgewächs und Gartenblüte,
Trost für fressend Weh und Wunde,
Manches lernt' ich: diesen Armen
Rettet nur verhohlne Kunde;

Jene, die seit grauen Tagen,
Unerkannt dem klügsten Kenner,
Heimlich erbten und vererbten
Weise Frau'n und stille Männer. (W:D, 210)

Aber sie hilft – wie er – auch außerhalb des Stammes, fühlt sich als Heilerin demselben helfenden Verhaltensmuster verpflichtet, dem ein allgemeingültiger Geltungsanspruch (eine moralische *Maxime*) zugrundeliegt. Als Vielwissende verfügt die Seherin im Rahmen ihrer religiösen Stellung über genaue Kenntnisse der Situation; sie muss sie haben, um ihrer religiösen Rolle als Priesterin gerecht zu werden. Swanahild ist sich dessen bewusst, dass der christliche Mönch sie um Hilfe für Elmar bittet. Als Priesterin der sächsischen Familie des Falken wird sie alles in ihrer Macht Stehende tun, um das Leben des stolzen Edlen zu retten. Selbstbewusst teilt sie dem frommen Mönch ihre Allwissenheit mit, um erstens ihre religiöse Macht zu verdeutlichen und zweitens die aus ihrer Sicht unnötigen Erklärungsversuche des Mönches zu beenden: „Alles wußt' ich, eh es wurde,/Und ich weiß, wie alles endet.“ (W:D, 211)

⁴²³ Die Bezeichnung *Wala* – als anderer Name für *Seherin* – findet sich in der *Edda*. Vgl. dazu: Die *Edda*. Götterlieder, Heldenlieder und Spruchweisheiten der Germanen, 18, 43-46, 85, 196, 322. Aber auch der Eigenname *Swanahild* findet sich in *Simrocks Eddaübersetzung*. Mit *Webers* Swanahild teilt diese unglückliche Frauengestalt aber nur den Namen.

Swanahild beansprucht die Gesprächsführung und schreitet ohne weitere zeitliche Verzögerung zur Tat. Ihr ist die Heilung des edlen Kranken in diesem Moment wichtiger als religiöser Eifer. Auf der Ebene ihrer Berufung, der Heilkunst, begegnen sich die beiden unterschiedlichen Charaktere und finden dort die Gemeinsamkeit, die die notwendige Zusammenarbeit zwischen ihnen zulässt, obwohl sie aus verfeindeten Lagern stammen. Sie ist von wissenschaftlicher Ausrichtung, denn auch Swanahilds „Magie ist Erkenntnis wirkender Kräfte in der natürlichen Umwelt des Menschen und Mittel zu ihrer Bezwingung, Abwehr des Schadens, Erzwingung des Nutzens“.⁴²⁴

Somit ist Magie Wissenschaft bzw. als angewandte Wissenschaft Technik. Sie berührt sich mit dem Religiösen nur im Bereich der Vorstellungen, nicht in dem des Verhaltens. ... Soweit ein Bild der Welt religiös oder mythisch geprägt ist, bestimmt es die Art ihrer wissenschaftlichen Erfassung; es sieht die Welt nicht von Energien, sondern von Wesen, Göttern und Dämonen bewegt. Aber während die religiöse Haltung die Überlegenheit jener Wesen schlechthin anerkennt und ihr Verhalten danach einrichtet (Kult, Gebet), erfaßt Magie sie als in ihrem Wesen gesetzlich gebunden, schafft sich Einblick in diese Gesetzlichkeit und nutzt die Kenntnis aus, um ein bestimmtes Verhalten zu erzwingen. Diese Haltung teilt Magie durchaus mit heutiger Wissenschaft.⁴²⁵

Die Magierin führt Beda tief hinein in die Höhle unter dem Berg. Ihre sächsische Heimstätte hat noch kein „Christenfuß“ (W:D, 212) betreten. Gastfreundlich bietet sie ihrem Besucher Speise und Trank an während sie eilig die bereits angesetzte Medizin fertigstellt.

Doch ans Werk, den Kranken dürstet;
Vorbedachtes schafft sich schnelle;
Sitz indessen und genieße
Meines Brots und meiner Quelle! (W:D, 212)

Der Arzt bestaunt die Wala, hat nur Augen für sie. Er beschaut sie interessiert während sie im Kessel ihren heilenden Sud zu Ende braut und dabei das Wunderbare, ihm Fremde, für die Heilung Elmars Gestalt annimmt. Dabei gibt es vieles andere in der Berghöhle zu bemerken, das ebenfalls höchste Aufmerksamkeit verdienen würde, denn Swanahild hat den Mönch in das Waffenlager der Sachsen geführt. Es ist gut gefüllt und angereichert mit dem Goldschatz der Sachsen, der ebenfalls in der Höhle unter dem Berg aufbewahrt wird. Fulko hat Elmar gegenüber das gutbestückte Waffenlager der Sachsen erwähnt, als er ihn zum großen Rachekampf animieren wollte. Da der Mönch kein Spitzel des fränkischen Königs ist und auch kein eigenständiges politisches Motiv für den Besuch bei der Heilerin vorliegt, beeindrucken ihn diese Schätze nicht. Für den Mönch ist Elmar, der Heide, kein Feind, sondern ein leidender Mensch, der Hilfe benötigt. Er will das kostbare Gut der heilenden Medizin für den Konvent von Dreizehnlinden und für Elmars Genesung gewinnen, verspürt keine anderen Begehrlichkeiten. Swanahild überreicht Beda den Sud, der Elmars Leben retten wird.

Nach getaner Arbeit nimmt sich die Wala Zeit für den fremden Besucher. Sie entlässt ihn nicht aus ihrem Reich ohne ihm eine wortgewaltige Weissagung mit auf den Heimweg zu geben. Verzweifelt möchte sie den alten Glanz ihrer *Heimat* zurückgewinnen. Sie sieht und beschwört den gewaltigen Rachekampf des Nordens. Vielleicht hofft sie auf den gesunden Elmar als Anführer, der Vergeltung bringen wird. Sie sieht aber auch Bedrohliches für die sächsischen Stämme: „Felsenschwer auf unsern Häuptern/Liegt der Zorn des Ewighohen.“ (W:D, 215) Swanahild lässt den christlichen Mönch an ihren Visionen teilhaben, aber ihre pathetische Prophetenrede – auf hoher Stilebene prunkvoll ausgeschmückt – verbleibt ohne Wirkung, denn Beda ist nicht zugänglich für heidnische oder kriegerische Gedankenspiele. Als frommer Christ ist er der falsche Ansprechpartner für die wortgewaltige mythologische Unterweisung der hohen heidnischen Priesterin. Bedas Interesse ist – dem Auftrag des Priors gemäß – von pragmatischer Natur. Er konzentriert sich auf die heilbringende Medizin. Nur für eine Belehrung in Swanas Heilkunst, die für den Prior auf erprobtem Erfahrungswissen basiert, hätte Beda stark beeindruckt ein offenes Ohr gefunden. Da sie ihr Wissen nicht weitergibt, verhallt Swanahilds letzter großer Gesang unter dem Berg ohne Beifall. Sie kann den

⁴²⁴ Helmut de Boor: Die deutsche Literatur. Von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung, 94.

⁴²⁵ Ebd. – Vgl. zu *Magie* auch: Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling: Texte zur Philosophie der Kunst. Ausgewählt und eingeleitet von Werner Beierwaltes, 239-240.

frommen Mönch mit ihren Visionen weder schrecken noch Bewunderung bei ihm hervorrufen. Treu steht Beda zum Gott der Christen. Gelassen teilt er ihr den Grund dafür mit. Mit einfachen Worten antwortet er – in geschickter Zurückweisung – auf die kunstvolle Rede der heidnischen Priesterin. Er nennt den Grund seiner christlichen Motivation, will damit auf seine Weise informieren und belehren:

Stolz und Trotz ist eure Tugend,
Unsre – Tragen und Entsagen;
Glaubend, hoffend Einen lieben
Und dem Dienst der andern leben. (W:D, 215)

Um Kranken besser und effektiver helfen zu können, hätte Beda gerne alle fachlichen Details des heilkundigen Wissens der Druidin übernommen, aber er kann Swanahild keine medizinischen Erklärungen entlocken. Nach ihrem Tod wird das vom Mönch begehrte Wissen einfach zurück zu jenen Göttern/Göttinnen fließen, von denen sie es einst empfangen hat. Es geht nicht verloren, nur Beda, der Vertreter des Christentums, wird – sofern sie es zu verhindern weiß – keinen Anteil daran nehmen. Die Weitergabe des Wissens an einen christlichen Mönch käme dem Machtverlust ihrer Götter/Göttinnen gleich. Für sie ist die Wissenweitergabe an nachfolgende Generationen weder moderner Bestandteil des Sinns menschlichen Lebens, noch vertritt sie die um 800 gängige Auffassung, dass Wissen zur Mitteilung verpflichtet. An einer Erörterung mit dem Christen über die metaphysische Thematik seines Begehrens verspürt die Wala kein Interesse. Ein interreligiöser Dialog kommt daher nicht zustande. In ihrem Abschiedsgruß ermahnt sie Beda zur Eile und stößt ihn zurück auf den existentiellen Grund des Besuchs: „Geh, schon graut es in den Gründen/Und der Schnitter wetzt die Sense/Im Konvent zu Dreizehnlinden.“ (W:D, 216)

Freundlich verlässt Beda die Drude und spricht in Dankbarkeit einen christlichen Segen. „Ob er Trost und Licht von oben/Für ein dunkles Herz erflachte?“ (W:D, 217) Aber Beda hegt in seinem Herzen keinen Groll gegen die Waldfrau, deren Name *Swanahild* in den Versen von XV. 2 kein einziges Mal fällt. Er verspürt der Heidin gegenüber jene milde Güte, die auch dem Dichter von *Dreizehnlinden* als grundlegendes Prinzip in der wohlwollenden Betrachtung der sächsischen Welt eigen gewesen sein muss. „He feels that, so long as they had nothing better, pagans could dimly worship the true God through veils of error.“⁴²⁶

Eine Hilfe, die Swanahild Elmar bei seinem nächtlichen Besuch im blauen Grund enttäuscht verwehrt hat, ist nun in Bedas christlichen Händen auf dem Weg zu ihm. Vielleicht ist der heilende Sud die Wiedergutmachung einer menschlichen Schuld, die Swanahild auf sich geladen hat? Vielleicht wollte die weise Swanahild trotzend nicht erkennen, dass Elmar die Möglichkeit erhalten wird, aus freiem Willen Christ zu werden, und sie sah im heimtückischen Überfall im Eichenhain, vor dem sie Elmar nicht deutlich genug gewarnt hatte, eine Chance, Elmar wieder fester an den sächsischen Glauben zu binden und ihn die Christin vergessen zu lassen. Nun ist Elmar auf seinem Weg in die christliche Welt nicht mehr aufzuhalten. Beda, der zum Kloster und zum kranken Elmar eilt, lässt Swanahild zurück in den heidnischen sächsischen Wäldern – stellt sie der Bedeutungslosigkeit anheim – hält dabei aber ihre heilende Medizin in den Händen, die Elmar ein Weiterleben sichert und ihm so die christliche Zukunft erst ermöglicht. Laut *Freund* „fällt [der Seherin] die Aufgabe zu, Elmar körperlich zu heilen, weil sie als Naturwesen seiner angestammten Umgebung, seiner Heimat angehört. Dem Christentum aber ist es vorbehalten, den Menschen geistig zu erneuern. Heidentum und Christentum verbinden sich in gegenseitiger Achtung zu einem Werk der Liebe.“⁴²⁷

⁴²⁶ Corvey Abbey („Dreizehnlinden“). A Lyrical Epopee by F(riedrich) W(ilhelm) Weber. Thought into English Verse by Maximilian A. Mügge, p. xi.

⁴²⁷ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 20-21.

6.1.3 Die Weisheit des Priors – Christliche Anleitung zum neuen Glauben

Die gedankliche Auseinandersetzung mit der Thematik des Christentums erweist sich für Elmar als ein sehr schwieriger Prozess. Der Teil der Klosterepisode in *Dreizehnlinden*, der den inneren Wandel Elmars, ausgelöst durch die Lehrsprüche des frommen Priors, zum Inhalt hat und die zu Grunde liegende christliche Lehre veranschaulicht, darf als ausführliche Allegorie des Christentums gelesen werden, denn „das Christenthum giebt uns das beste Beispiel einer vollständig durchgeführten Allegorie“⁴²⁸. Elmars Veränderung, seine Entscheidung, den christlichen Glauben für sich als *geistige Heimat* anzunehmen, ist in der epischen Dichtung *Webers* auch als Folge der Wirkkraft dieser höheren Allegorie zu werten.

In den *Vorlesungen über Aesthetik* setzt Karl Wilhelm Friedrich *Solger* die Allegorie dem Symbol entgegen und erläutert sie genau. *Solger* verdanken wir eine prägnante Beschreibung der Allegorie. Seine Definition kann als mögliche Grundlage für die christlich-motivierten Gesänge *Webers*, sowohl für das Verständnis ihres Inhalts als auch für deren poetische Gestaltung, herangezogen werden:

Die wirkliche Erscheinung ist hier [in der Allegorie] nicht so von dem reinen Wirken der Idee gesondert. Vielmehr wird hier die Wirklichkeit als ein Product von Beziehungen erkannt, deren Thätigkeit darin zugleich mit angeschaut wird, so daß die Thätigkeit selbst hier schon überall mit Stoff gefärbt ist.

Die Allegorie kann eben sowohl von dem Allgemeinen, als von dem Besondern ausgehen. Diese Richtungen können und müssen wechseln. Die Allegorie besteht nicht darin, daß ein einzelnes Ding an die Stelle des allgemeinen Begriffs gesetzt wird. Es kann eben so gut umgekehrt der allgemeine Begriff an die Stelle des Dinges gesetzt werden. ...

Bei den Alten fallen die Bestandtheile der Allegorie weit mehr auseinander, als bei den Neueren. – Einseitig hat man die alte Kunst immer als Norm angesehen, und ist daher in der Beurtheilung des Allegorischen irre geleitet worden. So ist Winkelmann's Abhandlung über die Allegorie bloß aus antiken Allegorien geschöpft und daher ein schwaches Product.

In der höheren Allegorie gehen die Richtungen in einander über und verlieren sich in einander. Sie schwebt im Mittelpunkt, nur nicht gestützt auf einen Moment der Erscheinung, sondern auf den Standpunkt der Idee. Hierauf beruht besonders die Kunst der Neueren, und das Christenthum giebt uns das beste Beispiel einer vollständig durchgeführten Allegorie. Auch in Christi Leben selbst zeigt sich überall die Doppelbeziehung, in sofern dasselbe als einzelnes Factum im Verhältnis zu Gott erscheint, und als allgemeiner Begriff gegen das Menschengeschlecht gehalten. – Dieser große Gedanke eines Wesens, das die Fülle der Gottheit und zugleich die Anwendung des Göttlichen auf jeden Einzelnen in sich faßt, ist der Sitz der wahren Allegorie, wo die wechselseitige Beziehung gegenwärtig ist. ... Es wäre keine Allegorie, wenn sie nicht das wäre, was sie in ihren Beziehungen bedeutet. Das ewige Wesen, die Idee, bezieht sich auf sich selbst, und nur durch ihre eigene innere Spaltung entstehen die Beziehungen, in denen sie lebt. Die Kunst setzt, wie die Religion, ein göttliches Leben in der Wirklichkeit voraus; aber sie betrachtet es nicht im Selbstbewußtsein, sondern als Gegenstand der Wahrnehmung. Die wahre Allegorie ist die höchste Lebendigkeit der Idee.⁴²⁹

⁴²⁸ K(arl) W(ilhelm) F(riedrich) Solgers Vorlesungen über Aesthetik. Herausgegeben von K. W. L. Hense, 132.

⁴²⁹ Ebd. 131-133. Erst in der Romantik beginnt eine Unterscheidung von Allegorik und Symbolik, die im Mittelalter noch nicht vorgenommen worden ist. Vgl. dazu Umberto Ecco: Kunst und Schönheit im Mittelalter, 85.

In der Germanistik hat sich in den letzten Jahrzehnten die Herangehensweise verfestigt, zur Unterscheidung von Symbol und Allegorie, fast ausschließlich Textpassagen von Johann Wolfgang von *Goethe* zu Rate zu ziehen: „Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und erreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe... Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig- Augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.“ „Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so, daß der Begriff im Bilde immer noch begrenzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sei.“ Goethes Werke, Bd. 12. Schriften zur Kunst. Schriften zur Literatur. Maximen und Reflexionen. Textkritisch durchgesehen von Erich Trunz und Hans Joachim Schrimpf. Kommentiert von Herbert von Einem und Hans Joachim Schrimpf, 470-471 u. 471.

Die vom philosophierenden Uhu im Spottwald ausgesprochenen Weltweisheiten werden im Gesang der Klosterepisode im gütigen Tonfall des frommen Priors ein weiteres Mal vermittelt und durch umfangreiche christliche Lehre ergänzt. Elmar, der unter der Pflege der Mönche sein Bewusstsein wiedererlangt hat, kann den belehrenden Reden des vom Christentum beseelten Mannes nun aufmerksam folgen.

Mit dem Auferstehen des Lenzes,
Elmar bist du auferstanden,
Gott sei Lob, zu neuem Leben,
Ob gebannt, doch frei von Banden. (W:D, 228)

Im Kloster wird Elmar von den Mönchen großzügig Zeit und Raum zugestanden, um die Notlage des Verlustes zu überwinden. In einer ersten Phase hört er den Belehrungen des Priors nur zu. Erst in der zweiten Phase – in der klösterlichen Meditation – wird Elmar in der seelischen Verfassung sein, die christlichen Weisheiten zu überdenken. Der christliche Inhalt der Lehrsprüche soll Elmar die Gesundung erleichtern, ihn aus der seelischen Ausnahmesituation herausführen. Da Elmar auch ausreichend „Raum zum Zweifeln“⁴³⁰ zugebilligt wird, schenken die Mönche ihm auf diese Weise die Freiheit, zu sich selbst zu finden. „Der Zweifel – ... so haben es schon die Mönche erfahren – gehört zur Wirklichkeit des Glaubens an Jesus Christus.“⁴³¹ Das Kloster kann für den bedürftigen Sachsen ein Ort der Gnade werden, verspricht ihm Heimkehr, sofern er innerlich aufnahmebereit wird für diese Erfahrung.⁴³²

Was dich andres quält und kündigt, –
Einsamkeit ist Seelennahrung;
In der Stille kommt dem Geiste
Rechte Geistesoffenbarung.
... Elmar, Heimkehr zu sich selber
Wird im Schmerz allein gefunden;
Harre nur: Der Klosterfriede
Heilt dir alle, alle Wunden. (228-229)

Freudig gestimmt über die körperliche Genesung Elmars erfolgt der lange Monolog des Priors in der gebundenen Sprache des Lieds, der die gesamte mittelalterliche Welt im fiktiven Kontext beschreibt und bewertet. Die negativen und die positiven Auswirkungen der Politik *Karls*⁴³³ vereinen sich in den Versen und verweisen auch auf das geschichtliche Verständnis des Dichters von *Dreizehnlinden*. Gottes wunderbares Walten soll in der Geschichte Ostwestfalens verdeutlicht werden. Der christliche

⁴³⁰ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 57.

⁴³¹ Werner Brändle/Theo Keller: Die Macht der Bilder. Die ottonischen Wandbilder in der Kirche St. Georg auf der Klosterinsel Reichenau, 38.

⁴³² Friedrich Wilhelm *Weber*, Kind einer Mischehe, wurde im katholischen Glauben erzogen. „Entscheidend für die Festigung von Webers Glaubenshaltung war die Begegnung mit dem dänischen Theologen Wilhelm Birkedal im Jahre 1854 in Bad Driburg. In vielen um den Glauben kreisenden Gesprächen gelangte er schließlich zur Vergewisserung des Aufgehobenseins menschlichen Leidens in der Gnade Christi.“ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 12.

Aus heutiger Sicht lässt sich sagen, dass *Weber*, indem er die Gnade als theologischen Schlüsselbegriff für seine Erklärung christlichen Glaubens heranzog, der modernen Ökumene heutiger Zeit vorgegriffen hat. Für unsere Zeit findet sich die maßgebliche theologische Erklärung der Gnade in der *Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre*. Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre des Lutherischen Weltbundes und der Katholischen Kirche, 419-430. In: Meyer u.a. (Hrsg.): Dokumente wachsender Übereinstimmung. Sämtliche Berichte und Konsentexte interkonfessioneller Gespräche auf Weltebene, Bd. 3, 1990-2001, Paderborn 2003.

⁴³³ „Karl der Große vereinte mit seinem Frankenreich erstmals die germanischen Stämme der Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer, Friesen und Sachsen. ... Es war das größte Reich in Mitteleuropa nach dem Ende des Römischen Imperiums. ... Durch politisch-wirtschaftliche und kirchliche Reformen schuf Karl ein einheitliches Reich, das unter seiner Regierung einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte. Entsprechend wird Karl der Große bis in die Gegenwart gerne als Vorbild und Typus eines großen Herrschers der europäischen Geschichte und als nationale Identifikationsfigur herangezogen. Schon zu Lebzeiten erhielt er den Beinamen »der Große« und »Vater Europas«. Ob und inwiefern er in diesem Sinne die Grundlagen der Entstehung der europäischen Nationen sowie des modernen und geeinten Europa schuf, wird nach wie vor diskutiert. Schon zu Lebzeiten Karl des Großen erschienen die Wikinger, die Germanen der nordischen Länder, im Frankenreich – und ein neues Kapitel in der Geschichte begann.“ Ulrike Peters: Die Germanen, 142.

Dichter skizziert in den Versen des Priors ein mittelalterliches Weltbild, das er aus heilsgeschichtlicher Perspektive heraus entwirft. Historisch berechtigt lässt sich aus heutiger Sicht sagen, dass der Sachsenkrieg tatsächlich von „weltgeschichtlicher Bedeutung“⁴³⁴ gewesen ist: „Durch seine Sachsenkriege hat Karl Deutschland geschaffen.“⁴³⁵ Vergangene Generationen haben ihre Vorstellungen über *Karl* vornehmlich *Notkers Gesta Karoli* entnommen.

Aus *Notkers Gesta Karoli* entnahm die Volkspheantasie durch Jahrhunderte ihr Bild von dem Helden, der noch in hohem Alter schreiben und lesen gelernt habe, der die Schulen und die Klöster förderte und jedem sein Recht gab. Mit diesem Buch verließ Karl der Große die Geschichte, um in den Mythos einzugehen. ... Dieser Mythos ist ein Politikum bis ins 20. Jahrhundert hinein geblieben.⁴³⁶

Elmar, dem in Friesland erzogenen Nordmann, müssen die geschichtlichen Lehrsprüche des christlichen Priors im ersten Moment unreal erscheinen, hat er bis zu diesem Zeitpunkt doch wenig Gutes durch den großen christlichen König erfahren, der seinem Vater den Tod gebracht hat und in dessen Namen er auf der Thingstätte verurteilt worden ist. Für Elmar besteht – aus den Erfahrungen seiner alten Religion heraus – die Möglichkeit, den Lobgesang des Priors auf die Leistungen *Karls* zunächst als Bardengesang der christlichen Religion zu deuten. Analog dieser Auslegung übernimmt der Mönch im Epos die Aufgabe des bewertenden Historikers und tritt im Sinne des christlichen Dichters an die Stelle der heidnischen Priesterin, die für Elmar die Welt bisher gedeutet hat.

Im alten Irland [sind] .. aus dem mit der Christianisierung bedeutungsloser werdenden Druidenstand neue »Stände« [entstanden]: was seine gelehrte Tätigkeit angeht, der des »Juristen« .. und damit eng verbunden der des »Historikers« .. , denn dieser war der Träger des kollektiven Wissens, auf dem ja die Rechtsordnung beruhte. Mit dem Abstieg des Druiden ging .. der Aufstieg des Dichters, für den bezeichnender Weise das ... Wort *fili* verwendet wurdeHand in Hand ... Der *fili* führte die magisch-kultische Tätigkeit des Druiden weiter, soweit dies mit dem Christentum vereinbar war.⁴³⁷

In der christianisierten Welt sind die christlichen Priester die Bardener der neuen Zeit. In einfachen Versen berichtet der Mönch von dem stetigen Wandel der geistigen und lokalen Welt, nur der Mensch bleibt sich in seiner grundsätzlichen Veranlagung über alle Zeiten hinweg treu. Ganz im Sinne der Klassik versteht *Weber* Geschichte als ein „mythisch zeitlose[s] Moment“⁴³⁸.

Wissen heißt die Welt verstehen;
Wissen lehrt verrauchter Zeiten
Und der Stunde, die da flattert,
Wunderliche Zeichen deuten.

Und da sich die neuen Tage
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend vorwärts schauen.

Denn solange Haß und Liebe,
Furcht und Gier auf Erden schalten,
Werden sich der Menschheit Lose
Ähnlich oder gleich gestalten.

Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbüschen,
Ob sie unter Palmen wohnen;

⁴³⁴ Wolfgang Braunsfels: *Karl der Große*, 43.

⁴³⁵ Ebd.

⁴³⁶ Ebd. 164-165.

⁴³⁷ Helmut Birkhan: *Das Geheimwissen der Kelten*, 127.

⁴³⁸ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 40.

Ob sie vor dem Christengotte,
Ob vor Wodan sie sich bücken,
Ob sie sich in Lumpen bergen
Oder sich mit Purpur schmücken. (W:D, 231)

Zahlreiche weitere historische, philosophische und theologische Belehrungen folgen aphoristisch. Der Prior formuliert zu den Schilderungen des Fiebertraums die passenden Lehrsprüche für seinen neuen Schützling, den er christlich erziehen möchte – entschuldigend, unterweisend, altersweise; die Atmosphäre der Klosteranlage ist mit christlichem Gedankengut angereichert. Vieles muss Elmar neu erlernen. Nach *Kierkegaard* ist für den

fromme[n] Christ[en] ... das Leben .. ein Erziehen-, ein Gebildetwerden, ... wodurch gerade die Keime, die Gott selbst in den Menschen gelegt hat, entwickelt werden sollen, denn der Christ weiß sich als einen, der da Wirklichkeit hat für Gott. Hier kommt der Christ Gott .. zu Hilfe, wird gleichsam Gottes Mitarbeiter im Vollbringen des guten Werks, das Gott selber angefangen hat.⁴³⁹

Weber möchte in seinen poetischen Versen die Christianisierungsmaßnahmen – schmerzvoll durchgesetzt in der Vergangenheit Westfalens – nachträglich rechtfertigen, indem er das aus seiner Sicht Gute und Wertvolle in *Karls* Politik im Lied detailliert beschreibt. *Karl der Große* brachte den Menschen nicht nur Vertreibung und Tod, sondern legte auch den Grundstein für die Bildung im Land. Aber ist Schlechtes mit Gutem aufzuwiegen? *Weber* wandelt hier mit leicht verklärtem Blick in den frühromantischen Spuren Georg Philipp Friedrich von *Hardenbergs*, der eine ästhetisch-kulturelle Erneuerung eingefordert hat.

Im utopischen Rückblick eines Novalis .. wird Angesichts der Erfahrung der Mangelhaftigkeit gegenwärtiger Verhältnisse das Wunschbild einer schöneren Vergangenheit entworfen, «wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Erdteil bewohnte».⁴⁴⁰

Weber fehlt das „neuartige deutsche Nationalbewußtsein“⁴⁴¹, das sich bei *Novalis* schon andeutet. Für *Novalis* waren „Christenheit und Europa .. Wechselbegriffe“⁴⁴² und er neigte zu einem überstarken Katholizismus.

Weber war viel zu sehr durchdrungen vom umfassenden Geist des Christentums, um nur Katholik zu sein, er war viel zu sehr Humanist, um sich von einseitigem nationalen Denken einfangen zu lassen. Wichtiger als die deutsche Reichsgründung war ihm der Frieden unter allen Menschen, die guten Willens sind.⁴⁴³

Weber bleibt realistisch gestimmt, ist aber fasziniert von dem europäischen Gedankenspiel, das sich bereits in der Politik *Karls* auffinden lässt und er fügt diese Überlegung in das historische Epos ein. Er denkt der Zukunft zugewandt, wirft ab und an aber auch einen romantischen Blick zurück in vergangene Epochen. Die politische Hinwendung zu einem gemeinsamen Europa begreift er als einen langsamen Prozess der Wandlung, der bereits sehr früh in der Historie eingesetzt hat.⁴⁴⁴ Die poetische Rückschau in die Zeitgeschichte *Karls* regt den Dichter an, die utopische Zukunftsperspektive für sein

⁴³⁹ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 286.

⁴⁴⁰ Hilbert Weddige: Einführung in die germanistische Mediävistik, 14.

⁴⁴¹ Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3, 19. und 20. Jahrhundert, 525. (Kursive Schreibweise im Zitat).

⁴⁴² Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 11.

⁴⁴³ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 27.

⁴⁴⁴ „Der Frankenkönig Chlodwig legte den Grundstein zu einem einheitlichen Frankenreich. Und Karl der Große erweiterte das Frankenreich, sodass es zum größten Reich in Europa nach dem Römischen Imperium wurde. Schon damals wurde Karl der Große der »Vater Europas« genannt, und vor allem Frankreich und Deutschland berufen sich auf ihn als den eigentlichen Gründer ihrer Nation.“ „Allerdings war »Europa« zu dieser Zeit nur eine rein geografische Bezeichnung und ist keinesfalls in unserem heutigen Sinne zu verstehen.“ Ulrike Peters: Die Germanen, 102 u. 132.

„Das kulturelle und politische Schlüsselwort *Europa* weist eine jahrhundertealte Tradition auf ... Aus der Sphäre der Ideengeschichte wird *Europa* [aber erst nach 1945] ... zu einer Realität, die zunehmend die internationale Politik und den Alltag .. bestimmt.“ (Kursive Schreibweise im Zitat). Matthias Jung/Martin Wengeler: Nation Europa und Europa der Nationen. Sprachliche Kontroversen in der Europapolitik, 39-128. In: Georg Stötzel/Martin Wengeler: Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland, 93.

Zeitalter zu formulieren: Europa. Romantisch wird aus Vergangenheit und Zukunft die Gegenwart besprochen; Europa zeigt sich als romantische Sehnsucht. In den Versen des Priors beschwört er begeistert die Idee und den Mythos einer gemeinsamen europäischen Welt, die unter christlichem Einfluss neu entstehen könnte.

Literarische Inhalte stehen immer auch in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Weltbild des Autors/der Autorin und der Rezipierenden. *Weber* gelingt es im Epos unter anderem, die Tätigkeit des *fili* einzubinden und christlich fortzuführen, um seine Leserschaft in seinen Versen poetisch in die Richtung der *geistigen Heimat* einer neuen christlichen Welt zu führen. Heutige Leserschaft wird diese heimatlichen Gedanken an der eigenen allgemeinen Weltanschauung – speziell auch an der eigenen politischen Ausrichtung – messen. Aus heutiger säkularisierter Perspektive darf *Weber* hinsichtlich seiner langen *Klosterepisode* in *Dreizehnlinden* durchaus auch als christlicher Fundamentalist gelesen werden.⁴⁴⁵

6.1.4 Seelenqualen im Kloster

Elmar muss die neue christliche Wahrheit, die ihm im Kloster vermittelt wird, in Ruhe überdenken, denn nur, wenn er innerlich zur Ruhe kommt, wird er langsam mit der christlichen Weltsicht des Priors vertraut werden. Erst dann besteht auch die Möglichkeit, dass die Worte des Priors irgendwann zu Elmars eigenen Gedanken werden.⁴⁴⁶ Einen langen Winter verweilt er im Kloster. Er fühlt sich gefangen und frei zugleich. Nach seinem kranken Körper gesundet langsam auch die verletzte Seele. Nur mühsam findet Elmars überspannte Seele in dem durch lange Krankheit geschundenen Körper die nötige innere Ausgeglichenheit wieder. In kleinen Schritten löst sie sich – in der Stille und Abgeschiedenheit des Klosters – von dem gewohnten Gefühl des Hasses und der damit verbundenen Anspannung der ständigen Kampfbereitschaft.

Laß den Klirrnern ihre Wege,
Und dem Himmel laß die Rache:
Deiner Seele Heil zu wirken,
Elmar, das ist deine Sache! (W:D, 242)

Elmars Entwicklung, die innere Wandlung zum Christen, ist das Mittelstück des historischen Epos und lässt es zum christlichen Lied werden. Geschichtliches und christlicher Glaube gehen in den Versen eine enge Verbindung ein.⁴⁴⁷ Der Prior ist bemüht, Elmar mit dem Heil und der Gnade seines christlichen Gottes vertraut zu machen. Im Kloster ist Elmar nicht mehr dem Schicksal unterworfen. In seinen Gedanken regen sich weltliche Fragestellungen, es sind die den Menschen bewegenden Fragen

⁴⁴⁵ Im aktuellen politischen Zeitgeschehen müssen wir mit Asyl, Gastfreundschaft und einem fundiert ausgearbeiteten Einwanderungsgesetz unsere Demokratie erproben. Der mittelalterliche Freistadt-Status kann unser Denken dabei vielleicht anregen und auch die Ideen des Kosmopolitismus sind keineswegs veraltet, sondern hilfreich für gegenwärtige Überlegungen. Vgl. dazu Klaus Englert: Jacques Derrida, 69

⁴⁴⁶ *Weber* beweist in den Versen der Klosterepisode seiner Leserschaft, dass das Denken der Romantik überwunden werden kann. Dabei geht es „um die Überwindung des magisch-dämonischen Weltbildes. Als der griechische Geist die Erkenntnis gewann, daß die Welt nicht von unberechenbaren Dämonen durchwaltet ist, denen der Mensch nur mit magischer Kunst begegnen kann, sondern vom Logos, der Weltvernunft, den die menschliche erfassen kann, gesetzlich geordnet und gelenkt wird, als das griechische Auge die leibliche Erscheinung des Logos in der Schönheit schaute und ihren Gipfel in der menschlichen Gestalt, als der Mensch damit Maß der Welt wurde und auch die Götter aus Dämonen sich in Menschen verwandelten, als menschliche Kultur den Sieg über Barbarei und Wildheit gewann und die große Idee der Menschenwürde in die Welt trat, da war die Geburtsstunde des abendländischen Geistes gekommen, und das erste Fundament des entstehenden Europa gelegt. Gewiß vermischt sich mit dem antiken das christliche und das germanische Element, um ein freilich immer nur werdendes und in der ständigen Auseinandersetzung zwischen diesen heterogenen Elementen entstehendes Europa zu schaffen. Die innerste Triebkraft der europäischen Geschichte ist auf das letzte Ziel der Versöhnung zwischen diesen Elementen gerichtet.“ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 10.

⁴⁴⁷ Dies entspricht auch dem christlichen Inhalt des Lieds. „Gerade im Christentum tritt die Verflochtenheit von Glaube und Geschichte hervor, und dies nicht nur äußerlich, sondern schon von seinem Ursprung her und aus seiner inneren Struktur. ... Denn Jesus Christus ist eine geschichtliche Gestalt, die .. erst durch den Glauben an sein Fortleben bei Gott, die Auferweckung des Gekreuzigten, ihre weltweite Wirkungskraft erlangte.“ Rudolf Schnackenburg: Jesus Christus im Spiegel der vier Evangelien, 11.

Das historische Epos bietet dem Dichter den passenden Rahmen, in welchem er auch auf den Mythos eingehen kann.

„nach Sinn, nach Lebensgestaltung, nach eigener Identität.“⁴⁴⁸ Dadurch ist im Epos der Anknüpfungspunkt auch für die moderne Herangehensweise einer heutigen Leserschaft an religiöse und philosophische Inhalte gegeben. *Dreizehnlinden* kann der Heilsthematik in aktuellem christlichem Verständnis entsprechen:

Verändert hat sich die Art und Weise, wie Menschen die Frage nach dem Heil stellen. Das zentrale Thema ist für sie nicht: Wie kann ich das ewige Heil erlangen? Sondern: Wie wird mein Leben jetzt und hier heil? Wie kann es gelingen? Wie wird mein Leben und wie werde ich »ganz«?⁴⁴⁹

Eine Antwort auf den Sinn des Lebens haben Elmar weder die Erklärungen seiner sächsischen Religion noch seine Götter/Göttinnen geben können. Unter großer Anspannung hat er den Sinn für die eigene Zukunft gesucht als er nach Erhalt der Botschaft über den nahenden Tod der Mutter aus Friesland heimgekehrt war. Nach Auffassung des frommen Priors bietet das Christentum ihm in Jesus Christus – „Offenbarung ist gekommen/Von den Lippen eines Kindes“ (W:D, 243) – die Antwort auf alle seine Fragen, denn er ist der Erlöser der Welt.

Die ganze Güte Gottes zeigt sich im „Guten Hirten“ Jesus, der „sein Leben einsetzt für die Schafe“ (Joh 10,11). ... Im Leiden Jesu setzt der gute Gott sich so dem Bösen aus, dass es verwandelt wird. In dieser Kreuzestheologie wurzelt die Eschatologie.⁴⁵⁰

„Der Weg Jesu zu Gott wird zu einer Wegführung zum Heil für alle an ihn Glaubenden“, er führt „zur Auferstehung und zum Leben bei Gott“. ⁴⁵¹ Elmar soll – angeleitet durch den Prior – lernen, an den Gottessohn zu glauben, sich der Offenbarung zuwenden.

Die Pointe biblischer Theologie der Allgüte Gottes ist nicht ein allgemeines Wohlwollen, sondern die Erschaffung der Welt und das Überwinden aller Schuld durch die Selbsthingabe Gottes in der Selbsthingabe Jesu. Die Vorstellung, Gott mache nicht nur alles gut, sondern sei es, entsteht nicht durch die Idealisierung menschlicher Erfahrung von Liebe, Gleichgültigkeit und Hass, sondern durch die Begegnung mit Zeugen der Offenbarung Gottes.⁴⁵²

Alleine und bei wachem Verstand wird sich Elmar mit dem schwierigen christlichen Gedankengut auseinandersetzen müssen, aber die rechte Zeit dafür ist noch nicht gekommen. Das Gift des Pfeils schwächt sein Denken noch zu sehr. Vorerst kann er den behrenden Worten des Priors nur aufmerksam lauschen.

Ziel der christlichen Unterweisung ist es unter anderem, in Elmar die Bereitschaft wachzurufen, die Veränderungen, die im Lande durch *Karls* Politik erfolgt sind, als positive Neuerungen anzuerkennen und die Überzeugung zu wecken, dass Veränderung Leben ist und „Gott .. das *Leben* inmitten allen Lebens.“⁴⁵³ Nur der unbewegte Bewegte kann in seinem immerwährenden Ruhezustand verharren. Der Mensch muss sich wandeln, seine stetige Wanderung im Leben akzeptieren.

⁴⁴⁸ Sabine Pemsel-Maier: Alter Wein in neuen Schläuchen! Zur Übersetzung der Rechtfertigungsbotschaft in den heutigen Kontext, 30-42. In: Margit Eckholt/Sabine Pemsel-Maier (Hrsg.): Räume der Gnade. Interkulturelle Perspektiven auf die christliche Erlösungsbotschaft, 32.

⁴⁴⁹ Ebd.

Diese Fragen stellen sich Menschen des 21. Jahrhunderts säkularisiert auch in Bezug auf ihre *biografische Heimat*. In heutiger Zeit ist der Begriff der *christlichen Heimat* vielfach in Vergessenheit geraten und eine Bedeutungsverschiebung der *geistigen Heimat* des Menschen hat stattgefunden.

⁴⁵⁰ Thomas Söding: Phänomenologie als Herausforderung der Theologie. Versuch einer Antwort vom Neuen Testament aus, 28-51. In: Klaus Held/Thomas Söding (Hrsg.): Phänomenologie und Theologie, 47-48.

⁴⁵¹ Rudolf Schnackenburg: Jesus Christus im Spiegel der vier Evangelien, 185-186.

⁴⁵² Thomas Söding: Phänomenologie als Herausforderung der Theologie. Versuch einer Antwort vom Neuen Testament aus, 28-51. In: Klaus Held/Thomas Söding (Hrsg.): Phänomenologie und Theologie, 48.

⁴⁵³ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 11.

Andre Zeiten, andre Menschen,
Andre Menschen, andre Götter:
Einer bleibt, der Ewigstille,
Unentwegt vom Zeitenwetter.

Andre Zeiten, andre Götter,
Denn die Zeit verstürmt die alten:
Seltsam, wenn sie ein Jahrtausend
Auf den Stühlen sich gehalten!
... Andre Zeiten, andre Götter,
Denn der Geist hat breite Schwingen;
In das Reich des Unerkannten
Strebt er rastlos vorzudringen.

Und die Sonnen jenes Reiches,
Die erleuchten, nicht verbrennen,
Führen aufwärts, Ihn, den Einen,
Unerkannten, zu erkennen.

Und erbarmungsreiche Liebe
Neigt dem Sucher sich entgegen;
Jedem, der nach Weisheit durstet,
Quillt ihr Born auf allen Wegen. – (W:D, 243-244)

Der Gott des ATs, „der Ursprung des abendländischen Gottesbildes, ist .. alles andere als streichelsanft. Er ist bei weitem nicht nur lieb, sondern ebenso rachsüchtig, zornig und brutal. Die ihn verehren, liebt und schützt er, die anderen verfolgt und straft er. In einer für den Vorderen Orient kritischen Zeit großer geistiger, sozialer und politischer Veränderungen vollzieht sich der Wandel. Gott wird zur reinen Lichtgestalt. Jetzt ist er nur noch positiv besetzt. Er wird vom unerbittlichen Rächergott zum Gott der Liebe und Vergebung.“⁴⁵⁴ Die Verwandlung – vom zornigen zum liebenden Gott – zeigt sich im Lied von Dreizehnlinden, thematisch abgewandelt, in der Verdrängung des sächsischen Gaubens durch das Christentum. Die Christianisierung bringt tiefgreifende Veränderungen mit sich. Elmar, der im Kontext des Lieds im Christentum *neue geistige Heimat* finden wird und als Christ auch seine *lokale Heimat* zurückerlangen kann, durchläuft den größten Entwicklungsprozess im Epos. Nur schrittweise wandelt sich Elmars Weltsicht. Gedanklich entfernt er sich von seinen Göttern/Göttinnen, die von ihm als obersten Dienst Furcht verlangt haben. Er wendet sich langsam dem liebenden christlichen Gott zu. Die vollkommene Liebe des christlichen Gottes treibt die Furcht aus.⁴⁵⁵ Im Kloster erfährt Elmar durch die Predigt des Priors das gnadenhafte Wissen christlich-theologischer *sapientia*. Der Prior unterstützt ihn bei der intensiven Suche nach der *geistigen Heimat* des Menschen solange mit christlichem Wissen und christlicher Nächstenliebe bis er den ‚richtigen‘ – auch vom Dichter seinen Westfalen/Westfälinnen vorgeschlagenen – Pfad findet. Elmars Seele muss zunächst Abschied nehmen von der alten *Heimat*, um aufnahmebereit zu sein für das Neue, denn:

Trostlos ist es für Geschwundnes,
Hingegangnes streiten wollen:
Hast du Macht, den Strom zu hemmen
Und zum Quell zurückzurollen?

Kann, was Asche ward, noch lodern?
Kann, was Leiche ward, genesen?
Zu den Toten fällt das Tote,
Sei es noch so schön gewesen. (W:D, 244)

⁴⁵⁴ Johannes Grabmayer: Satan im späten Mittelalter, 193-21. In: Almut Schneider/Michael Neumann (Hrsg.): Menschen, die Geschichte schrieben. Das Spätmittelalter, 196-197.

⁴⁵⁵ Vgl. dazu Sören Kierkegaard: Die Krankheit zum Tode. Der Hohepriester – der Zöllner – die Sünderin. 24. und 25. Abteilung. Bd. 17 (32 Bde.). In: Sören Kierkegaard: Gesammelte Werke und Tagebücher, 155ff.

Die christliche Bekehrung beinhaltet die Abkehr von allen Sünden. Im Fiebertraum hat Elmar gesehen, wie die alte Welt in sich zusammengefallen ist. Elmar ist geschwächt, aber mit allen seinen Sinnen zurück in einer Welt wachen Bewusstseins. Sein christlicher Freund, der dafür Sorge getragen hat, dass sein verletzter Körper barmherzig gesund gepflegt worden ist, erzählt ihm beständig vom „Friedenskind“ (W:D, 245).

Manches hab' ich dir berichtet
Von dem Friedenskind, dem frommen,
... Daß an ihm, dem Längstverheißenen,
Sich das Seherwort erfülle;

Wahrer Gott, und mit dem Vater,
Mit dem Geist von gleichem Wesen,
Eins in Dreiheit: ein Geheimnis,
Menschensinnen nicht zu lösen;

Sohn des Schöpfers aller Dinge,
Gott vom Gott und Licht vom Lichte,
Fleisch geworden, daß er sühne
Und in Liebe alles schlichte (W:D, 245)

Friede ist das, wonach Elmars Herz nach der langen Zeit des kräftezehrenden Kampfes verlangt – aber wie kann er diesen Frieden für sich erlangen? In dem langen Monolog des Priors wird sich eine Antwort finden! Von Jesus Lebensweg und seiner Auferstehung berichtet das fromme Lied, schildert ihn als beispielhaftes Leben. Das, was der Prior Elmar freudig über Jesus berichtet, ist wahr für alle Menschen. Um Elmar die Identifikation zu erleichtern, nimmt er Bezug auf die sächsische *Heimat* seines neuen Zöglings. Der Mönch führt Elmar durch die christliche Geschichte seiner *Heimat*, damit er auf diese Weise seine eigene christliche Lebensgeschichte als Teil der *Heimat* entdecken kann.⁴⁵⁶ Die literarische Darstellung von *Heimat* ist dann gänzlich gelungen, wenn sie das Gefühl von *Heimat* – das heimatliche Fluidum – erzeugt, welches sich durch Reflexion aus den dichterischen Versen extrahieren lässt. Alles soll plötzlich – in romantischer Denkart – verständlich werden, ohne die Logik des toten Verstandes bemühen zu müssen, der nicht beseelt. Elmar soll ahnen, glücklich in eine Begeisterung über die Möglichkeiten des neuen Glaubens geraten, sich am Schönen erfreuen, die „Selbständigkeit des Schönen“⁴⁵⁷ anerkennen und im Schönen die anschauliche Vergegenwärtigung des Göttlichen erkennen.

Dies und andres, was in dürrer,
Dürft'ger Red' ich dir entfaltet,
Hat ein gottgeweihter Sänger
Reich zum Heilandslied gestaltet.

⁴⁵⁶ Weber „liebt es, die beiden bei ihm am tiefsten wurzelnden Gefühle zu verbinden, das religiöse Empfinden und die Liebe zur Heimat.“ Speyers Interpretation nach kann „der Prior ... Elmar den fremden Christengott nur näher bringen, indem er ihn zeichnet, so wie das Sachsengemüt ihn aufgefaßt hat im Heliand.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 59 u. 109 Weber selbst hat diesbezüglich angemerkt – zu finden in den *Erläuterungen des Dichters zu Dreizehnlinden* –, dass „das Friedenskind, fridu-barn godes oder fridubarn allein, im Heliand die häufigste Bezeichnung des Erlösers“ sei. Der Text diene sicherlich als bewusste oder unbewusste Anregung für den ein oder anderen Vers in *Dreizehnlinden*. Weber: *Dreizehnlinden*, 374.

Auch die heutige Leserschaft, die im historischen Epos nicht nur fantasievoll aufbereitete Mythologie miterlebt, sondern mit Elmar in den Versen des Priors auch detailliert durch die christliche Vergangenheit Westfalens schweifen kann, entdeckt auf diese Weise vielleicht die christliche Identität (eventuell im Sinne der Romantik) für sich neu. „Liebe, Poesie und Religion war den ersten Führern der Romantik eins, Liebe und Poesie führte viele zur Religion.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 402.

⁴⁵⁷ *Athenäums-Fragment* 252 in: Michael Holzinger (Hrsg.): Friedrich Schlegel. Atheneums-Fragmente und andere Schriften, 56.

Einer von den Unsren, Elmar!
Nicht in weicher welscher Zungen,
In der Heimat vollen Klängen
Hat er herrlich es gesungen.

Hörst du es, du glaubst im großen
Grünen Sachsenwald zu weilen:
Himmelweit die Astgewölbe,
Himmelhoch der Stämme Säulen!

Zwar der Vogelsang, das Rauschen
Dünkt mich neu und fremden Schalles,
Doch ist alles dir so nahe,
Heimatlich vertraut ist alles.

Und verständlich ist dir alles,
Was ertönt aus hundert Kehlen,
Und verständlich, was die Büsche,
Was die Bäume sich erzählen;

Und verständlich das Geplauder
In den Brunnen, in den Bächen,
Und verständlich, was die Blumen
Flüsternd miteinander sprechen.

Klar vor deinen Sinnen liegen
All des Waldes Heimlichkeiten:
Alle Fragen kannst du lösen,
Alle Rätsel kannst du deuten.

Und du staunst, wenn all die Laute
all das Rauschen und das Singen
Andachtsvoll zu einem großen
Gotteslob zusammenklingen. (W:D, 247-248)

Elmar staunt darüber nicht. Vielleicht ist er verwundert, dass auch das Christentum einen Bezug zu Gott in und durch die Natur herstellen möchte. Elmar versteht die Natur bereits. Für ihn ist das umfassende Naturverständnis ein fester Bestandteil seines mythischen Wissens. Der fromme Mönch will Elmar das christliche Buch der Natur verdeutlichen, ihm die Relation zwischen Gnade und Natur aufzeigen. Im Frühling möchte er mit ihm durch die aufblühende Natur zu einem christlichen Freund in „das Land der Eichen“ (W:D, 249) wandern – zur Veranschaulichung der schönen auf Gott verweisenden Dinge in der Natur und natürlich auch aufgrund der Tatsache, dass Elmar in seiner Herkunftsregion vogelfrei ist. Der Prior kann nur zahlreiche Anregungen geben, den Weg zum christlichen Gott wird allein die Gnade Gottes weisen. Elmar muss Bereitschaft zeigen und daran mitarbeiten.⁴⁵⁸ Die Gnade ist göttliches Heilshandeln und sie bildet den Kern des Christlichen, darf als „Herzstück christlichen Glauben[s] .. [und] Identität des Christlichen“⁴⁵⁹ verstanden werden. Die Gnade ist mit dem verheißenden Heil identisch.⁴⁶⁰ Sie „führt uns ... vorwärts, zur Erlösung dessen, was unsere tiefste Wahrheit ist.“⁴⁶¹

⁴⁵⁸ „Die Notwendigkeit einer Mitwirkung des Menschen ist in der Aufforderung zur Bekehrung .. ausgesprochen und in der Mahnung, die Buße nicht zu verschieben: „Suchet den Herrn (jetzt), da er sich finden läßt; rufet ihn (jetzt) an, da er (mit seiner Gnade) nahe ist (Is 55,6).“ Stichwort *Bekehrung* in: Edmund Kalt: *Biblisches Reallexikon*. Bd. 1, Sp. 218.

⁴⁵⁹ Margit Eckholt/Sabine Pemsel-Maier (Hrsg.): *Räume der Gnade. Interkulturelle Perspektiven auf die christliche Erlösungsbotschaft*, 10.

⁴⁶⁰ Vgl. dazu *Gnade* in: Edmund Kalt: *Biblisches Reallexikon*. Bd. 1, Sp. 679.

⁴⁶¹ Philip Newell: *Mit einem Fuß im Paradies*, 45.

Elmars Gemüt wird immer noch durch anderes be- und ausgelastet. Er ist abgelenkt, denn seine schlechte gesellschaftliche Stellung außerhalb der Klostermauern bekümmert ihn sehr. Tief im Innern berührt lassen Tränen seine Augen funkeln. Was er vor allem anderen will, ist Hildegunde. Nach wie vor: Hildegunde! Sie ist für ihn der Schlüssel zu allem anderen. In einem gemeinsamen Leben mit ihr will er die Welt verstehen. Der Mönch hat nicht die Gabe Swanahilds, jede Regung des jungen Mannes in seinem Wesen auszudeuten. Aber auch er schaut nicht nur oberflächlich. Als Christ ist er vom Gutsein der Menschen überzeugt und weiß, dass die „Gnadengaben Gottes .. tief innen [im Menschen] eingepflanzt [sind] und .. von allem, was sie verdunkelt oder verschüttet, gelichtet werden“⁴⁶² müssen.

Elmars Herz ist mit Hildegunde erfüllt. Sie hat einen festen Platz in seinem Herzen, da er sie treu in der Erinnerung behält. Momentan kann ihn nur die Vernunft in die Nähe des christlichen Gottes führen.

Die Religionen und Mythologien der Völker sind Produkte der sich selbst bewußt werdenden Vernunft. Wenn sie auch noch so dürftig, ja läppisch erscheinen, so enthalten sie doch das Moment der Vernunft; der Instinkt der Vernünftigkeit liegt ihnen zu Grunde.⁴⁶³

Der fromme Mönch betont flehentlich und bittend, dass alles Erkennen nur mit und durch Gott geschieht. Elmar soll betend auf die Gnade Gottes hoffen.

Die Erkenntnis ist das Erbe
Nicht der Weisen, nein, der Frommen;
Nicht im Grübeln, nein, im Beten
Wird die Offenbarung kommen.

Soll ein Menschaugen schauen,
Muß der Himmel sich erschließen
Und ein Strahl von seinem Lichte
In das dunkle Herz sich gießen. (W:D, 249)

Durch die göttliche Offenbarung soll Elmar an die „dogmatischen Sätze“⁴⁶⁴ der christlichen Religion herangeführt werden. Noch versteht Elmar die christlichen Botschaften des frommen Mönches nicht, denn er versucht sich ihnen mit dem Verstand zu nähern, da er sie verifizieren möchte. Weil er stumm bleibt, vermutet der Prior, eine verstockte⁴⁶⁵ und verschlossene Menschenseele mit den Spruchweisheiten zu belehren. Er befürchtet, dass seine christliche Rede ohne Wirkung bleibt.

Elmar, o du machst mich traurig:
Was ich rede, ist verloren,
Denn du hörst nicht mit dem Herzen,
Denn du hörst nur mit den Ohren.

Man erzählt, ein blinder Priester
Predige im Feld den Steinen,
Und die Steine riefen, Armen':
Du bist stumm; ich möchte weinen. (W:D, 250-251)

Aber der Prior irrt, denn alle belehrenden Worte hat Elmar sich gut gemerkt, um sie in Ruhe – und alleine – zu überdenken. Elmars Zeit der Meditation ist noch nicht angebrochen, noch befindet er sich im Zustand einer großen inneren Unruhe. Die christliche Rede des frommen Mannes erfreut ihn nicht.

⁴⁶² Ebd. 12.

⁴⁶³ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Einleitung in die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Johannes Hoffmeister, 203.

⁴⁶⁴ Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 77.

⁴⁶⁵ Für den Mönch wäre es aufgrund seiner christlichen Lehre, die er vertritt, sehr schlimm, wenn Elmar „verstockt“ bliebe und dadurch den Weg zum Heil nicht fände, denn „wer verstockt bleibt wird durch das Gericht verworfen; nur wer sich bekehrt, wird durch das Gericht geläutert und erlöst (Is 1, 27).“ Stichwort *Erlöser* in: Edmund Kalt: Biblisches Reallexikon. Bd. 1, Sp. 473.

Deine Worte greiser Prior,
Auch nicht eines ging verloren,
Klagst du gleich, der träge Schüler
Lausche dir nur mit den Ohren.

Jedes hab' ich wohl verstanden
Und erwogen tief im Herzen:
Greiser Prior, statt des Trostes
Brachtest du mir Not und Schmerzen. (W:D, 291)

Elmar durchlebt im Kloster den schmerzhaften Verlust seiner alten kulturellen Identität. Die Worte des Priors lösen in Elmar große innere Qualen aus und so entscheidet sich sein freier Wille vorerst – zum Schutz seines inneren, verwundeten und heimatlosen Wesens – gegen die Annahme des christlichen Gottes.⁴⁶⁶ Elmars innerer Realität entspricht der Wunsch nach Heimkehr; nach ihr sehnt er sich mit ganzem Herzen, aber es ist nicht die Heimkehr zum christlichen Gott, nach der er so sehnsüchtig verlangt. An einer Gemeinschaft mit den Mönchen ist er – vorerst – nicht interessiert. Er will zurück in die gemeinsame Welt mit den Frauen, zurück zu der Frau, die er liebt. Enttäuscht und gekränkt wendet sich der Mönch für einen kurzen Moment von Elmar ab und beschimpft jene, mit denen sich Elmar in treuer Liebe verbunden fühlt.

Deiner Heimat, deiner Mutter,
Einer Kranken, einem Weibe:
Bist du brav, so zahl mit jedem
Tropfen Bluts in deinem Leibe.

Willst du fort, sie wird als bleiche
Bettlerin am Wege stehen
Und die dürre Hand dir strecken,
Nassen Blicks. – Nun kannst du gehen! (W:D, 252)

Elmar soll sich von der alten *geistigen Heimat* lösen, denn nur durch den christlichen Glauben kann er das neue Leben beginnen, das ihn zum Heil führt. Dem Mönch ist Elmars Hinwendung zum neuen Glauben oberstes Ziel seiner christlichen Belehrung. Zeitweise geht der brave Gottesstreiter vor Elmars Sturheit in die Knie. Aber er hat die Gewissheit, dass jede „Kreatur“ (W:D, 250) zuletzt vor dem christlichen Gotte knien wird. Elmar befände sich nicht in einem christlichen Kloster, würde der fromme Mönch nicht auch weiterhin den Dialog mit ihm – dem in seiner Psyche durch Ungerechtigkeit im Menschenleben zutiefst verletzten und gekränkten Mann – suchen. Viel Geduld ist erforderlich, damit Elmars seelische Wunden verheilen. Er benötigt ausreichend Zeit, um sich den neuen christlichen Eindrücken zu öffnen. Die Zeit ist im Kloster die wichtige Maßeinheit. An dem verständnisvollen Ort christlicher Mildtätigkeit steht der Prior dem stummen Elmar auch weiterhin hilfreich zur Seite. Es schmerzt ihn, dass Elmar ihm gegenüber nur wenig Vertrauen zeigt, aber auch dafür kann er wohlwollend Verständnis aufbringen:

Daß er niemals, was er meinte,
Mir gestanden, darf's mich kränken?
... Beben sah ich seine Lippe,
Seine Wange sah ich brennen,
Und sein tiefes, treues Auge
Sagte mehr, als Worte können. (W:D, 257)

In den Augen des jungen Mannes erkennt er Trauer und Liebe. Elmar lebt in stiller Trauer über die Trennung. Er ist Hilda in Liebe treu verbunden. Dies bindet seine Gedanken, lässt ihn verstummen.

⁴⁶⁶ Damit unterlegt *Weber* die Verse der Klosterepisode mit einer evangelischen Interpretation bezüglich des christlichen Glaubens: „Christlicher Glaube ist eine Entscheidung für oder gegen (den christlich verstandenen) Gott.“ Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 77.

Nachts träumt er sich in mythischen Naturbildern zurück zu ihr – befürchtet in seinem Traum, dass er an gebrochenem Herzen sterbe. Dieses seelische Moment bringt *Weber* mit *Nenuphar* zum Ausdruck.

Nenuphar, die weiße Blume,
Birgt sich gern in Nacht und Schweigen;
Nur des Himmels treuen Sternen
Wagt sie schüchtern sich zu zeigen!

Nur den kalten keuschen Lichtern,
Die da dämmern fern und trübe: –
Nenuphar, du weiße Blume,
O wie gleichst du meiner Liebe! (W:D, 258)

Das Bild der weißen Seerose ⁴⁶⁷, *Nymphaea alba*, birgt in sich das Leid sehnsuchtsvoller und schmerzlicher – romantischer – Liebe. Elmar fühlt sich verloren. Er klammert sich nachts – wie ein Ertrinkender – an die Bilder seiner Erinnerung. Die Nacht gehört den Liebenden. Elmar gedenkt nicht mehr grübelnd seiner heidnischen Götter/Göttinnen, seine nächtlichen Gedanken gehören Hildegunde. Das Leid ist zum festen Bestandteil seines Lebens geworden.

Leid ist meine beste Habe,
... Was ich leide, was ich liebe,
Will und mag ich nicht vergessen. (W:D, 259)

Er will es nicht missen, da er nur im Leid mit Hilda verbunden ist. Wehmütig wie in einem Volkslied klingt seine Klage, wenn er beteuert, dass seine Liebe von ewiger Dauer sein wird. Das Leid wird zu seinem kostbarsten Gut im Leben, denn es ist ein süßes angenehmes Leid, aus dem große Freude entstehen kann. Nachempfinden kann dies nur der romantisch Liebende. Zeitgleich regt sich im Empfinden Elmars – im christlichen Sinne – bereits die *Passion* auf seiner inneren „Reise, ein ganzer Mensch zu“⁴⁶⁸ werden. „Die tiefsten Erfahrungen des [christlichen] Erwachens in uns sind Liebesregungen, die uns zum Herzgrund dessen ziehen, wer wir sind.“⁴⁶⁹ Eingejähmt von Klostermauern erkennt Elmar, dass er auf seinem Weg zu Hilda, Verleumdung, Scham, Angst und Gefahr überwinden muss. Elmar fällt es vorerst leichter, die schöne Hilda zu lieben als dem christlichen Gott in Liebe verbunden zu sein.

Das *Alte Testament* versteht durchweg das Verhältnis zwischen Jahwe und dem Volk Israel – und darüber der Menschheit überhaupt – als ein Verhältnis wechselseitiger L[iebe]. Ähnliches gilt für das Neue Testament. «Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte» (Jeremias 31,3), und das von den Propheten mit Vorzug gebrauchte Zeitwort «'a-hab» hat eine ähnlich reiche Bedeutungsskala wie das deutsche «Lieben». Das L[iebes]-Gebot (Math. 23, 37) findet sich bereits im Deuteronomium, das trotz seiner späten Entstehung altes Überlieferungsgut zusammenfaßt: «Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit aller Macht» (6,5); ihm folgt das Gebot der Nächstenliebe im Levitius (19,18).

Das *Neue Testament* schließlich entfaltet einen Begriff der Erlösung durch L[iebe], dessen Elemente in den Büchern des Alten Testaments bereits lagen. Das gilt für die johanneische Verkündigung (1,16) wie auch für die Christologie des Apostel Paulus. Der paulinische Hymnus auf die L[iebe] ... , der sie mit Glaube und Hoffnung zusammenstellt und über beide erhebt (1. Kor. 13), war dazu bestimmt, die Keimzelle einer christlichen Ethik zu werden.⁴⁷⁰

⁴⁶⁷ In der deutschen Sagenwelt ziehen Nixen jene unter Wasser, die versuchen, die weiße Seerose zu pflücken. Das Bild der Nymphe ist bereits in griechischer und römischer Mythologie auffindbar. Wilhelm, der Figur des Dichters, gibt *Droste-Hülshoff* in *Bei uns zu Lande auf dem Lande* den mythischen Ratschlag: „bleib in deiner Heide, laß deine Phantasie ihre Fasern tief in deine Weiher senken und wie eine geheimnisvolle Wasserlilie darüber schaukeln, – sei ein Ganzes, ob nur ein Traum, ein halbverstandenes Märchen, es ist immer mehr wert, als die nüchterne Frucht vom Baum der Erkenntnis“. *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, in: Annette von Droste-Hülshoff: Sämtliche Werke, Bd. II, 192.

⁴⁶⁸ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 72.

⁴⁶⁹ Ebd. 58.

⁴⁷⁰ Stichwort *Liebe* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5, Sp. 296. (Kursive Schreibweise im Zitat)

Auf seinem Weg zum Heil muss Elmar die Liebesgebote Jesu Christi einhalten. Der Prior würde es begrüßen, wenn sein Schützling zu der Einsicht käme, dass nicht das Leid, sondern die göttliche Gnade höchstes Gut für ihn ist. Er gibt Elmar aber nicht auf. Er setzt auf die Liebe. „Im Herzen des christlichen Mysteriums lebt die Überzeugung, dass Liebe die Quelle des Lebens ist. Aus dieser Quelle fließen die Gnadengaben, die in uns aufsteigen.“⁴⁷¹ Aber auch die menschliche Minne kann erzieherische Kraft entfalten und eine Analogie zum Religiösen besteht. Die heidnische Religion weiß ebenfalls von der Kraft göttlicher Liebe. *Iolo Morganwg* hat die religiösen Empfindungen der alten Zeit mit der Fantasie des Dichters in neue poetische Verse gefasst:

God, impart strength;
 And in that strength, reason;
 And in reason, knowledge;
 And in knowledge, justice;
 And in justice the love of it;
 And in that love, the love of every thing;
 And in the love of every thing, the love of God.
 (Composed by Talhaiarn, the father of Tanwyn)⁴⁷²

6.1.5 Meditation im Klostergarten – Gedanken über Liebe und Heimat

Im Klostergarten überdenkt Elmar die Lehrsprüche des Priors. Die Benediktiner nutzen das Mittel der Meditation⁴⁷³, um die Lehre des Christentums zu vertiefen. Es geht „bei der Meditation darum, erfüllt zu werden mit einem Sinn für die Gegenwart Gottes und seiner Liebe.“⁴⁷⁴ Die christliche Lehre des weisen Priors, die Elmars Leiden lindern soll, wirkt aber zunächst gegenteilig, denn sie erschüttert in ihm das Bild seiner *geistigen Heimat* unwiederbringlich und führt ihn tief hinein in die Verzweiflung über diesen schmerzlichen Verlust. Unvermittelt und ungefragt treffen ihn christliche Weisheiten, sie entfachen die unruhige Suche nach der alten verlorenen *Heimat* erneut. Wild ist der schnelle Flug seiner verzweifelten Überlegungen, die sich nach vertrauten Gewissheiten sehnen. Unfair gegenüber seinen Rettern wirft Elmar dem Prior des Klosters vor, ihn mit der christlichen Wahrheit zu quälen: „Deine Weisheit, deine Güte/hat mir bittre Frucht getragen.“ (W:D, 272) Er wünscht sich eine bessere Arznei für seine kranke Seele als die Lehrsprüche seines christlichen Lehrers.

Nur dem Leib: der wunden Seele
 Arznei erdenkt kein Denker!
 Kam sie krank in diese Mauern,
 Krank genug, hier ward sie kränker.

Kam sie krank an Haß und Liebe,
 Krank genug an diese Stelle,
 Kränker durch des Zweifels Qualen
 Ward sie in der Klosterzelle! (W:D, 271)

⁴⁷¹ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 9.

⁴⁷² The Barddas of Iolo Morganwg, Vol. I., ed. by J. Williams Ab Ithel, [1862], at sacred-texts.com, p. 363. „››Gott, gib uns Stärke, und in der Stärke Verstand, und im Verstand Wissen, und im Wissen Gerechtigkeit, und in der Gerechtigkeit Liebe zu ihr, und in der Liebe Liebe zu allem, und in der Liebe zu allem die Liebe zu Gott!‹‹ (Barddas 363)“ Deutsche Übersetzung: Helmut Birkhan: Das Geheimwissen der Kelten, 236.

⁴⁷³ „In ihr [der Meditation] äußert sich der Glaube, dass wir – wenn unsere Gedanken und Gefühle zur Ruhe kommen können und frei von Zerstreuung sind – Botschaften des *Wortes* hören, das im Anfang war und durch das alles geschaffen wurde. Dies entspricht der keltischen Tradition, die auf der Mystik des Johannesevangeliums beruht, nach der unser Leben und das der ganzen Schöpfung wesentlich Äußerungen oder Ausdrucksweisen Gottes sind. Wenn wir das Wort Gottes hören wollen, müssen wir nicht vom Leben absehen, sondern vielmehr in dessen inneren Grund hineinschauen. Das bedeutet in der Praxis die Erwartung, dass Gott nicht aus irgendeinem religiösen Sonderbereich spricht, sondern aus dem Innern und der Tiefe unseres Lebens und allen Lebens.“ (Kursive Schreibweise im Zitat) Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 17.

⁴⁷⁴ Ebd. 20.

Elmar muss die eigene Wahrheit seines Lebens erkennen. Er findet sich in Anbetracht der Bewertung seines früheren Lebens durch die Analyse der belehrenden Sentenzen des christlichen Meisters in ein raues Lebensumfeld versetzt, in dem er für sich vorerst keine Hoffnung sieht. Elmar fühlt sich um die lebensfrohe Zukunft betrogen.

Die von Frühlingswonne träumten,
Finkenschlag und Blumenschimmer,
Warf im Zorn das Wetterbrausen
Einer Winternacht in Trümmer. (W:D, 275)

Er sieht sich als Verlierer! Er hadert – wie auf der Thingstätte, so auch im Kloster – mit der Ungerechtigkeit der Welt. Er hat die bittere Süße des Lebens kennengelernt, ist vom Leben bitter enttäuscht und gibt Göttern/Göttinnen und Menschen gleichermaßen die Schuld daran.

Wäre nicht der Neid der Götter,
Menschen könnten glücklich werden;
Wäre nicht der Haß der Menschen,
O, es wäre schön auf Erden! (W:D, 277)

In seiner Lebensbilanz lässt sich die leichte Neigung zum Spott, der die Enttäuschung beigeordnet ist, nicht ignorieren. Das Leben hat ihn mit leidvoller Tragik bedacht. Schonungslos bildet *Weber* die innere Realität seines Hauptprotagonisten mit allen seelischen Qualen des verunsicherten Heiden ab. Vogelfrei ist er – ehrlos und wehrlos – und er weiß nicht, in welche Richtung sich seine vom Schicksal geschundene Seele wenden soll, um weiteren harten Schlägen zu entgehen. „Kann sie fliehn zu Walhalls Göttern?/... Zum Gott der Christen?“ (W:D, 278)

Wie einst sein Vater sehnt er sich nach dem Tod, als er erkennt, dass es in der anbrechenden neuen Zeit für die *geistige Heimat* der Sachsen keinen Raum mehr geben wird. Er ist sich in der vermeintlich hoffnungslosen Lage noch nicht einmal mehr sicher, ob der Tod ihm noch Erlösung von seinen Seelenqualen gewähren kann. Kann er sich über die Existenz Walhalls noch sicher sein? Was darf er noch hoffen? Grausam wandern seine Gedanken zwischen den Welten. Er kann nicht glücklich sterben, er kann nicht glücklich leben. Beides hat der fromme Mönch ihm mit seiner christlichen Predigt genommen. Noch nie war sein seelisches Gleichgewicht einer so großen Gefährdung ausgesetzt wie jetzt im Kloster. Seine *geistige Heimat* wird nicht nur auf die Probe gestellt, die alte Welt wird nachhaltig unter den Ideen des Neuen verschüttet. In seiner misslichen Lage muss er sich eingestehen, dass er nur noch lebt, weil Christen ihm „mit rücksichtsvoller Liebe“ (W:D, 280) geholfen haben,

... weil mit seltner Treue
Gute Menschen für mich wachten,
Christen für den Ungetauften,
Und dem Leib Genesung brachten. (W:D, 271)

Mit der Erkenntnis, dass der ehemalige Feind zu seinem Retter geworden ist, verliert er den Halt im Leben und spürt, dass er an der Schwelle zu einer anderen Welt steht – dem Übertritt ist er schon sehr nahe. „Der müde Kämpfer/Ringt in Zweifeln und in Zwisten.“ (W:D, 278) Die von der Mutter für ihn gewählte Erziehungsmaxime ist seit frühen Kindertagen der Hass gewesen: „Fluch und Haß dem welschen Feinde,/Fluch und Haß dem Gott der Franken!“ (W:D, 31) Von dem anezogenen Vorurteil gegenüber der christlichen Welt muss Elmar sich befreien, denn es gilt nun die Maxime: Wer Hass im Herzen trägt, kann nur unglücklich werden. Nach dem Tod der Mutter hat er sich für sein weiteres Leben Frieden gewünscht. Genau an diesem Punkt befindet er sich jetzt erneut:

Statt des Glaubens bange Zweifel,
Statt der Ruhe irres Schwanken;
Immer jagend, immer fragend,
Schweifen unsted die Gedanken;

Gleichwie sturmgetriebe Tauben,
Fern den heimatlichen Buchen,
Zwischen See und Himmel flattern
Und umsonst ein Eiland suchen. (W:D, 291)

Die Unklarheit, in die Elmar durch die intellektuellen Anregungen des Priors gestoßen wird, führt seine Gedanken zunächst in die Irre – in ein Chaos, das sich für ihn mit seinen bisher erlernten Kenntnissen nicht strukturieren lässt. Haltlos wünscht er sich den Frieden zurück, jenen Frieden, den seine wunde Seele aus der Kindheit kennt. Aber:

Pfadlos sind die blauen Lüfte,
Ratlos bin ich selbst und müde;
Was ich suche, was ich sehne,
Ist nicht Glück, nur Friede, Friede! (W:D, 292)

„«Nach innen»», sagt Novalis, «geht der geheimnisvolle Weg», und Hölderlin: «In uns ist alles.»⁴⁷⁵ Indem Elmar den romantischen Weg – seine Reise nach innen – beginnt, eröffnen sich für ihn ungeahnte, aber auch bedrohliche Weiten. Er lernt die Sehnsucht kennen. Er verliert den Halt im Leben. Plötzlich muss er sich fragen, ob Thiatgrimm, sein friesischer Lehrer, ihn belogen hat. Elmar zweifelt an der Wahrheit der ihm vermittelten *geistigen Heimat*. Woran kann er sich jetzt orientieren, wie sich in der veränderten Welt neu verorten? War alles in seiner Vergangenheit eine Lüge – eine große nordmännische Lebenslüge? Elmar befindet sich in keiner schönen Gemütsverfassung, bemitleidet sich jammernd selbst. In der Vergangenheit hat der Nordmann ein unruhiges Leben geführt. In der Klosterzelle erfährt er zum ersten Mal die Stille, die seine verwundete Seele zur Ruhe kommen lässt. Diese ungewohnte Situation macht sein Gemüt unruhig, lässt seinen Geist rasen. Laut *Newell* besteht eine Gefahr, beziehungsweise „ein Risiko des [christlichen] Erwachens .. darin, dass wir in Zeiten hineingehen, in denen wir das anzweifeln werden, was wir erreicht haben.“⁴⁷⁶ Elmar durchlebt diesen Zweifel.

Tatlos schlepp' ich meine Tage!
O, ich habe Zeit zum Denken,
Zeit zum Sinnen und zum Suchen,
Zeit genug, mich selbst zu kränken.
... Irren will ich durch die Lande,
Auf den Wassern will ich treiben;
Tödlich ist mir dieses Brüten,
Und hier kann ich nicht mehr bleiben. (W:D, 280-281)

Elmar möchte wieder tätig werden, die inneren Wege verlassen, aber vor sich selbst kann er nicht fliehen. Schon einmal wollte er diese Strategie für sich nutzen und sich dem Krieg der Wölfe anschließen, als im Norden Sigurd zum Kampf aufrief, Thorkell Falk als seinen „besten Degen“ (W:D, 41) zum Kampfgenossen wünschte und die kleine Thora diesbezüglich ihre Grüße schickte. Elmar muss alle Ablenkungen von sich abschütteln und sich dem inneren Dialog mutig stellen, zum Eigentlichen in seinem Leben vordringen. Immer wieder kreisen seine Gedanken um die „Hoffnung“ (W:D, 281), die er für sich schon verloren geglaubt hat. Die Hoffnung muss er in der inneren Auseinandersetzung mit sich selbst wiedergewinnen und fest in seiner Seele verankern. Seine größte Angst ist es, dass ihm seine Liebe abhandenkommt, er einem „Lieben ohne Hoffen“ (W:D, 274) ausgeliefert ist. Er verspürt Heimweh und sehnt sich zurück in die gedankliche Welt seiner *alten Heimat*, in der „winternachts am Hallenfeuer/..Wilfried Thorkells Gästen/Nordlandssagen zu berichten“

⁴⁷⁵ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 90

⁴⁷⁶ Philip Newell: *Mit einem Fuß im Paradies*, 57.

Elmar zweifelt an seinem in Friesland erlernten Wissen und begibt sich auf Gottsuche: „Wir wollen Gott lieben. Aber wir lieben ihn zunächst immer nur auf irrigen Wegen ohne Klarheit über den Gegenstand unserer L[iebe]. Diesen wahren Gegenstand und unseren Weg zu ihm müssen wir erst suchen, und dazu treibt uns die Unruhe des Herzens.“ Stichwort *Liebe* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 5, Sp. 297.

Droste-Hülshoff war zeitlebens eine Suchende. Unter anderem dies machte sie zu einer außergewöhnlichen Dichterin für ihre Heimatregion Westfalen.

(W:D, 282) wusste und niemand mit dem neuen Glauben gequält worden ist. Verzweifelt versucht er, die *alte geistige Heimat* aus seinen Erinnerungen zurückzugewinnen:

Fernes Land! In Kinderunschuld,
Nicht verwirrt vom Kampf und Kriege
Zwischen Göttern, zwischen Menschen,
Schläfst du in der Wellenwiege!

Ob die graue Wasserwüste
Dich in Nacht und Nebel berge,
Dennoch find' ich dich; dem Flüchtling
Ist die Not ein guter Ferge. (W:D, 284)

Die Zeitreise – zurück in die alte Welt – missglückt. Immer tiefer verliert sich der nordische Held in Selbstmitleid. Er, der tapfere Degen, ist ehrlos und wehrlos – ist vogelfrei! Der Kern seines Problems ist die bange Frage: Kann Hildegunde einen ehrlosen Mann lieben?

Wertlos ward ich gleich dem Moose,
Gleich dem Pilz am Bergeshange,
Die das Reh des Waldes achtlos
Niedertritt auf seinem Gange (W:D, 284)

Hildegunde soll ihn nicht verachten! Aus Scham über die tragischen Geschehnisse auf der Thingstätte will er davonlaufen, um der eigenen Unsicherheit zu entkommen. Beständig ist er nur darin, vor sich selber fliehen zu wollen. Großes Leid belastet das liebende Herz des jungen Mannes. Wie viele Meilen müssten zwischen ihm und Hildas Welt liegen, um sein Jammern zu beenden? Wie kann er sich wieder frei fühlen?

Schönes Land im weiten Westen,
Fern und einsam! – Heb die Schwingen,
Freier Falk, du heimatloser,
Eine Heimat zu erringen!

Heb die Schwingen! Schon zu lange
Hast du träumend hier gesessen;
Fort, meerüber: In der Wildnis
Allvergessend, allvergessen! (W:D, 284-285)⁴⁷⁷

Im Weglaufen findet sich keine Lösung, denn Elmar will nicht frei sein von Hilda und seine Lage ist nicht ausweglos. Die Richtung, die er einschlagen muss, wird ihn nicht in ein fremdes Land führen. Tief in sein Inneres muss er hineinhorchen, erneut seinen Willen erforschen, wie in jenem Moment, in dem er aus Friesland auf den elterlichen Hof zurückgekehrt war.⁴⁷⁸ Damals hatte ihn die Liebe heimgerufen. Hilda gewöhnte den braven Falken schon in der Jugend an sich. In seinem Innern findet Elmar auch jetzt die Antwort. Er ist gebunden – an Hildegunde. Er wird bleiben.

⁴⁷⁷ In ausweglosen Lebenssituationen war die Auswanderung in die amerikanische Welt des 19. Jahrhunderts eine beliebte und reelle Lebensalternative für Menschen, die sich eine *neue Heimat* aufbauen wollten oder aufbauen mussten. Durch den Neustart in der neuen Welt konnten sie nur gewinnen, Belastendes hinter sich lassen. Auch *Weber* dachte in jüngeren Jahre kurz über eine Auswanderung nach Amerika nach. Generell lässt sich aber für die Person *Weber* feststellen, dass Persönliches – selbst Liebesleid und Glaubenszweifel – keine Spiegelung in seiner Dichtung erfahren. *Weber* verfügte über jene starke Persönlichkeitsstruktur, die eine strenge Trennung von Privatem und den Themen seiner Dichtung ermöglichte. Die Romantiker kannten die Sehnsucht, entwickelten ein starkes Fernweh: „Der unstete Charakter, die Heimatlosigkeit machte die meisten Romantiker zu ewigen Wanderern. Zacharias Werner nannte sich geradezu „den Pilger“ ... und Lenau trieb das Wanderfieber .. bis nach Amerika. Die Sehnsucht trieb die Romantiker in die Ferne ... Eichendorff, ist wie in seinem Dichten, so auch in seinem Leben die lebendige Verkörperung romantischer Wanderlust geworden.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 33-34.

⁴⁷⁸ Diethelm hat dies in seinen Versen bereits auf den Punkt gebracht: Nicht jede Problematik lässt sich mit der Vernunft lösen; besondere Gültigkeit hat dies für alle Angelegenheiten, die die Liebe betreffen. Für den jungen Elmar ist es überaus wichtig, sein Gefühlsleben in ein harmonisches Gleichgewicht zu bringen, um wieder glücklich sein zu können.

Und ich harre, weil ich tiefer
In mein Suchen mich versenke,
Und ich bleibe, – und ich bleibe,
Hilda, weil ich dein gedenke. (W:D, 285)

Die Vorwürfe des Mönchs bezüglich der Ichbezogenheit Elmars sind unbegründet. Er macht sich nicht der Sünde der Selbstsucht schuldig. Seine Liebe zeigt sich in der Bereitschaft, „das Bewußtsein seiner selbst aufzugeben, sich in einem anderen Selbst zu vergessen, doch in diesem Vergehen und Vergessen sich erst selber zu haben und zu besitzen.“⁴⁷⁹ Elmar plagen Heimweh und Heimatverlust so sehr, dass er zurück muss zur geliebten Hilda, damit er seelisch gesundet, wieder ein ganzer Mensch sein kann. Hildegunde ist und bleibt seine *Heimat*, denn seine *emotionale Heimat* liegt im Du des geliebten anderen. Ihr gegenüber ist der starke Nordmann wehrlos.

Elmars Sorge ist bei Hildegunde. Erduldet sie den gleichen Schmerz wie er? Er wird sich um sie kümmern müssen, denn er ist ängstlich besorgt um ihr Wohlergehen. Ihr gegenüber empfindet er *commitment*⁴⁸⁰, verspürt eine starke Hingabe, bekennt sich zu Hilda – liebt sie. „Die Gnade der Hingabe erhält die Entschlossenheit und Stärke unserer Entscheidung, zu lieben und Sorge zu tragen, am Leben.“⁴⁸¹ Hilda ist Elmars Lebensmittelpunkt. Sie hat die alten Götter/Göttinnen erfolgreich verdrängt. Seine Gedanken kreisen nicht um die eigene Person oder sind verhaftet in der Götterwelt seiner *alten Heimat*, sie beziehen sich sorgenvoll auf Hildas Wohl.

Wüßt' ich sie im sichern Hafen,
Mit den Stürmen kämpft' ich gerne,
Alle Schmerzen wollt' ich dulden,
Bleibe jeder Schmerz ihr ferne.

Wär' ihr besser, möcht' ich lieber,
Daß sie keine Schmerzen trüge,
Daß, sooft sie mein gedenket,
Banger nicht das Herz ihr schlüge?

Daß sie mein nicht mehr gedächte?
Herbstes Wort von allen herben!
Bitterer Tod: Vergessen werden
Ist noch bitterer als Sterben. (W:D, 287)

⁴⁷⁹ Stichwort *Liebe* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5, Sp. 316.

Hegel schreibt in seinen *Vorlesungen über die Ästhetik* zur religiösen Liebe: „In der Liebe nämlich sind nach selten des *Inhalts* die Momente vorhanden, welche wir als Grundbegriff des absoluten Geistes angaben: die versöhnte Rückkehr aus seinem Anderen zu sich selbst. Dies Andere kann als das Andere, in welchem der Geist bei sich selber bleibt, nur selbst wieder Geistiges, eine geistige Persönlichkeit sein. Das wahrhafte Wesen der Liebe besteht darin, das Bewußtsein seiner selbst aufzugeben, sich in einem anderen Selbst zu vergessen, doch in diesem Vergehen und Vergessen sich erst selber zu haben und zu besitzen. Diese Vermittlung des Geistes mit sich und Erfüllung seiner zur Totalität ist das Absolute, jedoch nicht etwa in der Weise, daß sich das Absolute als nur singuläre und dadurch endliche Subjektivität in einem anderen endlichen Subjekt mit sich selbst zusammenschlüsse, sondern der Inhalt der sich mit sich im anderen vermittelnden Subjektivität ist hier das Absolute selbst: der Geist, der im anderen Geist erst das Wissen und Wollen seiner als des Absoluten ist und die Befriedigung dieses Wissens hat.“ G.W.F. Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik. II. Entwicklung des Ideals zu den besonderen Formen des Kunstschönen. III. Die romantische Kunstform. I. Der religiöse Kreis der romantischen Kunst. 2. Die religiöse Liebe. a. Begriff des Absoluten als der Liebe; URL: <http://www.textlog.de/5999.html> (Stand: 12.06.2023).

⁴⁸⁰ „»Commitment« ist im Deutschen schwer durch einen einzigen Begriff wiederzugeben: Verpflichtung, Engagement, Bekenntnis, Hingabe. Das deutsche »Verpflichtung« allein hat immer noch den Beiklang von »Pflicht und Gehorsam«.

»Einsatz«, »Engagement« dagegen wäre zu schwach.“ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 15.
In Pons Großwörterbuch Englisch wird *commitment* mit *Engagement* und *Verpflichtung* ins Deutsche übersetzt.

⁴⁸¹ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 14.

„Eine Lieb' ist keine Liebe;/Daß sie durch zwei Herzen gehe,/Ist ihr Recht, und beiden bringe/Sehnend Leid und wundes Wehe.“ (Ebd.)⁴⁸² Das Leid, das Elmar verspürt, ist das Tribut, das diese Liebe von ihm verlangt, denn „auch in den stärksten Beziehungen wird Liebe ... nur geboren unter den und durch die Schmerzen des Ringens und des persönlichen Opfers.“⁴⁸³

Auf ein Vaterland, das Leid bringt, kann ein Mensch mit gutem Verstand gerne verzichten, auf die Liebe zum anderen – zum geliebten Du – nicht. Elmar will ganz sein, *eins* sein, braucht zum Wohlsein Hildegunde. Dieser Gedanke findet sich auch in *Wolframs Parzival*:

man und wîp diu sint al ein;
als diu sunn diu hiute schein,
und ouch der name heizet tac.
der entwederz sich gescheiden mac:
si blüent ûz eime kerne gar.⁴⁸⁴

Mann und Frau sind ein Leib, dürfen nicht voneinander geschieden werden. Die Liebe vermittelt Elmar die Gewissheit, seine *emotionale Heimat* gefunden zu haben. Die Partnerschaft mit Hildegunde verspricht ihm Glück und Frieden im menschlichen Miteinander. Elmar kann sich treu sein, indem er Hilda treu ist. Auch im *Parzival* ist wahre Treue rechte Liebe – „reht minne ist wâriu triuwe“⁴⁸⁵.

Um eine gemeinsame Zukunft mit der Fränkin zu gestalten, muss der Nordmann wieder mutig sein. Für ihn ist die Liebe ein ungewöhnliches Terrain, auf dem er plötzlich schüchtern wirkt. Da es ihm an Liebeserfahrung fehlt, fällt es ihm anfangs schwer, das Gefühl der Liebe zuzulassen, denn er kann es nur bedingt kontrollieren.

Wunderlich! Geschliffne Äxte
Sah ich furchtlos auf mich zücken,
Und vor einem Mädchen stand ich
Zaghaft mit gesenkten Blicken. (W:D; 289)

Elmars Weg führt ihn durch sein Liebesbegehren in die Richtung des christlichen Gottes. Die Liebe bereitet den Weg, denn nur „durch die Liebe werden Menschen verwandelt – nicht nur im Märchen – und zu neuen Menschen gemacht.“⁴⁸⁶ Elmar vermutet, dass Hilda eher einen Christen lieben könnte als einen ehrlosen Mann. Hildegunde – ihre Art, ihr fürsorgliches, gebendes und liebendes Wesen – ist das, was Elmar als bemerkenswert und attraktiv am neuen Glauben empfindet. Mühsam nähert er sich dem Christentum, tut sein Möglichstes, um Hildegunde in ihrem christlichen Denken entgegenzukommen. Nur ihr zuliebe überdenkt er den christlichen Glauben, möchte auf diese Weise eine belastbare Basis für die gemeinsame Zukunft schaffen. Darüber hinaus enthält Elmars Verhalten auch Ansätze der mittelalterlichen Minnethematik, denn die *Minne* ist für ihn ein Selbsterziehungsprogramm mit läuternder Wirkung. Und es verspricht Erfolg, denn als Christ könnte er das verlorene gesellschaftliche Ansehen zurückerlangen.

⁴⁸² Die letzten Verse führt *Speyer* auf eine Vorlage *Walthers* von der Vogelweide zurück. „Bei Walther heißt es „bin ich dir unmaere ... eines friundes minne/diust niht guot, da ensî ein ander bi./minne entouc niht eine./si sol sîn gemeine./sô gemeine daz si gê/dur zwei herze und dur dekeinez mê.“ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 89.

Weber kannte diese Verse von *Walther*, denn er hatte sie ins Neuhochdeutsche übertragen. Explizit weist *Speyer* in ihrer Dissertationsschrift darauf hin, dass es für sie den Anschein erwecke, dass „fast die ganze Liebeslyrik in Dreizehnlinden ... zusammengesetzt [sei] aus einer Anzahl von Motiven, für die sich in der mhd. Dichtung entweder eine Reihe von Analogien oder direkte Vorlagen nachweisen lassen.“ Ebd. 87.

⁴⁸³ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 31.

⁴⁸⁴ Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Studienausgabe, 173, Z. 1-5.

„Mann und Weib sind *ein* Leib. Das ist so wie die Sonne, die heute aufgegangen ist, und der Name, der Tag heißt. Das eine kann sich nicht vom andern scheiden, das sind zwei Blüten aus einem und demselben Kern.“ Übertragung ins Neuhochdeutsche ebd.

⁴⁸⁵ Ebd. 532, Z. 10. Seit seiner Studienzeit ist *Weber Wolframs* mittelalterliche Literatur bekannt. Im Kontext von Wartburg und Minne nennt *Weber* ihn Eschilbach. Vgl. dazu Maria Peters: Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses, 25.

⁴⁸⁶ Sabine Pemsel-Maier: Alter Wein in neuen Schläuchen! Zur Übersetzung der Rechtfertigungsbotschaft in den heutigen Kontext. 30-42. In: Margit Eckholt/Sabine Pemsel-Maier (Hrsg.): Räte der Gnade, 38.

Hoffnung tritt wieder in sein Leben, aber die Stimmungsschwankungen zwischen den Gemütszuständen der Verzweiflung und der Hoffnung bleiben zunächst noch bestehen. Es wird deutlich, wie schwer und auch wie schmerzlich es für Elmar ist, sich die *neue geistige Heimat* zu erarbeiten. Nur langsam gesundet sein Geist und ist bereit für den vernünftigen Diskurs mit der neuen Religion der Christen.

Nicht ein Sperling fällt vom Dache,
Nicht ein Haar von deinem Haupte
Außer Gott und Gottes Willen! –
Guter Prior, wer das glaubte! (W:D, 293) ⁴⁸⁷

Hildegunde glaubt als Christin an diese Zusammenhänge, also ist Elmar bereit, sie zu überdenken. Vieles in der christlichen Religion bleibt dem Verstand des gebildeten Nordmanns ein Rätsel. ⁴⁸⁸ Mit der Vernunft oder einem festen Willen kann sich Elmar dem Verstehen der christlichen Religion nur annähern. Er muss sich bereithalten für die unmittelbare christliche Erfahrung.

Die existentiellen, wirklichen Fragen des Lebens, die uns innerlich tief berühren, können wir nicht einfach über Vernunft und Wille entscheiden. Die Chance zum Anderssein, zur Umkehr widerfährt uns vielmehr als Gnade, was nicht aus-, sondern einschließt, das die Chance als *Kairos* dann auch individuell ergriffen werden muss. ⁴⁸⁹

Der fromme Prior hat ihm den Rat erteilt, zu beten und auf die Gnade Gottes zu hoffen.

Die Erkenntnis ist das Erbe
Nicht der Weisen, nein, der Frommen;
Nicht im Grübeln, nein, im Beten
Wird die Offenbarung kommen. (W:D, 249)

Mit seinem Ratschlag tritt, wie in den Worten Hildegundes, das Wunderbare auf der Suche nach der *christlichen Heimat* als Leitmotiv der göttlichen Gnade erneut aus den Versen des Liedes hervor:

Soll ein Menschenaugen schauen,
Muß der Himmel sich erschließen
Und ein Strahl von seinem Lichte
In das dunkle Herz sich gießen. (W:D, 249)

Die *neue geistige Heimat* muss er mit seinem Herzen annehmen. Er soll Gott von ganzem Herzen suchen, denn darin zeigt sich das Wesen christlicher Buße und diese ist Bedingung für Elmars christliche Heimkehr, die Hinwendung zu Gott, die innere Umkehr, die Elmar im Kloster gelingen soll, setzt die innerliche Abwendung vom Bösen voraus. ⁴⁹⁰ Aber letztendlich rettet „allein Gottes Gnade .. die auf ihn Vertrauenden“ ⁴⁹¹. Elmar muss sich dem Christengotte liebend nähern.

⁴⁸⁷ Der hier zugrunde liegende Gedanke findet sich in Matth. 10, 29.

⁴⁸⁸ „Das Christentum ist nach Kierkegaard »das absolute Paradox««. Mit den Mitteln der Vernunft lässt sich schlechterdings nicht verstehen, dass Gott Mensch geworden ist. Gegen jeden Versuch, dies metaphysisch zu begreifen, vor allem gegen den Hegelschen, ruft Kierkegaard damit das Charakteristikum des Christentums in Erinnerung, dass es zuerst Ärgernis und Torheit ist (skandalon und moria). Jesus ist im Sinne dieses Paradoxons für Kierkegaard der Antitypus zu Sokrates. Denn während in der Philosophie die Objektivierung der Mitteilung den Lehrer für die Lehre weitgehend irrelevant werden lässt, ist sie im christlichen Glauben von ihm abhängig. Im Augenblick der Mitteilung ist die paradoxale christliche Mitteilung für den, der sie vernimmt, ebenso wahr und wirklich wie für die ersten Jünger. Die geschichtliche Genese und die Metamorphosen des Christentums sind für Kierkegaard also in keiner Weise von Belang. Eher steht er selbst in dem religiösen, glaubenden Verhältnis der Nachfolge: Sein Denken ist Artikulation religiösen Selbstempfindens. Es reflektiert und vollzieht in eins das Totalexperiment des Glaubens.“ Harald Seubert: *Religion*, 76-77.

⁴⁸⁹ Isolde Karle: Das Streben nach Glück. Eine Auseinandersetzung mit der Beratungsgesellschaft, 51-68. In: Heinrich Bedford-Strohm (Hrsg.): *Glück-Seligkeit. Theologische Rede vom Glück in einer bedrohten Welt*, 62.

⁴⁹⁰ Vgl. dazu Stichwort *Buße* in: Edmund Kalt: *Biblisches Reallexikon*. Bd. 1, Sp. 305.

⁴⁹¹ Dorothea Sattler: In der Annahme Gottes gewandeltes Menschsein. Weibliche Zugänge zum Geschehen der Erlösung. 43-55. In: Margit Eckholt/Sabine Pemsler-Maier (Hrsg.): *Räume der Gnade*, 55.

Harter Mönch, du lehrst und forderst
Hundert Pflichten, schwer zu üben,
Doch die übermenschlich schwerste
Dünkt mich, seinen Feind zu lieben. –

Und ihr tut es; ich erfuhr es
An mir selbst! – Nun schweig, du Spötter,
Wodanspriester; diese Menschen
Können mehr als unsre Götter! (W:D, 294)

Elmar muss die Feindesliebe erlernen, um das lähmende Gefühl des Hasses in seinem Leben dauerhaft überwinden zu können. Leidenschaftlich ringt Elmar mit seiner Liebe zu Hildegunde, aber den Feind zu lieben – die neue vom Prior gestellte Aufgabe in seinem Leben, in der ein Gefühl zur Pflicht werden soll – fühlt sich für den Nordmann von Grund auf merkwürdig an. Dennoch ist er bereit, sich dieser Aufgabe im Leben zu stellen. Hildegunde kann er bedingungslos lieben, da er sich sie zur Partnerin wünscht. In ihr sieht er nicht den fränkischen Feind, den er aus Hass im Kampf erschlagen möchte. Im Fiebertraum sah er sie fürsorglich als *Caritas* an seinem Krankenbett sitzen. Die selbstlose Tat der Krankenpflege beeindruckt Elmar sehr. Nur die christliche Barmherzigkeit, die er am eigenen Leib erfahren hat, hilft ihm letztendlich, die Botschaft des Christentums zu verstehen. Vielleicht ist an seiner Gesundung tatsächlich das Heilshandeln Gottes beteiligt gewesen. In der theologischen Tradition bei *Paulus* und den *Alexandrinern* geht der Glaube in das höhere Wissen ein. *Weber* wandelt hier mit Bedacht in den Spuren des romantischen Dichters Carl Wilhelm Friedrich von *Schlegel*, der in der literarischen Betrachtung von *Gössmann-Tokyo* modern gelesen werden kann, wenn man sein Verständnis des Konkreten diesbezüglich überdenkt. Auch *Weber* will in seinen Strophen Glaube und Wissen nicht notwendigerweise voneinander trennen müssen. Bei *Schlegel* liegt das Moderne „in seiner Stellungnahme gegen das tote Vernunftwissen“

und in dem, wenn auch nur fundamentale in Angriff genommenen Versuch, die neuzeitlichen Wissenschaften, vor allem auch die Naturwissenschaften, in ein solch höheres Erfahrungswissen einzubeziehen und ihnen die toten Voraussetzungen zu nehmen. Es fragt sich, ob dieses Verständnis von Glauben und Wissen nicht wesentlich zur heilsgeschichtlichen Sicht der Welt hinzugehört, da man im Konkreten Glauben und Wissen nicht voneinander trennen kann.⁴⁹²

Vielleicht ist für Elmars Situation die Notwendigkeit, sich zwischen zwei unterschiedlichen Religionen zu entscheiden, nicht zwingend gegeben. Langsam begreift er, wie seine Gesundung erfolgen konnte. *Weber* vermittelt sie in einer geistigen Nähe zur modern-gedachten Schlegel-Interpretation *Gössmann-Tokyo*. Glaube und Wissen sind bei Elmars Genesung nicht eindeutig voneinander zu trennen oder voneinander zu unterscheiden.

War's durch fromme Kraft des Guten,
War's durch dunkle Macht des Bösen,
Daß nach mondelangem Ringen
Ich von schwerer Sucht genesen?

⁴⁹² Wilhelm und Elisabeth Gössmann-Tokyo: Das christliche Geschichtsbewußtsein Friedrich Schlegels. 861-898. In: Theologie in Geschichte und Gegenwart. Michael Schmaus zum 60. Geburtstag dargebracht von seinen Freunden und Schülern. Herausgegeben von Johann Auer und Hermann Volk, 880.

„Anfänglich waren Wissen und Philosophieren eine Einheit. Ihnen stand der Glaube gegenüber: zunächst als sinnlich gebundene Doxa, die nur Erscheinung im Modus der Wahrscheinlichkeit gibt, dann als sich auf überweltliche Offenbarung berufendes und dadurch gesichertes Überwissen. Mit dem Auseinanderbrechen der einen Wahrheit in die Lehre von der doppelten Wahrheit entsteht ein Konkurrenzstreit, aus dem das Wissen, mit dem Philosophieren noch identisch, als Sieger hervorgeht. Das neuzeitliche Denken erkennt als eigentliches Wissen nur das wissenschaftliche und philosophische Wissen an. Der Glaube, sofern er mit Wahrheitsanspruch auftritt, muß sich vor der Kritik der Vernunft erst als wahr bestätigen (vgl. etwa Fichtes „Kritik aller Offenbarung“). Im 19. Jahrhundert werden dann Wissen und Philosophieren geschieden. Nun ergeht es dem Philosophieren ähnlich wie vordem dem Glauben: Es gerät in die Nähe der Dichtung („metaphysische Begriffsdichtung“, vgl. etwa .. Heidegger) oder des Glaubens (vgl. etwa Jaspers' „Philosophischer Glaube“).“ Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 76.

Alte Drude, stammt dein Werben
Aus des Abgrunds Finsternissen?
Dein Beschwören ist dein Suchen,
Und dein Zauber ist dein Wissen.
... Und mit reinen Händen boten
Gute Menschen mir den Becher,
Christ dem Heiden, biedre Mönche
Dem geächteten Verbrecher. –

Wunder gibt es, deren Wirken
Nie zu Ende wird geschrieben:
Menschengeist mit seinem Forschen,
Menschenherz mit seinem Lieben. (W:D, 295)

Elmars Vernunft erkennt, dass zu seiner Genesung zwei Seiten – Beda und Swanahild – hilfreich ihren Beitrag geleistet haben. Nur das Zusammenspiel beider Parteien hat letztendlich zu seiner Rettung geführt. Vielleicht hat der friedensstiftende Zauber im Eichenhain, von dem Elmar keinerlei Kenntnis hat, vorausschauend diese Zusammenarbeit unterstützt oder erst ermöglicht, also ebenfalls einen wichtigen Beitrag geleistet? Sicher ist nur, dass der vorurteilsfreie Zusammenschluss der unterschiedlichen Parteien im blauen Grund – Mönch und Wala – der irdische Schlüssel für seine Heilung gewesen ist. Nur das Hervorbringen einer gemeinsamen Leistung von Heidin und Christ hat das Gute gelingen lassen. Elmar weiß daher nicht, wem gegenüber er zu mehr Dank verpflichtet ist. Da er aus dieser Überlegung heraus keine Notwendigkeit verspürt, zwischen dem sächsischen und dem christlichen Glauben ausschließend wählen zu müssen, kann sich sein Wille vielleicht tatsächlich frei entscheiden. Was religiöse Wahrheit ist, bleibt hier eine offene Frage, so wie für *Lessing* die Frage nach der wahren Religion im *Nathan* aus Gründen der Toleranz unbeantwortet geblieben ist. Als literarische Wahrheit räumt *Weber* der christlichen Religion zwar den Vorzug ein und empfiehlt sie der Leserschaft auf ihrem Weg zur *Heimat*, aber er macht dabei keinen Ausschließlichkeitsanspruch geltend. *Weber* spielt sächsischen und christlichen Glauben nicht gegeneinander aus. Er lässt die beiden Religionen aus der festen Überzeugung heraus konkurrieren, dass der christliche Glaube der überlegene ist. In der Herausarbeitung der Vorzüge der zwei unterschiedlichen Religionen denkt er in Entwicklungsstufen. Die alten Sagen der Völker nimmt er als Mythen ernst und er bedenkt, dass sich jede Kultur eigenständig zum christlichen Gott verhält. Die Intention seines Schreibens als Heimatdichter kommt eindeutig zum Vorschein. Als christlicher Dichter Westfalens schreibt er für eine christliche Leserschaft, möchte vom Christentum noch nicht überzeugte Gemüter mit seinen Versen aber ebenfalls erreichen. In seinem literarischen Verständnis von *Heimat* nimmt *Weber* Bezug auf das Christentum und er beruft sich dabei auf die christliche Vergangenheit Westfalens. Dieses Christliche ist für *Weber* ein fester Bestandteil des Heimatlichen, den er im Epos als das *Eigentümliche* in der Mentalität der Menschen seiner westfälischen Region herausarbeitet.

6.1.6 Beendigung der Leiden durch den Abt

Abt Warin zählt die Abgaben für das Kloster, unterbricht die Aufzählung für eine kurze Weile und träumt von der Jugend. Im Geiste erfreut er sich an seinen Erinnerungen, hält romantische Jugendträume lebendig, die er sich auch als Abt im Konvent zu Dreizehnlinden im Gedächtnis bewahrt.⁴⁹³

O wie sang dem alten Manne
Heut die Drossel ins Gemüte!

Hoffnung? – Ihre Laubgewinde,
Träumerische Blumenglocken,
Flattern nicht um graue Scheitel,
Gaukeln nur um blonde Locken. (W:D, 307)

Auch Elmar hat den Beginn des Frühlings bemerkt. Er tritt zum Abt in die Klosterzelle, um sich von der christlichen Gemeinschaft zu verabschieden. Er nimmt den beginnenden Frühling als Zeichen des Aufbruchs wahr.

Wüld'ger Abt, die Lerche schmettert,
Flur und Hain begann zu sprießen;
Scheiden muß ich; Eures Brotes
Darf ich länger nicht genießen.

Was ihr Holdes an mir tatet,
Lohn' euch euer Herz und jener,
Der den Sohn des Hauptmann heilte,
Euer Gott, der Nazarener.
... Fahren muß ich fremde Straßen⁴⁹⁴,
Sorgenvoll auf dunkler Reise,
Ob ein Gott durch Traum und Angang
Mir den Pfad in Irrsal weise. (W:D, 308-309)

Aber Elmar ist noch nicht gerüstet für die weltliche Weiterreise, denn er hat den eigenen Kurs, die für ihn richtige Wegführung im Leben, noch immer nicht gefunden. Der Abschied fühlt sich für ihn bitter an, weil ihm die innere Bereitschaft fehlt, sich außerhalb der schützenden Mauern in einer Welt zu bewegen, die ihm schweres Leid zugefügt hat. Ihn irritiert, dass er Trauer und Schmerz fühlt über den

⁴⁹³ Vgl. dazu Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 95.

Kontrovers zu seiner eigenen Analyse möchte *Freund* († 2011) in *Webers* Dichtung keinerlei Elemente der Romantik entdecken: „Sittliches Handeln setzt das Wissen um das Wahre voraus. Falsch sind alle Träume von der Unendlichkeit des Glücks, geträumt in Jugendtagen. Der sittliche ist zugleich der realistische Mensch, der allen Täuschungen, aller Romantik entsagt. Weber schwärmt nicht „zwischen den goldenen Wolken“, wie es bei Ludwig Tieck einmal heißt, sondern steht mit beiden Beinen auf der Erde ... Weber für die Romantik zu reklamieren ... wird dem Gehalt und der Haltung seiner Werke nicht gerecht.“ Ebd. 99.

Die Verse in *Dreizehnlinden* ermöglichen diese Auslegung (u.a. in Hinblick auf *Webers* starke Neigung zum MA) aber durchaus. *Freunds* Auffassung verwundert u.a., da er selbst zum Werk *Webers* – wie vor ihm bereits Marie *Speyer* – feststellt: „Die Prägnanz und Knappheit gerade der Lehrsprüche verraten *Webers* Schulung am Vorbild *Walthers*, insbesondere aber auch am Vorbild des um 1230 verstorbenen Spruchdichters *Freidank*, dessen Werk *Bescheidenheit* er im Jahre 1856 zu übersetzen begann. In seinem Nachlaß fanden sich 88 Verse der begonnenen Übertragung ... Nicht nur die direkte Leseradresse und der ermahnende imperativische Stil verweisen auf das bewunderte Vorbild, sondern vor allem der Geist und die gesamte sittliche Grundhaltung. Bescheidenheit ist ein sowohl werk- als leserbezogener Begriff. Er meint das sittliche Bescheidwissen des Autors, das sich in seinem Werk niederschlägt, ebenso wie die Pflicht vor dem Leser, ihm Bescheid zu geben über eine sittlich verantwortbare Lebensführung. Die Versformen der Spruchdichtung *Webers* lehnen sich sowohl den Reimpaarversen *Freidanks* als auch *Walthers* strophischen Spruchliedern an.“ Ebd. 50-51.

Die Veröffentlichung *Speyers* von 1910 bleibt interessant und nachvollziehbar. In ihrer Arbeit ist sie den romantischen Anklängen in *Webers* Dichtung nachgegangen, hat die Motive mittelhochdeutscher Literatur mit *Webers* Texten in Beziehung gesetzt und seine zahlreichen Rückgriffe auf die Literatur der Romantik detailliert herausgearbeitet. Sie ist aber – wie *Schüppen* – an manchen Stellen mit Bedacht zu lesen.

⁴⁹⁴ Auch das Fahren auf der fremden Straße ist ein gängiges Volksliedmotiv.

Abschied, den er mit seinen forschenden Worten hat einleiten wollen. Leicht würde es Elmar fallen, Christ zu werden, wären nicht die „Franken die Verkünder“ (W:D, 297) der neuen Religion.

Und dem Abt die Rechte bietend,
Weint' er laut, zum ersten Male,
Seit er an dem Sarg der Mutter
Einsam stand im öden Saale.

Doch der Abt, mit beiden Händen
Hielt er ihn: „Wie hast du Eile!
Straßen gibt es, hundert Straßen,
Und nur eine führt zum Heile.
... Elmar, frag dich selber: redet
Dir im Herzen keine Stimme?“ –
... Deiner Wünsche stetes Wechseln,
Deiner Sorge ew'ges Schwanken,
All dein Hoffen und Verzweifeln,
Elmar, nennst du das Gedanken? (W:D, 309-310)

Der Abt will Elmar nicht gehen lassen. Als Angehöriger des keltischen Christentums erteilt er ihm den Rat, in sich „hineinzuhören, um die Wahrheit Gottes zu hören: Tiefer als irgendwelche Verwirrung oder Finsternis in uns ist das Licht, das jeden Menschen erleuchtet.“⁴⁹⁵ Elmar soll aufmerksam in sich hineinhorchen, im Sinne *Kierkegaards* auf die Stimme achten, die

der Individualität Eigentümlichen lauscht, die Bewegungen dieses Eigentümlichen erspät, um dieses nun im Individuum so recht zur Herrschaft gelangen zu lassen und die gesamte Individualität sich harmonisch zu einer plastisch in sich abgerundeten Gestalt entwickeln zu lassen.⁴⁹⁶

Da ein Zwiespalt durch sein Leben geht, muss er nach der Auffassung des Abts Gott in sich finden. Die negativen Aspekte der Romantik haben bereits im Spottwald in der Kritik gestanden. „Die Klassik kannte diesen Zwiespalt von ... Endlichkeit und Unendlichkeit nicht ... der klassische Mensch war in sich abgeschlossen ... schloß den Kosmos in sich. Er bedurfte der Erlösung nicht, weil seine Endlichkeit Vollendung war.“⁴⁹⁷

Im Denken des mittleren Schlegel [vollzieht sich] von selbst die Kritik am Idealismus, in ästhetischen Kategorien ausgedrückt, an der absolut gesetzten schöpferischen Subjektivität. Sein reflektiertes, in Ironie und Willkür getriebenes romantisches Bewußtsein wird .. das empfindliche Organ für den menschlichen Seelenzustand: der Mensch ist nicht einheitlich in seinem Ich, durch sein Bewußtsein geht ein *Zwiespalt*.⁴⁹⁸

Der Zwiespalt des Menschen – wie *Solger* ihn auffasst – ist nach *Kierkegaard* der „Widerstreit zwischen dem Unvollkommenen im Menschen und seiner höheren Bestimmung“⁴⁹⁹. Der christliche Glaube kann dem Menschen helfen, seine Bestimmung zu finden und in ihm eine innere Genesung bewirken.

Was du willst, das willst du nimmer,
Was du fliehst, begehrt du eben;
Tief, wie eine Todeswunde
Geht ein Zwiespalt durch dein Leben.
... Was dich kränkt und heilt, ich weiß es
... Elmar, sei ein Christ! Im Geiste
Bist du längst ein Christ geworden. (W:D, 310)

⁴⁹⁵ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 16-17.

⁴⁹⁶ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 286.

⁴⁹⁷ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 107.

⁴⁹⁸ Wilhelm und Elisabeth Gössmann-Tokyo: Das christliche Geschichtsbewusstsein Friedrich Schlegels, 861-898. In: Theologie in Geschichte und Gegenwart, 873-874.

⁴⁹⁹ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 326.

In Warins Bewertung der Situation hat Elmar die Schwelle zum Christentum unbewusst bereits übertreten. Die Gnade Gottes hat dies in ihm bewirkt. Diese, für Elmar überraschende Information, bricht den letzten Widerstand und weinend fällt er auf die Knie. Hat der Gott der Christen ihn in einem langen zähen Kampf geistigen Ringens bezwungen, sein Denken dabei in einem langsamen behutsamen Prozess in christliche Bahnen gelenkt? Entscheidend in dieser Situation ist, wie Elmar sich selbst wahrnimmt. Sieht er sich ebenfalls als Christ oder fühlt er sich noch der Gruppe der heidnischen Sachsen zugehörig?

Jammer in den nassen Augen
Lag er flehend auf den Knien,
Und die Hände faltend, sprach er:
„Segne mich – und laß mich fliehen!“

Sei gesegnet, wilder Knabe,
Doch du darfst nicht von uns scheiden!
Komm, wir gehen zum Pater Prior,
Er ist klug und rät uns beiden. (W:D, 311-312)

Spontan möchte Elmar fliehen, aber für eine Flucht vor dem neuen Glauben ist es bereits zu spät. Ohne Taufe wird es für ihn kein Entkommen aus seiner emotionalen Notlage und dem Kloster geben, zu sehr sind die Mönche um das Seelenheil des jungen Mannes bemüht. Der Abt hört in den Worten Elmars deutlich den Hilferuf einer heimatlosen Seele – das innere Flehen nach dem Heil – und führt ihn zurück zum christlichen Lehrmeister. Der Prior des Klosters begleitet den christlichen Weg des Falken mit mildem Zwang, führt ihn aber letztendlich zum Sieg.

Der Glaube [ist] ein Sieg über die Welt; und gleichwohl ist er ein Kampf, und wenn er gekämpft hat, so hat er über die Welt gesiegt; und dennoch hatte er über die Welt schon gesiegt, bevor er gekämpft. So wird der Glaube also, was er ist, der Glaube ist kein ewig wählender Kampf, sondern er ist ein Sieg, der da kämpft. Im Glauben ist somit jene höhere Wirklichkeit des Geistes nicht rein und bloß eine werdende, sondern sie ist eine schon gegenwärtige, obwohl sie zugleich wird.⁵⁰⁰

Elmar soll sich frei entscheiden, denn kein Mensch muss müssen.⁵⁰¹ Es wird von ihm erwartet, dass er die christliche Religion aus freiem Willen annimmt. Es ist eine positive Religionswahl, die für ihn nur insofern auch zwangsläufig erfolgt, da sie alternativlos ist, wenn er seinen Herzenswunsch, Hildegunde wiederzusehen, weiter verfolgt. Unbemerkt hat Elmar den christlichen Weg bereits betreten. Jetzt kann er ihn auch willentlich und bewusst zu Ende gehen und die christliche Kultur und den christlichen Glauben für sich als *Heimat* annehmen. Die frommen Mönche haben an ihm den Missionsauftrag ihres Ordens erfüllt. Hildegundes flehende Gebete um Gnade sind im Himmel erhört worden und auch für den Wunsch ihres Vaters, Elmar möge zum Heil finden, sind die Wegweiser auf Elmars christlichem Pfad nun gesetzt.

⁵⁰⁰ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 325.

⁵⁰¹ Letzteres, „Kein Mensch muß müssen“ sagt der Jude Nathan zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weiteren Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prägorativ ist bloß, daß er mit Bewußtsein und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will. ... Nimmermehr kann er das Wesen sein, welches will, wenn es auch nur *einen* Fall gibt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, *was er nur muß und nicht will*, wird wie ein Gespenst ihn begleiten, ... seine gerühmte Freiheit ist absolut nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behülflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.“ (Kursive Schriftweise im Zitat) Friedrich Schiller: Über das Erhabene, 460-475. In: Friedrich Schiller: Theoretische Schriften. Herausgegeben von Rolf Toman, 460.

6.2 Wiederkehr des Glücks

6.2.1 Frauen als Wegbereiter

Der Winter neigt sich dem Ende zu. Der Frühling belebt bereits die umliegende Natur und in Hildegunde reift ein Einfall zu einem guten Plan heran. Im Frühjahr kann sie ihre vielversprechende Idee in die Tat umsetzen: Sie macht ihren Antrittsbesuch bei Swanahild, der heidnischen Priesterin, und geht in die sächsischen Wälder zum blauen Grund. Gerne ist sie bereit, für eine gemeinsame Zukunft mit Elmar zu kämpfen, sofern diese realisierbar ist. Der lange Winter in der Stimmung der Trauer hat sie verändert und in ihr die Bereitschaft geweckt, für ihren sehnlichsten Lebenswunsch aktiv einzustehen. Die Seherin erhält Kunde von allen freien Vögeln. Alle Frühlings-Heimkehrer aus fernen Ländern soll die Wala für Hilda nach dem Verbleib des Liebsten befragen, denn sie ist:

Eine, der die Himmelwandler,
All die Vögel, Botschaft tragen;
Mag sie auch das Frankenmädchen
Finster schau, ich will es wagen! (W:D, 270)

Hilda hat keine Angst vor der heidnischen Vertrauten Elmars. Swanahild ist die sächsische Priesterin der edlen Familie des Falken. Über den Besuch Hildegundes ist die weise Wala sehr erfreut. Die junge fränkische Frau zollt ihr Respekt und erweist ihrem Glauben die Ehre, indem sie sich von der Seherin die mythische Antwort auf Zukunftsfragen wünscht, die ihr eigenes Schicksal betreffen. Ihr treues Herz möchte wissen, ob und wann Elmar zu ihr heimkehren wird: „Muß ich trauern um den Toten,/Oder darf er Heimkehr hoffen?“ (W:D, 302)

Hildes Traum hat ihr die Antwort auf den ersten Teil der Frage bereits gegeben, aber sie wünscht sich die Bestätigung durch die Instanz der sächsischen Seherin. Hildes Herz weiß die Antwort – so wie Elmars Herz die Antwort auf die Frage, die er einst Swanahild in Bezug auf Hildegunde stellte, bereits gewusst hatte. Nur der für sie noch unklare Fragenteil, ob und wann er zu ihr zurückkehren wird, bedarf einer Antwort. Dass er zu ihr heimkehrt, ist ihr innigster Wunsch. Er ist auch ohne die seherische Gabe der heidnischen Priesterin leicht ersichtlich.

Den du meinst, wiewohl genesen,
Krank verweilt er bei den Stillen,
Frei in Fesseln, weil gefesselt
Nur durch Wahl und eignen Willen;

Fern den Seinen, niemals ferner,
Nahe dir und niemals näher:
In der Menschenbrust zu lesen,
Braucht es keine Zukunftspäher.
... Wenn der Ginster blüht am Raine,
Wenn die Rose blüht im Garten,
Wird ein Frankenmädchen lächeln,
Doch in Tränen. – Kannst du warten? (W:D, 302)

Die Antwort der Seherin lässt sich christlich auslegen. Indem Elmar unter die Macht des christlichen Gottes gerät, erhält er seine Freiheit zurück. Im Mai, wahrscheinlich um Beltane⁵⁰², darf Hilda seine Ankunft freudig erwarten, aber ein Unglück wird sie dabei tränenreich treffen. Glück und Unglück liegen im Leben der Menschen nahe beieinander – auch im Leben der weisen Wala. Mit der Rückkehr Elmars neigt sich die Zeit der heidnischen Priesterin in der Region Westfalens ihrem Ende zu. Swanahild muss ihre heimatliche Behausung im blauen Grund verlassen, denn Elmar wird getauft zu Hildegunde und auf seinen Erbhof zurückkehren.

⁵⁰² „One of the four great annual Celtic festivals was Beltane. It was celebrated on 1 May and marked the beginning of the Celtic summer. ... The festival was associated with regeneration and regrowth after the ravages of winter.“ Celtic Mythology, 341.

Öde war es längst, noch öder
Wird es hier im hohlen Steine,
Eh die Rose glüht im Garten.
Eh der Ginster blüht am Raine.
... Einsam ward ich! Übel passen
Reiseschuh' zu grauen Haaren:
Dennoch mit dem einzig Treuen,
Meinem Hunde, muß ich fahren. (W:D, 303)

Das Glück, welches Elmar voraussichtlich widerfahren wird, bleibt Swana verwehrt.

Jede Gunst, sogar die letzte,
Bleibt nach Mühsal und Beschwerde
Mir versagt, die allerärmste:
Schlaf im Schoß der Heimaterde.

Weine nicht! – Du magst ihn grüßen,
Den du meinst; mit nassen Locken
Wird er dir entgegentreten:
Meine Zöpfe bleiben trocken! – (W:D, 304)

Aus Mitleid beweint Hildegunde das harte Schicksal der heidnischen Priesterin. Aber sie bedarf der mitfühlenden Empathie der jungen Christin nicht, denn es ist im normalen Zeitenlauf der Welt eine etablierte Regel, dass die ältere Generation für die jüngere irgendwann zur Seite tritt. Für den jungen Christen wird Swanahild keine religiöse Bezugsperson mehr sein. Swana muss abtreten, darf aber ihrem Götterglauben treu verbunden bleiben und mit ihm in neue Lande ziehen, für sich und ihre Götter/Göttinnen eine neue Siedlungsstätte erschließen. Swanahild hat sich in ihrer ersten Einschätzung Hildegundes getäuscht. Die junge Frau ist die geeignete Partnerin für den sächsischen Falk. Freundlich weist sie der Christin zum Abschied den Weg in die fränkische Welt, die bald die gemeinsame Welt der Sachsen und Franken sein wird.

Komm, ich führe dich; der Wildbach
Sperrt den Weg mit Block und Schrunde,
Und die Augen meiner Wächter
Seh' ich glühn im finstern Grunde. (W:D, 304)

In den Wäldern hat die Schneeschmelze begonnen. Die wilde Natur schützt ihre heidnische Priesterin, Waldtiere fungieren als Wächter, aber fränkische Späher beäugen den Wald der Wala zu jeder Stunde. In beidseitigem Verständnis füreinander gehen die beiden Frauen auseinander. Sie haben ihren Dialog in Selbstverständlichkeit geführt. Swanahild hat durch den Besuch der jungen Fränkin Frieden gefunden. Ohne Bitterkeit kann sie sich in ihr neues Leben einfinden, wird aber standhaft bleiben und sich niemals vor dem Kreuz des Christengottes beugen. Ihre Locken bleiben vom Taufwasser verschont.

6.2.2 Taufe im Klosterchor

Im Klosterchor empfängt Elmar die Taufe, ist zum befreienden Opfer bereit. Bereitwillig wird er zum Schaf in Gottes großer Herde. Stoisch erkennt er sein Unvermögen, den Lauf der Welt verändern zu können und lässt sich im Kloster taufen. Aber diese Entscheidung ist keine Schlussfolgerung, die nur aufgrund der Geschehnisse in seiner Vergangenheit von ihm so getroffen worden ist. Elmar verspricht sich ein ‚Mehr‘ mit dem Akt der Taufe. Mit *Kierkegaard* lässt sich sagen, dass er die Folgerichtigkeit der Weltentwicklung erkennt,

denn indem die wahre Wirklichkeit an den Tag soll, findet doch die vergangene ihren Respekt; es geschieht keine Revolution, sondern eine Evolution; die vergangene Wirklichkeit erweist sich als annoch berechtigt dadurch, daß sie ein Opfer heischt, die neue Wirklichkeit dadurch, daß sie ein Opfer bringt. Ein Opfer aber gehört dazu, weil wirklich ein neues Moment zutage treten soll, weil die neue Wirklichkeit keine bloße Schlußfolgerung aus der Vergangenheit ist, sondern ein Mehr in sich enthält, nicht bloß ein Korrektiv des Vergangenen ist, sondern ein neuer Anfang.⁵⁰³

Kelten glauben an die Wiedergeburt in „››einer neuen, veränderten Welt‹‹“⁵⁰⁴. Elmars Klosteraufenthalt kommt einer Wiedergeburt gleich, denn aus dem Kloster kehrt er zurück in eine neue christlich-veränderte Welt. Als Christ darf er in seine lokale *Heimat* und zu Hildegunde heimkehren. Letztendlich hat er gewonnen. Durch die Taufe erhält er eine neue Identität – eine zweite Chance im Leben. Mit dem christlichen Ritus der Taufe ist er in seiner neuen Welt für jedermann sichtbar angekommen. Er hat wieder Halt im Leben, darf nun sein Leben friedlich führen. Darüber ist seine Freude groß und er kniet willig im Klosterchor, um sich der Taufe und dem neuen Gott dankbar hinzugeben:

Elmar kniete vor den Staffeln
Im Gewand von weißem Linnen,
Sanft gebückt, geschloßnen Auges,
Wie versenkt in sel'ges Sinnen;

Auf dem Antlitz Fried' und Freude,
Zartes Rot auf Kinn und Wangen,
Gleich als sei ein heil'ges Feuer
Warm im Herzen aufgegangen.

Und ein Strahl der Frühlingssonne
Glitt hinein mit goldnem Glanze
Und umwob des Jünglings Locken
Wie mit einem Glorienkranze.

Denn er siegte, und soeben,
Von des Abtes Hand ergossen,
Hatte das geweihte Wasser
Gnadenreich sein Haupt umflossen,

Dank dem Prior, der dem Ringer
Erst ein Helfer war und Rater,
Jetzt des Überwinders Zeuge,
Jetzt im Geist sein zweiter Vater. (W:D, 313-314)

Elmar ist letztendlich tatsächlich aus Überzeugung Christ geworden. Seine Entscheidung basiert auf dem Zusammenspiel von Vernunft- und Herzensgründen. Innerlich ist ihm der dialektische Zusammenschluss von sächsischen und fränkischen Elementen im neuen Glauben perfekt geglückt. Er hat die Gnade Gottes – das Herzstück des christlichen Glaubens – an sich erfahren dürfen; Gott ist ihm

⁵⁰³ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 264-265.

⁵⁰⁴ Helmut Birkhan: Das Geheimwissen der Kelten, 134.

zugeneigt. „Die Gnade ist uns gegeben, damit wir heimkehren zu uns selbst.“⁵⁰⁵ Vielleicht darf auch die Heilung – rein christlich gedacht – als göttliches Gnadenhandeln gewertet werden, sofern wir gewillt sind, sie nicht ausschließlich auf die Pflege der Mönche und die Wirkung der heilenden Medizin, deren Herstellung die Drude ihrem Erfahrungswissen zu verdanken hat, zurückzuführen. Im christlichen Weltverständnis der Mönche ist Elmars „Bekehrung .. in erster Linie ein Werk der göttlichen Gnade“⁵⁰⁶. Immer wieder ist er auf seinem Weg zum Heil von den Mönchen darauf hingewiesen worden, dass das Gebet der letzte wichtige und unterstützende Schritt in diese Richtung sei. In der Weltsicht der Mönche hat der Schmerz, sein Leiden, ihn zum christlichen Gott geführt und die Gnade des milden Gottes hat ihn gerettet. Elmars eigener und ausschlaggebender Beweggrund – das Warum seiner Bereitschaft, sich christlich retten zu lassen – ist spezifisch neutestamentlich. Es ist die christliche Barmherzigkeit, die die Mönche an ihm verübt haben.

Tiere und Pflanzen freuen sich mit Elmar über die kluge Entscheidung, Christ zu werden. Kurz ist *Webers* Schilderung des Übertritts. Als Dichter verfügt er über jene Beobachtungsgabe, die es ihm ermöglicht, die Stimmung im Kloster in poetisch-sinnlichen Naturbildern festzuhalten. Er vereint religiöse Stimmung und Naturerfahrung in seinen Versen.

Und die Sträube auf dem Altar
Hauchten ihre Opferdüfte;
Und der Andacht Blumenkelche
Strebten in die Himmelslüfte;

Und die Wasserwelle rauschte,
Und ein Bussard rief vom Walde
Einsam über Tannenwipfeln:
„Junger Weidmann, kommst du balde?“ (W:D, 315)

Elmars seelische Nöte – in der Krankenzelle und während der Meditation – sind vergessen. Das Lied wird wieder heiter. Freudig frohlockt der Bussard und der Gartenfink begrüßt Elmar in seinem neuen Leben. Elmar hat mit dem Übertritt zur christlichen Religion einen Teil seiner alten Freiheit zurückerhalten, schon bald wird er heimkehren dürfen. Durch den erfolgten Perspektivenwechsel erhält er eine neue Position im Leben, aus der heraus er die Welt neu wahrnehmen kann. In *Webers* religiösen Bildern erstrahlt die Natur in hellem Sonnenlicht.

O wie ist die Welt so sonnig,
Und das Wiegen und das Fliegen
In der Luft, wie ist es wonnig! (W:D, 315)

Hört Elmar, nun Christ geworden, den Lockruf des Vogels noch, der die Veränderung in Falks Leben munter in die Welt verkündet? Durchaus, denn der Dichter lässt auch die Tiere – als Geschöpfe Gottes – in dem christlich verwandelten Umfeld am göttlichen Heilshandeln Anteil nehmen. Der Gartenfink frohlockt, weil Elmar zum Heil gefunden hat. Das kleine Vogelherzchen freut sich mit dem Falken. Elmars Sinne sind derweil ergriffen von der feierlichen Stimmung der frommen Andacht. Die Taufe ist ein sehr wichtiger Moment in seinem Leben, denn mit ihr überschreitet er die Schwelle in sein neues, in sein christliches Leben.

Entrückt und tief versunken in das fromme Gebet nimmt er am religiösen Ritus teil. Im Gebet im Klosterchor ist Elmar – wie zuvor im Gebet im Eichenhain – erneut bereit, allen Herzenswünschen zu entsagen. Auf diese Opferbereitschaft des jungen Mannes gehen die frommen Mönche aber nicht ein. Sie begnügen sich mit der christlichen Taufe, der eine sorgfältige Unterweisung vorausgegangen ist. Elmars Taufe genügt ihnen als Frucht ihrer seelsorgerischen Bemühungen im Konvent zu Dreizehnlinden. Sie wissen, dass die Jugend schnell verführt wird durch übereilte und unreife Gedanken. Die Entscheidung, im Kloster zu bleiben, darf erst nach längerer Zeit und gründlicher Prüfung getroffen werden. Elmar fehlt die notwendige Reife für einen Entschluss, der das gesamte

⁵⁰⁵ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies, 81.

⁵⁰⁶ Stichwort *Bekehrung* in: Edmund Kalt: Biblisches Reallexikon. Bd. 1, Sp. 218.

Leben derart und unwiderruflich verändern würde. Gott wird über den weiteren Lebensweg Elmars, dem Neffen des Bischofs, weise entscheiden.

Gott wird raten; sei nur stille!
Kennst du dich? In jungen Herzen
Frühlingsschnee ist Wunsch und Wille.
... Weißt du, was du sollst? Die Gnade,
Die dich führte, führt dich weiter. (W:D, 317-318)

Dass der Wille des jungen Mannes von ihm noch nicht hinreichend erforscht ist, vermuten die Mönche zu Recht. Sie haben seine Gemütsschwankungen den Winter über im Kloster beobachten dürfen. Die asketische Einsamkeit der Klosterzelle bekommt nur wenigen. Elmar zählt nicht zu diesen Auserwählten. Gott hat anderes mit dem christlich gewordenen Nordmann vor, der nun verpflichtet ist, etwas Gutes aus seinem Leben zu machen. Elmar muss zurück ins Leben, denn erst im Alltag kann sich sein neuer Glaube verfestigen. Mit der Entscheidung, Christ zu werden, ist ihm die Assimilation in die Gemeinschaft der neuen Welt, die im überwiegenden Teil des Landes bereits christlich ist, gelungen, aber als Vogelfreier bleibt er weiterhin gesellschaftlich ausgegrenzt, kann sich frei nur innerhalb des engen Radius der Klostermauern bewegen. Anhängig ist ihm nach wie vor der auf dem Thing gesprochene Urteilsspruch, der ihm Ehre und Besitz genommen hat. Vielleicht findet sein neuer Gott für dieses Problem die passende Lösung und gibt in seiner göttlichen Gnade ein Zeichen, wie der helfende Ratsschluss, der Elmars missliche Lage bessern kann, aussehen muss.

6.2.3 Die Wahrheit des Barden

Im niedergebrannten Hof zu Bodinkthorpe erträgt Bodo die Beschimpfungen der wiederkehrenden Schwalben mit Kummer. Sie werfen ihm die Kurzsichtigkeiten des letzten Herbstes vor, rügen ihn dafür, dass er ihre Warnung „vor Trug und Tücke“ (W:D, 79) nicht verstanden hatte, als sie ihn an die Vorsehung erinnerten. Auch Eggi, die wilde Katze, kommt zu Besuch, um dem Grafen harte Vorwürfe zu machen.

Schwarzer Graf und wilde Katze
Nennt uns zwei die Lästerzunge,
Seid ihr gleich von grauen Haaren,
Und ich bin ein armer Junge;
... Was ich Euch zu melden habe,
Ist ein Märlein ernst und heiter:
... Daß es, wie es ging, nicht gehe,
Als ihr hörtet und nicht hörtet
Und durch Hören und Nichthören
Recht und Unrecht arg verkehret.

Denn ich spreche von dem Falken,
Den ein Neiding falsch bezichtet,
Den Feiglinge falsch verlassen
Und ein Schwächling falsch gerichtet. (W:D, 322-324)

Eggi wirft dem Grafen vor, dass er auf dem Thing nur das gehört habe, was er habe hören wollen. Bodos Wahrnehmung sei selektiv gewesen. Folglich bezichtigt er den Grafen der Voreingenommenheit dem heidnischen Edlen gegenüber.

Durch das falsche Urteil ist auch Bodo anteilmäßig am Bösen in der Geschichte beteiligt.

Das Böse scheint nur deshalb so oft vorzuherrschen, weil das Gute nicht fertig ist, sondern nur als Anlage in uns gesenkt ist. Eben darin liegt zugleich auch ein Vorzug: Der Mensch ist frei, seine höchste Möglichkeit selbst zu verwirklichen. Dazu muß er freilich diese Möglichkeit, muß er seine

„Bestimmung“ kennen: ein Bild des wahren Menschen muß vor ihm schweben. ... Sich selbst besser machen, sich selbst kultivieren und wenn er böse ist, Moralität bei sich hervorzubringen, das soll der Mensch.⁵⁰⁷

Aufgrund der wahren, aber kränkenden Worte empfängt der Franke den kecken Schmiedejungen barsch. Der alte Graf rechtfertigt zunächst sein Verhalten auf der Thingstätte, denn er sieht im verurteilten Elmar den gemeinen Brandstifter seines Hofes. Nun liegt der wahre Brandstifter im Sterben und ist – im Angesicht des nahenden Todes – „mürbe“ für das noch ausstehende Geständnis;

... er ist mürbe:
Schade wär's für euren Himmel,
Wenn er sonder Beichte stürbe! (W:D, 325)

Der „arme Junge“ (W:D, 322) kommt zum Grafen, um das Unglück der gräflichen Tochter in Glück zu verkehren. Das Christentum kennt einen mächtigen Zauber, den des *Wortes*⁵⁰⁸, dessen Wirkkraft Eggi, der junge Barde, zum Wohle Hildegundes nun entfesseln möchte. Da er Gutes im Sinn hat, spricht er unbeirrt weiter, denn der Graf soll die ganze Wahrheit über die Geschehnisse, die auf der Thingstätte nicht zur Sprache gekommen sind, erfahren. Eggi berichtet, dass Gero gelogen und Elmar auf dem Thing die Wahrheit gesprochen habe. Zeuge für die Ereignisse im heiligen Hain sei er selbst.

Und ich sah's! Und fragt den Kahlen,
Fragt ihn, wer ihn angestiftet,
Saft und Salbe zu bereiten,
Die ein Mordgeschoß vergiftet.
... Morgen wird's im Gau gesungen,
Euch zu Lob' und Rab zum Leide. (W:D, 326)

Fleißig hat der junge Barde die literarische Wahrheit über die tragischen Geschehnisse in ein ästhetisches Lied gefasst. Vom kommenden Tage an wird die Region durch seine Verse über die Umstände des Untergangs des edlen Falken informiert werden. Dem Lied fehlt es nicht an Humor, denn der Kuckuck im Kehrreim ist Eggis Spott.⁵⁰⁹ Sein Rat an den Grafen ist es, das Geständnis des sterbenden Übeltäters rechtskräftig einzuholen, um nachträglich für Gerechtigkeit in der verhandelten Rechtssache zu sorgen. Der Graf soll sein Fehlurteil vom letzten Herbstthing korrigieren, bevor er selber tot ist. Da Eile angebracht ist, sagt Eggi dem schwarzen Grafen spöttisch und unverhohlen den baldigen Tod voraus. Einem Christen werde er seine Hilfe, solange er noch im Leben verweilt, doch bestimmt nicht verweigern.

Und der Falk, es wird Euch freuen,
Endlich ward er klug durch Schaden:
Im Konvent zu Dreizehnlinden
Ließ er sich den Scheitel baden. (W:D, 327)

Für Eggi ist Elmar durch die Taufe lediglich „klug“ (ebd.) geworden, aber allein der Akt des religiösen Übertritts dürfte genügen, um Hilfe für den neuen Christen einzufordern. Eggi sieht in Elmar nach wie vor den Narren, der nur aus Schaden klug wird.

⁵⁰⁷ Michael Landmann: *De Homine. Der Mensch im Spiegel seiner Gedanken*, 279.

⁵⁰⁸ „Es ist das *Wort*, das uns ins Dasein hineingesprochen hat. Indem wir auf dieses Wort hören, werden wir aufgeweckt werden zu dem, was unsere tiefste Wahrheit ist.“ Philip Newell: *Mit einem Fuß im Paradies*, 52.

Oder aus philosophischer Perspektive betrachtet: „Die platonische Idee des Demiurgen in der neuplatonischen Fassung als Emanationsquelle aller Realität und in biblischer Fassung als Schöpfertum durch das Wort („und Gott sprach, es werde ...“), rückt alles Schöpfertum in den Mittelpunkt des kunstphilosophischen Interesses (vgl. 2. Moses 31 über die Berufung des Werkmeisters Bezaleel []) ... zweifellos gewinnt dabei das Sprachschöpfertum der Dichter nochmals eine potenzierte Beachtlichkeit.“ Lutz Geldsetzer: *Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik*, 63.

⁵⁰⁹ Unter Berücksichtigung des volksliedartigen Charakters des Sangs zu Dreizehnlinden darf Eggi, der Schmiedejunge, hier auch als Wanderer, als „sorglose[r] Handwerksbursche“ und als „Fahrender“ betrachtet werden. Marie Speyer: *Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik*, 287.

Der schwarze Graf ist entsetzt über das, was er hört. Er will dem frechen Schmiedejungen keinen Glauben schenken. Er hat sich aufrichtig um gute Rechtsprechung im Namen seines Königs bemüht. Sollten die Anschuldigungen des Knaben wahr sein, dann hätte er unbemerkt während seiner Amtsausübung auf dem Thing schweren Rechtsbruch geduldet. Warum hat der Junge so lange geschwiegen?

Das Verhalten des kleinen wilden ‚Kobolds‘ ist einfach zu verstehen. In der Schmiede hat Eggi über das Unglück des stolzen Falken, den sein Hochmut die Zunge so scharf führte, dass er mit Vertreibung bestraft worden ist, noch gelacht. Eggi wollte mit der Tatsache, dass er im Eichenhain zugegen gewesen ist, nicht früher herausrücken, weil er weder Elmar, noch dem schwarzen Grafen aus irgendeinem Grund zu Dank verpflichtet ist. Das Gegenteil ist der Fall. Der starke Elmar hat ihn mit einer Rute übel geschlagen, weil er Gänse zum Spaß quälte. Eggi tat Böses aus Langeweile. Elmars Kritik, die Züchtigung des jungen ‚romantischen‘ Barden, hat keine Sympathien in Eggi geweckt. Elmar hat mit seiner ‚klassischen‘ Sichtweise lediglich erreicht, dass Eggi ihm in den Wäldern vorsichtig aus dem Wege gegangen ist. Als der Barde sein Zinshuhn zum Kloster brachte, hatte er Elmar im Chor der Abtei beobachten können. Der schwarze Graf ist von den bösen Späßen Eggis ebenfalls nie angetan gewesen.

Auch der Geringste kann seinen Teil zum Gelingen des Guten in der Gesellschaft beitragen. Um sein Geheimnis preiszugeben, hat Eggi erst lernen müssen, anderen Menschen zu vertrauen. Dem einsamen und eigenbrötlerischen Jungen hat es in der Vergangenheit an Liebe und Zuneigung gefehlt. Erst Aiga und Hildegunde finden freundlich gestimmte Worte für den schlimmen Bengel. Ihnen kann er vertrauen, denn sie sprechen nicht abfällig über ihn. Sie sind sogar der Meinung, dass er dazugehöre, er ein Teil von Bodinkthorpe sei. Hilda hat ihm zur Weihnacht ein Geschenk gemacht. Als „armer Junge“ (W:D, 322) kann er ihr im Gegenzug nur Worte schenken, aber es sind bedeutungsvolle Worte; denn es sind Worte, die poetische Gerechtigkeit im Sinn haben. Eggi ist also in genauerer Betrachtung gar kein ‚armer‘ Junge, da er über den Reichtum der Barden verfügt. Hildegunde versteht Eggi. Aufgrund ihrer Anerkennung und fürsorglichen Zuwendung ist der Junge bereit, sich der Sache des Guten anzuschließen. Jetzt fungiert er helfend als Mittler und er wird Hildegunde eine glückliche Zukunft ermöglichen.

Für die freundliche Herrin des Hofes greift Eggi das verheißungsvolle Motiv der jungen Liebe – *Wenn die Rose glüht im Garten, / Wenn der Ginster blüht am Raine* – wiederauf. Sein Blumengruß wird erst in der Zukunft seine Blütenpracht entfalten. Der Knospenstrauß soll Hilda an die Worte Swanahilds erinnern und sie auf diese Weise erfreuen, denn sie darf auf das im blauen Grunde prophezeite gute Ende hoffen.

Knospen⁵¹⁰ nur; sie wird verstehen,
Was sie wollen, was ich meine,
Wenn die Rose glüht im Garten,
Wenn der Ginster blüht am Raine. (W:D, 330)

Eggi hat Hilda ihr Hochzeitsgebilde gebracht. Die Knospen werden aufblühen, wenn Elmar heimkehrt. Das Geschenk könnte nicht kostbarer sein, denn mit Elmar wird das Glück in ihr Leben zurückkehren. Eggi ist ein Wanderer zwischen den Welten. Mit dem Brautstrauß überbringt er Hilda die freundlichen Grüße aus der heidnischen Welt Swanahilds. Dem Grafen aber hält er hart den Spiegel seiner christlichen Selbstgefälligkeit vor. Um der Tochter Gutes zu tun, muss er das vorliegende Fehlurteil berichtigen; dies allein ist der tiefere Grund des Besuchs. Für den schwarzen Grafen werden die Blumen aus der alten Welt der Sachsen am Todestag erblühen.

So hat jede Medaille ihre zwei Seiten und *Webers* Dichtung gestaltet sich gemäß den Vorlieben jener Autoren/Autorinnen, die mit ihm in der Zeitspanne des Poetischen Realismus schreibend tätig waren.

⁵¹⁰ Die Knospe verweist sehnsuchtsvoll in die Zukunft und der Romantiker *Novalis* bemerkte, dass nichts poetischer sei als die Zukunft. Vgl. dazu Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 82.

Den Grafen ermahnt Eggi zum Abschied, die Wiedergutmachung nicht lange aufzuschieben, denn seine Lebenstage seien bereits gezählt:

... Viele Tage
Habt Ihr nicht, um zu besorgen,
Was Ihr müßt; gedenkt des Falken
Heute noch und helft ihm morgen! (W:D, 330)

Welch' eine schockierende Nachricht, die der junge Eggi dem alten Grafen mit flinken Worten überbringt! Wenn sich die Lebenszeit dem Ende neigt, beginnen die Tage der Wiedergutmachung aller begangenen Fehler im menschlichen Leben und es ist an der Zeit, Glück und Unglück ein letztes Mal zu überdenken.

Einige seiner Kinder segnet Gott mit Glück (1 Mose 39, 23), er läßt Ihnen alles gelingen, was sie angreifen, er ist mit ihnen, schenkt ihnen das Wohlwollen der Menschen, Erfolg und Anerkennung in ihrem Tun, ja er gibt ihnen große Macht über andere Menschen und läßt durch sie sein Werk vollbringen. Zwar müssen auch sie meist durch Zeiten des Leidens und der Prüfung hindurch, aber was Menschen ihnen auch Böses zu tun versuchen, immer läßt es ihnen Gott zum Guten ausschlagen. Andere seiner Kinder segnet Gott mit Leiden bis zum Martyrium. Gott verbündet sich mit Glück und Unglück, um Menschen auf seinen Weg und zu seinem Ziel zu führen. Der Weg heißt: halten der Gebote Gottes (1 Johannes 3, 24), und das Ziel heißt: wir bleiben in Gott und Gott bleibt in uns. Glück und Unglück kommen zu ihrer Erfüllung in der Seligkeit dieses Ziels: wir in Gott, Gott in uns; und der Weg zu diesem Ziel, das Gehen in den Geboten Gottes, ist schon der Beginn dieser Seligkeit. Woran erkennen wir, daß wir – durch Glück oder Unglück – dieser Seligkeit entgegengehen? Daran, daß in uns eine unwiderstehliche Liebe zu diesem Weg und zu diesem Ziel wachgeworden ist, auch wenn wir oftmals auf dem Wege zu Fall kommen und das Ziel zu verfehlen drohen. Diese Liebe stammt von Gott. Sie ist der Heilige Geist, den Gott uns gegeben hat.⁵¹¹

Bodo erhält die Gelegenheit, in Frieden mit sich aus dem Leben zu scheiden, wenn er in berechtigender Art und Weise tätig wird und schnell handelt. Ihn erwartet als Dank ein friedvolles Lebensende. Bodo wird zurückkehren zu seinem Ursprungsort in Gott während seine Tochter Hilda auf ihren Bräutigam für die gemeinsame glückliche Zukunft im Diesseits wartet.

6.2.4 Juristische Rehabilitation

Wütend hat Bodo die wilde Katze von seinem Hof verjagt, aber die spöttische Rede des kecken Burschen liegt schwer auf seinem Gewissen. Ihm bleibt als Möglichkeit nur die Wiedergutmachung der an Elmar begangenen Ungerechtigkeit im Sinne der christlichen Pflicht und seiner fränkischen Verpflichtung in Königsnamen. Zur ersten Erörterung dieser juristischen Angelegenheit besucht der christliche Graf Rab auf seinem Hof. Der alte Rab ist zornig darüber, dass großes Unrecht am edlen Falken – unter den Augen des fränkischen Amtsinhabers – verübt werden konnte.

„Greuel!“ rief er; „ein Verbrechen
Ward verübt von Rechtes wegen!“ –
„Sagt: ein Irrtum, schwerer Irrtum!“
Sprach der andre dumpf dagegen.“ (W:D, 331)

Mit harten Worten rügt er, was sich ereignet hat.

Bosheit schuf den dunklen Zettel,
Rachelust war Spulenwinder,
Feigheit trug herbei den Einschlag,
Und am Webstuhl saß ein Blinder.

⁵¹¹ Bonhoeffer-Zitat, Konspiration und Haft 1940-1945, DBW Band 16, S. 653 f.; <http://www.dietrich-bonhoeffer.net/zitat/id/523/> (Stand: 21.12.2015).

Ward ein Schandkleid draus geschnitten,
Das um Eure Schultern flattert,
Nicht des Falken, die Euch trugen,
Als die Brände Euch umknattert.
... Wollt Ihr jetzt die Hände waschen,
Halt' ein andrer Euch das Becken,
Nicht der Rab, der riet und warnte,
Euch nicht ruchlos zu beflecken. (W:D, 332-333)

Aber Bodo bedarf der strafenden Beschimpfung nicht. Er bereut seine schwere juristische Verfehlung aufrichtig und erhofft sich Rat und Hilfe von Rab, der Elmar auf dem Thing treu bis zum Verhandlungsende beigestanden hatte. Der Graf will die Angelegenheit vollständig aufklären und das geschehene Unrecht korrigieren. Das Geständnis des tatsächlichen Brandstifters hat er vor dessen Tod noch einholen können. Der Kahle hatte zugegeben, den verheerenden Brand auf Bodinkthorpe gelegt zu haben; „der Kahlkopf war geständig“ (W:D, 333). Dass er im Auftrag des Königsboten das Giftgemisch für die Pfeilspitze, das Elmar den Tod bringen sollte, braute, hatte er ebenfalls gestanden. Auch der Konvent zu Dreizehnlinden konnte dem Grafen bereits Mitteilung über das Verbleiben des Edlen machen und ihm Elmars Glaubenswechsel zum Christentum schriftlich bestätigen.

Daß er in des Klosters Frieden
Rauers Siechtum durchgelitten,
Endlos, bis durch Gottes Gnade
Seel' und Leib den Sieg erstritten;

Daß am Kreuz des Kreuzes Hasser
Betend kniet. Die Botschaft weiter
Trug zu Badurad, dem Bischof,
Gestern schon ein flinker Reiter. (W:D, 334)

Rab weiß klugen Rat, wie die Angelegenheit für Elmar zu einem glücklichen Ende geführt werden kann: Der König hat das Recht, den Urteilsspruch des Grafen zu revidieren.

Spracht Ihr Recht in Königsnamen
... Mag allein das Wort des Königs
Widerruf und Wandel schaffen.

Drum zur Pfalz! – Und schickt mit Eurem
Brief des Abtes Brief und Briefe
An die Hofherrn ...
Und ich reise selbst (W:D, 336)

Vieles wird sich durch erklärende Briefe des Grafen erreichen lassen und was Bodo aus gesundheitlichen Gründen nicht ausführen kann, wird Rab bereitwillig auf seine Schultern nehmen. Rab wird Bodo bei allen juristischen Bemühungen um Hilfe für den jungen Sachsen tatkräftig unterstützen und schon am nächsten Morgen nach Aachen reiten, um beim König persönlich vorzusprechen und um die juristische Rehabilitation Elmars rechtskräftig in die Wege zu leiten.

6.2.5 Heimkehr

Rab ist für den alten Bodo in Elmars Rechtssache erfolgreich gewesen. Elmar wird belohnt und Gero wird bestraft werden. Im Frühsommer reitet Rab mit einer Gruppe treuer Gefährten zum Konvent von Dreizehnlinden, um die ihm übertragene Aufgabe bis zum Ende durchzuführen und Elmar heimzuholen.

Allen vor der Eschenburger!
Ei, wie war sein Blick so heiter,
Ei, wie ließ den Normann tanzen
Jugendfrisch der graue Reiter! (W:D, 339)

Diethelm und Rab begegnen Elmar in der Klosterhalle als Erste. „Elmar trat herein und stutzte/Freudig halb und halb verlegen.“ (W:D, 340) Elmar nimmt die freudige Mitteilung der juristischen Rehabilitierung von Rab entgegen: „Du bist frei ...Frei der Acht und los des Bannes?“ (Ebd.) Der König selbst hat Elmar in Aachen von seiner Schuld losgesprochen. Die Ehre des Sachsen ist wiederhergestellt. Er erhält seinen Besitz – Habichtshof und Ländereien – zurück. Gero ist beim König in Ungnade gefallen. Sein Verbrechen, das er in Königsnamen begangen hat, wird von diesem gerächt werden. Zum Dank für die barmherzige Pflege des kranken Elmar schenkt der König dem Konvent zu Dreizehnlinden eine Reliquie von hohem Wert.

Des heil'gen Vitus
Ird'sche Reste ließ er fassen
Reich in Gold; ein köstlich Heiltum,
Und ihr dürft es holen lassen. (W:D, 342)

Elmar schweigt zu allem. Ruhig wartet er auf den letzten Teil der Nachricht.

... von Bodinkthorpe
Hab' ich Trübes zu berichten.

Denn der Graf ist krank, und sehnlich
Wünscht und bangt er, dich zu sehen,
... Und die Tochter grüßt den Falken,
Hart bedrängt von neuen Sorgen;
Will der Abt uns Herberg gönnen
Für die Nacht, so ziehn wir morgen. (W:D, 343)

Der „Graf bedarf des Trostes“ und Hildegunde bedarf „des Freundes“. (W:D, 347) Nun erst ergreift Elmar – ruhig und feierlich – das Wort. Im Kloster haben sich Benehmen und Wesen des jungen Mannes grundlegend verändert:

„Gott sei Dank, und Euch und allen“,
Sagte Elmar, „die dem Wunden,
Bannbestrickten, Wahnbefangnen
Treu und stark zur Seite standen.

Zwiefach habt ihr mich gerettet – “ (W:D, 344)

Elmar bringt seine Dankbarkeit durch christliche Worte zum Ausdruck. Es wird deutlich, dass Elmar im christlichen Glauben tatsächlich eine *neue geistige Heimat* gefunden hat und kein Königschrist der Vorteile wegen geworden ist. Er argumentiert mit der Dankbarkeit.

[Dankbarkeit ist] ein ganz elementarer Bestandteil christlicher Lebenskunst. Sie bringt zum Ausdruck, dass der Mensch keinen Grund hat, sich das Glück seines Lebens, so er es denn erfährt, selbst zuzuschreiben. Sie sensibilisiert für die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens, des Guten, der

Gesundheit, der Liebe. Dankbarkeit macht Erfahrungen der Vergangenheit zum kostbaren Geschenk und weist über die Gegenwart und das eigene, begrenzte Leben hinaus.⁵¹²

Da alle Formalitäten seiner Rehabilitierung bereits erfolgt sind, darf er ohne Bedenken das Kloster verlassen, von dem Ort, der ihm in der Zeit der Not christlich Zuflucht gewährt hat, Abschied nehmen. Sein König und die Gnade Gottes ermöglichen ihm die Heimkehr zum Habichtshof und zu Hildegunde. Er ist nicht mehr vogelfrei. Gerne entlässt ihn die Klostergemeinschaft in die neugewonnene Freiheit und in ein alltägliches Leben, das Schönes für ihn bereithält.

Beim abendlichen Abschiedsessen in der geselligen Runde der Mönche und Gäste fragt Elmar den alten treuen Diethelm verwundert, wieso er die Klosterluft so leicht atmen könne und er als Ungetaufter keinerlei Angst verspüre? Diethelm gesteht ihm, dass die sächsische Welt während seines Klosteraufenthalts christlicher geworden sei. Er erinnert ihn an die Worte, die er sprach, als Elmar zum Kampf der Wölfe verführt werden sollte. „Falk, bedenke,/Was ich .. /Zu dir sprach, da dich der Sänger/Schier verführt zur Nordlandsreise.“ (W:D, 345) Nachdem Elmar sein tragisches Schicksal ereilt habe, seien Fulko und er – nach reiflichen Überlegungen – Christ geworden. Im christlichen Glauben hatte Diethelm jenen gnädigen Gott gesucht, den auch Elmar während seiner Genesung im Kloster fand. Elmars Suche ist aber eine weitergehende Suche gewesen, denn er hat darüber hinaus auch nach der eigenen Identität gesucht. Beide Weggenossen haben sich mit Elmar zu dem Zeitpunkt gewandelt als die heidnische Priesterin – und auch Eggi – die sächsischen Wälder verlies.

Die Tiere im Wald wissen darüber ausführlicher zu berichten als Elmars menschliche Gefährten. Die Waldtiere hatten beobachtet, wie Eggi mit dem Hund vorausgegangen war während die Drude folgte. Ein unbekannter Mann sei mit den beiden des Wegs gewesen – höchstwahrscheinlich war es der heidnische Gott Wodan, der gemeinsam mit der Priesterin die christliche Region verlies.

Im Morgenrauen treten Elmars Gefährten mit ihm den Heimweg in die neue Welt an. Abt Warin und der Prior begleiten die kleine Gruppe ebenfalls zu Pferd. Freudig ruft Rab dem Falken zu: „Falk, du bist auf eignem Boden,/... Grüß die Mark; du hast dein teures/Vätererbe neu gewonnen.“ (W:D, 357)⁵¹³ Aber Elmar nimmt Rabs Freude über den Anblick des väterlichen Erbes nicht wahr, er ist versunken in eigene Heimatgedanken. Das Vaterland ist für ihn nicht mehr nur sein väterliches Erbe. Als Christ hat er das ‚irdische Vaterland‘ für sich bereits gewonnen. Er weint vor Glück, denn sein Weg führt heim – „zu ihr!“ (W:D, 358). Noch vor „vierzig Wochen“ (ebd.) hat er mutlos seine *alte Heimat* verlassen müssen. Nun ist er auf dem Heimritt zu Hildegunde. Unter *Heimat* versteht er jetzt jenen christlichen Boden, jenen göttlichen Urgrund, aus dem er stammt. Im Christentum hat er die Basis für ein gemeinsames Leben mit Hildegunde gefunden. Er ist nicht mehr heimatlos wie im Spottwald, kurz nach dem Verlust seiner *alten Heimat*. Gemeinsam mit Hilda bewegt er sich auf christlichem Boden, denn beide haben als Christen denselben Ursprungsort. Elmar und Hildegunde nehmen Anteil und sind Teil derselben *christlichen Heimat*.

Als der Weg sich zweigt, reiten die Habichtshöfer zum Habichtshof, aber Elmar, der Herr des Habichtshof, bleibt in der Gruppe, die nach Bodinkthorpe weiterreitet.

Auf dem Hof zu Bodinkthorpe
Lastete ein dumpfes Schweigen;
Stumm der Wind und stumm der Vogel
In der Linde düstern Zweigen. (W:D, 359)

Glück und Leid sind im Lied eng miteinander verwoben. Trauer liegt über dem Hof, denn der alte Graf ist verstorben. Bodo ist in der Geschichte von *Dreizehnlinden* der eigentliche christliche Heimkehrer, denn mit seinem Tod kehrt er heim zum christlichen Gott. „Im Sterben wird ... [ihm] die Gnade angeboten, zurückzukehren oder hineinzufallen in das, was am tiefsten in ... [ihm] ist – Gottes Ort.“⁵¹⁴ Dort

⁵¹² Isolde Karle: Das Streben nach Glück. Eine Auseinandersetzung mit der Beratungsgesellschaft, 51-68. In: Heinrich Bedford-Strohm (Hrsg.): Glück-Seligkeit. Theologische Rede vom Glück in einer bedrohten Welt, 64-65.

⁵¹³ Der Besitz ist für die Edlen des Mittelalters das Wichtigste.

⁵¹⁴ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 16.

„ist unser eigentliches Zuhause, die Heimat des Christen“; der christliche Weg führt den Menschen in „mühselige[r] Wanderung“ hin zum Eigentlichen.⁵¹⁵ Mit der „Auferstehung der Toten im endgültigen Reich Gottes“ hofft der Christ „auf eine transzendente, die Todesgrenze übersteigende und damit übergeschichtliche Zukunft“.⁵¹⁶

Schlaf umfing ihn weich und linde;
Nicht der traumgequälte, bange,
Nein, der tiefe, friedenvolle,
Ungestörte lange, lange.

Ihm zu Häupten Hildegunde,
Vorgebeugt, wie wenn sie früge,
Ob es wahr, ob wirklich stockten
Die geliebten Atemzüge?
... Kniend bei dem Heimgegangnen,
Rang der Bischof im Gebete,
Badurad, der für des Freundes
Sel'ge Fahrt und Urständ flehte.
... In die Halle traten leise
Elmar mit dem Eschenburger,
Markward und Warin, die Greise.
... „Elmar! – Er ist tot! ..
.. Elmar, als er sterben mußte,
Rief er dich, doch kamst du nimmer!“

Elmar nahm die Hand des Toten
Und die ihre: „Hildegunde,
Leid war unser Los, und leidvoll
Ist des Wiedersehens Stunde.“ (W:D, 360-362)

Im Lied finden die Liebenden Elmar und Hildegunde im Diesseits wieder zueinander. Die Schmerzen des persönlichen Opfers sind die Tribute ihrer Liebe. Für eine versöhnende Aussprache zwischen Bodo und Elmar hat die verbleibende Lebenszeit des alten Grafen nicht mehr ausgereicht, aber seine Unterstützung, die von ihm in die Wege geleitete Rehabilitation, hat Elmar die Rückkehr zu Hildegunde ermöglicht. Im Auftrag des verstorbenen Grafen teilt der Bischof den Anwesenden die letzten Grüße und Wünsche des Toten mit.

Falk, so er durch menschlich Fehlen
Mit versah, was du gelitten:
Zeih ihm nicht; der stumme Schläfer
Läßt dich um Verzeihung bitten.
... Dies sein Kind, sein teures Kleinod,
... Bat er mich mit seinem Segen,
Elmar, so dein Herz ihm offen,
An dein treues Herz zu legen.“

Und der Falk, die Arme breitend:
„Du mein Bangen und Verlangen,
Hilda, kommst du?“ – Der Erlöste
Hielt die Weinende umfassen. – (W:D, 363)

⁵¹⁵ Medard Kehl: Eschatologie, 42.

Im *Goliath* thematisiert *Weber* den eschatologischen Bezugsrahmen *christlicher Heimat* ausführlich. In der Klosterepisode von *Dreizehnlinden* drängt die zum Teil säkularisierte Herangehensweise an den christlichen Glauben diesen Blickwinkel an den Rand der Geschichte, da auf das irdische Augenblicksglück und auf die Liebe zwischen Elmar und Hildegunde fokussiert wird.

⁵¹⁶ Ebd. 175.

Die Geschichte Elmars endet mit der Umarmung der Liebenden, die für Elmar mit der irdischen Erlösung, der Befreiung von seinem Liebesleid, gleichzusetzen ist. Er heißt Hilda im gemeinsamen Leben herzlich willkommen. Die gesellschaftliche Ordnung ist wiederhergestellt, männliche und weibliche Welt haben im Lied wieder zueinandergefunden. *Freund* bewertet das von *Weber* dargestellte Christentum als „ethische Revolution“.

Mut gehört dazu, sich zu ihm [zum Christentum] zu bekennen. Nichts gemeinsam hat es mit altehrwürdiger Pracht, sondern ist bleibender Auftrag, ein fernes hohes Ziel für die Menschheit, das sich in der Liebe von Elmar und Hildegunde beispielhaft und anstoßgebend erfüllt. ... Hier ringt ein Christentum der Liebe nach Gestalt, fern von Parteiengerangel und katholischem Alleinvertretungsanspruch.⁵¹⁷

Durch die gegenseitige Liebe Elmars und Hildegundes ordnet sich Elmars Welt, die durch die Verbannung kurzzeitig ins Chaos gesetzt worden ist, wieder in eine harmonische Welt, die für ihn auch *lokale Heimat* sein kann. Elmar und Hilda sind mit göttlichem Segen und dem Segen der Welt vereint. „In ihrer Vereinigung vollendet sich Webers Friedensepos.“⁵¹⁸ Sachsen und Franken können ein ›Volk‹ werden, so wie „Franzosen und Deutsche in den französisch eroberten Gebieten durch gemeinsame Ziele und Ideale «zu Einem V[olk]» verschmelzen“.⁵¹⁹ Diese von *Weber* verwendete Allegorie „konstruiert Geschichtsbewußtsein, Bewußtsein von Kontinuitäten, indem sie Altes als Neues erzählt und Neues als Altes“.⁵²⁰

Stellvertretend empfängt Elmar aus der Hand des Bischofs seine Braut. Idealisierend beschreibt *Weber* das göttliche Wunder der Liebe. Trotz der Trauer über den Tod des Brautvaters ist den Liebenden zukünftiges Augenblicksglück gewiss. Die Liebe zum Partner/zur Partnerin schenkt irdisches Glück. Aber das irdische Glück „ist weder vollkommen noch von Dauer, es wechseln Glück und Unglück“.⁵²¹ Mit der Empfehlung der Ehe endet die bewegende Geschichte von *Dreizehnlinden* und setzt einen christlichen Schlussstein ans Ende des historischen Epos. In der Ehe findet sich die Kraft des Christentums; sie ist für den Menschen „Chance“, „Möglichkeit“ und die „Vollendung im Kleinen“.⁵²² Nur in den eigenständig weitergeführten Gedanken seiner Leserschaft lässt *Weber* sein Lied komödienartig enden.⁵²³ Elmar darf Hilda heiraten. Er besiegelt so die Wiedereingliederung in die Gemeinschaft, nachdem alle Widerstände glücklich überwunden worden sind. Elmar ist Christ geworden und konnte juristisch rehabilitiert werden. Die Missverständnisse, die Elmar in seine missliche Lage geführt haben, hat Eggi ausräumen können, indem er dem Grafen die wahren Ereignisse mitteilte. Dadurch konnte die falsche Handlung des Grafen, sein fehlerhaftes Urteil, korrigiert werden und der Heimkehr Elmars stand nichts mehr im Wege.

⁵¹⁷ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 67.

⁵¹⁸ Ebd. 21.

⁵¹⁹ Stichwort *Volk* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 11, Sp. 1082.

⁵²⁰ Gerhard Kurz: Metapher, Allegorie, Symbol, 42.

⁵²¹ Stichwort *Gnade* in: Edmund Kalt: Biblisches Reallexikon. Bd. 1, Sp. 678.

⁵²² Lothar Schneider: Zündende Soziallehre. Impulse nicht nur für Christen, 112. (Kursive Schreibweise im Zitat)

⁵²³ Das glückliche Ende ist ein endloses Ende, das sich nicht zu erzählen lohnt, denn es fehlt ihm die bittere Süße, die zum ästhetischen Empfinden bei der Leserschaft führt.

7 Schlussbetrachtung und Gebetsgedenken

Vor der Vereinigung des liebenden Paares lässt *Weber* seinen spottenden Uhu noch einmal die Ereignisse im Lied kommentieren. Noch vor dem Ende der narrativen Geschichte, die nicht wahr, aber wahrscheinlich ist, lässt *Weber* den Epilog mit den Tierstimmen seines poetisch ausgestalteten Waldes, die die Geschehnisse im Menschenreich begleiten, beginnen. Die Tiere erhalten in *Dreizehnlinden* vom Dichter immer dann das Wort, wenn sich grundlegende Veränderungen in der Menschenwelt ankündigen. Der Uhu gießt Wermut in den christlichen Wein des harmonisch ausklingenden Epos, um die Leserschaft erneut aufmerksam zu machen auf die Grausamkeiten in der wirklichen Welt. Sein tierischer Kommentar zur Konversion ist kein lobender Zuruf. Er bewertet sie als Torheit, denn Elmar hat der Religion nicht generell abgeschworen, sondern sich lediglich einer anderen zugewendet.

Nahmst du nun das Christenwasser,
Wirrer Träumer? – Christ und Heide,
Gottesknechte, Götterknechte,
Blöde Toren sind sie beide! (W:D, 353)

Elmars Wechsel zum Christentum unterstützt den Zeitenlauf der Geschichte. Seine Figur läuft im historischen Epos mit der Veränderung im Weltverlauf, den *Karls* Politik eingeleitet hat, bereitwillig mit und bricht nicht revolutionär aus. Der Uhu vermisst den politischen Systemwechsel. Als philosophischer Vertreter des Zeitgeistes weiß er auch gegen Ende des Lieds die kommenden Zeiten für sich zu deuten.

Ich, der Denker, seh' die Zeichen
Großer Zeit, wo meine Lehre
Siegt und herrscht in allen Reichen. (W:D, 354)

Die Menschen werden nicht zwangsläufig zum Christentum finden und mit dem christlichen Glauben gegen die Selbstsucht und den Materialismus des 19. Jahrhunderts ankämpfen. Die Akzeptanz des Christentums und seines regelnden Wertekanons ordnet *Weber* der Weltsicht einer bereits vergangenen Epoche zu. Die Haltung dieser sich bereits im Ausklingen befindenden alten Welt lässt er in *Dreizehnlinden* wiederauferstehen. *Weber* möchte ‚seinen Westfalen/Westfälinnen‘ die Möglichkeit bewahren, ein Heimatbewusstsein zu pflegen, das sich am christlichen Glauben orientiert. Als literarische Wahrheit – in der Schreibkunst *Webers* poetisch gefasst und vermittelt – kann die *christliche Heimat* in der vom Dichter nacherzählten Wirklichkeit für seine Leserschaft in *Dreizehnlinden* auch weiter Bestand und Gültigkeit haben, kann sich einfügen in das kollektive Gedächtnis der westfälischen Region.

In heutiger Lebenswirklichkeit „setzt die Vergangenheit sich fort als Zerstörung der Vergangenheit.“⁵²⁴ Hans-Georg *Gadamer* hat zum veränderten Zeitbewusstsein zwischen den zwei Weltkriegen angemerkt, dass „sich der Wandel des allgemeinen Lebensgefühls darin aus[präge], daß die beherrschende Philosophie, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus der Erneuerung des kritischen Idealismus Kants erwachsen war, mit einem Schlage unglaublich erschiene.“⁵²⁵

Mit den Versen des Uhus erschließt sich *Weber* den modernen Raum politisch lyrischer Epik. Die Literaturgeschichte kennt einige Lyriker, die „selbst zu Politikern wurden“,⁵²⁶ *Weber* ist bekanntlich den umgekehrten Weg gegangen. Der Uhu kommentiert die wüsten Zeiten, die *Weber* als mögliche Zukunft für die kommende neue Welt – auch in seiner westfälischen Region – erwartet, wie folgt:

⁵²⁴ Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, 5.

⁵²⁵ Hans-Georg Gadamer: Zur Einführung, 93-114. In: Martin Heidegger: Der Ursprung des Kunstwerkes. Mit einer Einführung von Hans-Georg Gadamer, 93.

⁵²⁶ „Aus dem Mittelalter etwa Dante oder, aus dem deutschsprachigen Raum, Oswald von Wolkenstein ... Aus dem 19. Jahrhundert könnten u.a. Lord Byron, Ludwig Uhland und Victor Hugo angeführt werden“. Dieter Lamping (Hrsg.): Handbuch Lyrik. Theorie, Analyse, Geschichte, 152.

Wenn erst meine Mühlen mahlen,
Meine Hämmer, wenn sie hämmern,
Wird die Götterdämmerung kommen
Und das Göttliche verdämmern. (W:D, 354)

Bereits *Thoreau* hat zur Eule, die auch im Zwielficht seiner amerikanischen Wälder beheimatet war, trefflich bemerkt:

I rejoice that there are owls. Let them do the idiotic and maniacal hooting for men. It is a sound admirably suited to swamps and twilight woods which no day illustrates, suggesting a vast and undeveloped nature which men have not recognized. They represent the stark twilight and unsatisfied thoughts which all have.⁵²⁷

Die mahnenden Worte des Uhus sind berechtigt, denn in der realen Lebenswirklichkeit zur Zeit *Webers* findet die Industrialisierung ihren Weg und gestaltet die Welt grundlegend neu, passt sich dem beschleunigten Blick auf die industrialisierte Wirklichkeit⁵²⁸ an. In der Schlussbetrachtung bezieht *Weber* – wie bereits im Spottwald – die menschliche Wirklichkeit⁵²⁹ als literarischen Gegenstand in seine epische Dichtung ein. Der das Schreiben des Dichters antreibende Zweifel darf hier als wissenschaftlicher Ansatz gewertet werden, denn der politisch denkende *Weber* analysiert den Zeitgeist genau.

Die Religionen werden in der modernen Zeit und im Kulturraum *Webers*, der westfälischen Region, einem Verdrängungsmechanismus unterworfen sein, in der Literatur zumeist nur säkularisiert zukunftsfähig und präsent bleiben. Werte werden in der neuen Welt durch Interessen und deren Gefüge ersetzt. *Weber* liegt mit seiner dunklen Zukunftsvision richtig, denn er verweist auf Unheilbringendes, das in seiner Zeit als solches schon deutlich erkennbar ist. Die Banalität des Bösen⁵³⁰ wird bereits von der nachfolgenden Generation – Anfang des 20. Jahrhunderts – offen zur Schau getragen werden.⁵³¹ Der christliche *Weber* erkennt die Veranlagung im Menschengeschlecht – das

⁵²⁷ *The Project Gutenberg EBook of Walden, and On The Duty Of Civil Disobedience*, by Henry David Thoreau. Produced by Judith Boss, and David Widger (Last Updated: 26.01.2013). URL: <http://www.gutenberg.org/files/205/205-h/205-h.htm#linkW3> (Stand 23.08.2015).

„Ich freue mich, daß es Eulen gibt. Mögen sie doch das irre, besessene Heulen für die Menschen besorgen. Dieser Laut paßt so recht in die Sümpfe und das Zwielficht der Wälder, das kein Tag erhellt. Er beschwört das Bild einer wüsten, unentwickelten Welt herauf, die die Menschen noch nicht erforscht haben. Die Eule ist das Sinnbild des ewigen Dämmerlichts und der unbefriedigten Gedanken aller Menschen.“ Deutsche Übersetzung in: Henry David Thoreau: *Walden oder Leben in den Wäldern*. Aus dem amerikanischen Englisch von Anneliese Dangel, 123.

Die Eule der Minerva beginnt bekanntlich auch bei *Hegel* erst in der Dämmerung ihren Flug, sie hält dabei aber Rückschau auf bereits Geschehenes und blickt nicht in die Zukunft.

⁵²⁸ Eduard *Spranger* hat knapp 50 Jahre nach *Weber* „auf dem neuen Stand der H[eimat] und H[eimat]-Kundetheorie ... [u.a.] den Aspekt der Gebrochenheit des H[eimat]-Bewußtseins im Zeitalter der Industrie und der Weltkriege“ dargestellt. Stichwort *Heimat, Heimatkunde* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3, Sp. 1038.

⁵²⁹ Der Begriff *menschliche Wirklichkeit* ist ungenau und eignet sich daher nicht für eine wissenschaftliche Beweisführung. Der Literatur aber erlaubt er – betrachtet als literarischer Begriff – , den Gegenstand ihres Schreibens in den ihr innwohnenden Bereich der *impliziten Anthropologie* auszuweiten. *Landmann* hat den Begriff der *Literatur impliziten Anthropologie* zuerst geprägt. Vgl. dazu Michael Landmann: *De Homine*. Der Mensch im Spiegel seines Gedankens, XI.

⁵³⁰ Die Philosophin Hannah *Arendt* hat die Mechanismen der *Banalität des Bösen* genau beschrieben.

Weber blickt kritisch in der Zeit zurück und beschreibt die Christianisierung einschließlich ihrer Schattenseiten genau. Er liefert in seiner Dichtung kein geschöntes christliches Bild, sondern ist bemüht – wie von *Droste-Hülshoff* – auch den Schatten im Bild ihren Platz zu lassen, um eine wahrhaftige Beschreibung der Welt in der Dichtkunst zuzulassen. Die Zukunft schätzt er richtig ein. Meines Erachtens hat *Weber* die Veränderungen, die im Land vor sich gingen, mit seinem feinfühligem Gespür des christlichen (und historisch gebildeten) Humanisten sehr genau und sehr früh erkannt. Der Lehrer Franz *Schüppen* täuscht sich in seiner Einschätzung der Person *Webers*, wenn er vermutet, dass „der Ostwestfale aus dem Hinterland .. spätere politische Strukturen nicht [hat] [er]ahnen [können] ... Der Zentrumsabgeordnete konnte von der Zerstörung der Moral im Lauf des nächsten Jahrhunderts noch nichts wissen, wenn er einem Gefühl für die gefährliche Brutalität einer kulturkämpferischen Traditionszerstörung Ausdruck gab und ihr entgegentrat.“ Franz *Schüppen*: *Friedrich Wilhelm Weber. Leben und Werk*, 154.

⁵³¹ Heutige Historiker beschreiben die westfälische Region gern als Herzstück und Kernland der Nationalsozialisten, denn die Nationalsozialisten haben zuerst in dieser Region die Landtagswahl gewonnen bevor Adolf *Hitler* 1933 in Berlin die Macht ergreifen konnte. Über der Landschaft thront die im Nationalsozialismus zur ideologischen Keimzelle ausgebauten Wewelsburg. „1934 hatte Himmler vom damaligen Kreis Büren das Renaissance-Schloss Wewelsburg, das von dem

Böse betreffend – deutlich genug, um als verantwortungsbewusster Dichter in der Pflicht zu stehen, gegen sich andeutende, politisch-unheilbringende Entwicklungen anzuschreiben: „Alter Uhu, dir zum Trotze,/Dir und deinen Lästerungen.“ (W:D, 365)

Auch der Zweifel ist so alt wie die Philosophie selbst und *Weber* betont selbstbewusst, dass er trotzend sein kritisches, religiöses Lied – auch und gerade aufgrund der Vorzeichen des politischen Zeitenwandels, der viele Gefahren in sich birgt – zu Ende singen wird. Die christliche Hoffnung darf hier als Zeichen des Widerstandes gewertet werden.⁵³² Nach der Grundüberzeugung *Webers* darf der Mensch auch in dunklen Zeiten nicht aufhören an das Gute im Menschen zu glauben.⁵³³ Auch an diesen christlichen Grundsatz erinnert *Weber* mit *Dreizehnlinden*. Dass schwere Zeiten bevorstehen, ist in der Dichtkunst immer daran ablesbar, dass „ehrwürd’ge/Heil’ge Satzung .. zur Fabel“ (ebd.) wird.

Belehrend ermahnt der Uhu die kleinen Eulchen, die nach ihm tätig sein werden, die Realität genau zu beobachten und die Lebenswirklichkeit der Menschen niemals außer Acht zu lassen, um die Welt für kommende Generationen als eine lebenswerte zu erhalten. Sie sollen das Weltgeschehen dichterisch klug und stets mit angemessenen Worten kommentieren und gestalten. Es ist für die Eulchen nicht notwendig, die Welt aus ihrer Subjektivität heraus neu zu erschaffen, denn selbst die im Lied angesprochenen tausend Jahre werden schnell verpflogen sein, da der getreue Gott „Bund und Gnade bis zum 1000. Geschlecht“⁵³⁴ bewahrt.⁵³⁵ Der Uhu – in *Dreizehnlinden* auch ein Tor, der sich selber lobt⁵³⁶ – will literarische Orientierung für die „kleinen Eulchen“ sein.

Gebet acht, ihr kleinen Eulchen,
Werdet klug und lauscht dem Alten:
Ich, der Uhu, Oberuhu,
Seh’ die Dinge sich gestalten,
... Hurtig flattert ein Jahrtausend;
Seid ihr stark und klug geworden,
Geb’ ich euch ein großes Erbe;
All den Süden, all den Norden.

Kratzt euch drum; der schärfsten Klaue
Wird das beste Stück zuteile:
Jene Welt ist für die Katze,⁵³⁷
Diese Welt gehört der Eule. (W:D, 355)⁵³⁸

Paderborner Fürstbischöfen zu Beginn des 17. Jahrhunderts errichtet worden war, gepachtet. Er richtete ... die Reichsführerschule «SS-Schule Haus Wewelsburg» ein, eine Art nordische Akademie, in der SS-Wissenschaftler Forschungen zur Untermauerung der SS-Ideologie betrieben.“ Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 7, 17.

Siehe dazu auch: Wewelsburg 1933 bis 1945. Kult- und Terrorstätte der SS. Eine Dokumentation, 34-35.

Und siehe ebenfalls: Heiner Lichtenstein: Wo Himmler residieren wollte. Die westfälische Wewelsburg als Zentrale des SS-Staates, 115-128. In: Walter Först (Hrsg.): Menschen, Landschaft und Geschichte. Ein rheinisch-westfälisches Lesebuch.

⁵³² Vgl. dazu Medard Kehl: Eschatologie, 42.

⁵³³ *Webers* christliche Grundüberzeugung beinhaltet die Theorie, dass der Mensch gut ist. Aber auch das Böse ist im Menschen vorhanden. Der Mensch befindet sich in einem ständigen Kampf gegen das Böse. Vgl. dazu B.1 dieser Arbeit.

⁵³⁴ „Bund und Gnade bis zum 1.000. Geschlecht...“, weil er mit David einen festen Bund geschlossen hat, .. er ihm die Huld auf ewige Zeiten (Ps 88, 29) [bewahrt]“. Stichwort *Gnade* in: Edmund Kalt: Biblisches Reallexikon. Bd. 1, Sp. 679.

⁵³⁵ Dann wäre die christliche Welt vielleicht nicht ‚für die Katz‘, würde nicht verkommen oder entzweielt.

⁵³⁶ Der Uhu spricht sein Lob auf die Torheit, indem er sich selbst lobt. „Denn was ist passender für die Torheit, als ihr Verdienst überall selbst auszuposaunen und stets selbst ihr Lob ertönen zu lassen?“ Erasmus von Rotterdam: Lob der Torheit. Aus dem Lateinischen übersetzt von Heinrich Hersch, eingerichtet und überarbeitet von Kim Landgraf, 12.

⁵³⁷ Auch wenn *Weber* gegen Ende seines Lieds den Katzenjammer anspricht, der bei der Leserschaft entsteht, wenn sie die von ihm geschaffene fantastische Welt von *Dreizehnlinden* wieder verlässt, ist anzumerken, dass sie immerhin für die Dauer des Lieds in einem Bereich *Arkadiens* gewesen ist.

⁵³⁸ Die Eule wird „im allg. als dämonischer Vogel angesehen, dessen Erscheinen vorwiegend Unglück bringt ..; aber auch apotropäische Wirkungen werden ihr zugeschrieben; sie war Athene heilig.“ Stichwort *Eule* in: Wörterbuch der Religionen. Begründet von Alfred Bertholet in Verbindung mit Hans Freiherrn von Campenhausen, 172.

Dass der christlich geprägte Dichter mit *Dreizehnlinden* nicht auf den literarischen Zeitgeschmack setzt, findet sich explizit in den Strophen des Lieds, denn die Verse im Epilog sprechen die Empfehlung aus, die „große Straße“ (W:D, 366) zu meiden. Nach dem Kunstempfinden *Webers* blühen abseits der großen Straßen die schöneren, ästhetisch ausgereifteren Blumen. *Weber* möchte mit der Ästhetik seines historischen Epos, das auch Elemente der Phantasiedichtung beinhaltet, die „intelligible Schönheit“ des Mittelalters ⁵³⁹ veranschaulichen. Ein kleiner Leserkreis ⁵⁴⁰ wird dies zu schätzen wissen und diese Wenigen genügen dem Dichter in seiner stilistischen Bescheidenheit nachempfunderer mittelalterlicher Epik.

Nicht für viele, nicht für manche;
Nur für diesen, nur für jenen,
Der abseits der großen Straße
Horchen mag verlorenen Tönen:

Wie zu einer Waldkapelle
Nicht im Feierzug der Frommen
Doch abseits der großen Straße,
Jägersmann und Pilgrim kommen (W:D, 366)

In selbiger Bescheidenheit, die sich dem Verhaltenskodex mittelalterlicher Sänger anlehnt, urteilt *Weber* auch über die in seinem Gesamtwerk enthaltene Spruchdichtung und verweist dabei auf die von ihm bewusst gewählte Nähe zur Volkspoese:

Meine Sprüche

Ein Buch der Weisheit? Nein, o nein,
Nur flüchtige Gedanken,
Wie sie beim Gehn durch Feld und Hain
Den Wanderer umranken.

Die Rose darf, von sich entzückt
Nach Preis und Ehre trachten:
Blaublümlein, das am Weg sich bückt,
Ist auch nicht zu verachten. ⁵⁴¹

Die erste Leserin der handschriftlichen Reinschrift des *Dreizehnlinden*-Manuskripts ⁵⁴² dürfte *Webers* Tochter Elisabeth gewesen sein, denn der Dichter schrieb 1884 als Erklärung zur Entstehung des Epos an Dr. *Wernecke* (ansässig in Montabaur):

⁵³⁹ Umberto Eco: Kunst und Schönheit im Mittelalter, 17.

⁵⁴⁰ Tatsächlich aber gibt *Weber* die epische Dichtung *Dreizehnlinden* 1878 für ein breites Publikum in Druck. Von 1878 bis 1895 erscheinen 70 Auflagen. Das Epos, das kurz nach dem deutsch-französischen Krieg erstmalig der Leserschaft vorgelegt worden ist, wird bis zum Zweiten Weltkrieg als selbstverständliches Bildungsgut angesehen. Anschließend fällt sein Werk dem Vergessen anheim. Nur vereinzelt wird *Dreizehnlinden* in Publikationen unserer Zeit genannt, auf Einträge in literaturgeschichtlichen Werken wurde fast gänzlich verzichtet, dabei verwarf „die nationalsozialistische Kulturkritik ... den unmißverständlich hervortretenden christlichen Geist und schob das Werk *Webers* als propagandistisch unbrauchbar beiseite. *Webers* Rezeption nach 1933 ist das erfolglose Bemühen um eine von vornherein zum Scheitern verurteilte Ideologisierung. Aus dem Abseits ist das Werk *Webers* auch nach 1945 bis heute nicht mehr herausgetreten.“ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm *Weber*. Das literarische Profil einer Region, 28

Im dtv-Lexikon (Ein Konversationslexikon in 20 Bänden, 45) wird zum Hauptwerk *Dreizehnlinden* nur kurz Folgendes angemerkt: „Sein Epos ›Dreizehnlinden‹ (1878) über die Einführung des Christentums bei den Sachsen gehörte bis zum 1. Weltkrieg zu den Hausbüchern der dt. Familie.“ Ebd. Bd. 20, 45.

⁵⁴¹ Friedrich Wilhelm *Webers* gesammelte Dichtungen in drei Bänden. Herausgegeben und mit einem Lebensbild und Vorwort versehen von seinen Kindern Elisabeth *Weber* und Dr. Friedrich Wilhelm *Weber*. Bd. 2, 381.

⁵⁴² Im *Weber*-Museum sind Briefe *Webers* an Alfred *Hüffer*, die zeitlich vor der Beendigung *Dreizehnlindens* entstanden sind, einsehbar. Deutlich zeigt sich darin das schriftstellerische Ringen *Webers* vor der Veröffentlichung. *Hüffer* stand seinem Freund und Parteikollegen als aufmerksamer Lektor zur Verfügung, sein Einfluss auf den Dichter ist wissenschaftlich aber nicht nachweisbar, da seine Antwortschreiben und die Korrektorexemplare verlorengegangen sind.

Der erste Plan zu dem Werke fällt in das Jahr 1874 oder 1875, der sich nach und nach ausbaute und abrundete. Einzelne Stücke wurden ganz oder teilweise aufgeschrieben – vielleicht der zehnte Teil des Ganzen. Am 21. Oktober [1877] wurde der Landtag .. [in Berlin] eröffnet. Ich wohnte damals Ritterstraße Nr. 1. Da entschloß ich mich, das Ding fertig zu machen und schrieb, wann ich Lust hatte, und als ich in die Weihnachtsferien ging, legte ich meiner Tochter das säuberlich geschriebene Manuskript unter den Christbaum. Wie das alles entstanden ist, weiß ich nicht zu sagen. Mir kam es vor, daß es so oder doch nicht weit anders sein müsse, und da habe ich es so gemacht, wie es mir vorkam.⁵⁴³

Lassen wir in den Schlussgedanken über *Webers* Epos abschließend die bereichernde Überlegung zu, dass die Waldkapelle an jenem Ort im Eichenhaim steht, an der das Birkenkreuz den Wunsch nach Heimkehr oder innerer Umkehr zum Ausdruck bringt, und dass die christliche Kapelle zum stillen Gedenken an die tragischen Fehler der Menschen in dem unvergänglichen, zeitlosen Umfeld eines literarischen Ortes – in *Dreizehnlinden* – errichtet worden ist. Die Waldkapelle als literarischen Ausgangsort wähnend steht es jedem/jeder Rezipierenden frei, von dort seine/ihre persönliche Wanderung zum christlichen Gott zu beginnen. *Dreizehnlinden* verfügt über jene zeitlose Modernität in der Satire, die verspricht, dass im Werk des Dichters auch zukünftig noch vieles entdeckt werden kann. Ein wenig ist das Epos mit der Zaubersäule⁵⁴⁴ in *Wolframs Parzival*, die nach dem Prinzip eines konvexen Spiegels Bilder einfängt, die dem menschlichen Auge nicht mehr sichtbar sind, vergleichbar – die Leistung sinnlicher Wahrnehmung potenziert sich in ihr.

In der letzten Liedstrophe spricht der Dichter den eigenen Wunsch nach Gebetsgedenken an und lässt sein Lied wie ein mittelalterliches Epos enden. „Zur Topik des Schlusses gehören .. die Bitte um Fürsprache und das Gebet oder wenigstens ein *Amen*.“⁵⁴⁵ Mit der christlichen Bitte lehnt sich die letzte Liedstrophe der ersten im Lied an, kann schlüssig anknüpfen am Inhalt der ersten:

Helf' uns Gott den Weg zur Heimat
Aus dem Erdenelend finden:
Betet für den armen Schreiber,
Schließt der Sang von Dreizehnlinden! (W:D, 367)

Und so erinnern wir zum Schluss erneut die Kernbotschaft des tragisch-heiteren Westfalenlieds: Der Mensch ist dazu bestimmt, in der von Gott geschaffenen Welt, seinen Weg zu finden und ihn mit wachen Sinnen zu gehen. Es ist jener Weg, der den christlichen Menschen in seine *christliche Heimat*, die *geistige Heimat* ist, führt. Erst das letzte Stück des Wegs führt ihn zurück zum Ursprungsort und lässt ihn nach seinem Tod bei Gott die *ewige Heimat* finden.

⁵⁴³ Karl Hofer: Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit einem Porträt und Facsimile, 45-46.

⁵⁴⁴ Im *Parzival* gibt es eine ‚wunderfitzige‘ Zaubersäule, die über eine Fernrohrfunktion verfügt. Clinschor hat die Säule im Reich Feirefiz‘ erworben. Die Säule ist sehr groß und die Fenster, in denen sich das Gespiegelte zeigt, bestehen aus kostbaren Edelsteinen und Halbedelsteinen. Vgl. dazu Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann, 589, Z. 10 ff.

⁵⁴⁵ Hilbert Weddige: Einführung in die germanistische Mediävistik, 127.

Wir sind nur Gast auf Erden/und wandern ohne Ruh/
mit mancherlei Beschwerden/der ewigen Heimat zu.
(Thurmair/Lohmann)⁵⁴⁶

1 *Webers* überregionales Heimatverständnis

1.1 Einleitung – kunstphilosophische Ausrichtung

Im historischen Versepos *Dreizehnlinden* hat Friedrich Wilhelm *Weber* sein Augenmerk auf die *christliche Heimat* des Menschen gerichtet und mit der Liebesgeschichte zwischen Elmar und Hildegunde – die vom Dichter auch als christliche Heilsgeschichte Westfalens erzählt wird – empathisch über Leid und Glück im frühmittelalterlichen Nethegau berichtet. Dem christlichen Dichter ist die Betrachtung des vermeintlich Faktischen aus historischer Sicht alleine nicht hinreichend gewesen, um die Leserschaft auf ihrem Weg in die *geistige Heimat* zu leiten. Zielführend ist für ihn die Herangehensweise, der Leserschaft in der fiktiven christlichen Geschichte die „Wirkungsentfaltung“ aufzuzeigen.

[Aus christlicher Sicht wird] die Vergangenheit .. als Geschichte des Menschen ... angesehen .. , gewissermaßen als das Planspiel für die je gegenwärtigen Menschen, die aus ihr die Möglichkeiten und Sinnhaftigkeit menschlichen Lebens abzulesen vermögen. Nicht um damit bereits für Gegenwart und Zukunft festgelegt zu sein, als sei die Zukunft nur der Spielraum, den uns die Vergangenheit noch übriglasse, sondern um von diesem Vorentwurf aus zur eigenständigen Selbstverwirklichung überhaupt erst fähig zu sein. Das kann dann bedeuten, daß wir uns von der einen oder anderen Überlieferung trennen, weil wir erkannt zu haben glauben, daß sie ihre maximale Entfaltungsstufe erreicht hat und uns nichts mehr hergibt.⁵⁴⁷

Webers christliche Hoffnung, die friedliche Verwirklichung einer Gesellschaft, die ihre Kräfte aus christlichen Werten zieht und gerne einem sittlichen Moralkodex folgt, hat sich in der Lebenswirklichkeit des Dichters nicht erfüllt. Zur Jahrhundertwende manifestiert sich bereits die Gefahr, dass ein entstehendes Rassebewusstsein die christlichen Heimatgedanken des Mittelalters und das literarische Heimatbewusstsein der Romantik ablösen wird. *Weber* weist seiner Leserschaft in seinen Epen einen geeigneten Weg, wie sie für sich das Christentum als in der eigenen Vergangenheit bereits angelegt erkennt, es in die Zukunft überführt und als vorbildliche Lebensweise annehmen kann. Eine Vergegenwärtigung des Geschichtlichen – in Reflexion der Überwindung des Mythischen – gelingt nur in der Dichtung. Die Dichtkunst übernimmt die Rolle der Vermittlerin und kann darüber hinaus auch eine erzieherische Wirkung entfalten. Die ästhetische Einstellung des *l'art pour l'art* fehlt dem christlichen *Weber*. Er teilt mit Alfred *Tennyson*, dessen englische Verse er übersetzt hat, die „Auffassung von der moralischen Verpflichtung der Kunst“.⁵⁴⁸ Heimatbewusstsein beinhaltet für *Weber* die Verpflichtung, die Welt ethisch zu verwandeln. Sein moralisches Ideal zeigt sich in einer christlich geprägten Lebensführung.

Im *Goliath* arbeitet *Weber* seine literarischen Gedanken im Wortfeld der *Heimat* in Ausrichtung auf die irdische *Heimat* des Menschen weiter aus, indem er gesellschaftskritisch auf das politisch unbequeme Thema der Herkunft und Abstammung eingeht, das Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung gewinnt. In Bezug auf sein literarisches Heimatverständnis lässt er nun auch den

⁵⁴⁶ Wir sind nur Gast auf Erden, T: Georg Thurmair, M: Adolf Lohmann (Lied 505). In: Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch. Ausgabe für die Erzdiözese Freiburg. Gemeinsamer Eigenteil mit der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Herausgegeben von den (Erz-)Bischöfen Deutschlands und Österreichs und dem Bischof von Bozen-Brixen, 548.

⁵⁴⁷ Norbert Henrichs: Kult und Brauchtum im Kirchenjahr. Eine kulttheologische und brauchtumsgeschichtliche Untersuchung für Schule und Seelsorge, 14.

⁵⁴⁸ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 24.

wichtigen Punkt der Gebürtigkeit⁵⁴⁹ des Menschen in seine Verse miteinfließen. Wie in *Dreizehnlinden* so ist auch im *Goliath* das literarische Verständnis von *Heimat* in Relation zur menschlichen Wirklichkeit⁵⁵⁰ als Gegenstand epischer Dichtung zu betrachten. Aber *Webers* „christliche[r] Optimismus ist Skepsis und Ernüchterung gewichen. In der Problematik des vierten Gebots spiegelt sich weniger christliche Orientierung als vielmehr deren zeitbedingte Verkehrung.“⁵⁵¹

Wie zuvor in *Dreizehnlinden* zeigt sich *Weber* als Dichter, der sich dem christlichen Auftrag – der Tradition biblischer Wahrheit und Wahrhaftigkeit – verpflichtet fühlt. Im *Goliath* zeichnet er die Farben in den Bildern der Verse greller und die Schlagschatten sind schwärzer. Das AT kann die Wunden der Menschen um 1200 nach Auffassung des christlichen Dichters nicht mehr heilen. Das Unverschuldete im Menschenleben schmeckt auch im *Goliath* bitter-süß, aber der bittere Anteil überwiegt. Im *Goliath* ist eine Anlehnung an die innere Form des Volkslieds – an seine „Gefühlslyrik“⁵⁵² – deutlich spürbar.

Was die innere Form betrifft, so herrscht im Volkslied der Typus der Variation vor, das heißt, der Gefühlsverlauf zeigt nicht deutlich das Anschwellen, den Höhepunkt und das Abschwellen oder einen im ganzen steigenden oder fallenden innern Rhythmus, sondern die Empfindungen halten sich bis zum Schluß, der sich freilich abheben kann, auf merklich gleicher Höhe, das Grundmotiv steht an der Spitze und sucht nur immer wieder einen neuen Ausdruck.⁵⁵³

Das Grundmotiv im *Goliath* ist die *Heimat* in möglichen Variationen. *Webers* inhaltliche Bandbreite der Heimatthematik umfasst einerseits die beschwerliche Wegsuche des Menschen hin zu seiner biografischen – selbstverständlich auch zu seiner geistigen – *Heimat* und andererseits das traurige Gefühl der Heimatlosigkeit. Die Auseinandersetzung mit der Heimatlosigkeit vermittelt heutiger Leserschaft den Eindruck von ‚Modernität‘, weist literaturgeschichtlich aber zurück in die Epoche der Romantik:

Heimatlosigkeit machte die meisten Romantiker zu ewigen Wanderern. Zacharias Werner nannte sich geradezu „den Pilger“. Gleich ihm konnten auch Hölderlin, die Schlegel, Kleist, Brentano nie recht seßhaft werden ... gerade der Romantiker, der wie kein anderer mit tausend Fasern an der schönen Heimat hing, Eichendorff, ist in seinem Dichten, so auch in seinem Leben Verkörperung romantischer Wanderlust geworden.⁵⁵⁴

Im *Goliath* wird der Gedanke der *Heimat* weder begründet noch erläutert. Er wird durch Bilder und Beispiele immer wieder neu veranschaulicht und auf diese Weise für die Leserschaft greifbar.⁵⁵⁵ In immer neuen Variationen geht *Weber* auf das Kernmotiv *Heimat* ein. Für *Weber* ist *Heimat* ein ansich trauriges und leidvolles Motiv seiner Dichtung. Bereits im Spottwald (vgl. mit B 4.4.2) hat er das tiefe Grauen, das sich hinter dem Vaterlandsgedanken im 19. Jahrhundert verbergen kann, als literarische Wahrheit in leicht zugänglicher Sprache formuliert.

⁵⁴⁹ Christina Schües umfangreiche Arbeit *Philosophie des Geborensseins* ist 2008 erschienen. Sie berührt grundlegende Perspektiven, die das philosophische Thema *Heimat* betreffen.

⁵⁵⁰ Der Begriff *menschliche Wirklichkeit* kann wie der der *Heimat* als literarischer Gegenstand betrachtet werden. Dichter und Dichterinnen, die diese detailliert in ihren Werken beschreiben, setzen sich damit aber in einer philosophischen Betrachtungsweise immer wieder neu, (seit Platon kontinuierlich) dem Vorwurf der Lüge aus. „Dichterische W[irklichkeit] im Ggs. zur außerdichterischen ist diejenige W[irklichkeit], die erst durch die Sprache der Dichtung beschworen, geschaffen wird und Gestalt gewinnt. Sie braucht nicht mit der äußeren W[irklichkeit] in Natur und Geschichte übereinzustimmen, nicht einmal auf sie zu verweisen, sie darf nicht an der Realität gemessen werden, sondern muß nur in sich stimmig sein. Die Dichtung schafft ihre eigene W[irklichkeit] und deren eigene Gesetze. Da jedoch zumindest die pragmat. Gattungen ihre Stoffe und ihr Anschauungsmaterial im wesentlichen aus der Erfahrungswelt und damit der außerdichter. W[irklichkeit] beziehen, ist das Verhältnis zu dieser bestimmend für viele Stilepochen: Abklatsch der W[irklichkeit] (Naturalismus), freie Wiedergabe der W[irklichkeit] (Realismus), ... Poetisierung der W[irklichkeit] (Romantik)“. Stichwort *Wirklichkeit* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 908.

⁵⁵¹ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 22.

⁵⁵² Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 293.

⁵⁵³ Ebd. 292.

⁵⁵⁴ Ebd. 33-34.

⁵⁵⁵ Vgl. dazu ebd. 293.

Weber sieht im christlichen Glauben die unerschöpfliche Quelle seiner Lebensenergie. Auch – und gerade im Alter – ist ihm der Glaube heilbringendes Lebenselixier und zugleich die schönste Anregung für die poetische Berufung, der er sich zugeneigt fühlt und mit der er – als Dichter und Arzt – bei seinen Mitmenschen Heilung erzielen möchte. Auch für *Droste-Hülshoff* war „das Wesen des Dichtertums an das Innen des Dichters gebunden, aus dem er die Überzeugungskraft schöpft. Jeder Anspruch auf Absolutsetzung des eigenen Ichs wird jedoch zurückgedrängt vor der Erfahrung von Vergänglichkeit, Tod und Leid.“⁵⁵⁶

Weber glaubt nicht vorbehaltlos. Er betrachtet die Schöpfung Gottes genau. Mit den Augen des poetischen Realisten erkennt er Positives als auch Negatives und beschreibt es im Detail. *Weber* beherrscht in seinem Schreiben die Kunstfertigkeit, seine Glaubenswahrheiten in einfache Bilder zu fassen, die nicht einengen – der reflektierenden Leserschaft Raum für Kritik und Zweifel lassen.⁵⁵⁷ Eine einnehmende Mischung aus christlichen und mystischen Ahnungen entsteigt den Versen, erinnert immer wieder an literarische Vorläufer in der Romantik. Diese ästhetisch-romantische Freizügigkeit des Dichters darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass *Weber* im *Goliath* – wie bereits in *Dreizehnlinden* – den Anspruch erhebt, die Rezipierenden eng an seiner literarischen Wahrheit entlangzuführen, die sich am Christentum orientiert. Auch der Weg der Leserschaft soll in die *christliche Heimat* führen.

Zwei Jahre vor *Webers* Tod (1892) erscheint das kleinere Versepos *Goliath*, das in seiner Bedeutung und poetischen Ausformung von *Dreizehnlinden*, trotz seiner geringeren Auflage, nicht überschattet wird.⁵⁵⁸ Deutlich zeigt sich im *Goliath* die literarische Fort- und Weiterentwicklung des Dichters; klarer präsentiert er sich als Zeitgenosse der Poetischen Realisten. *Weber* hat sich 1892 neu positioniert, der *Goliath* ist in seiner ästhetischen Eigenständigkeit zu betrachten und zu beachten. *Weber*, im gleichen Jahrzehnt wie Theodor Storm (*14.9.1817, †4.7.1888), Gottfried Keller (*19.7.1819, †15.7.1890) und Theodor Fontane (*30.12.1819, †20.9.1898) geboren, ist dem *Poetischen Realismus*⁵⁵⁹ zugehörig. Als Dichter hat er seine intellektuelle *literarische Heimat* aber in mittelalterlicher Literatur und der nordischen Sagenwelt gefunden. Auch im *Goliath* zeigt sich – wie in *Dreizehnlinden* – die starke gedankliche Anbindung an die Ästhetik der Romantik in zahlreichen Beispielen.⁵⁶⁰ Sein literarisches Heimatverständnis lässt sich nur dann in seiner Differenziertheit verstehen, wenn auch die Aspekte, die aus *Webers* intensiven germanistischen und historischen Studien herzuleiten sind, für die Interpretation seiner Dichtung hinreichend Berücksichtigung finden.

Weber las [während seiner Schulzeit] Lessing, Goethe und Schiller und mit Begeisterung immer wieder Shakespeare. ... Nach dem Abitur wandte er sich verstärkt der Lektüre altdeutschen Schrifttums zu. Walter von der Vogelweide avancierte zu seinem Lieblingsdichter. Weber interessierte sich für Fragen der Verslehre und für die volkstümliche Überlieferung. Anregend wirkte vor allem die Begegnung mit der von Armin und Brentano in den Jahren 1805/06 herausgebrachten Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“. Die volkstümliche Schlichtheit formte entscheidend sein eigenes Stilempfinden.⁵⁶¹

⁵⁵⁶ Wilhelm Gössmann: Das Schuldproblem im Werk Annette von Droste-Hülshoffs, 6.

⁵⁵⁷ Also sind auch Gedanken des Philosophen Peter *Abaelard* (1079-1142) im *Goliath* enthalten, denn gerade das Zweifeln veranlasst uns zum Forschen und erst durch Forschen gelangen wir zur Wahrheit. *Abaelard* begründete Aussagen der Bibel mit Hilfe der philosophischen Argumentationsweisen *Aristoteles*'.

⁵⁵⁸ „Nähert sich die Gesamtauflage von *Dreizehnlinden* einschließlich der Luxus-, Volks-, Pracht- und Textausgaben, ungeachtet der Lizensdrucke und der Übersetzungen, der Millionengrenze, man denke allein an die bis 1933 obligate Verwendung als Schullektüre, so blieb der *Goliath* deutlich unter 200000“. Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 25.

Heute liegt eine Textausgabe des *Goliath* wieder vor, „bearbeitet von Johannes Heinemann, im Selbstverlag der Weber-Vereinigung.“ Ebd. 26.

⁵⁵⁹ Vgl. zum Epochenbegriff den kurzen Aufsatz von *Ludwig*, in dem er den Poetischen Realismus prägnant beschreibt. Otto Ludwig: Der poetische Realismus, 148-150. In: Gerhard Plumpe (Hrsg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung.

⁵⁶⁰ Einen differenzierten Überblick diesbezüglich bietet Marie *Speyer* in ihrer Dissertationsschrift *Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik. Untersuchungen zur Geschichte des romantischen Einflusses im XIX. Jahrhundert* (Regensburg: J. Habel, 1910).

⁵⁶¹ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 10.

Kritisch betrachtet werden muss dabei die mögliche Schattenseite einer starken Anlehnung an die literarische Romantik, denn „die national-ideologische Wirkung romantisch-literarischer Wiederbelebung altdeutscher Wörter und folkloristischer Poesiegattungen (Märchen, Volkslied) [birgt politische Gefahren in sich.] ... Die mythisierende Spätromantik Richard Wagners als Komponist und Textdichter hatte mehr mit großbürgerlich-nationalistischer Ideologisierung als mit Sprachkultur zu tun.“⁵⁶²

Auf dem Umweg über das Werk Richard Wagners, des direkten Nachfahren der Romantiker, weiß sich das Erbe der Novalis und Hoffmann den Zugang zum Bildungskanon des Bürgers im kaiserlichen Deutschland zu verschaffen. ... in der Verbindung einer suggestiv-rauschhaften Tonsprache mit den nordischen Sagenstoffen und den zuerst von Novalis evozierten Erlebnisbereichen von Liebe, Tod und Erlösung gelingt Wagner beinahe die Erschaffung jener «neuen Mythologie», um die sich die Brüder Schlegel vergebens abgemüht haben. Auch in den dionysischen Rhapsodien Friedrich Nietzsches, Wagners einstigem Parteigänger und späterem Kontrahenten, werden romantische Traditionen wieder virulent.⁵⁶³

Fritz Strich bekennt offen in der fünften Auflage von *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, „daß .. [ihn] die Entwicklung der Geschichte dazu geführt hat, in der deutschen Romantik eine der großen Gefahren zu erkennen, die dann wirklich zu dem über die Welt hereingebrochenen Unheil“⁵⁶⁴ führte. Es sei daran erinnert, dass in nationalsozialistischer Zeit in der Wewelsburg eine junge ‚Wissenschaftler‘-Gruppe die menschenverachtende neue Weltsicht der NSDAP erarbeitete, und dass für diese Ideologie Motive der literarischen Romantik und mittelalterlichen Kultur herangezogen und verändert worden sind, dass in Westfalen „im Erdgeschoss, der ehemaligen Fürstbischöflichen Kapelle, ... der «SS-Obergruppenführersaal» [entstand], in dessen Fußboden ein Marmormosaik in Form eines Sonnenrades eingearbeitet wurde.“⁵⁶⁵ Die Vermutung liegt nahe, dass auf indogermanische Wurzeln zurückgegangen werden sollte und der Versuch gestartet wurde, erneut eine „Wiedergeburt .. des magisch-dämonischen Weltbildes“⁵⁶⁶ einzuleiten. Es sei hier für *Webers* Epos explizit angemerkt, dass sich der Studienrat Felix *Arends* bezüglich der Tauglichkeit des *Goliath* für einen ideologisch-geprägten Deutschunterricht in seinem Gutachten vom 13.1.1939 sehr enttäuscht gezeigt hat und *Webers* Verse als Unterrichtsinhalt ablehnt:

Für eine epische Erzählung wie *Webers* „Goliath“ ist im neuen deutschen Lehrplan kein Platz mehr. Sie passte höchstens in den Stoffkreis der 4. Klasse („der kämpferische Mensch“), aber eine Behandlung auf dieser Stufe wäre zumindestens eine Verführung. Und die Tatsache, dass es sich hier um eine norwegische Bauerngeschichte handelt, rechtfertigt keineswegs ihre Lektüre in der 6. Klasse, zumal das Epos in der Gegenwart spielt.

Erst recht kommt *Webers* „Goliath“ nicht in Frage als Werk „aus dem Schrifttum der Gegenwart“. Denn abgesehen davon, dass es schon im Jahre 1892 erschienen ist, muss es aus folgenden Gründen abgelehnt werden:

Wenn auch das Motiv (treue Liebe und Entsagung aus kindlichem Gehorsam) an sich wertvoll ist, so ist doch seine dichterische Bearbeitung für unsere heutige Jugend nicht mehr tragbar. Schon die ganze Atmosphäre ist zu mild und weich, ja mitunter bei aller wortkargen Schlichtheit geradezu kraftlos. Vor allem aber stossen wir uns an einigen Gestalten. Der Held ist in seiner seelischen Haltung auf der einen Seite zu edel, auf der anderen Seite zu töricht, als dass die heutige Jugend ihn noch verstehen könnte. Der Vater wirkt in seiner unbegründeten Härte unwahrscheinlich, und die Entsagung der beiden jungen Menschen nach seinem Tode entbehrt daher der tieferen sittlichen Begründung. Die Frömmigkeit, die durch die ganze Dichtung hindurchzieht, ist nicht frei von tendenziöser Einseitigkeit, der *Weber* sicherlich die grosse Verbreitung seiner Werke, besonders der „Dreizehnlinden“ verdankt.

Die Umrahmung des Gesamtbildes (1. und die beiden letzten Gesänge) ist nicht organisch mit der Geschichte verwachsen; die Gestalt des *Magnus* wirkt am Schluss wie ein „deus ex machina“.

⁵⁶² Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3, 19. und 20. Jahrhundert, 474.

⁵⁶³ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 31.

⁵⁶⁴ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 9.

⁵⁶⁵ Konzentrationslager Niederhagen/Wewelsburg, 15-29. In: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 7, 17.

⁵⁶⁶ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 11.

Die Blankverse sind eine eigentümliche Mischung aus fünffüssigen Jamben und altdeutschen Versen mit Cäsur und anreimenden Spielereien, ein Versuch, der Dichtung ein altertümliches Gewand zu geben.

Alles in allem ist das Epos „Goliath“ eine echte „Aventiuren“-Dichtung Scheffelschen Gepräges mit allen Vorzügen (inniges Naturempfinden, liebevolle Charakteristik, Vorliebe für nordische Sagenfülle) und Nachteilen der Dichtungen neuromantischer Strömung mit ihren minniglichen Sichfinden und Meiden, von denen wir heute entschieden abgerückt sind.⁵⁶⁷

Webers Dichtung hat sich mit der nationalsozialistischen Ideologie nicht in Übereinstimmung bringen lassen. Christliches Gedankengut verträgt sich nicht mit den politischen Überzeugungen des Nationalsozialismus. Als historisches Dokument verdeutlicht das Gutachten (Exponat im Weber-Museum, Bad Driburg) aufschlussreich, wie sorgfältig humanistisches, den kritischen Geist beförderndes Kulturgut, in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts zur Seite geschoben worden ist und es bestätigt sich der altbekannte Umstand, dass es „primär von zeitgeistbedingten, gruppenspezifisch erlernten, wandelbaren Bewertungen und Einstellungen abhängig ist, ob man .. Verse .. als hohe Kunst oder als süßlich .. als genial und kreativ oder als albern empfindet, ähnlich wie im verwandten Bereich der bildenden Kunst die Bewertung des Jugendstils im Laufe des 20. Jh. einem Wandel von einem Extrem ins andere unterworfen war.“⁵⁶⁸

Heinrich Keiter bezeichnet Webers *Goliath* Ende des 19. Jahrhunderts als *Dorfgeschichte*.⁵⁶⁹ Mitte des 20. Jahrhunderts ist es vornehmlich als „bäuerliche[s] tragische[s] Liebes-Epos“ verstanden worden, wie *Dreizehnlinden* sei es „aus einem tiefen Glauben und aus der Verankerung in der christlichen Denk- und Erlebniswelt entstanden: gemütvoll, warm, melodisch, frisch und kraftvoll, ohne Sentimentalität“.⁵⁷⁰ Franz Schüppen, der Weber als „katholischen Realisten“ wertet und seine Verse unter dem Aspekt des Motivs des „Herbst[es]“ deutet, wählt die Bezeichnung *Dorfnovelle*.⁵⁷¹ Er weist auf die Bemerkung Ernst Alkers hin, der 1962 über das Epos schreibt, dass es eine Dichtung sei, „die an düsterer Geschlossenheit und ethischem, nach dem Absoluten hinstrebenden Gehalt ‚Dreizehnlinden‘ weit überragt“.⁵⁷² Für Winfried Freund, der Weber ausschließlich als poetischen Realisten wahrnimmt, wird *Goliath* zu einer „Versnovelle“.⁵⁷³ Dass es möglich ist, Olafs Geschichte auch als *Kunstmärchen* zu lesen, wird sich im Nachfolgenden zeigen.⁵⁷⁴

Weber verzichtet auch im *Goliath* nicht auf die Verssprache. In der strengen Form sieht er die Bedingung für die künstlerische Wirkung seiner epischen Dichtung.

⁵⁶⁷ Gutachten. Deutsches Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin W 35, Potsdamer Straße 51 u. 53 mit der Dokumenten-Nr. 476.

Ich danke nachträglich der Friedrich-Wilhelm-Weber-Gesellschaft e.V. – namentlich dem 1. Vorsitzenden Herrn Hermann Sömer (†) – für die Möglichkeit der An- und Einsicht aller dem Weber-Museum zur Verfügung stehenden Exponate und der Bereitstellung wissenschaftlicher Literatur zur Forschung im Bereich *Friedrich Wilhelm Weber* (Museum im Geburtshaus des Arztes, Dichters und Politikers Friedrich Wilhelm Weber in Bad Driburg-Alhausen).

⁵⁶⁸ Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3, 19. und 20. Jahrhundert, 477.

⁵⁶⁹ Keiter lobt Weber in der Studie, die dem besseren Verständnis der Dichterworte dienen soll, in hohem Maße: „In seinen Werken ist nichts zuviel, denn er hat sorgfältig geprüft, was gesagt werden mußte und gesagt werden konnte ... überall stehen die Teile zu einander im schönsten Gleichgewicht.“ Heinrich Keiter: Fr[iedrich] W[ilhelm] Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“. Eine Studie, 68

⁵⁷⁰ Stichwort *Weber, Wilhelm Friedrich* in: Lexikon der Weltliteratur. Bearbeitet von Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann und Dr. Margarete Dietrich, 867-868.

Ergänzt werden muss diese Einschätzung mit dem Hinweis, dass die fiktive Handlung im *Goliath* in mittelalterlicher Zeit spielt. Der heidnische Glaube ist nicht vollständig zurückgedrängt, er findet seinen Ausdruck in der Weltsicht Knuds. Auch in Webers kleinerem Epos wird ein Spannungsbogen zwischen heidnischer und christlicher *Heimat* gezogen, der Versöhnungsgedanke – wie ihn *Dreizehnlinden* noch enthält – wird im *Goliath* jedoch nicht beibehalten.

⁵⁷¹ Franz Schüppen: Friedrich Wilhelm Weber. Leben und Werk, 7.

⁵⁷² „(Die dt. Lit. im 19. Jhd., Stgt 1962, 2. Aufl., 432).“ Ebd. 7.

⁵⁷³ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber – ein Porträt des Dichters, 129-174. In: Friedrich Wilhelm Weber. Arzt – Politiker – Dichter, 140.

⁵⁷⁴ Ein thematischer Vergleich mit *Droste-Hülshoffs* Erzählung *Die Judenbuche*, die als sozialkritische Mileustudie betrachtet werden kann, bietet sich an. Auch hier ist die Gemeinschaft, die Einbindung in familiäre Strukturen und der identitätsstiftende Faktor der dörflichen Lebensgemeinschaft, für das emotionale Verständnis von *Heimat* von großer Bedeutung. Vgl. A 1.2.3 dieser Arbeit.

Die konservative Form, insbesondere die Verssprache, ist nicht nur Vehikel, sondern als ethischer Spiegel auch Ausdrucksträgerin. *Friedrich Wilhelm Weber* und *Ferdinande von Brackel* repräsentieren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allen anderen die ernst zu nehmende konservative Literatur im südostwestfälischen Raum. Ein Ausbruch zu wirklich neuen Ausdrucksformen mußte in dieser Region gleichbedeutend sein mit dem wirklichen Aufbruch aus ihr. *Peter Hille*, geboren 1854, der in der Tat seiner Heimat den Rücken kehrte und in die Welt aufbrach, ist der im Grunde einzige Vertreter der literarischen Moderne im östlichen Westfalen.⁵⁷⁵

Die Verse des *Goliath* sind in fünffüßigen Jamben verfasst und verzichten auf den Endreim; es handelt sich um den sogenannten Blankvers.⁵⁷⁶ Der schlichte Ton der *Weberschen* Epik ist dem Volkslied nachempfunden.⁵⁷⁷ Aber im *Goliath* sind die Verse nicht leicht und unbeschwert, denn inhaltlich bergen sie eine schwere Last, in ihnen lässt sich die religiöse Ernsthaftigkeit des Dichters jederzeit nachempfinden.

Weber formt seine Verse aus der poetischen Überlegung ihrer ästhetischen Wirkung heraus, zeigt sich experimentierfreudig und geht im Rahmen seiner christlich-geprägten Dichtung eigene Wege. Er hat mit den Versen in *Dreizehnlinden* den – von *Gustav Freytag* nicht empfohlenen – poetischen Versuch unternommen, „breite Heldenstoffe in der Art der großen epischen Dichtungen alter Zeit zu schaffen“⁵⁷⁸. Bezüglich der dabei sich ergebenden Problematik entwickelt *Freytag* für die Theorie des modernen Epos einen literaturwissenschaftlichen Standpunkt, den *Weber* für das ‚kleinere Epos‘ *Goliath* vom „ehemaligen Studiengenossen“⁵⁷⁹ als Empfehlung für sein Schreibkonzept übernimmt.

Unsere Sprache hat bis jetzt keine Versform, welche durch häufige und erfolgreiche Behandlung für epische Zwecke so ausgebildet wäre, daß sie dem Einzelnen einen wirksamen Ausdruck seiner Anschauungen leicht machte. ... Da nun die Wörter unserer Sprache einen vorwiegend trochäischen Fall haben und längere trochäische Verse deshalb nicht in festem Band zusammengehalten sind, sondern unvermeidlich in Stücke auseinanderfallen, so bleibt zuletzt dem epischen Dichter kein anderes Maß, welches einen bequemen Gebrauch gestattet, übrig, als derselbe Vers, den wir im Drama ausgebildet haben, der fünffüßige Jambus. Dieser Vers, welcher zu dem gleichförmigen Fluß der deutschen Wörter den entsprechenden Gegensatz bildet, ist allerdings der handlichste. Er hat am wenigsten Farbe und läßt sich wohl mit den durchsichtigen Lasuren der Malerei vergleichen, welche über jede Farbnuance des Stoffes gezogen werden können. Aber auch für ihn sind ... zwei Schwierigkeiten zu überwinden; zunächst macht grade [sic!] sein durchsichtiger, nie stark in das Ohr fallende Rhythmus eine große Herrschaft über die Sprache nötig. Es sind feine Wirkungen mit ihm hervorzubringen, aber er verlangt eine schöpferische Kraft, welche ihn geschickt dem jedesmaligen Stoff anzupassen weiß. ... Zweitens .. ist dieses Maß, wie geschickt man es auch gebrauche, .. vorzugsweise zu ruhiger Erzählung und feiner Malerei mit kürzeren Strichen geeignet.⁵⁸⁰

In der praktischen Umsetzung ist für das moderne Epos laut *Freytag* des Weiteren zu beachten, dass sich der fünffüßige Jambus nicht für große Stoffe, aber für „kleinere Stoffe“ gut eignet, „in denen eine einheitliche Stimmung so mächtig hervortritt, daß sie dem Dichter erlaubt, auch die Motive zu vereinfachen, den Fluß der Charaktere in ein gradliniges Bett zu leiten und der Sprache gesteigerten Ausdruck, Schwung und Klang des Verses zu geben.“⁵⁸¹

⁵⁷⁵ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 71.

⁵⁷⁶ Lessing nutzte den ungereimten steigenden Fünftakter für *Nathan der Weise* als Taktreihe; mit ihm setzte sich der Blankvers „als Idealvers für das klass[ische] Drama“ durch. Ivo Braak: Poetik in Stichworten: Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine Einführung, 103.

⁵⁷⁷ Vgl. dazu Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 10.

⁵⁷⁸ Gustav Freytag: Das moderne Epos (1856), 233-239. In: Gerhard Plumpe (Hrsg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung, 234.

⁵⁷⁹ Heinrich Keiter: Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“. Eine Studie, 27.

⁵⁸⁰ Gustav Freytag: Das moderne Epos (1856), 233-239. In: Gerhard Plumpe (Hrsg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung, 234-236.

⁵⁸¹ Ebd. 237.

Und wiederhol' ich jetzt, was du mir gabst,
Es ist noch immer das, was du mir gabst
Und miterlebt. – Der Landschaft Riesengröße
Mit Fels und Wald und See und Wasserfall,
Die stillen Menschen, ernst und treu und fest,
Den harten Klippen ihrer Berge gleich,
In scharfen Zügen stelltest du sie dar:
Wie deine Künstlerhand in reichen Farben
Die Gotteswunder, Fels und Wald und See
Und stilles Leben auf die Leinwand zaubert.

Tu jeder, was er kann! Und so beginnt
Vom Goliath die traurige Geschichte. (W:G, 309-310)

Aus der Perspektive der Erinnerung formuliert *Weber* die Rahmengeschichte im *Goliath*. Das Thema der Liebe wird in der erzählten Geschichte des Hauptprotagonisten Olaf hochrangig platziert. Liebe ist – neben der ethisch-religiös-christlich ausgerichteten Lebensanschauung⁵⁸² des Wikingers – wie zuvor in *Dreizehnlinden*, eine tragende Säule im Epos, auf der *Webers* Beschreibung der *Heimat* basiert. Da die Liebesthematik bei *Weber* heimatbezogene Aspekte beinhaltet – emotionale *Heimat im anderen* Menschen, im geliebten Du – , muss sie in der nachfolgenden Analyse entsprechende Beachtung finden. Liebe ist in den Epen *Webers* konstituierendes Moment für emotionale *Heimat*. Erst durch das Gefühl der Liebe kann Wohlsein im Menschen entstehen. Wohlsein wird als Grundstimmung des Menschen betrachtet, in der emotionale Komponenten der *Heimat* sich anlagern und potenzieren können.

Die Liebe wie er [*Weber*] sie in *Dreizehnlinden* und im *Goliath* schildert, ist eine erste und einzige, starke Empfindung, die fürs ganze Leben vorhält; sie erwächst weder aus den Sinnen allein noch aus dem Verstand, sondern aus einem innigen, nicht sentimentalischen Gemütsleben⁵⁸³.

Kierkegaard blickt distanziert auf die romantische Liebe. Für ihn erweist sie sich „unmittelbar dadurch, daß sie rein in Naturnotwendigkeit ruht.“⁵⁸⁴

[Liebe ist für ihn] auf Schönheit gegründet, teils auf sinnliche Schönheit, teils auf jene Schönheit, die durch und in und mit dem Sinnlichen sich darstellen läßt, jedoch nicht derart, daß sie durch eine Überlegung hindurch sichtbar wird, sondern so, wie sie ständig auf dem Sprunge ist sich zu äußern, durch das Sinnliche hervorschimmert. Wiewohl diese Liebe wesentlich auf das Sinnliche gegründet ist, ist sie doch edel durch das Bewußtsein der Ewigkeit, das sie in sich aufnimmt; denn eben das unterscheidet alle Liebe von der Wollust, das sie das Gepräge der Ewigkeit an sich hat. Die Liebenden sind innig davon überzeugt, daß ihr Verhältnis ein in sich vollendetes Ganzes ist, das niemals sich ändern wird. Da aber diese Überzeugung nur in Naturbestimmungen ihren Grund findet, so ist das Ewige gegründet auf das Zeitliche und hebt damit sich selber auf. Da diese Überzeugung keine Prüfung durchgegangen, keine höhere Begründung gefunden hat, erweist sie sich als eine Illusion, und darum ist es so leicht, sie lächerlich zu machen.⁵⁸⁵

Im *Goliath* verweist *Weber* im Bezugsrahmen der *christlichen Heimat* positiv auf das Bündnis der Ehe, denn die Liebe gewinnt ihre „«höhere Begründung» ... erst in der auf religiös-sittlicher Verantwortung beruhenden Ehe.“⁵⁸⁶

Olafs Eltern symbolisieren den idealen Ehe- und Familienbund, in dessen prinzipieller Erneuerung *Weber* eine fundamentale Chance gesehen hat, Egoismus und formale Autorität als die größten Widersacher der Liebe und einer erfüllten Gemeinschaft zu überwinden.⁵⁸⁷

⁵⁸² Im Sinne *Kierkegaards* ist eine ethisch-religiös-christliche Lebensanschauung gleichbedeutend mit der wahren Vollendung und Überbietung des Ideals der ästhetischen Lebensanschauung.

⁵⁸³ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 32.

⁵⁸⁴ Sören Kierkegaard: Gesammelte Werke und Tagebücher. Band 2. Entweder/Oder. Zweiter Teil, 2. und 3. Abteilung, 22.

⁵⁸⁵ Ebd.

⁵⁸⁶ Stichwort *Liebe* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5, Sp. 317.

Olafs Eltern, die das Ideal der Ehe vorgelebt haben, sind abrupt durch eine Naturkatastrophe verstorben. Geröllmassen haben sie verschüttet. Desillusionierend verweist *Weber* auf die Unbeständigkeit in der realen Welt. Die emotionale *Heimat im geliebten Du*, im anderen, findet Olaf in Margit. Ihre gemeinsame Beziehung mündet nicht in einer christlichen Ehe, aber sie beweist Beständigkeit. Trotz räumlicher Distanz zwischen den Liebenden behält sie als fester Bezugspunkt im Leben der Hauptprotagonisten ihre Gültigkeit; „die Verkehrung der christlichen Liebesbotschaft“⁵⁸⁸ beengt zwar ihre Lebensumstände, verringert aber nicht die Liebe, die sie für den jeweils anderen empfinden. Mit den Worten *Speyers*, die ebenfalls auf eine christlich-motivierte Liebe ausgerichtet sind, lässt sich vergleichend mit dem Verständnis der Liebe bei *Eichendorff* sagen, dass Liebe „eine tiefe Herzensneigung [ist], die .. ein ganzes Leben lang beglückt“⁵⁸⁹. Sie bildet die Basis für die emotionale *Heimat im geliebten anderen* Menschen.

Besondere Aufmerksamkeit im Spätwerk *Webers* steht den Naturbeschreibungen zu. *Thoreau* war – wie *Weber* – von der Wildheit in der Natur fasziniert. *Thoreaus* *Essay Walking*, der einen Monat nach seinem Tod veröffentlicht worden ist, zeugt eindrucksvoll davon. „The month after his death ... , in May 1862, the magazine [The Atlantic] published „Walking,“ [sic] ..., which extolled the virtues of immersing oneself in nature and lamented the inevitable encroachment of private ownership upon the wilderness.“⁵⁹⁰

Weber geht – im Gegensatz zu *Thoreau* – auf die Beeinflussung des Menschen durch wilde Naturgewalten ein. Im *Goliath* greift die Natur unvermittelt in das Leben der Menschen ein. Das Geschehen in der Geschichte ereignet sich in der rauen Wildnis Norwegens. Mit seinen Versen gelingt es *Weber*, reine „klar erfaßte Naturbilder“⁵⁹¹ zu erschaffen. Natur verkörpert im *Goliath* beides, das Buch der Natur, aus dem der Mensch Göttliches herausliest, und die Wildnis mit ihrer Bereitschaft, dem Menschen sein Leben jederzeit zu nehmen – auf Leben folgt Tod, auf Tod folgt Geburt. Zwei Jahre vor dem eigenen Tod kreierte *Weber* im *Goliath* das ästhetische Bild einer Bergwelt, in der sich Leben und Tod bedingen. *Webers* Schilderungen der Natur haben sich in den Versen des *Goliath* im Vergleich mit den Naturbeschreibungen in seinem Hauptwerk *Dreizehnlinden* verändert. In den nordischen Naturbildern kontrastiert er. Er verdeutlicht, wie nahe Tod und Leben beieinanderliegen. Seiner christlichen Wertevorstellung tut dies aber keinen Abbruch. Als ein Spezifikum der Heimatdichter/innen in Westfalen lässt sich die intensive Auseinandersetzung mit der Natur in ihren Werken feststellen. Wie bei *Droste-Hülshoff*⁵⁹² und *Hille* so spiegelt sich auch bei *Weber* die Liebe zu seiner *geografischen Heimat* vornehmlich in einer ausgeprägten Liebe zur Natur.

[*Webers*] Verhältnis zur Natur ist ein .. persönliches, das aus frühestem engstem Umgang .. erwachsen ist. ... wie einst *Eichendorff* und *Stifter* ... gibt sich [*Weber*] der Natur hin, keine Spekulation tritt [dem praktizierenden Christen] dazwischen. Von romantischer Naturphilosophie .. fehlt bei *Weber* jede Spur.⁵⁹³

In Bezug auf die naturphilosophischen Ideen der Romantik muss die scharf gezogene Trennlinie zwischen romantischen Philosophen und romantischen Dichtern und Dichterinnen gedanklich streng eingehalten werden. Der christliche *Weber* folgt der Tendenz der frühen romantischen Dichter/innen

⁵⁸⁷ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 23.

⁵⁸⁸ Laut *Freund* zeigt sich im *Goliath*, „wie die Liebe als höchstes Gut der Menschen erstickt wird in einer verfälschenden, autoritären Auslegung des vierten Gebots. Olaf und Margit dürfen nicht heiraten, weil es Margits Vater verboten hat. Das vierte Gebot wird zur Zuchtrute in den Händen eines autokratisch herrschenden Vaters, der die Religion als Schutzwall vor seinem Besitz mißbraucht, um die Habenichtse, die nichts haben als ihre Liebe, abzuhalten. Offen zutage tritt die Verkehrung der christlichen Liebesbotschaft. Auch das vierte Gebot ist ein Gebot auf Gegenseitigkeit.“ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 67-68.

⁵⁸⁹ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 32.

⁵⁹⁰ <http://www.theatlantic.com/magazine/archive/1862/06/walking/304674/> (Stand: 22.08.2015). *Walking* kann als Wegbeschreibung *Thoreaus* zur *Heimat* verstanden werden. Auch seine Naturbeschreibungen in *Walden – The Project Gutenberg EBook of Walden, and On the Duty Of Civil Disobedience*, by Henry David Thoreau. Produced by Judith Boss, and David Widger (Last Updated: 26.01.2013). URL: <http://www.gutenberg.org/files/205/205-h/205-h.htm#linkW3> (Stand 23.08.2015) – , in denen er ebenfalls auf die Wildheit der Natur eingeht, sollten genaue Beachtung finden.

⁵⁹¹ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 306.

⁵⁹² Vgl. dazu insbesondere A 2.1 dieser Arbeit.

⁵⁹³ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 348.

in Bezug auf das Naturverständnis.⁵⁹⁴ Es wird sich zeigen, dass in Peter Hilles *Hassenburg* eine Naturphilosophie zum Vorschein kommt, die sich an romantischer Philosophie orientiert.

Im *Goliath* justiert *Weber* sein Verhältnis zu den Ismen Idealismus und Realismus neu. In *Dreizehnlinden* hatte er die Unterschiedlichkeit zwischen Idealem und Realem als starke Differenz satirisch herausgearbeitet – im Spottwald den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit deutlich gemacht, in der Klosterepisode das christliche Ideal der Wirklichkeit gegenübergestellt –, gegen Ende des Liedes aber eine Idylle als Fortsetzungsmöglichkeit in der Fantasie seiner Leserschaft angedeutet, die im Verständnis *Webers* durch den christlichen Kontext auch in die Gegenwart und in die Zukunft gerichtet sein kann. In *Dreizehnlinden* zeigt sich in der Aussöhnung der christlichen und der heidnischen Religion die Poetisierung der Welt. Deutlich wird, dass sich *Weber* dessen bewusst ist, dass er die Darstellung des verwirklichten Ideals im *Goliath* nicht leisten kann, nicht nur sein realistisches Denken steht dem entgegen. Traurig berichtet er von etwas Verlorenem, hält fest an seinen weltbürgerlichen Idealen und wendet sich strikt gegen eine aggressive und nationale Gesinnung. Im *Goliath* schwebt er erneut zwischen gegensätzlichen Polen, versetzt die Leserschaft in ästhetische Spannung. Trotz der sehr interessanten poetischen Ausarbeitung des Spottwalds⁵⁹⁵ ist in der „traurige[n] Geschichte“ (W:G, 309) Olafs ein größerer Realitätsbezug für die Leserschaft auffindbar als im Hauptwerk *Dreizehnlinden*. Mit literarischen Mitteln wird auf die Unbeständigkeit in der realen Welt verwiesen, belastbare philosophische Erkenntnisse über Beständigkeit und Unbeständigkeit liegen nicht vor. Die frühlinghafte Natur kann dem Menschen von einer Sekunde auf die andere den Tod bringen. *Weber* beschönigt die Lebensverhältnisse der Menschen in seiner fiktiven Welt nicht, er ist kritisch, behält aber Zuversicht und christliche Hoffnung auch in seinem späten Epos bei.

Die Spur des Dichters in die literarische Vergangenheit – zu romantischer Vorläuferliteratur – lässt sich in literatur-ästhetischer Hinsicht erneut rückführen auf die Transzendentalpoesie Friedrich Schlegels, der frühromantisch im *Athenäums-Fragment* 238 schreibt:

Es gibt eine Poesie, deren eins und alles das Verhältnis des Idealen und des Realen ist, und die also nach der Analogie der philosophischen Kunstsprache Transzendentalpoesie heißen müßte. Sie beginnt als Satire mit der absoluten Verschiedenheit des Idealen und Realen, schwebt als Elegie in der Mitte, und endigt als Idylle mit der absoluten Identität beider.⁵⁹⁶

Im *Goliath* ist der elegische Unterton der Verse unverkennbar. *Weber* verleugnet den romantischen Ansatz in seiner epischen Dichtung nicht, wenn er seine Verse zum Poetischen Realismus hin öffnet. Es ist kein Gegensatz, der in *Webers* ästhetischer Haltung dominiert, vielmehr finden die verbindenden Gemeinsamkeiten dieser beiden Epochen in seinen Epen die passende Ausdrucksform. „Romantik und Klassizismus, Romantik und Realismus schließen sich nicht aus. Sie sind aufeinander bezogen und beziehbar, will man nicht dem bloßen Systemzwang erliegen.“⁵⁹⁷ *Freund* möchte *Weber* nicht als einen Nachfahren der literarischen Romantiker⁵⁹⁸ verstanden wissen und begründet dies mit dem Hinweis auf *Webers* „realistisches Bewußtsein“:

Was [*Weber*]... von ... der Romantik unterscheidet, ist sein realistisches Bewußtsein, auf die Dinge und Erscheinungen angewiesen zu sein. Sein Glaube übersteigt nicht in kühnen metaphorischen Höhenflügen die sinnliche Welt, sondern bedarf ihrer auf seinem Weg zu Gott. *Webers* Glauben ringt

⁵⁹⁴ Vgl. ebd. 348.

⁵⁹⁵ Vgl. dazu B 4.2 dieser Arbeit.

⁵⁹⁶ Friedrich Schlegel: *Athenäumsfragmente und andere Schriften*. (Berliner Ausgabe 2013) Vollständiger, durchgesehener Neusatz mit einer Biographie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger, 53.

⁵⁹⁷ Helmut Schanze (Hrsg.): *Romantik-Handbuch*, 167.

⁵⁹⁸ *Freunds* Analyse verwundert insofern, da er in seinem Werk *Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region* die Forschungsergebnisse Marie *Speyers* detailliert aufgreift, sie aber nur einseitig – als Argumente für die Zuordnung zum Poetischen Realismus – verwendet und ohne Ausnahme, Arbeiten, die *Weber* in Hinblick auf seine Ausrichtung auf die Romantik untersuchen und kennzeichnen, ablehnt.

sich ähnlich wie der Annette von Droste-Hülshoffs aus dem Irdischen empor, an den Zweifeln und Anfechtungen und der Erkenntnis Gottes in der Gegenwart der Dinge.⁵⁹⁹

Weber benötigt das Konkrete in seiner Dichtung, um die Offenbarung des Göttlichen im Irdischen zu veranschaulichen. Es ist der Idealismus, der die Diesseitsbetonung von der Aufklärung übernimmt.⁶⁰⁰ Der Epoche der Romantik darf Realismus nicht abgesprochen werden, vielmehr muss genau darauf geachtet werden, wie der Begriff *Wirklichkeit* zu dieser Zeit in der Literatur verstanden worden ist. Die literarischen Romantiker waren „von einer Wirklichkeit jenseits empir[ischer] Grenzen zutiefst überzeugt .. Der Begriff des Realismus ist .. nicht von der jeweil[igen] Einschätzung dessen, was „wirklich“ ist, abzulösen.“⁶⁰¹

Die Phantasie als Medium der Wirklichkeit, über die sich ein Realitätskontinuum herstellen kann (im Weg nach »Innen« und nach »Drüben«), wird von der späten Romantik aufgegeben zugunsten des »Blicks« der Augenfenster ... Die Auflösung der klassischen Perspektive zugunsten eines »gränzenlosen Realismus« (F. SCHLEGEL) wird zugunsten einer wissenschaftlichen Beobachterobjektivität zurückgenommen. Der »gehaltene Blick nach Außen«, so schon NOVALIS, wird für den »Realismus« des 19. Jahrhunderts zum Kanon.⁶⁰²

„Die Frage nach der philosophischen »Weltanschauung« wird zur abgrenzenden Unterscheidung genutzt; „für die späte Romantik ist ein christlich-idealistisches Weltbild leitend, für die »Realisten« dagegen ein atheistisch-materialistisches. Über die Grenzen, die sich auch als politische ausbilden, führt kein »Imperativ der Synthetik« mehr hinaus.“⁶⁰³

Droste-Hülshoff hat sich in ihrem Schreiben frühzeitig – mit großer Deutlichkeit in ihrer *Judenbuche* – vom Vorbild der Romantik⁶⁰⁴ gelöst. Sie war ‚zu modern‘ für ihre Zeit – wie Monika Salmen mit besonderem Gespür für die feinen Details in der Literatur *Droste-Hülshoffs* bereits nachgewiesen hat. *Droste-Hülshoff* hat sich sehr früh den Phänomenen in der Welt zugewandt, sich im Schreiben auch über Transzendentes hinweggesetzt und sich auf sinnlich Erfahrbares konzentriert. Hier ist eine große Wesensverwandtschaft mit *Hille* erkennbar. *Weber* nähert sich diesem Standpunkt in seinem Spätwerk nur behutsam an. In seiner Dichtung vermischen sich Auffassungen der Klassik und Romantik.

Die Rahmengeschichte des *Goliath* spielt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Durch die elegische Stimmung und die genauen Kenntnisse des Dichters über die Lebensumstände der Menschen im Mittelalter, die als historisches Wissen in die Verse der Geschichte des Goliath einfließen, fühlt sich die Leserschaft des Epos zeitlich rückgeführt bis an das Ende der Wikingerzeit. Die „historische Einkleidung ... [ist ein] Mittel, die Gegenwart aus abstandnehmender Perspektive durchschaubar zu machen.“⁶⁰⁵ Es ist ein Kunstgriff, den *Weber* für seine Epen nutzt. Eine genaue Datierung ist im *Goliath* nur für die Rahmengeschichte erforderlich, da es sich bei der Geschichte in der Geschichte um ein Kunstmärchen⁶⁰⁶ handelt. Olafs Geschichte spielt in der Zeitform des Märchens. Die romantische

⁵⁹⁹ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber – Ein Porträt des Dichters, 129-174. In: Friedrich Wilhelm Weber. Arzt – Politiker – Dichter, 132.

⁶⁰⁰ Vgl. dazu *Idealismus* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 363.

⁶⁰¹ Horst Dieter Schlosser: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte, 205.

⁶⁰² Helmut Schanze (Hrsg.): Romantik-Handbuch, 166.

⁶⁰³ Ebd.

⁶⁰⁴ Dass *Droste-Hülshoff* eine Frau ist, ist allein nicht hinreichend, um sie mit ihrem Schreiben in der Spätromantik zu verorten. Die Romantik war ein Zeitalter schreibender intellektueller Frauen. An den Autorinnen der Romantik zeigt sich der letzte „Wurzelgrund: sie, und nur sie, sind Erfüllung des romantischen Lebensideals, weil im Wesen der Romantik, in ihrer besonderen historischen Problematik ein notwendiger Zusammenhang mit dem Wesen der Frau besteht.“ Barbara Hahn: Die Jüdin Palas Athene. Auch eine Theorie der Moderne, 165.

Bei *Droste-Hülshoff* ist zu bedenken, dass für sie als Adlige „die patriarchalisch-ständische Ordnung ... eine absolut gesetzte Norm [ist]: Sie ist die natürliche, gottgewollte Ordnung“. Ronald Schneider: Annette von Droste-Hülshoff, 18.

Droste-Hülshoff denkt diesbezüglich m.E. aber nicht nur als Frau, sondern hauptsächlich als Mitglied ihrer adeligen Familie.

⁶⁰⁵ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 17.

⁶⁰⁶ Das Kunstmärchen verkörpert die künstlerisch veränderte Form des Volksmärchens, indem eine „namentlich bekannte Dichterindividualität Erzählweise und Motiv des Voks-M[ärchens] übernimmt und mit bewußtem Kunstverstand gestaltet, dabei jedoch teils das unbewußte Phantasiespiel ... zerbricht, oder e[ine] eig[ene], übernatürl[ich]-wunderbare Phantasiewelt (je nach zeitgenöss[ischer] Mode oder Wunschbild) gestaltet. Es wird dabei oft zu e[inem] aus Not und Sehnsucht gespeisten

Märchenwelt entfaltet sich in der Dichtung durch bewusste Poetisierung der Welt. Bereits *Novalis* stellte für seine Literatur die Maxime auf, dass alles Poetische märchenhaft sein müsse.

[Ludwig] TIECKs frühe M[ärchen] sind noch satirisch; auf der Höhe der Romantik erfolgt der Umschlag zum M[ärchen] als ›bewußte Poetisierung der Welt‹ mit Durchbrechung der Wirklichkeit, Erfahrung und Kausalität, Loslösung von Zeit und Raum.⁶⁰⁷

Es ist nicht widersprüchlich, wenn in der Darstellung des Geschehens im *Goliath* eine konkrete Hinwendung zum Reellen im Sinne des Poetischen Realismus erfolgt, denn „der Zauber schwindet nicht von dem Wirklichen“⁶⁰⁸.

Es ist eine ganze Welt; in Geschlossenheit so mannigfaltig, wie das Stück wirklicher Welt, das wir kennen. Raum und Zeit sind nichts als Rahmen, Stetigkeit des Vorganges und Mittel dazu. ... Eine Welt, die in der Mitte steht zwischen der objektiven Wahrheit in den Dingen und dem Gesetze, das unser Geist hineinzulegen gedrungen ist, eine Welt, aus dem, was wir von der wirklichen Welt erkennen, durch das in uns wohnende Gesetz wiedergeboren. Eine Welt, in der die Mannigfaltigkeit der Dinge nicht verschwindet, aber durch Harmonie und Kontrast für unsern Geist in Einheit gebracht ist; nur von dem, was dem Falle gleichgültig ist, gereinigt.⁶⁰⁹

Weber zeigt sich seiner Leserschaft im *Goliath* als ‚moderner‘ Märchendichter. Als „Vorbild neuerer M[ärchen]dichtung wird der Däne H. Ch. Andersen ... in seiner Verbindung von Realistik und behäbigem Humor“⁶¹⁰ angesehen. *Weber* kombiniert seinen Blick auf das Reelle mit der sanftschweremütigen Grundstimmung seiner „traurigen Geschichte“ (W:G, 310).

Für die erzählende Figur⁶¹¹ ist – wie für den Dänen *Kierkegaard* und den vom Norden faszinierten *Weber* – die ethisch-religiös-christliche Weltanschauung die wahre Vollendung und Überbietung des Ideals der ästhetischen Lebensanschauung.

[Bereits] Solger hat sehr schön den Verstand der Phantasie vom gemeinen Verstande beim künstlerischen Schaffen unterschieden. Es handelt sich hier von einer Welt, die von der schaffenden Phantasie vermittelt ist, nicht von der gemeinen; sie schafft die Welt noch einmal, ... eine [Welt], in der der Zusammenhang sichtbarer ist als in der wirklichen, nicht ein Stück Welt, sondern eine ganze, geschlossene, die alle ihre Bedingungen, alle ihre Folgen in sich selbst hat.⁶¹²

Erkennbar in *Webers* Epen ist die konzeptionelle Nähe, in der sich Romantik und Poetischer Realismus zueinander verhalten. In seiner Dichtung geht *Weber*, als ein *christlicher* Vertreter des Poetischen Realismus, für sich zunächst von der zugrunde liegenden christlichen Idee aus; für ihn ist sie das Wahre und das Wirkliche und wirklicher als die Wirklichkeit selber. Die Leserschaft soll Christliches als Wirklichkeit sinnlich erfahren. Die *christliche Heimat*, die *Weber* in seiner epischen Dichtung beschreibt, veranschaulicht für die Leserschaft die Lebensideale der christlichen Weltanschauung und die christliche Weltsicht ist – grundsätzlich, aus einem theologischen *und* aus einem philosophischen Standpunkt heraus formuliert – eine idealistische.

utop[ischen] Gegenbild zum Alltag: rückblickende Flucht in e[ine] Idylle, gegenwärtig progressive Satire oder vorausblickende Wunschwelt.“ Stichwort *Märchen* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 495.

Das Märchen „unterscheidet sich vom Mythos durch das Fehlen der Göttersphäre, von der Sage durch Abwesenheit histor[isch]-geograph[ischer] Festlegung, von der Legende durch Aussparen des Religiösen.“ Stichwort *Märchen* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 494.

⁶⁰⁷ Ebd. 496.

⁶⁰⁸ Otto Ludwig: Der poetische Realismus, 148-150. In: Gerhard Plumpe (Hrsg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung, 150.

⁶⁰⁹ Ebd. 149.

⁶¹⁰ Stichwort *Märchen* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 496.

⁶¹¹ *Freund* formuliert zu den einleitenden Versen den Hinweis: „Über die Entstehung seiner letzten vollendeten epischen Dichtung unterrichtet *Weber* am Eingang seines Werks selbst. Während seines Aufenthalts in Berlin 1876 begegnete er im Hause seines Freundes Eugen Marcard dem norwegischen Landschaftsmaler Magnus von Bagge. Ihm verdankt *Weber* die Geschichte vom „Goliath“.“ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber – ein Porträt des Dichters, 129-174. In: Friedrich Wilhelm Weber. Arzt – Politiker – Dichter, 159.

⁶¹² Otto Ludwig: Der poetische Realismus, 148-150. In: Gerhard Plumpe (Hrsg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung, 148-149.

Der Hebräerbrief bringt eine Sicht zum Ausdruck, in der alles Sichtbare aus dem Unsichtbaren stammt und darin seinen Ursprung hat. Das weist auf einen *Seinsgrund* hin, der geistlicher Natur ist und aus dem die Materie ihren Anfang nahm.⁶¹³

In idealistischer Perspektive ... verdankt sich das Sein – ebenso wie sein Gegenteil, das Nichts – ausschließlich einer Bewußtseinsaktivität (bewußter Wahrnehmung und denkend-erinnernder Verarbeitung dieser direkten oder erinnerten Wahrnehmungen).⁶¹⁴

In der Philosophie ist *Heimat* seit *Aristoteles* (384-322 v. Chr.) kein konkreter Ort. Soll ein räumlicher Bezug hergestellt werden, dann ist in der gegenwärtigen philosophischen Diskussion die raumphilosophische Betrachtung der Doppelstruktur des Menschen zu beachten, nach der der Mensch aus einer „weghaften“ und einer „heimischen“ Seite besteht: „Der Mensch ist als Heim-weg *homo et habitans et iens*. Diese Deutung des Menschen sagt das wesenhafte Zugleich von Gehen und Wohnen aus“.⁶¹⁵ In Karen *Joistens* raumphilosophischem Ansatz zeigen sich in literaturhistorischer Wahrnehmung Überschneidungen mit der Sichtweise innerhalb der literarischen Romantik. Für *Joistens* ist der Mensch „aufgrund seiner weghaften Seite ... Heimat-im-Untergangs.“⁶¹⁶

[Der Mensch kann] ... als „Heim-Weg“ bestimmt werden: Heimat entsteht ... , wenn jeweils die heimische und weghaftige Strukturseite des Menschen stets von Neuem entfaltet und beide spannungsvoll aufeinander bezogen werden. So ist die Suche nach Heimat keine Suche nach einem äußeren raumzeitlichen Objekt, sondern kann als das permanente Streben des Menschen gefasst werden, sich als Wesen zu verwirklichen, für den die heimische und die weghaftige Seite konstitutiv ist.⁶¹⁷

Heimat ist der dem Menschen „eigene Topos, der Ort seines Wohnens, in dem sein Heimischsein und sein Unterwegssein in ihrer Gegensätzlichkeit in eins zueinandergehören.“⁶¹⁸ Diese philosophische Erklärung kann als Erläuterung herangezogen werden, warum sich *Webers* Heimatverständnis nicht zwingend an einen Ort anlagern muss und warum er sich, sofern sein literarisches Heimatthema auch ein anthropologisches Thema ist, mit dem *Heim-Weg* – beziehungsweise der Heimkehr des Menschen – auseinandergesetzt. Inhaltlich ist diese philosophische Bestimmung der Heimkehr relevant für *Die Judenbuche*, *Goliath*, *Dreizehnlinden* und *Die Hassenburg*.

Im *Goliath* ist *Webers* theologisches Interesse vornehmlich auf die *christliche Heimat* des Menschen, die eine *geistige Heimat* ist, gerichtet. Die nordische Sagenwelt ist dem christlichen Dichter – wie die mittelalterliche dichterische Welt – *literarische Heimat*.

Wie Uhland war auch Weber zugleich Forscher und Dichter, und wie der schwäbische Sänger in der Poesie des deutschen Mittelalters lebte und webte, so war diese auch gleichsam die geistige Heimat, in der *Webers* Muse erwuchs und erstarkte.⁶¹⁹

Konkret geht er in seinen Versen ein auf die nordische Natur, die er wie die westfälische Landschaft aus eigener Anschauung⁶²⁰ kennt. In diesem Zusammenhang muss darauf verwiesen werden, dass für

⁶¹³ Philip Newell: Mit einem Fuß im Paradies, 25.

Die Weltsicht *Hilles* ist dem entgegengesetzt; ihm ist die moderne Sichtweise eigen, die die Auffassung vertritt, dass „eine Form der Materie eine andere Form im großen Strom der Evolution“ erzeugt. Ebd. 25.

⁶¹⁴ Lutz Geldsetzer: Philosophische Anthropologie. (Vorlesungs-Skript ohne Seitenzählung) Zitat aus Teil III: Probleme der Philosophischen Anthropologie, 6. Kapitel: Die Bestimmung und die Wesenszüge des Menschen.

⁶¹⁵ Karen Joisten: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 85. (Kursive Schreibweise im Zitat)

Aufschlussreich in Bezug auf ein christliches Heimatverständnis ist hier auch §4: *Die Heimkehr zu Gott*, ebd. 209-235.

⁶¹⁶ Ebd. 100.

⁶¹⁷ Stichwort *Heimat* in: Stephan Günzel (Hrsg.): Lexikon der Raumphilosophie, 171.

⁶¹⁸ Karen Joisten: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 73.

⁶¹⁹ Maria Peters: Friedrich Wilhelm *Webers* Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses, 95.

⁶²⁰ Im Text wurde bereits darauf hingewiesen, dass *Weber* als junger Mann von einem wohlhabenden und ihm wohlgesonnenen Studienfreund die Möglichkeit erhalten hatte, Schweden einen Sommer lang zu bereisen. Es hat sich beim Dichter daraus eine Liebe zur skandinavischen Welt – auch zur Literatur des nordischen Raums – entwickelt, die ein ganzes Leben lang anhielt. Persönliches spiegelt sich in *Webers* Versen im Allgemeinen nicht wieder, denn lieber hat sich *Weber* in seiner Dichtung auf themenbezogenes Arbeiten konzentriert. In Bezug auf *Webers* Nordlandreise vertrete ich aber die

Weber in seinem Eigenverständnis als Dichter nicht jene Ausrichtung bestimmend gewesen ist, die in seine Dichtung konkrete Bezugnahmen auf die westfälische Region, seine *lokale Heimat*, hat miteinfließen lassen. Er selbst hat sich nicht als Heimatdichter verstanden. Maßgebender Faktor für diese Zuordnung war sein soziales Umfeld. Ein hoher intellektueller Bedarf war diesbezüglich im vorherrschenden Zeitgeist präsent. Gerade *Webers* Heimatregion lädt dazu ein – beziehungsweise legt aus dem Blickwinkel des politisch-denkenden Dichters her betrachtet die Vermutung nahe – identitätsstiftende Literatur für Westfalen zu schreiben und diesem Schreiben Priorität zuzuordnen.

Westfalen hat sich durch drei Jahrhunderte gegen alle mit Zerstörung drohenden Kräfte in seinem Kern behauptet, ohne je eine politische Spitze besessen zu haben: Gegen den Herrschaftsanspruch der Kölner Erzbischöfe, gegen die territoriale Zersplitterung und den Einbruch fremder Territorialmächte, gegen die tiefgehende konfessionelle Spaltung⁶²¹.

In seinem Lied von Dreizehnlinden hat *Weber* der Leserschaft zwar die Möglichkeit eingeräumt, die einzelnen Gesänge konkreten Orten in seiner südostwestfälischen *Heimat* zuzuordnen, dass dies aber nur als Hilfskonstruktion⁶²² – als regionale ‚Eselsbrücke‘, als geschmeidige heimische Hinführung zur überregionalen Kultur der Menschen – zum besseren Verständnis ‚seiner Westfalen/Westfälinnen‘ gedacht gewesen ist, zeigt sich schon allein darin, dass die Benediktinerabtei Corvey, die als Vergleich für *Webers* Konvent zu Dreizehnlinden herangezogen werden kann, erst ab circa 822 existiert hat, die Gesänge in *Dreizehnlinden* sich vor dem inhaltlich-historischen Background der Geschichte im Rahmen historischer Faktizität aber nur der kurzen Zeitspanne vor 800 zuordnen lassen.⁶²³ Historische Exaktheit schwebte dem Dichter, trotz seiner exzellenten Bildung in diesem Bereich, als Maßstab für den fiktiven geschichtlichen Inhalt seiner Epik nicht vor. Er begibt sich innerhalb seiner heimatbezogenen Gedanken, die überwiegend die *geistige Heimat* betreffen, auch nicht in die Fänge eines geografischen Determinismus.⁶²⁴

Westfalen war für ihn wie für Storm Nordfriesland oder die Mark Brandenburg für Fontane vorwiegend der Anschauungsraum der über das Regionale weit hinausreichenden literarischen Botschaft. Es war eine Grundüberzeugung des Realisten Weber, daß wirkliche Erkenntnis sich nur auf Grund unmittelbar räumlicher Erfahrung vollzieht, wobei der Raum jeweils Medium, keineswegs aber Ziel der Aussage ist.⁶²⁵

Ansicht, dass dieses ‚Jugenderlebnis‘ durchaus als ein Ereignis im Leben *Webers* herangezogen werden kann, welches die Entstehung des *Goliath* mitveranlasst und auch stark beeinflusst hat.

⁶²¹ Alfred Hartlieb von Wallthor (Hrsg.): Geschichte und Funktion regionaler Selbstverwaltung in Westfalen. Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Reihe 1, Heft 22. Klappentext.

⁶²² Eine Gleichsetzung von literarischen Orten in regionaler Literatur mit realen und regionalen Orten darf nicht unreflektiert erfolgen. Literarische Orte können in direkter Relation stehen mit realen und regionalen Orten. Aber ebenfalls möglich ist, dass zu literarischen Orten, die ausschließlich in der Fantasie existent sind, Orte in heimischen Gegenden gesucht werden. Dies geschieht verstärkt dann, wenn dem/der Suchenden die literarische Wirklichkeit nicht genügt. „So streitet man sich immer noch über die Lage der Orte, die Odysseus auf seinen Irrfahrten besucht hat. Man weiß, dass sie sich sozusagen in Reichweite, zwischen dem Ionischen Meer und der Straße von Gibraltar, befunden haben müssten, aber die Frage, welchen realen Örtlichkeiten die Stationen der *Odyssee* entsprechen, wird nach wie vor diskutiert.“ Umberto Eco: Die Geschichte der legendären Länder und Städte. Aus dem Italienischen von Martin Pfeiffer und Barbara Schaden, 67.

Ein weiteres gutes Beispiel ist Taprobane: „Taprobane [wird] langsam von einer überzähligen Insel zu einer, die es nicht gibt, und als solche behandelt sie dann Thomas More, der sein Utopia »zwischen Ceylon und Amerika« ansiedelt, und Campanella errichtet auf Taprobane seinen Sonnenstaat.“ Ebd. 123.

⁶²³ Den Angaben zu *Dreizehnlinden* in *Kindlers* Studienausgabe ist bezüglich des Inhalts und der zeitlichen Datierung der Geschichte im Epos nicht zuzustimmen. Vgl. dazu *Dreizehnlinden* in: Walter Jens (Hrsg.): Neues Literatur-Lexikon. Bd. 17, 448. Eine wichtige zeitliche Zäsur, die bislang ohne Beachtung für die Interpretation *Dreizehnlindens* geblieben ist, ist die Krönung *Karls* zum Kaiser am Weihnachtstag. Demzufolge darf das Geschehen in *Dreizehnlinden* nur in einen Zeitrahmen vor 800 eingeordnet werden.

⁶²⁴ „In Deutschland war konkrete Lokalisierung, die Bodenhaftung der Geschichte, nur bei Nebensparten wie der Militär-, der Agrar- oder der Regionalgeschichte geduldet. Das hat sich [bis in heutige Zeit] geändert ... Karl Schlögel hat [2003] .. eindringlich beschworen: nicht die Abstraktionen einer postmodernen Geographie, sondern den angeschauten und erlebten Raum <(in seiner Ungeheuerlichkeit)>“ zu betrachten. Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, 129.

⁶²⁵ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 31.

Der lokale und gleichzeitig auch exemplarische Ort des Geschehens im *Goliath* liegt in einer Region Skandinaviens, der *lokalen Heimat* eines realen *Weber*-Freundes (Magnus von Bagge), in der sich Eigenarten des Menschengeschlechts vom Dichter ebenso deutlich darstellen lassen wie im fiktiven-frühmittelalterlichen Raum der sächsischen Stämme im Fantasie-Epos *Dreizehnlinden*. *Weber* gelingt es, Individuum und Gattung als Einheit zu denken. Er orientiert sich für seine Mentalitätsbeschreibung im *Goliath* an dem Ideal allgemeiner Menschencharaktere. „Der klassische Mensch, wenn er vollendet ist, faßt das zeitlose, ewig sich gleichende Wesen des Menschentums in sich zusammen und ist sein Repräsentant“⁶²⁶; „die klassische Gemeinschaftsform [ist] ... notwendig kosmopolitisch. Denn sie schließt die allgemeine, zeitlose Menschheit in sich ein.“⁶²⁷ Und er folgt der romantischen Feststellung, die sich im *Athenäums-Fragment* 291 findet:

Deutsche gibt es überall. Germanität ist so wenig, wie Romanität, Gräzität oder Britannität auf einen besonderen Staat eingeschränkt; es sind allgemeine Menschencharaktere die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden sind. Deutschheit ist echte Popularität, und darum ein Ideal. (Novalis)⁶²⁸

Durch die Charakterisierung der norwegischen Figuren in der *Goliath*-Geschichte kann *Webers* Leserschaft *das Eigene* besser kennenlernen, *Weber* es in seinem Epos besser vermitteln.

Nichts ist schwerer zu lernen als der freie Gebrauch des Eigenen, behauptet Heidegger und begründet es damit, dass das Eigene das Selbstverständliche ist und deswegen am ehesten versäumt, missdeutet und verloren wird.⁶²⁹

Für *Weber* ist das Westfälische das Eigentliche und Wesentliche seiner landeseigenen Kultur.⁶³⁰ Im *Goliath* führt der Dichter seine Leserschaft geschichtlich zurück auf nordgermanische, wikingische Wurzeln. Olaf, die Hauptfigur des Epos, ist ein christlicher Norweger. Das Nordische markiert im *Goliath* das Ursprüngliche; es kann – eingebunden in die Form des Kunstmärchens – die Mentalität der Menschen des 19. Jahrhunderts nach dem künstlerischen Empfinden *Webers* reell, durch die Nähe zum Volkslied auch sehr klar, in einfachen Federstrichen, zum Ausdruck bringen. *Weber* liebt den frischen und sinnlichen Charakter, der sich im Volkslied darstellt, will sich mit ihm in seinem religiös-moralischen Anliegen Gehör verschaffen. In *Des Knaben Wunderhorn* findet sich die Aussage Ludwig Achim von *Armins* zum Volkslied, gerichtet an Herrn Kapellmeister Reichardt (Januar 1805, Berlin): „Ich führe Ihnen manche Beobachtung vor, aus verschiedenen Zeiten, aus verschiedenen Gegenden, alle einig in dem Glauben, daß nur Volkslieder erhört werden, daß alles andere vom Ohre aller Zeit überhört wird.“⁶³¹ Die Eigenschaften des Volkslieds können ebenso auch eine gute Basis für ein Schreiben aus regionaler Erfahrung erzeugen, denn dem „frischen, sinnlichen Empfinden des Volkes entsprechend liebt das Volkslied in den Beiwörtern vor allem das Konkrete, Greifbare, Anschauliche, die Wiedergabe der Sinneseindrücke, der niedern wie der höhern.“⁶³²

Wie bei *Droste-Hülshoff* so ist auch bei *Weber* eine gewisse Nähe zur Ästhetik Alexander Gottlieb *Baumgartens*⁶³³ spürbar. *Baumgarten* will in seinem Schreiben das verstandesmäßige Denken überwinden. Der Philosoph *Baumgarten* wertet in seiner Theorie der Ästhetik die facettenreiche und detaillierte Schilderung in Kunstwerken bezüglich des Wahrheitsgehalts analog der Logik. Eine

⁶²⁶ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 40.

⁶²⁷ Ebd. 94.

⁶²⁸ *Athenäums-Fragmente*. Mit Beiträgen von August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schleiermacher und Novalis, 20-91. In: Friedrich Schlegel: *Athenäums-Fragmente und andere Schriften*. (Berliner Ausgabe, 2013) Vollständiger, durchgesehener Neusatz mit einer Biographie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger, Fragment 305, 61.

⁶²⁹ Willem van Reijen: Martin Heidegger, 89.

⁶³⁰ In *Dreizehnlinden* hat er dieses Eigentliche aus der christlichen Geschichte Westfalens heraus erklärt. *Weber* zieht sich auf die älteren Positionen eines weltumfassenden Christentums und einer Kulturnation zurück, wehrt nationale Gedanken ab – ist Weltbürger.

⁶³¹ Ludwig Achim von Armin: *Von Volksliedern*, 435-474. In: *Des Knaben Wunderhorn*. Bd. 1, 435-436.

⁶³² Marie Speyer: *Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik*, 305.

⁶³³ „Seit Alexander Gottlieb Baumgarten ist die Verwendung des Titels Ästhetik innerhalb des philosophischen Sprachgebrauchs nicht mehr ins Belieben jedes einzelnen gestellt. Ästhetik bezeichnet fortan ein Programm für spezifische philosophische Fragestellungen und Probleme.“ Heinz Paetzold: *Ästhetik des deutschen Idealismus. Zur Idee ästhetischer Rationalität bei Baumgarten, Kant, Schelling, Hegel und Schopenhauer*, 8.

Beschäftigung allein mit dem Konkreten – *Baumgarten* entwickelt den Begriff *extensive Klarheit* –, die poetische Beschreibung und Aufzählung des Vielen in der Welt, genügt *Weber* nicht. Obwohl sich *Weber* als Dichter auf die ästhetische Erfahrung beruft, ist ihm die Beschreibung der Phänomene nicht hinreichend für seine Dichtung. Dem christlichen Dichter gelingt es nicht, „die Autorität des christlichen Offenbarungsglauben“⁶³⁴ zu überwinden. Es verlangt ihm nach mehr als sinnlicher Erkenntnis. Sein Blick dringt in die Tiefe, schaut hinter die Dinge, will ihr Wesen erkennen. Symbolische und allegorische Darstellungen werden in der Kunst des Öfteren als wichtiger erachtet als empirische. Die Natur als Sinnbild göttlicher Erfahrung führt bei *Weber* zu einem Schreiben, das mit Symbolen arbeitet. Dies ist kein Einzelfall. So wird als weiteres veranschaulichendes Beispiel „das irdische Paradies zu einem Ort der Sehnsucht, den jeder wiederfinden möchte, der aber Gegenstand einer unendlichen Suche bleibt“⁶³⁵ und Arkadien⁶³⁶ zu einem traumhaften Ort der menschlichen Fantasie, der prozesshaft immer wieder neu entstehen kann. Festzuhalten ist, dass diese fantastischen Orte, die sich auch in der Beschäftigung mit der entsprechenden Literatur aufsuchen lassen, übernationalen Charakter haben, den eng-gezogenen Rahmen regionaler Literatur überschreiten können – ihn sogar überschreiten müssen. *Weber* zeigt sich in seiner Dichtung weltbürgerlich, fest in europäischem Denken verwurzelt, übernational. Gleiches gilt für Heimatdichtung, wenn sich das literarische Heimatverständnis in ihr von einer lokalen, regionalen *Heimat* in eine geistige, ewige erweitert oder aber auch dann, wenn sie sich vom Volkslied her in romantischer Tradition entwickelt hat.

Herder und seine Nachfolger sammeln Volkslieder, Märchen, Sagen, um sie in Anthologien einem breiten Publikum zugänglich zu machen. ... mittels der überkommenen, durch ihn selbst in das Medium der Schrift überführten Sprachdenkmäler [soll] die Welt ... in der Imagination der Leser erstehen .. Dem dienen unter anderem die rezeptionslenkenden Rahmenbedingungen der die Anthologien Herders und der Romantiker begleitenden Vorreden. Zudem ist auffällig, dass die von Herder herausgegebenen Anthologien beispielsweise nicht nur Gebilde der anonymen mündlichen Tradition enthalten, sondern ebenso Gedichte William Shakespeares, Goethes, Matthias Claudius' und anderer, denen im Horizont von Herders anthropologisch-geschichtsphilosophischer Idee des Volkes nach stilistischen Kriterien der Status von Volkspoesie zugeschrieben wird.⁶³⁷

Weber folgt hier der älteren Tradition Johann Gottfried (von) *Herders*, dessen *National-Litteratur Webers* Literaturgeschmack entgegenkommt.⁶³⁸ „Herder geht von der Gleichwertigkeit der Völker aus und mißt ihrer Vielfalt und Verschiedenartigkeit einen göttlichen Wert bei. Er sieht im V[olk] – ... eindeutig mit der Nation gleichgesetzt – eine Art Kollektivpersönlichkeit, gekennzeichnet durch Sprache und Dichtung“.⁶³⁹

Herders Konzept bestimmt ›Volk‹ als ein durch Sprache, Seele und Charakter begabtes Makroindividuum und deutet die kulturellen Zeugnisse der Vergangenheit als Denkmäler einer nationalen Traditionsgemeinschaft, deren Aktualisierung der moderne Geschichtsschreiber zu dienen habe. ... Zu diesem Zweck sind von Herder und in seiner Nachfolge von den deutschen Romantikern Anthologien von ›Volksliedern‹, ›Volksmärchen‹ oder ›Volksagen‹ zusammengetragen worden.⁶⁴⁰

⁶³⁴ Ebd.

⁶³⁵ Und weiter „Einen solchen Traum von einem Ort, an dem man zum Beginn der Welt in einem Zustand der Glückseligkeit und Unschuld lebte und der später verloren ging, kennen viele Religionen; oft stellt dieser Ort eine Art Vorhof zum himmlischen Paradies dar.“ Umberto Eco: Die Geschichte der legendären Länder und Städte, 145.

⁶³⁶ Joseph von *Eichendorff* lässt in seiner Erzählung *Auch ich war in Arkadien* Arkadien für die Zeitspanne eines Traums lebendig werden: „Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich ruhig in dem Gasthofs »Zum goldenen Zeitgeist« im Bett. Die Sonne schien schon hell ins Zimmer, der fatale Kellner stand neben mir und lächelte wieder so ironisch, daß ich mich schämte, nach dem Professor, dem Pegasus und dem Blocksberg zu fragen. Ich griff verwirrt nach meinem Kopf: Ich fühlte so etwas von Katzenjammer. Und in der Tat, da ich's jetzt recht betrachte, ich weiß nicht, ob nicht am Ende alles bloß ein Traum war, der mir, wie eine Fata Morgana, die duftigen Küsten jenes volksersehnten Eldorados vorgespiegelt. Dem aber sei nun wie ihm wolle, genug: Auch ich war in Arkadien!“ Joseph von *Eichendorff*: Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Hans A. Neunzig. Bd. 2, 254.

⁶³⁷ Matias Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, 238.

⁶³⁸ *Weber* hat sich laut *Peters* „vor der Herausgabe der schwedischen Lieder 1872 ... mit Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ beschäftigt“. Maria *Peters*: Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses, 28.

⁶³⁹ Stichwort *Volk* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 11, Sp. 1081.

⁶⁴⁰ „Insbesondere Herders *Volkslieder*-Anthologien (1778/79) versammeln poetische Gebilde sehr unterschiedlicher Art, nicht einmal auf den europäischen Raum eingegrenzter Herkunft; in der Forschung ist deshalb mit Recht darauf hingewiesen

Weber steht mit seinen heimatlichen Versen ausdrücklich *nicht* in der Nachfolge jener Romantiker/innen, die „vor dem Hintergrund der anti-napoleonischen Befreiungskriege – eine Verengung auf die deutschsprachige Tradition“⁶⁴¹ herbeigeführt haben. Der „Konstruktionscharakter“ dieser Bemühungen trat dabei deutlich zutage, denn es ging um die „Stiftung eines kollektiven Gedächtnisses“.⁶⁴² Annette von *Droste-Hülshoff* sollte unter dieser politisch zu wertenden Schreibmaxime für *Schücking* ihre Heimatliteratur verfassen. Politisch uninteressiert drängten sich bei ihr aber vornehmlich literatur-ästhetische Überlegungen in den Vordergrund. Sie überlegte genau, wie sie dem Schreibprojekt über die „Eigenthümlichkeiten“⁶⁴³ ihrer Region unter Berücksichtigung der Sitten und Bräuche der Landbevölkerung im westfälischen Raum am besten gerecht werden konnte und entwickelte dabei einen ‚Schreibstil der Wahrhaftigkeit‘, der ihre Literatur bis heute ‚modern‘ wirken lässt. Sie legte mit ihren Heimatbetrachtungen die literarische Grundlage für etwas, was bis zum heutigen Tage als typisch-westfälisch empfunden werden kann. *Weber* beschränkt sich in seinem literarischen Interesse, das bei ihm Volkssage, Volksmärchen und Volkslied miteinbezieht, nicht auf deutschsprachige Vorlagen, will auch keine solchen erarbeiten. Er zeigt sich im literarischen Verständnis des Heimatlichen weltoffen, sein Schreibhorizont erfasst auch skandinavische und englische Texte. In seinem Schreiben verfolgt er kosmopolitische Ziele, aber die „Fähigkeit, sich in fremde Individualitäten zu versenken, mit fernem Leben mitzuschwingen und es in die eigene Sprache zu leiten, ist echt romantisch.“⁶⁴⁴ Für sein westfälisches Lesepublikum ist er nicht ausschließlich Dichter, sondern auch Übersetzer.⁶⁴⁵ Ihm geht es dabei um Bildung und um einen kulturellen, intellektuell-befruchtenden Austausch.⁶⁴⁶

Weber gehört zu den bedeutendsten Vermittlern skandinavischer Literatur im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Zusammen mit Ferdinand Freiligrath ist er der fruchtbarste Übersetzer fremdsprachlicher Literatur in Westfalen. Gerade diese literarische Weltoffenheit sollte davor warnen, die westfälischen Autoren allzu eng an die heimatlichen Traditionen zu binden.⁶⁴⁷

Webers literarisches Heimatverständnis nimmt Bezug auf eine der Literatur „implizite Anthropologie“⁶⁴⁸; „was Religion und Kunst über den Menschen aussagen, was an unausgeführter Anthropologie als apriorisches Cannevas hinter einer Kultur steht, ist oft vielleicht sehr viel tiefer als das, was in die Philosophie eingeht und sich zu ihr sublimiert.“⁶⁴⁹ Ferner ist auch zu bedenken, dass „die Herstellung persönlicher und kollektiver Identitäten, die Vermittlung von Erkenntnis, die Einübung in moralisches Verhalten“ generelle Aufgaben von Dichtung sind, beziehungsweise den „wichtige[n] Funktionen erzählender Literatur“⁶⁵⁰ prinzipiell zugeordnet werden und diese folglich kein alleiniges Merkmal heimatlicher Dichtung sein können. Wie kann eine Grenzziehung erfolgen? *Joisten* formuliert im Kapitel *Der Mensch auf seinen Wegen* in der Untergliederung *Heim-zur-Ferne* zum Thema *Nähe*

worden, dass Herders Verständnis des von ihm in *Über die neuere deutsche Literatur* (1766) in die deutsche Sprache eingeführten Begriffs »National-Literatur« (Herder 1877-1913, Bd. 2, 118) keineswegs chauvinistisch gewesen sei (Adler 1996; Herrmann 1998), denn in ihnen stehen deutsche Überlieferungen neben englischen, englische neben spanischen; und auch das Litauische, das Lettische, Estnische, Lapp-, Grön- und Isländische, das Italienische und Französische und schließlich das Gälische finden zusammen mit indianischen Gesängen Eingang (Herder 1985ff., Bd. 3)“ (Kursive Schreibweise im Text) Matías Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, 237-238.

⁶⁴¹ Ebd. 238.

⁶⁴² Ebd.

⁶⁴³ Annette von Droste-Hülshoff: Sämtliche Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Bodo Plachta und Winfried Woesler, Bd. 2, 845.

⁶⁴⁴ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 104.

⁶⁴⁵ „Albertine Giese legte die erste literaturwissenschaftliche Untersuchung zu *Webers* Übersetzungen vor, nachdem der Biograph Julius Schering sich bereits beiläufig zu diesem zentralen Aspekt geäußert hatte. Das Buch [Albertine Giese: Die Beziehungen Friedrich Wilhelm *Webers* zur nordischen Dichtung. Teil I, herausgegeben vom Nordischen Institut der Universität Greifswald, 1930 (= Bd. XII der Reihe „Nordische Studien“)] wurde als Dissertation an der Universität Münster verfasst. Es liegt vor Teil I, der sich mit den Übersetzungen aus dem Schwedischen beschäftigt. Ein Teil II, der die dänischen und norwegischen Dichter behandeln sollte, ist nie im Druck erschienen.“ Quelle: Kommentar zu einer Vitrine mit wissenschaftlichen Arbeiten zu Friedrich Wilhelm *Weber*, zugänglich im *Weber-Museum* (im Geburtshaus des Arztes, Dichters und Politikers Friedrich Wilhelm *Weber* in Bad Driburg-Alhausen).

⁶⁴⁶ Vgl. B 3.1.1 dieser Arbeit, in dem die gedankliche *Nähe Webers* zu einer in heutiger Forschung diskutierten *Transkulturalität* angesprochen wird.

⁶⁴⁷ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm *Weber*. Das literarische Profil einer Region, 24-25.

⁶⁴⁸ Michael Landmann: De Homine. Der Mensch im Spiegel seiner Gedanken, XI.

⁶⁴⁹ Ebd. XIII.

⁶⁵⁰ Matías Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, VII.

einen entscheidenden Punkt, den bereits Martin *Heidegger*⁶⁵¹ berührt hat und den sie in ihre philosophische Gedankenführung aufnimmt:

Der Blick ist auf den Menschen als Heim-weg zu lenken, um von ihm her Nähe und Ferne fassen zu können. Denn: Im Menschen als Heim-weg wohnen das Nahe und das Ferne als räumliche Bestimmungen dem Menschen ein und sind in der Nähe wechselseitig aufeinander bezogen. In der Nähe heimisch, erobert er vom Nahen aus das Abgelegene, in der Ferne heimisch, kehrt er in das Nahe zurück. Nah sein heißt dergestalt immer auch fern sein, wie umgekehrt, in der Ferne der Mensch das Nahe in sich enthält, wobei beide Wesenszüge ihre integrative Mitte im Heim des Menschen haben.⁶⁵²

„Das Wandern in der Natur“⁶⁵³ dient dem Menschen zur Selbstfindung. Was Elmar während seines Aufenthalts im Kloster erkennen durfte, wird Olaf auf seinem Weg über den zerklüfteten Gebirgskamm in abgelegener Wildnis als Naturerfahrung zuteil. Das echte Wandern, das zur „Einkehr“ oder „Rückkehr“ des Menschen führt, beginnt für *Joisten* „erst beim Erreichen des Waldstücks“.

[Der Mensch] läßt .. die Gemeinschaft hinter sich und läuft nicht mehr ... in einem gleichmäßigen monotonen Tempo, sondern er bahnt sich im Gehen seinen eigenen Weg ... [muss] jeden seiner Schritte den natürlichen Verhältnissen anpassen .., um nicht zu stolpern ... Das Gehen des Wanderers steht in einem Entsprechungsverhältnis zu den Bedingungen der Natur. Er ist mit seinem Leib völlig in ihren Sinnzusammenhang eingebunden und richtet seine Bewegungen nach ihr aus. ... Mit jedem Schritt löst sich der Mensch dergestalt von den gesellschaftlich bedingten Gewohnheiten seiner selbst und geht buchstäblich auf die Natur zu und – je weiter er wandert – auf und in sie ein. Diese steht dann nicht als etwas Fremdes außerhalb von ihm, kann er sie doch im Laufe seiner Wanderung als Teil seiner selbst erleben. ... Bei jedem Schritt nach vorn läßt er .. Nicht-Eigenes hinter sich und wendet sich in einem Selbstgespräch, das immer auch ein Zwiegespräch mit der Natur ist, seinem natürlichen Eigenen wandernd zu.⁶⁵⁴

Webers Verse beweisen, dass sein Heimatbewusstsein die Einkehr des Menschen mitfasst. Sie verweisen, versehen mit christlichem Vorzeichen und unter der Berücksichtigung der metaphysischen Einbindung des Menschen, ebenso auf die „Rückkehr .. als Rückgang in den Urgrund“⁶⁵⁵.

⁶⁵¹ Das Wegmotiv ist von Martin *Heidegger* in *Der Feldweg* in Bezug auf *Heimat* verwendet worden. „In einem in Meßkirch gehaltenen Vortrag sagt Heidegger 1959, er habe im »Feldweg« darzulegen versucht, was ihm die Heimat »auf einen langen Weg mitgegeben hat« (vgl. M. Heidegger, *Gelassenheit*, Pfullingen, 1959, S. 11).“ Christoph Witt: *Der Weg durch das Feld des Denkens. Eine Deutung zu Martin Heidegger »Der Feldweg«*. Suggestions for interpretation of Martin Heidegger's „The Field Path“. Translated by Erwin Fink, 45.

⁶⁵² Karen Joisten: *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*, 107.

⁶⁵³ Ebd. 86.

⁶⁵⁴ Ebd. 87-88.

⁶⁵⁵ Ebd. 89.

1.2 Die Rahmengeschichte

Mit der Rahmengeschichte – zeitlich im 19. Jahrhundert verortet – wird von *Weber* in den heimatbezogenen Inhalt der kleinen Nordlandgeschichte eingeführt. Durch die Berliner Salon-Fiktion, die Unmittelbarkeits-effekte herstellt, wird Olafs Geschichte gerahmt. Die Rahmenverse führen die Leserschaft stimmungsvoll ein in das ästhetische Kunsterleben, bereiten sie vor auf die norwegische Geschichte, die die Geschichte in der Geschichte ist. Mittels des Rahmens wird der Realitätsbezug der Verse konstruiert, zunächst die Erwartungshaltung auf ein realistisches Erzählkonzept geweckt. Explizit weist der Dichter darauf hin, dass seinen Versen eine wahre Begebenheit zugrunde liegt, denn die Rezipierenden erfahren, dass an einen winterlichen Literaturabend in der Nähe Berlins im Hause seines „roten Freunde[s]“ (W:G,307)⁶⁵⁶ vor langer, langer Zeit – an festlich gedeckter Tafel – erinnert werden soll. Ort und Zeit werden im Stile novellistischen Erzählens genau bestimmt.

Der Rote hieß er noch im engern Kreis,
Weil liches Gold ihm einst das Haupt umspann:
Zu bleichem Silber war es längst entwertet,
Doch um so reicher war sein kluger Kopf
An seinem Witz und leuchtenden Gedanken. (W:G, 308)

Im Gedenken an diesen – bereits verstorbenen – Freund und an dessen Gemahlin hat *Weber* das Epos *Goliath* verfasst. Auf diese Weise erklärt sich der Vergleich der erzählten Geschichte mit einem kostbaren Kleinod, denn die gefühlvollen Verse dürfen auch als ‚poetisches Requiem‘ auf verstorbene Freunde des Dichters gelesen werden.

Die Guten beide, lange ruhn sie schon,
Dem Weserwald, der schönen Heimat, fern,
Von dir und mir beweint, im märk’schen Sand. (W:G, 308)

Weber nimmt Bezug auf die eigene Lebenswelt, indem er über ihm bekannte und vertraute Menschen schreibt. „Schreiben aus den Erfahrungen einer Region ist nicht nur die Auseinandersetzung mit der Region, sondern auch des Autors mit seinem eigenen Leben.“⁶⁵⁷ Aber im Unterschied zu *Droste-Hülshoff* spiegelt sich bei *Weber* das eigene Leben nur als Ausnahmefall in seinen Versen. *Weber* „hat sein Leid auch seiner Dichtung nicht geklagt, sie spricht uns nicht von seinem Glück und seinen Kämpfen.“⁶⁵⁸ Erwähnt werden kann in diesem Zusammenhang – als Ausnahme – nur das Gedicht *Nur Traum?*⁶⁵⁹, das, wenn es als Selbstbildnis gewertet wird, vielleicht zeigt, wie der Dichter von der Nachwelt erinnert werden möchte.

Jener Abend, den der Dichter mit der Rahmenhandlung in Erinnerung an die toten Freunde wachruft, liegt weit zurück in der Zeit und hat sich in einem gesellschaftlichen Umfeld ereignet, in dem festlich gekleidet diniert wurde und ein poetischer Vortrag zum ästhetischen Höhepunkt in heiterer Künstlerrunde werden konnte. *Weber* belebt in seinen Rahmenversen den Mythos des literarischen Salons. Es war einmal eine Zeit, in der jeder Festgesellschaft und jedem privaten Literatursalon die feierliche Stimmung des Besonderen eigen war. *Webers* Dichtung „mißt [Zeit] ... nach erfüllten Momenten“⁶⁶⁰. Auch in der Klosterepisode⁶⁶¹ war die Zeit, dort als gefüllte Zeit christlichen Lebens, die wichtige Maßeinheit gewesen.

⁶⁵⁶ „1864 lernte er [*Weber*] in Thienhausen den Geheimen Justizrat Heinrich Eugen Marcard kennen, den er als Prior Markward in *Dreizehn* auftreten läßt. Später im Hause Marcards in Berlin erfuhr er die Geschichte vom *Goliath*.“ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 58.

⁶⁵⁷ Wilhelm Gössmann: „Bei uns zulande auf dem Lande“: Eine literarische Erkundung Westfalens, 15-54. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 34.

⁶⁵⁸ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 291.

⁶⁵⁹ Friedrich Wilhelm Weber: Marienblumen. Gedichte von F(riedrich) W(ilhelm) Weber, 104-106.

Vgl. dazu C 2.7.3 dieser Arbeit.

⁶⁶⁰ Otto Ludwig: Der poetische Realismus, 148-150. In: Gerhard Plumpe (Hrsg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung, 149.

⁶⁶¹ Vgl. dazu B 6.1.3 dieser Arbeit.

Die Uhr, die Zeitmaß in das Leben bringt, es regelt, ordnet, mißt, sie ist für die Romantik das Symbol der Unpoesie, des Philistertums. In Goethes Wanderjahren aber werden nach dem Gesetz des Bundes überall die Uhren aufgestellt, um dauernd an die Zeit, die «höchste Gabe Gottes und der Natur», zu erinnern, damit sie wie ein Ackerfeld genutzt werde. ... Goethe wollte diesen Acker nutzen, damit die Frucht des zeitlos dauernden Werkes von ihm komme. Darum soll die Zeit gemessen werden. Der romantische Mensch aber will die Zeit nicht nutzen und also auch nicht messen. Er will sie leben ohne Maß. Der Rhythmus seines Lebens ist ein freier, ungemessener, und was bedarf es da der Uhr.⁶⁶²

Den befehlenden Fingerzeig der Hausherrin beim Diner missverstehend bringt der Diener die Küchenlampe anstatt der verlangten süßen Nachspeise und sorgt so für Heiterkeit in der Tischgesellschaft. Friedrich *Schlegel* entwickelte in seinen *Fragmenten* eine Schreibtradition, in der die Poesie „das Leben und die Gesellschaft poetisch“⁶⁶³ macht. Er wollte „den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingungen des Humors beseelen“.⁶⁶⁴

Magnus, du weißt, es war die Küchenlampe, –
Die Küchenlampe war's und nicht das Süße! (W:G, 308)

Weber folgt in diesen Versen der romantischen Tradition *Schlegels*, geht aber zugleich auch dem dichterischen Spieltrieb nach. Einst ist die Dichtkunst als Spiel entstanden.⁶⁶⁵ Wolfgang Johann (von) *Goethe* verweist darauf, dass „der Witz ... unter den Spieltrieb [gehört]. Das Spiel offenbart die große Freiheit des Geistes. Das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt. Er ist gleichsam das Bild, das Gemälde von der Idee. Ja er ist die Idee selbst mit dem Minimo von Realität verkörpert oder daran offenbart.“⁶⁶⁶

Die Tischgesellschaft zeigt die frohe Heiterkeit, die sich mit jener erhabenen Stimmung paart, die sich auch in Eduard *Mörikes* Dinggedicht *Auf eine Lampe* findet.

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmücktest du,
An leichten Ketten zierlich aufgehangen hier,
Die Decke des nun fast vergeßnen Lustgemachs.
Auf deiner weißen Marmorschale, deren Rand
Der Efeukranz von goldengrünem Erz umflieht,
Schlingt fröhlich eine Kinderschar den Ringelreihn.
Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist
Des Ernstes doch gegossen um die ganze Form –
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.⁶⁶⁷

Das wunderbar Unpräzise, ein profanes Versehen an festlicher Tafel, lockert den honorigen Ernst der kleinen Gesellschaft und der Dichter nutzt die Gelegenheit, um das so entstandene Bild ästhetisch zu fassen und auf die notwendige Unterscheidung von Schein und Wirklichkeit – das Märchenhafte in den kommenden Versen bereits andeutend – hinzuweisen. Im Mittelpunkt der fröhlich-unbekümmerten Tischgesellschaft steht die gesellige Bildung und das einleitende „novellistische Erzählen“, „das ... an die Stelle der politischen Auseinandersetzung tritt“.⁶⁶⁸

⁶⁶² Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 48.

⁶⁶³ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 72.

⁶⁶⁴ Ebd.

⁶⁶⁵ Vgl. dazu Pierre Bertaux: 'Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir! Zu Goethes Spieltrieb, 14.

⁶⁶⁶ Ebd. 15.

⁶⁶⁷ *Auf eine Lampe*, in Eduard Mörike: Ausgewählte Gedichte und Erzählungen. Herausgegeben von Will Vesper, 32.

⁶⁶⁸ Matias Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, 239.

[Novellistisches Erzählen kann] als Ordnungsvorgang gelesen werden, welcher der Abwehr der Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung ... dient ... Interessant ist dabei vor allem, dass der Zyklus nach der Erzählung des »Märchens« nicht mehr durch die Wiederaufnahme der Rahmenerzählung geschlossen wird⁶⁶⁹ –

wie dies im *Goliath* der Fall ist. *Webers* Goliath-Geschichte kann als Kunstmärchen gelesen werden.

[Das Kunstmärchen] etabliert sich jenseits der überkommenen Gattungspoetik [als] eine neue Formkonvention des Erzählens ... [Es trachtet dabei nicht danach] lediglich die als naiv und naturnah imaginierte Vorstellungswelt des Volkes, deren man im Volksmärchen glaubte habhaft zu werden, zu simulieren .., sondern [entwirft (ausgehend von *Novalis*)] .. eine komplexe Textur⁶⁷⁰. [Und es dient der] geistreichen Unterhaltung der aufgeklärten Gesellschaft durch phantasievolle Geschehensverknüpfung, überlegene Distanz gegenüber den naiven Erfindungen e[iner] überwundenen Vorzeit und durchscheinenden Moral⁶⁷¹.

Erneut rücken *Webers* Verse in die stilistische Nähe mit Werken der Romantik, denn erst die „Umstilisierung von Volkssagen im romant[ischem] Sinne [hat] zu[m] Kunst-M[ärchen]“⁶⁷² geführt. Typisch ist in genau diesem Zusammenhang in Bezug auf die formale Einbettung des Kunstmärchens, dass im Vorfeld der Geschichte die Wahrheitsfrage – wie es im *Goliath* in den Zeilen „Magnus, du weißt, es war die Küchenlampe, –/Die Küchenlampe war’s und nicht das Süße!“ (W:G, 308) der Fall ist – angestoßen wird.

Weber folgt – wie *Heraklit* lange vor ihm – in der Überlegung, „daß die Kunst durch Täuschung Wahrheit vermittelt“⁶⁷³, einer dialektischen Gedankenführung. Der Hausdiener hat die Küchenlampe nur versehentlich verrückt. *Parmenides* hat als Erster, bewusst und mit philosophischer Absicht, „das Thema des „Scheines“ bzw. der „Erscheinungen“ in die griechische Philosophie und Kunstdebatte eingeführt“⁶⁷⁴. Mit seinem „nur fragmentarisch überlieferte[n] „Lehrgedicht“ über die beiden Wege der wissenschaftlichen Forschung ... [hat er] die kunstphilosophische Debatte [nachhaltig] befruchtet.“⁶⁷⁵ Er vertritt die Auffassung, dass der Mensch in den Sinneserfahrungen, „die bunte Vielfalt und Veränderlichkeit der „Erscheinungen“ (Phänomene), hinter denen das „Nichts“ steht“⁶⁷⁶, erkennt:

Der „erste Weg der Forschung“ ist für *Parmenides* der „rationalistische“ Weg der Wahrheit. Er führt zur Wirklichkeit bzw. zum „Sein“ .. und zur Erkenntnis, daß das Sein „eines“ sowie „ruhend-unbewegt“ und mit dem Denken identisch ist ... Dieser Denkweg wird ... als „Weg der Wahrheit“ nachdrücklich empfohlen. Der „Zweite Weg der Forschung“ ist der Irrweg zur Falschheit und zum Irrtum, den man einschlägt, wenn man der Sinneserfahrung traut. Er führt zum „Nichts“ ... und zu seinen Eigenschaften der Vielfalt und Bewegung bzw. Veränderung.⁶⁷⁷

Christlich denkend geht es *Weber* um deutlich mehr als um die sinnliche Wirklichkeit des *Parmenides*. Er will mit seinen poetischen Versen die Basis schaffen, um eine sinnliche Veranschaulichung des ansonsten im Unanschaulichen Verbleibenden zu erzielen. Dass der christliche Glaube eine unerschütterliche Wahrheit in sich birgt, muss vom Dichter nicht bewiesen werden. *Weber* glaubt an das Christentum und vertritt damit eine „menschliche Grundhaltung, für die eine bestimmte Gegebenheit, sei sie menschlicher, außermenschlicher oder übermenschlicher Natur, absolut und unbezweifelbar „existiert“.“⁶⁷⁸ Es bedarf dabei keines Beweises, keiner Verifikation, nur der poetischen Veranschaulichung. Dass *Weber* von einer christlichen Weltanschauung in einem Kunstmärchen

⁶⁶⁹ Ebd. – „Bernd Witte hat diese Erzählstrategie als poetologisches Programm Goethes identifiziert.“ Ebd.

⁶⁷⁰ Ebd. 240.

⁶⁷¹ Stichwort *Märchen* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 496.

⁶⁷² Ebd. 495.

⁶⁷³ Lutz Geldsetzer: Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik, 23.

⁶⁷⁴ Ebd. 21.

⁶⁷⁵ Ebd. 20.

⁶⁷⁶ Ebd.

⁶⁷⁷ Ebd. Angemessen bedacht werden sollte des Weiteren auch die große Kluft zwischen *Heraklit* und den Eleaten, in der die Zuverlässigkeit der Sinnenerkenntnis gründlich infrage gestellt wird.

⁶⁷⁸ Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 76.

berichtet, legt die Vermutung nahe, dass der Dichter die Auffassung vertritt, die Entmachtung der christlichen Religion habe Ende des 19. Jahrhunderts bereits stattgefunden. Er beobachtet das Schwinden des christlichen Glaubens in seiner Wirklichkeit, in der realen Welt, und veranschaulicht dies seiner Leserschaft in seinen fiktiven Versen.

Wie für *Heraklit* so ist auch für *Protagoras* alles in einem ständigen Werden begriffen. *Hille* greift diese vorsokratischen Gedanken in der *Hassenburg* ebenfalls auf. Dem Sophisten *Protagoras* wird der *homo-mensura-Satz* zugeschrieben: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Der Seienden, daß sie sind, und der Nicht-Seienden, daß sie nicht sind“.⁶⁷⁹ *Protagoras* „rehabilitiert“ mit der Aussage

„Sein ist gleich jemandem Erscheinen“ ... die sinnliche Erkenntnis des „Scheins“ als „Erscheinung“ und erklärt sie zur einzigen Erkenntnisart. ... Wichtig für die Kunstphilosophie ist, daß mit *Protagoras* Schein und Erscheinung ein permanentes Thema geworden ist, und dies verknüpft mit der Frage nach Wahrheit und Falschheit, Täuschung und Illusion der Kunstwerke.⁶⁸⁰

Erst *Platon* lässt „die wahre Kunst nicht die sinnlichen Dinge, sondern ihre ideellen Urbilder abbilden.“⁶⁸¹

[Platon hat] die Kunst philosophisch gemacht. Das Wahre, Gute und Schöne – diese nachmals klassischen Transzendentalien – hat er in der Einheit konvergieren lassen und somit Wissenschaft, ethische Menschenbildung und Kunst auf dasselbe verpflichtet.⁶⁸²

Diesem Kunstideal strebt auch *Weber* zu, versucht sich ihm in seinen Versen zu nähern. „Ein *Platon*, ein *Aristoteles* stehen unserem heutigen Philosophieren so nahe wie etwa ein *Kant* oder wie ein anderer Denker der unmittelbaren Gegenwart.“⁶⁸³ Indem *Weber* auf alte Mythen zurückgreift, im *Goliath* seine traurige Geschichte so erzählt, dass das Wesen der Wirklichkeit in seiner Dichtung zur Erscheinung kommt, erzeugt er sinnliche Bilder, die auf die Ideen selber verweisen, Abbilder ihrer *archai* sind. Bewusst spielt er mit dem Spannungsbogen zwischen Fiktion und Wahrheit. Mit dem Verweis auf das Historische in der Rahmenhandlung, der wahren Begebenheit, die zugrunde liegt, wird zum einen betont, dass es sich um eine erzählte Geschichte handelt und zum anderen, dass sie wahr ist. War es in *Dreizehnlinden* für den Dichter noch hinreichend, dass die Geschichte eine wahrscheinliche gewesen ist, so wird im *Goliath* nun der Blick darauf gelenkt, dass eine wahre Geschichte erzählt wird und vor allem auch, dass es eine Geschichte ist, welche von den Sinnen der Zuhörer- und Leserschaft erfasst werden kann. Im *Goliath* wendet sich *Weber* der sinnlich erfassbaren Realität, dem realen Sein, zu – bewegt sich auf der fiktiven Ebene ästhetischen Poesieerlebens.

Ich lauschte still und glaubte, wie du sprachst,
Den warmen Sommerduft von Norwegs Tannen,
Den Eishauch seiner Gletscher zu empfinden. (W:G, 309)⁶⁸⁴

⁶⁷⁹ Lutz Geldsetzer: Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik, 25.

⁶⁸⁰ Ebd.

⁶⁸¹ Ebd. „Platon (427-347 v. Chr.) ist neben Schelling der Kunstphilosoph schlechthin. Er hat dem Abendland sein größtes Kunstideal entworfen.“ Ebd. 26. „Platon ist der Vater sowohl der konservativen Kunstpflege wie der revolutionären propagandistischen Ästhetik. Auf ihn beruft sich alle Zensur mit gleichem Recht wie alle Avantgarde, denen es darum geht, die wahren und lebenswerten Verhältnisse zu bewahren oder erst herzustellen.“ Ebd. 28.

⁶⁸² Ebd. 27.

⁶⁸³ Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 81.

⁶⁸⁴ *Weber* hat als junger Erwachsener die freundliche Einladung eines Kommilitonen wahrgenommen und dessen schwedisches Heimatland bereist. Den Sommer 1836 verbrachte er beim Studienfreund in Schweden. Über einen Zeitraum von zwei Monaten hinweg konnte er sich aus eigener Anschauung mit der Mentalität und dem Kulturgut Skandinaviens vertraut machen. Der Aufenthalt dort prägte sein weiteres – literarisches – Leben nachhaltig, denn er befasste sich mit der swedischen Sprache. Später übersetzte er „Gedichte englischer, schwedischer und dänischer Autoren“, was zeigt, wie sehr dieser Auslandsaufenthalt seinen Geist und sein kulturelles und philologisches Empfinden beeinflusst haben muss. Siehe und vgl. dazu: 200 Jahre Friedrich Wilhelm Weber. 1813-2013. Arzt – Dichter – Politiker. Ein ungewöhnlich populärer Westfale. Herausgegeben von der Friedrich-Wilhelm-Weber-Gesellschaft e. V., 11.

Alles Erkennen geht von sinnlicher Wahrnehmung aus, ... aus der Wahrnehmung *aller* menschlichen Sinne. ... Was sich in Wahrnehmungen zeigt, nennt sich seit alters her „reales Sein“. George Berkeley hat mit seinem Prinzip "Esse=Percipi" den wichtigen Befund festgehalten, daß von realem Sein und überhaupt „Realität“ nur dann und solange die Rede sein kann, als es (durch wen auch immer) Wahrnehmung gibt.⁶⁸⁵

Webers Verse bedürfen der Meinung „des Dichters und der Wertung von Gut und Schlecht“⁶⁸⁶ nicht mehr. Konsequenter hat er seinen Stil weiterentwickelt, hier eine neue Form gewählt, die der belehrenden Kommentare – wie in *Dreizehnlinden* durch die Tier- und Pflanzenwelt gewährleistet – nicht mehr bedarf. Alle Vorstellungen von *Heimat* entwickeln sich während der Rezeption des Kunstmärchens direkt in der Gedankenwelt der Leserschaft.

Nach Beendigung der Rahmenhandlung setzt *Weber* die Geschichte im *Goliath* konsequent in der Form des Kunstmärchens fort, blendet dementsprechend gegen Ende des Epos nicht zurück in die Rahmenhandlung. Anstelle des süßen Nachtschicks wird der kleinen Berliner Tischgesellschaft die bitter-süße Nordlandgeschichte zur sinnlichen Stärkung gereicht. Sie bildet den ästhetischen Abschluss des Gastmahls an jenem Winterabend in Berlin. Die Ereignisse der Geschichte in der Geschichte haben sich still, berührend, tragisch und dennoch beseelt von einer besonderen Art ernster Leichtigkeit, welche bei *Weber* Ausdruck seiner tiefen christlichen Hoffnung ist, fernab von der *geografischen Heimat* der geselligen Berliner Runde ereignet. Im *Goliath* bildet ein schwer zugängliches norwegisches Gebiet mit schroffen Höhenzügen den Ort der Handlung der Geschichte in der Geschichte, in der der christliche Olaf unter widrigen Lebensumständen eine vorbildhafte Lebensführung beweist. Wie bereits in *Dreizehnlinden* so favorisiert *Weber* auch im *Goliath* ein Christentum, das keltische Züge trägt.

1.3 Die Funktion der Geschichte in der Geschichte

Die poetische Zeitreise in die Märchenwelt einer spätmittelalterlichen Vergangenheit beginnt mit der Geschichte in der Geschichte, *Webers* Kunstmärchen. Der rote Freund – samt Gemahlin und allen anwesenden Gästen – darf eintauchen in die alte Welt der Wikinger. Er reiht sich bereitwillig ein in eine Ahnenreihe, die vielleicht mit der eigenen Familiengeschichte eng verwoben ist. Wer weiß dies exakt zu bestimmen im Schmelztiegel des 19. Jahrhunderts und in der Nähe der großen Metropole Berlin? Seine Frau, in „tief-burgunderrote[r] Seide“ gekleidet, wirkt „feierlich und groß“ (W:G, 308) – feierlich, groß und auch gefasst genug, um mit ihren Gefühlsempfindungen, auch mit ihren moralischen Überlegungen, in der Weltanschauung, die der Dichter in den Versen veranschaulicht, beheimatet sein zu können. *Webers* Freund erzählt in der Berliner Runde bewegt die ihm bekannte nordische Geschichte des Goliath. Hier wird das Spiel als ein der Dichtung zugrunde liegender Wesenszug explizit angesprochen, die Erzählung mit einem Ballspiel verglichen.

Gleich raschen Bällen, die man fängt und wirft,
... erzähltest du,
Derweil du weintest, aßest, trankst und weintest,
Aus deinem Heimatland im Norden mir
Vom Goliath die traurige Geschichte.
Ich lauschte still und glaubte, wie du sprachst,
Den warmen Sommerduft von Norwegs Tannen,
Den Eishauch seiner Gletscher zu empfinden.
So tief bewegte mich dein kurzes Wort,
Daß ich es manchen Tag am Herzen trug,
Wie man ein Kleinod wahrt im sichern Schrein. (W:G, 309)

⁶⁸⁵ Lutz Geldsetzer: Philosophische Anthropologie. (Vorlesungs-Skript ohne Seitenzählung) Zitat in Teil III: Probleme der Philosophischen Anthropologie, 6. Kapitel: Die Bestimmung und die Wesenszüge des Menschen.

⁶⁸⁶ Stichwort *Realismus* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 662.

Die Geschichte ähnelt einer Legende. Sie fordert ein hohes Maß an Aufmerksamkeit ein, belohnt die Leserschaft dafür mit reichen und tiefgreifenden Emotionen.⁶⁸⁷ Ihr Inhalt sind Vergänglichkeit, Tod und Leid, aber auch Liebe, Erlösung und die Annäherung an die Ewigkeit. Auch im *Goliath* ist *Weber* um eine neue Mythologie bemüht, wie sie den Romantiker/innen vorgeschwebt hat, diesbezüglich nutzt er ihm bekannte nordische Sagenstoffe. Ein romantisch-ersehnter Grad an Übereinstimmung der eigenen Mentalität mit der der Menschen, welchen im beeindruckenden Relief der nordischen Landschaft ein passender Platz zugewiesen wird, findet in den poetischen Versen ihre Andeutung und berührt die Berliner Runde sehr. Nur in der Dichtung finden sich Bedingungen, um die Mentalität der Menschen und die sie umgebende Landschaft und Natur „in einer Wechselbeziehung .. wahrnehmen und denken [zu] können“⁶⁸⁸.

Weber beschreibt in den Figuren erneut Eigenschaften ‚seiner Westfalen/Westfälinnen‘, verlegt den literarischen Ort des Geschehens aber nach Norwegen, in ein karges und unwirtliches Hochgebirge. Einen ähnlichen Kunstgriff nutzt *Droste-Hülshoff* im Fragment ihres Heimatromans *Bei uns zu Lande auf dem Lande*, indem sie – in wechselseitiger Umkehrung – einen Fremden über die Region erzählen lässt. Die Mentalitätsbeschreibung charakterisiert treffen die Westfalen/Westfälinnen, weil sie im Abstand zum weit entfernten Skandinavien nicht an Schärfe verliert, da die Nordlande im poetischen Brennglas des Dichters vor den Augen der Betrachtenden ganz nah erscheinen. Betont wird der beharrliche Überlebenskampf der Gruppe der Bauern.⁶⁸⁹ Sie müssen der Natur ihren Lebensbedarf durch körperlich harte Arbeit täglich neu abringen. Vor dem geistigen Auge heutiger Leserschaft entsteht ein Bild, das sich der Kunstauffassung Martin *Heideggers* annähert. Aber *Heideggers* Kunstphilosophie verfolgt laut *Gadamer*⁶⁹⁰ in ihrem Kern das Ziel, den Begriff der Ästhetik zu überwinden. Dieses kunstphilosophische Ziel verfolgt *Weber* eindeutig nicht. Im Sinne *Heideggers* darf aber festgestellt werden, dass *Weber* im *Goliath* „um die Wiedergabe des allgemeinen Wesens der Dinge“⁶⁹¹ bemüht ist. *Weber* vertraut der „im Glauben geglaubte[n] Welt“ und nicht der der „andere[n] Art“.⁶⁹² *Heidegger* ist es laut *Gadamer* gelungen die Kunst „in den hermeneutischen Grundansatz des Selbstverständnisses des Menschen in seiner Geschichtlichkeit“⁶⁹³ einzubeziehen; er versteht sie „als die Gründungstat ganzer geschichtlicher Welten“⁶⁹⁴. Im Dichten – dem Wesen der Kunst – kommt durch den Entwurf „etwas Neues als Wahres“⁶⁹⁵ hervor. *Webers* Epen können vor dem Hintergrund der idealistischen Ästhetik als „Welt-Anschauung“⁶⁹⁶ verstanden werden. *Heidegger* betrachtet das Christentum und seine neue Metaphysik aus distanzierter Perspektive, auch wenn „er sich [1921 in einem Brief an Karl Löwith] als » christlicher Theologe «“⁶⁹⁷ sieht. Durchgehend werden die Verse im *Goliath* von der christlichen Weltanschauung *Webers* getragen. *Hilles* Verhältnis zum Christentum ist dagegen ein gebrochenes, ein säkulares Verhältnis.

Weber greift die vom Freund erzählte norwegische Goliath-Geschichte zur literarischen Erinnerung an die Verstorbenen auf, verschriftlicht das mündlich Tradierte in seinen Versen und stellt – wie *Droste-*

⁶⁸⁷ „Im Unterschied zur Stimmung [z.B. Traurigkeit, Freude, Zufriedenheit, Unzufriedenheit, Angst, Ernst, Langeweile] hat das Gefühl ein Intention, ein angezieltes Etwas, auf das es ausgerichtet ist. Analog zu den Stimmungen schwingt in einem Gefühl, das aus dem Selbstverständnis des Menschen als Heimweg hervorgeht, doch die Grundstimmung des Heimischseins mit.“ Karen Joisten: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 74.

⁶⁸⁸ Willem van Reijen: Martin Heidegger, 87.

⁶⁸⁹ Die Äcker Westfalens sind fruchtbarer und leichter zu bestellen als die im Norden; vielleicht fördert dies den Müßiggang der Westfalen/Westfälinnen, den *Droste-Hülshoff* aus ihrer christlichen Weltsicht heraus wenig schätzt.

⁶⁹⁰ Hans-Georg Gadamer: Zur Einführung, 93-114. In: Martin Heidegger: Der Ursprung des Kunstwerkes. Mit einer Einführung von Hans-Georg Gadamer, 100.

⁶⁹¹ Martin Heidegger: Der Ursprung des Kunstwerkes, 31.

⁶⁹² Ebd. 22.

⁶⁹³ Hans-Georg Gadamer: Zur Einführung, 93-114. In: Martin Heidegger: Der Ursprung des Kunstwerkes, 98.

⁶⁹⁴ Ebd.

⁶⁹⁵ Ebd. 113.

⁶⁹⁶ Ebd. 112.

⁶⁹⁷ Matthias Jung/Holger Zaborowski: Phänomenologie der Religion. Das frühe Christentum als Schlüssel zum faktischen Leben, 8-13. In: Dieter Thomä (Hrsg.): Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 8.

Hülshoff – eine wechselseitige Relation zwischen Landschaft und Mentalität der Menschen her. Die „Verbindung zwischen Mensch und Natur“⁶⁹⁸ erfolgt im Gefühl.

Die stillen Menschen, ernst und treu und fest,
Den harten Klippen ihrer Berge gleich,
In scharfen Zügen stelltest du sie dar:
Wie deine Künstlerhand in reichen Farben
Die Gotteswunder, Fels und Wand und See
Und stilles Leben auf die Leinwand zaubert. (W:G, 309-310)

Die „Schönheit des Gedichts zu verstehen, sind wir fähig, weil auch ein Teil des Dichters, ein Funke seines schaffenden Geistes in uns lebt“.⁶⁹⁹ Von Poesie lässt sich nur in Poesie reden; auch dies betonte bereits der Romantiker *Schlegel*:

Es ist nicht nötig, daß irgend jemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr strafende Gesetze zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang und alles voll ward von Wesen, die sich fröhlich vermehrten, so blüht auch Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet. Nur Gestalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Mensch gebildet ist; und so läßt sich auch eigentlich nicht reden von der Poesie als nur in Poesie.⁷⁰⁰

Poetische Verse ermöglichen allen an ihnen Beteiligten, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zeitgleich wahrzunehmen. Der romantischen Dichtung gelingt es in der Form des Märchens die Gesetze von Raum und Zeit aufzulösen. Im Goliath-Märchen thematisiert *Weber* die Vergänglichkeit und Endlichkeit des menschlichen Lebens. Verewigt werden in den Versen der Geschichte in der Geschichte die seelischen Gemütsbewegungen der Menschen im hohen Norden. Vor der mündlichen Erzählung als Hintergrund erhalten der Hausherr, seine Gemahlin und die Gäste der Rahmengeschichte die Möglichkeit, sich ihrer eigenen Geschichtlichkeit zu stellen. Sie nehmen, berauscht vom Wein des Festmahls und den im literarischen Gespräch aufgeworfenen intensiven Gefühlen, Anteil an Olafs Lebensgeschichte. Sie entdecken ihre eigene Geschichte, spüren durch die Erzählung – gedacht als Anleitung und Anregung für die Leserschaft – die eigene Wirklichkeit intensiver. Seiner Leserschaft ermöglicht *Weber* ein Miterleben durch die Übertragung der mündlich erzählten Geschichte in die Verse des Kunstmärchens. Der Dichter meldet einen Wahrheitsanspruch an. Seine Verse können in ihrer ‚Wahrhaftigkeit‘ mit dem Prosatext in *Droste-Hülshoffs Judenbuche*, die als bäuerliche Mileustudie und auch als heimatliche Erzählung gelesen werden kann, verglichen werden. Als historische oder als politisch zu wertende Allegorie beinhaltet der *Goliath Webers* ebenfalls eine kritische Mileustudie der bäuerlichen Gesellschaft in der westfälischen Region des 19. Jahrhunderts. Einer kritischen Reflexion des Zeitgeschehens kann die Leserschaft in *Webers* Kunstmärchen nicht entgehen, denn die Flucht in die romantisch gestimmte Dichtung führt die Leserschaft – auch durch die Allegorie – zurück ins reale Sein, in die Lebenswelt des eigenen Alltags. Ende des 19. Jahrhunderts sinkt der Stern des Christentums und *Weber* vermittelt den religiösen Inhalt seiner traurigen Geschichte tiefsinnig in der Form des Kunstmärchens.

⁶⁹⁸ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 387.

⁶⁹⁹ Schlegel, Friedrich: Gespräch über Poesie, 473-529. In: Wolf Dietrich Rasch (Hrsg.): Friedrich Schlegel. Werke in einem Band, 474.

⁷⁰⁰ Ebd.

2 Olafs Lebensgeschichte – Das Märchen vom Goliath

2.1 Selbstgewähltes Exil – Neue Heimat in der Fremde

„Die Axt im Arm, lang, hager wie ein Wolf,/Mit breiter Faust, mit Schultern von Granit“, so stellt sich Eiwind im Hochgebirge Norwegens in den Dienst des reichen Bauern Knud, dessen großer Hof den Namen Rönnedal trägt.

Zufrieden nickend nahm der Bauer war
Die starken Glieder und den hohen Wuchs
Des jugendfrischen Manns (W:G, 310)

Eiwind ist in der alten Welt des Mittelalters ein attraktiver Mann.

[Knud] überließ ihm eine Siedelstätte
In naher Seitenschlucht mit Holz zum Bau
Und dürtig Land zu einem Gartenfleck. (W:G, 310)

Dort baut Eiwind, kraftvoll und reich an innerem Vermögen.⁷⁰¹

Ein warmes Nest, in schmale Felsenspalte
Mit Fleiß gefügt, dem Nest des Falken gleich,
Der durch die Lüfte strich mit schrillum Schrei
Und nachbarlich den stillen Klausner grüßte. (W:G, 310-311)

Er baut eine Heimstätte für sich und seine Partnerin. Im Frühjahr holt er seine Frau Randi nach, um gemeinsam mit ihr – nahe der Felsenspalte am hohen Berg – ein friedliches und zufriedenes Leben zu führen. Er lebt in Bescheidenheit, aber mit einem hohen Maß an Selbstständigkeit, denn durch der eigenen Hände Arbeit und mit viel Fleiß erkämpft sich Eiwind im rauen Hochgebirge den Lebensunterhalt für seine Frau, sich und sein Kind.

Sie war der Sonnenschein im düstern Häuschen,
Sie sang zur Arbeit, wo sie ging und stand,
Der Drossel gleich aus innerer Freud' und Lust
Des liederreichen Nord's uralte Weisen. (W:G, 311)

Für *Weber* ist die Arbeit ein wichtiger Bestandteil im Leben der Menschen. Dies betont bereits *Freund*:

Im christlichen Sinn ist es die Welt nach dem Sündenfall, die nur zu bestehen ist im Glauben und durch persönlichen Einsatz. Die Gnade Gottes wird dem zuteil, der seine Arbeit im Vertrauen auf den Schöpfer verrichtet. ... Seine unverwechselbare Identität erhält der Mensch erst, indem er tätig wird, indem er arbeitend die Widerstände um sich selbst erfährt.⁷⁰²

Eiwinds und Randis gemeinsamer Sonnenschein, das gemeinsame Glück, ist der kleine Sohn Olaf. Liebevoll wird der Junge erzogen. Die Mutter legt den Grundstein für eine gute Bildung. Sie lehrt ihn die nordischen Sagen, singt für sich und den Jungen alle ihr bekannten Strophen aus alten landestypischen Mythen. Diese können dem Kind auf einfache Weise seine Fragen nach Herkunft und genauer Abstammung beantworten. Randi übermittelt Geschichte in narrativen Darstellungsformen. Ergänzend erklären Märchen der kleinen Kinderseele die heimatliche Natur – kindgerecht und verständlich. Literarisch begabt mischt die Mutter Schauer- und Spukgeschichten der Region ihren Erzählungen bei. Die mythische Märchenwelt ist die gemeinsame fantasievolle Welt von Mutter und Kind. In dieser poetischen Welt wächst der kleine Olaf zu einem fröhlichen Jungen heran. Der zweite Schwerpunkt der Erziehung liegt in der Vermittlung des christlichen Glaubens. Gemeinsam betet die

⁷⁰¹ Die Attraktivität des schönen Mannes spiegelt sich in der Welt des mittelalterlichen Epos im wohlgeformten Körperbau.

⁷⁰² Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 50.

Arbeit im christlichen Sinne ist nicht nur die Arbeit als Strafe der Sünde, schon vor dem Sündenfall heißt es, das Gott den Menschen in den Garten Eden setzte, damit er ihn bebaue und bewahre. Der Mensch ist geradezu definiert als arbeitendes Wesen.

Mutter mit ihrem Sohn. Es ist ein regelmäßiges, von Olaf lieb gewonnenes christliches Ritual – und es erinnert an Margreth und den kleinen Friedrich aus *Droste-Hülshoffs Judenbuche*. Von Anfang an ist Olaf gut und er bleibt auch gut im weiteren Verlauf seines Lebens, trotz der widrigen Umstände, die das Leben für ihn bereithält.

Vierjährig kniet' er schon zu ihren Füßen,
Am Morgen und zur Nacht mit ihr zu beten,
Und rührend war es, wenn er, fromm verschränkt
Die kleinen stumpfen Finger, jedes Wort
Ihr von der Lippe nahm und jedes Wort
In Kinderlauten mühsam wiederholte,
Indes der Vater seitwärts stand und leise
Des Himmels Huld anrief für Weib und Kind. (W:G, 312)

Die Liebe bildet den Ausgangspunkt der hier geschilderten Kleinfamilie. Gemeinsam sind der Liebe und der Bildung in der Deutschen Klassik und Romantik, „daß sie ihren Inhalt gleichzeitig aus heidnisch-antiker und aus biblischer Quelle“ gewinnen, „aus der Eros-Botschaft des platonischen ‚Symposion‘, die zum Sich-selbst-Bilden ... [hinführt], wie auch aus dem paulinischen Lobpreis der Agape ... , die größer ist als Glaube und Hoffnung, weil in ihr die Gott-Ebenbildlichkeit des Menschen am reinsten zum Vorschein kommt.“⁷⁰³

Weber skizziert in den Versen des Familienidylls die Volksseele ursprünglich und rein. Aber es ist nur eine farblose Skizze des Dichters, die durch das leidvolle Heimatmotiv im *Goliath* nicht weiter ausgeführt werden kann, denn Reelles mischt sich unter die Verse.

[Nur dort] wo die Volksseele sich noch in reiner Ursprünglichkeit bewahrt hat, da weiß sie nichts von Haß und Kampf, in schlichtem Kindersinn wahrt sie sich Zufriedenheit, tapfere Arbeitslust und Gottvertrauen. Das Herz des Volkes .. gehört den vom Leben stiefmütterlich Behandelten. Es wird jedoch niemals sentimental, der Mund des Volkes lacht, während die Hand eine Träne im Auge zerdrückt.⁷⁰⁴

In *Webers* Dichtung existiert eine bäuerliche Idylle genausowenig wie in den Schriften *Droste-Hülshoffs*. Das Leben der im *Goliath* geschilderten Kleinfamilie wird zersetzt durch Hass und Kampf. Getrübt wird das Familienidyll von Anfang an durch die vermeintliche Schuld des Vaters. Bitter schmeckt die unverschuldete Schuld der tragischen Vaterfigur in der Nordlandgeschichte, weckt Erinnerungen an Elmar, den edlen Herrn vom Habichtshof. In *Dreizehnlinden* fällt der Leserschaft die Entscheidung zwischen Recht und Unrecht zu jedem Zeitpunkt in der Geschichte leicht, nicht zuletzt durch die erklärenden Kommentare der Tier- und Pflanzenwelt. Im *Goliath* erscheinen die Motive der Handelnden und ihre Charaktere so elsternfarben wie die Figuren im *Parzival*, die zwei unterschiedliche Teile in sich tragen: „an ihm sint beidiu teil,/des himels und der helle“⁷⁰⁵.

Das Gemüt Eiwinds bekümmert eine ihm aus der Vergangenheit anhängige Angelegenheit, ein Streit unter Männern in seiner *alten Heimat*. Erst im weiteren Verlauf der Handlung erfährt die Leserschaft, dass die Vorwürfe, die hier für Leid sorgen, unberechtigt sind. Ein Gerücht, durch boshafte Menschen entstanden, folgt Eiwind in die *neue Heimat*, beschädigt sein Ansehen auch im unwegsamen Hochgebirge.

... Ein Gerede
Ging durch die Leute, daß in seiner Heimat
Er eine rasche Tat im Rausch, im Zorn –
... solch eine Tat getan,
Die kein Verbrechen war, doch ihn bedrückte. (W:G, 312-313)

⁷⁰³ Stichwort *Liebe* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5, Sp. 310.

⁷⁰⁴ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 267.

⁷⁰⁵ Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung von Peter Knecht, mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in die Probleme der ‚Parzival‘-Interpretation von Bernd Schiroke, I. 1, 8-9.
„an ihm ist etwas von beiden: vom Himmel und von der Hölle“, ebd.

Flucht und Furcht vor der Mißgunst der Menschen – vielleicht auch die christliche Bußbereitschaft für eine eventuelle Schuld an einer Tat, die kein Verbrechen war – können der Grund gewesen sein für Eiwind's Genügsamkeit und die bereitwillige Annahme des Baugrunds für die neue Heimstätte zu nah am „Überhang der schroffen Klippe“ (W:G, 310). Eiwind hat nicht die Möglichkeit, wählerisch zu sein, denn auch in der Abgeschiedenheit, im unwegsamen Hochgebirge Norwegens, bleibt der Neid der Mitmenschen sein treuer Begleiter. Für das Elend der unter dem Neid und der Bosheit der bauerlichen Nachbarn leidenden Kleinfamilie findet *Weber* poetische Worte, bettet die Not sanft ein in die elegische Stimmung der Verse. Das Christentum verurteilt reiche Bevölkerungsschichten nicht. Eiwind und Randi ertragen den Geiz des Bauern geduldig. Sie sind genügsam. Durch eine kluge Haushaltsführung macht Randi das Beste aus der kargen wirtschaftlichen Lage. *Weber* skizziert die Notlage der Kleinfamilie genau, aber sie ist für den christlichen Dichter kein Anlass für revolutionäre Gedankenspiele. Mit christlicher Demut fügen sich Einwind, Randi und der kleine Olaf den ärmlichen Lebensumständen. Positiv wertend beschreiben *Webers* Verse beschaulich die Bescheidenheit in schlechter sozialer Lage, der der christliche Dichter aber keine Bedürftigkeit zuordnet. *Weber* überhöht den Aspekt des materiellen Mangels in seinen Versen nicht. Als christlicher Dichter konzentriert er sich in seinem Schreiben beständig auf die christliche Hoffnung, nicht auf das Elend der Menschen. Durch Fleiß und körperliche Tätigkeit hat Eiwind für sich, seine Frau und sein Kind eine neue Heimstätte am „Überhang der schroffen Klippe“ (W:G, 310) erarbeiten können. Er lebt selbstbestimmt und ist „zufrieden“ (W:G, 313). Aber er lebt auch „still“ (ebd.), denn er hat seinen Heimatort, den Ort seiner Herkunft, verlassen müssen. Seinen und Randis Geburtsort nennt Eiwind nie namentlich, immer lautet die kurze Antwort an die neuen Mitmenschen: „Euch sind wir gut genug!“ (ebd.) Eiwind, der den Schmerz der Vertreibung, den unvermittelten Heimatverlust kennt, ist in der Tat gut. Er ist viel zu gut für den geizigen Bauern, dem er seine Arbeitskraft zur Verfügung stellt. Eiwind ist ein sehr kräftiger Mann, er leistet viel. Die asketische Lebensführung trübt sein Lebensglück nicht, denn eigenverantwortlich – und aus freiem Willen – hat er für sich und seine Familie die Umarmung mit der *edlen Frau Armut* gewählt. Die Lebensqualität, die *Weber* in seinen Versen verdeutlicht, basiert auf einem qualitativen Wert, der nicht messbar ist. Christliches Denken ist dabei axiomatisch vorauszusetzen. Ohne Ablenkung bleiben Eiwind's Sinne in der mittelalterlichen Welt Norwegens auf das Eigentliche in seinem Leben gerichtet: Randi und Olaf bilden mit ihrer Liebe das Fundament für sein bescheidenes irdisches Glück. Eiwind hat in Randi – wie Elmar in Hildegunde – seine *emotionale Heimat* gefunden, er kann durch diese Liebe „still zufrieden“ (ebd.) leben.

So lebten sie, die beiden und ihr Kind,
 Weitab vom Lärm der Welt, in Armut zwar,
 Doch nicht in Dürftigkeit, und still zufrieden. (W:G, 313)

Eiwind und Randi sind eins, leben würdevoll und füreinander. Sie trotzen dem Neid und den widrigen Lebensumständen in der Abgeschiedenheit des Hochgebirges. Ihre individuelle Intimität entbehrt nicht der tiefen, aber einfachen philosophischen Bedeutung: Dem Menschen verlangt es nach der Einheit mit dem Partner/der Partnerin, denn er möchte ganz sein. Beide haben im Du ihre *emotionale Heimat* im Diesseits gefunden und leben im Augenblicksglück zufrieden mit- und füreinander. Aber erfüllt die *emotionale Heimat* im geliebten Partner/in hinreichend die Aufgabe von *Heimat* im menschlichen Leben, die ein umfassendes Gefühl von Wohlsein in und mit der Welt im Menschen hervorrufen soll? Die Heiterkeit, die sich als Grundstimmung in den Versen von *Dreizehnlinden* gezeigt hat, fehlt im *Goliath*. Das kleinere Epos wird getragen von tiefer Traurigkeit. Was bleibt, ist christliche Hoffnung, das fortwährende Streben des Menschen und seine stetige Auseinandersetzung mit der Umwelt. Christliches Leben besteht im überwiegenden Teil aus Arbeit und auch die *christliche Heimat* muss der Mensch sich erarbeiten.

2.2 Olafs erster Heimatverlust – Veränderung durch Naturgewalt

2.2.1 Wildnis – Gegenspielerin des Menschen

Die wilde Natur ist keine liebende und gütige Mutter. Als *Frau Welt* ist sie die Gegenspielerin des Menschen. Vielleicht war das irdische Glück der beiden Liebenden zu groß, sodass die mittelalterliche Gegenspielerin *Frau Welt* es nicht länger hat ertragen können? „Der Topos der Frau Welt ... [weist] auf Walther von der Vogelweide zurück, ebenso die ... negative Einstellung“.⁷⁰⁶ Geborgenheit und Liebe kann der Mensch nur bei Gott und vielleicht bei gütigen Mitmenschen finden. Die Wildnis Norwegens stellt für den Menschen eine gefährvolle Umgebung dar. Auch im *Goliath* stellt *Weber* wie im Hauptwerk *Dreizehnlinden* Leid und Glück nebeneinander. In der Nordlandgeschichte vermittelt er diese beiden Pole aber ursprünglicher. In ihr steht der Tod unmittelbar neben dem Leben. Liebe und Hass sind auch im *Goliath* die Antriebskräfte im Leben der Menschen für das Geschehen der Geschichte in der Geschichte. Sie sind die beiden gegenläufigen Gefühle, die die Verse dominieren. Ab und zu muss das Gleichgewicht der Kräfte in der Welt neu justiert werden. Die vom Menschen nicht kultivierte Natur, die Wildnis, wird zur Bedrohung der Liebenden. Die zerstörerische Kraft der wilden Naturgewalt tritt in den rauen Hochgebirgszügen mit dem Beginn der Schneeschmelze offen zutage. Das Frühjahr – in der Dichtung häufig metaphorischer und freudeverheißender Inbegriff allen aufkeimenden Lebens – bringt im *Goliath* dem jungen Paar den Tod und beweist eindrucksvoll die Selbstverständlichkeit des unmittelbaren Nebeneinanders von Leben und Tod in der Natur. Tod und Leben bedingen einander. Beständig wird der Mensch vom Tod bedroht, in jeder Sekunde seines Lebens ist er latente Möglichkeit. *Weber* zeigt die Janusköpfigkeit der Natur.

Durch die Naturkatastrophe, dem plötzlichen Bergsturz – „Ein Berg gestürzt vom Berge,/Ein ungeheuer wüster Trümmerhaufen“ (W:G, 318) – verwandelt sich Olafs einstige Heimstätte in das Grab der Eltern. Obwohl die Geschichte Olafs sich wie ein Märchen aufbaut, werden die Kausalgesetze der Natur nicht außer Kraft gesetzt. Sie finden sich in den Versen, personifiziert mit ihren Eigenschaften, in der Figur der Gegenspielerin *Frau Welt*. Bei *Walther* von der Vogelweide ist *Frau Welt* vorn lieblich anzusehen, aber an ihrem Rücken zeigt sich die Fäulnis.

dô ich dich gesach reht under ougen,
dô was dîn schœne an ze schouwen wünnecfîch al sunderlougen:
doch was der schanden alse vil,
dô ich dîn hinden wart gewar,
daz ich dich iemer schelten wil.⁷⁰⁷

Mit der Naturkatastrophe, dem plötzlichen Bergrutsch, vermittelt der christliche Dichter den eschatologischen Gedanken, verweist darauf, dass die Welt ein Ende nehmen kann. Olaf wird in eine Situation versetzt, in der er mit dem Werden und dem Vergehen der Welt konfrontiert wird. Der achtjährige Junge bleibt vom herabstürzenden Geröll verschont, weil er Ziege und Lamm zum Zeitpunkt des Unglücks oberhalb des Bergs auf der Alm hat weiden lassen. Christlich erzogen hat der kleine Olaf den Müßiggang gescheut, wollte als Hirte eigenständig tätig sein während seine Eltern alltägliche Arbeiten in der Nähe der kleinen Wohnhütte verrichteten.

Achtjährig bin ich nun! Derweil ihr schafft,
Mag ich nicht müßig sein. Ich könnte wohl
Mit Zieg' und Lamm hinauf zum Berge ziehn. (W:G, 315)

Der kleine Olaf handelt im mittelalterlichen Kontext der Geschichte wie ein Erwachsener. Die mittelalterliche Welt kennt die Idee der Kindheit nicht, erst die Romantik hat sie für sich entdeckt.

⁷⁰⁶ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 46.

⁷⁰⁷ „Als ich dir ins Gesicht sah,/da war deine Schönheit wahrhaftig herrlich anzuschauen./Doch in dem selben Maße war es schrecklich,/als ich deiner Rückenansicht gewahr wurde,/so daß ich dich immer verachten werde.“ Mittelhochdeutscher u. neuhochdeutscher Text in: Manfred Stange (Hrsg.): Deutsche Lyrik des Mittelalters, 195.

Übersättigt von der Verstandeskultur gefällt der romantische Geist sich im tändelnden Spiel der zauberhaften Phantasiegestalten oder romantische Sehnsucht flüchtet sich in das schlichte, wunderbare Märchenreich des Kindes und Volkes.⁷⁰⁸

Die letzte Gabe der liebevollen Mutter an ihr Kind ist „ein Stückchen Brot“ (ebd.). Randi hat es ihrem Sohn als Wegzehrung „in seine Tasche“ (ebd.) geschoben. Nur schwer kann sie sich vom innig geliebten kleinen Olaf lösen, bangt und hat Angst, dass Bär oder Wolf ihm am Berg begegnen könnten. Sie ist besorgt. Sie kennt die versteckten Gefahren in der Wildnis für ihren kleinen Jungen, aber sie spürt auch – als letzte Bestätigung mütterlicher Fürsorge –, dass sie Olaf auf seinen Weg in die Welt schicken muss.

Drum mein' ich fast, du bliebst am besten hier,
Und dennoch mein' ich, Ola [sic], du mußt gehen.“
... „Nun geh mit Gott, mein guter Junge!“ (W:G, 315)

Auch der Vater ahnt den bevorstehenden Verlust. Leise deutet sich der unglückbringende Wendepunkt im Geschehen in jenen Versen an, in denen der letzte innige väterliche Blick von Trauer bestimmt wird. Ein letztes Mal nimmt der Vater seinen Sohn wahr, es wird ein Blick des Abschieds.

Der Vater stand, gelehnt auf seinen Spaten,
Er sah den Knaben lange traurig an,
Er wußte nicht, weshalb er traurig war,
Und sprach zuletzt: „Ola [sic], Gott segne dich!“ (W:G, 315)

Der christliche Gott schenkt den Eltern Zeit und Seelenfrieden für einen ruhigen Abschied vom geliebten Kind. Es ist ein gefühlvoller Abschied. Mutter und Vater schicken Olaf mit all ihrer Liebe und Gottes Segen auf den Weg. *Du mußt gehen, Ich muß gehen* sind die das Geschehen lenkenden Zeilen im Versepos. Auch hier geht es wie in *Dreizehnlinden* um die menschliche Wanderschaft im Leben, um die Bedeutung des Gehens, auf die sich auch Henry David *Thoreau* (1862) und Karen *Joisten* (2003) in ihren philosophischen Texten beziehen.

2.2.2 Bergsturz – Verlust elterlicher Geborgenheit

Am Berghang hat Olaf eine Wachvision. Im Verlauf der weiteren Handlung wird sich der Leserschaft der Sinn dieses kindlichen Tagtraums erschließen. Oberhalb des Berges und mit nachdenklichem Blick auf die im Licht trügerisch, in vielen Farben funkelnde Bergspitze, dem Gipfel, „der hundertfarbig wie ein riesengroßer/Kristall im Sonnenlichte blitzt“ (W:G, 317) und brennt – ahnt⁷⁰⁹ auch Olaf den bevorstehenden Verlust, der eine starke Veränderung in seinem jungen Leben verursachen wird. Am Berggipfel bricht sich das Licht wie in einem Edelstein, aber die funkelnde Bergspitze ähnelt nicht dem reinen kostbaren Diamanten. Der Berg, der aussieht wie ein riesengroßer Kristall im Sonnenlichte⁷¹⁰, ähnelt einem großen Unheil bringenden Opal. Die Welt zeigt sich dem jungen Olaf in schönem, trügerischem Schein. Olaf gerät – unvermittelt wie seine Eltern – in den Konflikt mit der Gegenspielerin *Frau Welt*. Unterschiedliche Visionen werden in Olafs kindlicher Gedankenwelt in den

⁷⁰⁸ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 310.

⁷⁰⁹ *Weber* erinnert hier an die Vorkieker/innen seiner westfälischen Region, die auch *Droste-Hülshoff* in ihrem Werk literarisch verewigt hat.

⁷¹⁰ „Die Kostbarkeit der Dinge .. ist ein genuin jüdischer Gedanke .. Durch ihn rückt die Materie selbst, die Stofflichkeit, die die antike Kunstphilosophie nur als mehr oder weniger beliebigen Träger der Idee schätzte, in den Vordergrund kunstphilosophischer Betrachtung. Der Prophet Hesekiel schwelgt geradezu in der Beschreibung des göttlichen Kleides aus „lauter Edelstein, Karneol, Topas, Jaspis, Chrysolith, Onyx, Beryll, Saphir, Rubin, Smaragd“ ... Insbesondere wird alles Glänzende, Leuchtende, die reine Farbe und das Licht hervorgehoben, und Gott erscheint immer wieder den Propheten als „reines Licht“ oder als Feuer. Dadurch richtet sich auch das künstlerische wie das kunstphilosophische Interesse auf die Verwendung kostbaren Materials und die Beschreibung seiner Wirkung beim Betrachter. In Verbindung mit der neuplatonischen Lichtmetaphysik (Gott als Emanationsquelle aller Realität wird nach Platons „Sonnengleichnis“ immer wieder mit einer Lichtquelle verglichen) erhalten alle Licht- und Farbenverhältnisse in ihrem Wechselspiel mit der Materie einen hervorragenden kunstphilosophischen Stellenwert.“ Lutz Geldsetzer: Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik, 64.

Versen des Dichters wie milchige Perlen, die Tränen verheißen, aneinandergereiht. Es sind jeweils nur kleine visionäre Anspielungen, eine Reihung von grusel- und märchenhaften Geschichten, die wie kurze filmische Sequenzen schnell aneinandergesetzt erscheinen. Die traumhaften Bilder lassen den kleinen Jungen spüren, dass seine Lebenswirklichkeit von einer großen Gefahr bedroht wird. Elmar, der Herr des Habichtshofs, hatte Visionen, in denen sich der Verlauf seines Lebens in der Rückschau erklärte. Olafs Tagtraum ist in die Zukunft gerichtet. Er tagträumt in Sichtweite des Gletschers von vielen Toten und einem Troll, dem Zauberwesen, das großen Schaden bringt, aber auch von einem „schönen blonden Königskind, das weint“. (Ebd.)

Im Zauberbann des Trolls, und von dem Knaben,
Der es erlösen muß. Und Olaf meinte,
Der lichte Gletscher sei das Wolkenschloß
Und er der Knabe, der den Troll bezwingt. (W:G, 317)

Im Märchen spiegelt sich der Versuch des noch kindlichen Verstandes, Vorahnungen mythisch zu begründen. Die kindlichen Gedanken Olafs sind der geeignete Ort für eine romantische Einlassung, die als Vorstufe des Verstehens poetisch erfahren wird. Da Olaf den Troll nicht bezwingen kann, führt sein Weg in die Dunkelheit. Unvermittelt drängen Trauer und Schmerz in das Leben des Kindes, dessen Vater einst mit „finstern Blick, schweigsam, fast menschen-scheu“ (W:G, 310) das Land betrat, das nur für kurze Zeit Zufluchtsort und *neue lokale Heimat* für die junge Familie sein konnte. Durch das grausam-reelle, grelle Geräusch des Bergsturzes aufgeschreckt aus mythischer Stimmung und Tagtraum läuft Olaf schnell zum Ort des Unglücks. Das elterliche Heim ist nicht mehr existent. Anstelle des vertrauten Elternhauses nehmen die jungen Kinderaugen nur einen wüsten Geröllhaufen wahr, unter dem die Eltern verstorben sind. Weinend, das Ausmaß des Verlustes und die weitreichenden Folgen der neuen Lebenssituation bereits erkennend, rennt der kleine Olaf nach Rönnedal, „dem mächtigen Gehöft des reichen Knud“, (W:G, 319) und seiner veränderten Zukunft entgegen.

Der Knabe starrt. Wo ist sein Haus, sein Garten?
Wo sind die Eltern? Grausen überkommt
Den Halbbetäubten; machtlos auf den Knien
Liegt er und ächzt: „Verschüttet und begraben!“
Dann springt er auf und rennt das Tal hinab
Mit leisem Wimmern, hochgehobnen Händen,
Dem Hofe zu. Auf halben Wege kommt
Der Bauer ihm ... entgegen
Und ruft: „Was ist geschehen? Wo ist dein Vater?“
Der Knabe weint: „Verschüttet und begraben!“
Der Unglücksstätte eilten alle zu
... Knud war so weiß wie Kalk:
„Barmherz'ger Gott, hier ist nicht Rat noch Rettung!“ (W:G,318-319)

Olafs liebende Eltern sind tot. Kein Wunder rettet die Situation, das Unglück bleibt geschehen. Ein Stück lässt sich der Dichter auf die Negation der Welt ein. *Webers* Verse schenken der Leserschaft Gewissheit über die Relationen in der Welt, auch die Gewissheit, dass das Tragische und Unversöhnliche ein fester Bestandteil unserer Welt ist. Die einstige Heimstätte des Jungen – Ort seines glücklichen und unbeschwerten Kinderlebens, ein Ort, der ihm Geborgenheit versprach – hat sich in eine Stätte qualvollen Sterbens, in eine Unglücksstätte und ein wüstes Grab verwandelt. Mit dem plötzlichen Schicksalsschlag hat Olaf von einer Sekunde auf die andere alles verloren, was ihm auf der Welt lieb war. Seine kindliche Welt erstarrt in diesem langen-kurzen Augenblick. Olaf hat die *Heimat seiner Kindheit* für immer verloren. *Weber* veranschaulicht diesen schweren Verlust in der Schilderung eines katastrophalen Naturereignisses. Bereits „für Schiller [war] die Natur .. bemerkenswert, als sie zur »Darstellung unserer verlorenen Kindheit« ... taugt.“⁷¹¹

⁷¹¹ Matthias Luserke-Jaquai (Hrsg.): Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 456.

2.3 Olafs Kindheit und Jugend auf Rönnedal

2.3.1 Duldung oder neue Heimstätte?

„Komm, Olaf, komm, du gehst mit mir.“ (W:G, 319) Knud ist an der „Unglücksstätte“ (ebd.) beunruhigt über die unmittelbare Erkenntnis, wie plötzlich die menschliche Existenz beendet sein kann. „Verschüttet und begraben! Armer Eiwind!“ (Ebd.) Im Moment größter emotionaler Erschütterung, in der bewussten Auseinandersetzung mit dem Tod, wird der Schmerz am Reinsten empfunden. Der reiche Bauer ist am Grab der jungen Eltern bleich vor Schreck. Leidet er, weil er eine menschliche Mitschuld – durch ihn oder andere – am Tod der beiden vermutet? Oder leidet er, weil das Stück Land, das er seinem Häusner als Bauland zur Verfügung gestellt hatte, keine sichere Siedlungsstätte war? Innerhalb der Wikingergesellschaft sind einige durch einen Erdbeben, der durch Menschenhand verursacht worden ist, verfrüht ums Leben gekommen. Hatte Eiwind Feinde, die ihm nach dem Leben getrachtet haben? War es der maßlose Geiz des reichen Bauern, der nur ein wertloses Stück Land als Baugrund für den kräftigen Eiwind hat freigeben wollen und so den frühen Tod der Eltern mitverursacht hat? Bei *Paulus* deutet ein auf Profit orientiertes Handeln auf das Bevorstehen der Apokalypse hin. „Ein ungeheuer wüster Trümmerhaufen“ (W:G, 318) ängstigt diesbezüglich sehr und erschüttert das Gemüt des Bauern nachhaltig. Der christliche Gedanke an das göttliche Himmelreich tröstet vielleicht. Nur mit dem Tod Eiwinds und Randis vor Augen ist es dem kommerziell denkenden Großbauern ⁷¹² möglich, den verwaisten Olaf auf Rönnedal aufzunehmen.

Da es an Gastlichkeit fehlt, kann Rönnedal für den kleinen Olaf zu keinem guten Zufluchtsort werden. Die im 20. Jahrhunderts von Jacques *Derrida* formulierte „unbedingte Gastfreundschaft“⁷¹³ ist Ende des 19. Jahrhunderts in dieser Form nicht geläufig, aber in der Lebenswelt der Wikinger war Gastfreundschaft bereits als feste Größe etabliert. Knuds Entscheidung ist keine Entscheidung aus Mitleid, die sich aus christlicher Barmherzigkeit erklären lässt. Sie basiert auch nicht auf einer *Menschenliebe*, die Immanuel *Kant* als *tätiges Wohlwollen* bestimmt. Die Figur Knuds verkörpert in den Versen nur oberflächlich eine christliche Weltanschauung. Knud ist in seinem Denken und Handeln ein Vertreter der alten Welt; im Herzen identifiziert sich der Bauer mit einem Wikinger, dem „Wiking Thorkil, den er gern/Als seinen Ahnen pries.“ (W:G, 334) Der Nordmann Eiwind war ihm kein Feind und sein Sohn ist noch sehr jung. Der heimatlose Junge hat alles, außer sein ‚nacktes Leben‘, verloren. Knud muss sich weder vor Olafs noch nicht entwickelter Manneskraft fürchten, noch neidisch auf ihn sein – wie er es auf den Vater aufgrund seiner Stärke latent gewesen war. Da er kein Unglück herbeilocken möchte, versucht er das missgünstige Gefühl des Neides auf Olafs verstorbenen Vater auch weiterhin abzuwehren. Knud entschließt sich, im verwaisten Kind den fremden Gast zu sehen, der wie die Schwalbe für eine gewisse Zeit unter der Tenne Zuflucht suchen darf. Da er Olaf den Status des Fremden zuweist – obwohl sein Vater mit Fleiß für ihn tätig gewesen war und sich bereitwillig in die *neue Heimat* eingefunden hatte –, grenzt er den Jungen aufgrund dieser distanzierenden Sichtweise von Anfang an aus, lässt ihn nicht teilhaben an der Gemeinschaft auf Rönnedal. Da Eiwinds und Randis Herkunft und Abstammung unbekannt sind, unterstellt der Priester den verwaisten Olaf am „Sarg und Grab“ (W:G, 320) der Eltern der Obhut Knuds. Der Bauer „nahm/Des Knaben Hand, und eine dicke Träne/Quoll in den roten Bart des harten Mannes.“ (W:G, 319)

Leider kann Rönnedal aufgrund der maßlosen Gier des reichen Bauern keine dauerhafte Bleibe für Einwinds Sohn werden. Für Knud ist Besitz das Wichtigste im Leben. Es ist nicht die menschliche Schaffensfreude an der bäuerlichen Arbeit, die (zugegebener Maßen) auch sehr beschwerlich sein kann, sondern die Habgier, die Knuds stetiges Streben nach Mehr – mehr Besitz, mehr Reichtum, mehr Ansehen – bestimmt. In der Bibel findet sich der Hinweis, dass Arbeit notwendig sei, denn durch sie gelange Gottes Werk zu seiner Vollendung. Knud hat jedes Maß in seiner ‚erfolgsorientierten Einstellung‘ dem ‚landwirtschaftlichen Betrieb‘ gegenüber verloren. Für ihn wird das Verlangen nach

⁷¹² Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr (Matth. 19, 24; Luk. 18, 25), als dass ein Reicher in den Himmel gelangt. Diese prekäre Situation lässt auch den härtesten Großbauern weinen. Aber die Texte der Bibel sind nicht besitzfeindlich. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die biblische Lazarus-Geschichte und das Gleichnis vom barmherzigen Samariter im Lukus-Evangelium (Kap. 10). *Weber* schreibt aus der Perspektive des nur vermeintlich Helfenden und aus der Perspektive des Kindes, dem geholfen werden muss.

⁷¹³ Klaus Englert: Jacques Derrida, 70.

Besitz, das Haben-Wollen und gierige Mehr-Erlangen-Wollen, zum Eigenwert und pervertiert so die positive Einstellung im Christentum dem Privatbesitz gegenüber. Knuds Hinwendung zum Christentum ist allein zweckorientiert. Für die Händler unter den Wikingern ist es die ökonomisch richtige Entscheidung gewesen, das Christentum als Religion für sich anzunehmen, da sich dadurch ihre Handelsrouten erweitert haben und Knud steht in Kontakt mit einigen Händlern aus dem Norden – „jährlich kamen Männer von der See,/Um seiner Wälder hünenhafte Stämme/Für blankes Gold und Silber einzutauschen.“ (W:G, 334)

Weber spiegelt in den Versen die mittelalterlichen Lebensverhältnisse mit ihrem stark ausgeprägten Besitzdenken historisch sehr genau. Das 12. Jahrhundert ist das erste kommerzielle Zeitalter. Knud handelt am Profit orientiert. Allmachtsgedanken der Bauern, die im täglichen Überlebenskampf der Erde ihren Bedarf, ihre Nahrung und mehr abringen, sind nicht ungewöhnlich. Mittelalterliche Chroniken neigen zu Übertreibung und Dramatisierung. Sie erscheinen uns vielfach als bloße Aneinanderreihung großer Gesten, aber gerade die in ihnen enthaltene Verflechtung von Dichtung und Wahrheit weckt Interesse und wirkt anregend. In die politische Allegorie lässt *Weber* gesellschaftliche Kritik – sein eigenes Zeitalter betreffend – einfließen. Die Goliath-Geschichte kann als Kritik am Materialismus des 19. Jahrhunderts gewertet werden.

Der Bauer als Vertreter des materiellen Zeitgeistes wird zum Widersacher der Menschlichkeit. ... Im Zentrum der Satire steht der ewige Jude, der für Geld die Liebe verrät, in diesem Fall der Materialist und Egoist, der zum Verräter wird an der Familie, der eigentlichen Keimzelle menschlich erfüllten Lebens.⁷¹⁴

2.3.2 Versuch des Heimischwerdens

Der kleine Olaf trauert dem Sonnenuntergang entgegen. Nur die Tiere – Lamm und Ziege, die ihm gefolgt sind – trösten ihn in seinem schweren Verlust. Das letzte Stückchen Brot der Mutter isst er mit Bedacht. Allein – im Schutz der großen Buche⁷¹⁵ – weint er die bitteren Tränen der Einsamkeit, trägt damit seiner verwaisten Situation im Leben, seiner Heimatlosigkeit, Rechnung. Sein glühendes Kinderköpfchen versteht die Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Welt nicht. Er versteht nicht, warum sein Unglück nicht einfach nur ein böser Traum gewesen sein kann, der einfach endet; aber seine Eltern sind tot. Diese grauenvolle Wahrheit stürzt unvermittelt in die Gedankenwelt des Kindes. Erklärende Hilfe erhält er nicht. Er trauert allein.

Dann ging er um die Scheune, wo am Hügel
Die große Buche stand; er drückte sich
An ihren Stamm und sah der Sonne nach,
Die mählich westwärts glitt. Ihn fror; er krümmte
Die kalten Hände in die kalten Kniee,
Die Schultern zog er wimmernd ein und aß
Das letzte Brot, das ihm die Mutter gab. –
„Wie war es doch? Ein schwerer Traum? O nein!
Nur wirkliche, nur grauenvolle Wahrheit!“ –
Da brach ihm schier das arme, kleine Herz,
Und bittere Tränen glühten auf der Wange.
Und tiefer sank die Sonne, tiefer sank
Sein müder, kranker Kopf, bis er entschlief. (W:G, 319-320)

⁷¹⁴ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber – ein Porträt des Dichters, 129-174. In: Friedrich Wilhelm Weber. Arzt - Politiker - Dichter, 166.

⁷¹⁵ Der Buchenwald war der Göttin Freya geweiht. Bei den Kelten wurde die Buche als Wunschbaum verehrt. Mütterlichkeit, Geborgenheit sowie Regeneration werden der Buche als Kräfte, die der Mensch für sich nutzen kann, zugeschrieben. Die Buche kann dem kleinen Olaf das Leid seines Verlustes aber nicht nehmen, der kleinen Kinderseele nicht helfen. Sein inniger Wunsch, dass die Eltern nicht tot sein sollen, findet nicht den Weg zur Feenkönigin. Kein Wunder geschieht. Da im westfälischen Volksglauben die Buche der Baum ist, aus dem die kleinen Kinder geholt werden, verwundert es nicht, dass *Weber* den kleinen Olaf bei ihr Schutz suchen lässt.

„In einem Kind kann eine Achtsamkeit und Empfindsamkeit sein, die tiefer reichen als das bewusste Verstehen.“⁷¹⁶ Mitfühlend darf die Leserschaft Anteil nehmen – vielleicht weinen wie der kleine Olaf, oder mit ihm betrübt sein über die Ungerechtigkeit in der Welt, die sie wie der kleine Olaf nicht einfach wie einen Alptraum von sich schütteln kann. Das milde Dämmerlicht und das Rauschen der Buchenblätter beruhigen den kleinen Jungen, behüten seinen Schlaf. Die Magd findet die traumatisierte Waise und bringt sie ins Haus.

Auf der Beerdigung der Eltern, am Schreckensort des Unglücks, gibt Knud in Gegenwart des Priesters und der Gemeinde ein eingeschränktes Versprechen: „Er bleibt bei mir, solange er redlich bleibt.“ (W:G, 320) Damit ist nur eine notdürftige Versorgung des kleinen Jungen gesichert. Was Knud mit redlich meint, erklärt er nicht. Indem er sich nicht festlegt, bleibt er in seinem Verhalten variabel. Er verschafft sich durch die verengte Aussage jenen hinreichenden Spielraum, den er benötigt, falls ihm die zukünftige Situation auf Rönnedal nicht gefällt und er sein Versprechen im Nachhinein korrigieren möchte. Knud gewährt Olaf Schutz und Obdach solange er sich nach der Weltanschauung des Bauern, die nur an ihrer Oberfläche christlich erscheint, „redlich“ (ebd.) benimmt. Eiwinds Sohn lebt auf Rönnedal im Status der Duldung. Gleich der Schwalbe bleibt er ein Fremder.

Er kommt an deine Tür, der Schwalbe gleich
Aus fremdem Land, um Schutz und Obdach bittend:
Du weist ihn nicht ab, wie du der Schwalbe
Den Balken deiner Tenne nicht verwehrst (W:G, 320)

Das christliche Bild der Schwalbe, des freundlich aufgenommenen Fremdlings, kann hier nicht vorbehaltlos in christlicher Bedeutung – „*dem christen ist der himmel die heimat, im gegensatz zur erde, auf der er als gast oder fremdling weilt*“⁷¹⁷ – aufgelöst werden, denn der Begriff der *Heimat* ist hier bereits einem Wandel unterzogen. Die christliche Sichtweise würde den Blick auf die harte Tatsache verstellen, dass Knud nicht bereit ist, dem Jungen eine dauerhafte *neue Heimat* auf Rönnedal zu gewähren, denn eine *lokale Heimat* als „*land oder auch nur .. landstrich, in dem man ... bleibenden aufenthalt hat*“⁷¹⁸ wird ihm vom reichen Bauern verwehrt.⁷¹⁹

Fürsorge erfährt Olaf durch Kari. Die christliche Bäuerin wird ihm eine gute Ziehmutter; schickt ihn zur Schule und ist erfreut über das kleine stille Glück, dass Olaf im Umgang mit ihrer Tochter Margit in der neuen Umgebung empfängt. Die kleine Margit wird zur kindlichen Retterin der von der Ungerechtigkeit der Welt verletzten Kinderseele. Für Margit ist Olaf ein guter und treuer Spielgefährte. Aber das stille Glück wird von der Stimmung der Angst getrübt. Die Angst, dieses Glück wieder zu verlieren, wird Olafs treuer Wegbegleiter auf Rönnedal. Der kleine Junge flieht in eine Märchenwelt, die ihn die veränderte Situation leichter ertragen lässt und sie kindgerecht erklärt. Im Traum durchlebt der kleine Junge sein Leid immer wieder aufs Neue. Im Wachtraum ist er jenen, die er liebt, ganz nah und gleichzeitig ganz fern. Seine unglückliche Lebenssituation holt ihn immer wieder ein, lässt ihn mit Schrecken aus seinen mythischen Träumen erwachen, die Margit miteinbeziehen.

... Und Margit war
Das blonde Königskind und er der Knabe.
Und wenn die Jungfrau dann mit freud'gem Staunen
Den Retter grüßte, dann entschwand das Bild,
Dann lag er auf der Alm und hörte plötzlich
Den Krach, den dumpfen Hall von Berg zu Berg,
Den langen Widerhall von Schlucht zu Schlucht,
Und schreiend vor Entsetzen fuhr er auf. (W:G, 322)

⁷¹⁶ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 111.

⁷¹⁷ Stichwort *heim, n. domicilium, domus* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Bd. 10, Sp. 867. (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat).

⁷¹⁸ Ebd. Bd. 10, Sp. 866. (Kursive Schreibweise und Kleinschreibung im Zitat).

⁷¹⁹ Auch einer heutigen Leserschaft ist die Diskussion um das Bleiberecht aus zeitgenössischer politischer Debatte bekannt.

Die Kinderzeit auf Rönnedal vergeht schnell. Als Heranwachsender sitzt Olaf oft am Geröllhaufen des Bergsturzes, der seine Eltern begraben hat. Nur in der Erinnerung ist er ihnen nah. Mit der Zeit mischt sich Vergessen unter die Erinnerungen und Olaf ist sich dessen bewusst, dass er vergisst. Der Mensch muss vergessen können, da er einer Gleichzeitigkeit von Vergangenheit und Gegenwart hilflos gegenüber stünde.⁷²⁰ Ein Menschenleben muss linear verlaufen. Mit dem Verblässen der Erinnerungen wird auch der mit ihnen verbundene Schmerz geringer. Das *Gefühl der Geborgenheit*, das ihm die elterliche *Heimat* gab, ist zeitgleich mit dem plötzlichen Tod der Eltern, der sich durch die Naturkatastrophe unvermittelt ereignet hatte, verlorengegangen. Der Heranwachsende empfindet Wehmut; wie *Eichendorff* lässt *Weber* seine Verse aus dem „«Zwielicht»“⁷²¹ der Romantik entstehen. Die Zeit schenkt Vergessen. Im Weinen findet sich der Segen des Vergessens.⁷²² Aber nicht nur traurige, auch glückliche Momente im Menschenleben werden vergessen. Olaf trauert über den Verlust seiner glücklichen Erinnerungen, die die Eltern für ihn vor seinem geistigen Auge wieder lebendig werden lassen. Der Tod ist innerhalb der literarischen Romantik ein sehr wichtiges Thema, da die Auseinandersetzung mit ihm sehnsüchtige Gedanken des Menschen in unbegrenzte Weiten führt. Die kindliche *Heimat*, die Überreste des elterlichen Heims, sind dem Prozess der Veränderung und Verwilderung unterworfen, da niemand die Grabstätte pflegt. Genaugenommen gibt es kein Grab, nur einen Schutthaufen, der für die Waise zum Ort der Erinnerung an das tragische Unglück wird.

Zur Unglücksstätte ging er oft allein
 Und setzte sich im wüsten Felsenwirrsal
 Auf einen Block. .. Stand hier die Birke nicht?
 Nicht hier das Haus? O nein! Wo stand es nur?
 ... Verwildert und verworren! (W:G, 323)

Werden und Vergehen werden in Olafs Fragen thematisiert. Real bleibt vom Leben der Eltern nur eine zerstörte Siedlungsstätte in der Welt zurück. Das von ihnen in mühevoller Arbeit kultivierte Stück Land renaturiert sich. In der Eindringlichkeit des *Eismeeers*, einem Bildmotiv des romantischen Malers Caspar David *Friedrich*, ist der Geröllhaufen als Folge einer ungebändigten Wildheit in der Natur in *Webers* Versen vorstellbar. Mit der Zeit, die vergeht, wird Olaf die Lebensphase seiner Kindheit *fremd*. Die Gedanken an die glücklichen Kinderjahre, die er gemeinsam mit den Eltern hat verleben dürfen, rücken in weite Ferne, wirken jetzt – auch auf ihn, den am vergangenen Geschehen Leidtragenden – wie eine fast vergessene Sage, deren zeitliche Bezugspunkte langsam vergehen. Olafs Leben wird zum Märchen. Die Zeit des Wohlseins der „Kinderheimat“ (ebd.) war einmal, denn sie ist für ihn zeitlich nicht mehr zu datieren. Damit hat er sich unwiderbringlich von der *Heimat der Kindheit* – dem Zeitrahmen und der Gefühlswelt seiner Kindertage – entfernt.

... Ein Gespinst
 Von Dorn und Nessel, Natterkopf und Klette
 War aufgewuchert zwischen dem Geröll,
 So daß den armen Knaben fremd bedünkte
 Die Jugendheimat und das Selbsterlebte
 Wie eine Sage, die man sich erzählt
 Aus alter Zeit. (W:G, 323)

Wenn Olaf am Unglücksort auf das Geröll, auf das von wild wachsenden Pflanzen überzogene Trümmerfeld, schaut, dann blickt ihm seine verlorene *Heimat* als „Gespinst“ (ebd.) entgegen. Die „Vorstellung von Pflanzen, die .. aus Gräbern hervor wachsen“⁷²³ ist schon sehr alt. Im *Goliath* behalten die Pflanzen ihren mythischen Berührungspunkt zu Ereignissen in der Vergangenheit. Sie werden aber auch zu einem organischen Datenträger, der durch seine Lebendigkeit Olafs Gedenken an die geliebten Eltern stört. Wieder greift die Natur in Olafs Leben ein, erzwingt erneut die veränderte

⁷²⁰ Zeitlich und räumlich muss eine Unterscheidung für den Menschen immer möglich sein. Vgl. dazu Byung-Chul Han: *Transparenzgesellschaft*, 21.

⁷²¹ Vgl. dazu Klaus Günzel: *Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche*, 219.

⁷²² Vgl. dazu Sören Kierkegaard: *Die Krankheit zum Tode. Der Hohepriester – der Zöllner – die Sünderin*. In: Sören Kierkegaard: *Gesammelte Werke und Tagebücher*, 159.

⁷²³ Helmut Birkhan: *Das Geheimwissen der Kelten*, 209.

Wahrnehmung seiner Lebenswirklichkeit. Pflanzen überwuchern den Geröllhaufen und verändern die Erinnerungsstätte immer mehr. Jahr für Jahr fehlen ihm weitere Erinnerungsbilder familiärer Geborgenheit. Sein und Nicht-Sein werden zu einem Thema in der Trauer über den Verlust der Eltern. Die ungehemmt wuchernden Pflanzen werden am Gedenkort des Unglücks zum Sinnbild seiner verlorenen *Heimat*. Mit der Kraft ihres Wachstums zerstören die wilden Pflanzen die einst von den Eltern geschaffene Ordnung. Die für ihn noch erkennbaren Trümmerstücke, Reste von Haus und Garten, einst gestaltet und geformt durch die Hände seiner Eltern, verlieren immer mehr an Struktur. Sie verwittern und verfallen, lösen sich auf und kehren zurück in wüsten Urzustand. Schweren Muts kehrt Olaf zum Hof zurück, aber er kehrt „nicht heim“ (ebd.). Sein elterliches Heim wurde vom Bergrutsch zerstört. Seine Kinderheimat bleibt für immer verloren. Deutlich spürt Olaf den Zustand der Heimatlosigkeit. Es ist ein Schmerz, der bereits dem Vater bekannt war. Im Schmerz des Heimatverlustes kann er seinem Vater wieder nahe sein. Das Erbe der Menschen ist der Schmerz, wie *Weber* gegen Ende des *Goliath* näher ausführen wird. *Goliaths* ‚Happy-End‘ ist ein schmerzliches, stimmt aber dennoch zufrieden, denn Olaf hat sich aus freiem Willen für sein einsames Leben in den Bergen entschieden. Wir erinnern die Verszeilen aus *Dreizehnlinden*: „Frei in Fesseln, weil gefesselt/Nur durch Wahl und eignen Willen“. (W:D, 302)

Der Pfad des Christentums ist eng und steinig, nicht jeder/jede Rezipierende wird ihn als möglichen Lebensweg und *geistige Heimat* wählen wollen. Für Heinrich *Heine* blühte die Poesie der Romantik einst so melancholisch wie die Passionsblume, „aus dem Christentume hervorgegangen ... [und aus] dem Blute Christi entsprossen“⁷²⁴. *Webers Goliath* wird von einer sanftschwerhörigen Stimmung getragen. Der christliche Dichter empfindet keinen Spott in der Auseinandersetzung mit der innigen Gefühlswelt, die der Romantik eigen war.

2.3.3 Gewohnheit statt Heimat

Kari hat die Axt Eiwinds im Schuppen gefunden. „Du, Ola [sic!], freue dich! Ich fand/Im Schuppenwinkel deines Vaters Axt./Sieh her! Ich kenne sie am breiten Nacken,/An ihrer Wucht und an dem Schmiedezichen,/Dem L und G, scharf in den Stahl geprägt.“ (W:G, 323)

Liebevoll kümmert sich die Bauersfrau um Olaf, ist ihm eine gute zweite Mutter, drängt sich dabei aber nicht vor die leiblichen Eltern. Sie hält das Ansehen Randis, Olafs leiblicher Mutter, der Lehrerstochter mit „sonnig-heiterm Sinn“ (ebd.), lebendig, indem sie ihn zur Schule schickt, seinen Bildungsweg fortsetzt. Das Wissen um die Dinge in der Welt ist sein mütterliches Erbe. Es wurde ihm seit frühester Kindheit zuteil. Dem geizigen Ehemann gegenüber wählt Kari als Erklärung für den Schulbesuch Olafs die Begründung, dass der Hof ein christliches Haus sei. Erst als Olaf stark genug ist, die Axt seines Vaters in Händen zu halten, händigt Kari ihm sein väterliches Erbe aus. Vielleicht hat Kari die Axt vor Knud im Schuppen versteckt und lange auf den richtigen Zeitpunkt gewartet, um sie dem Jungen auszuhändigen. Vielleicht sagt sie ihm damit aber auch liebevoll *Du musst gehen* wie es die leiblichen Eltern kurz vor dem Bergsturz getan haben. Gewährt wurde der Vollwaise vom Bauern nur, dass sie wie die fremde Schwalbe die Tenne nutzen könne. Dies ist einer Duldung auf Zeit gleichzusetzen. Am Grab der Eltern, vor Priester und anwesender Gemeinde, hatte der hartherzige Bauer ein eingeschränktes Versprechen gegeben, zu mehr war er nicht bereit gewesen.

Noch ist Olaf zu jung, um sich die Frage zu stellen, wer er zukünftig sein möchte. Es fehlt ihm an Vertrauen dem Leben gegenüber. Olaf will nicht in die Ferne ziehen, um seine Herkunft zu ergründen. Er will sich dem ungewissen ‚Abenteuer der Abstammung‘ nicht stellen. Er ist ängstlich, wartet ab, übt sich in Bescheidenheit, versucht mit der neuen Lebenssituation auf Rönnedal zufrieden zu sein. *Heimat* ist dem jungen Olaf ein inneres Bedürfnis. Er will sich auf dem Hof einleben, einen Weg in die Gemeinschaft finden, wünscht sich Anerkennung. Er sehnt sich danach, sucht aber vergebens. Gewöhnung kann in diesem Gemütszustand zur seelischen Entlastung beitragen. Olaf verschafft sich Zeit durch Anpassung.

⁷²⁴ Heinrich Heine: Sämtliche Werke in drei Bänden. (Vollständige Ausgabe nach dem Text der J.G. Cottaschen Gesamtausgabe in 12 Bänden) Bd. 3, 10.

Er handelt quasi ökonomisch, weil er in der Gleichförmigkeit seiner Akte und Reaktionen, also in der fraglosen Akzeptanz bestehender Antworten, den Spielraum gewinnt, in dem er sich geistigen Anforderungen stellen kann.

Die Kehrseite dieses Prozesses hat Nietzsche in seinem Aufsatz der Genealogie der Moral schonungslos aufgedeckt. Die Gemeinschaft zwingt jeden Einzelnen zur selben Sitte. Sie stellt ihn dadurch gleichsam fest, macht ihn berechenbar und schwächt das Leben als Willen zur Macht.⁷²⁵

Mit großer Sorgfalt reinigt Olaf die Axt des Vaters. In treuem Gedenken an die toten Eltern führt der Heranwachsende ein trauriges und arbeitssames Leben.

Stillweinend saß er oft in seinem Bett
Und dacht' an seinen Vater, wie er stet
Zur Arbeit war und immer trüb und ernst (W:G, 322-323)

Für Kari war Eiwind „ein starker Mann“ (W:G, 324) und sie ist sich sicher, dass Olaf dem Beispiel des Vaters folgen wird. Noch zieht der Junge nicht in Erwägung, die Streitaxt Esbjörns – alias Eiwinds – zu benutzen. Sie ist ihm ein teures Stück treuer Erinnerung an den toten Vater. Da die Axt die Initialen des Schmiedes, der sie mit Schlagkraft im Feuer geformt hat, trägt, ist sie leicht als Streitaxt zu erkennen. Sie ist kein typisches Arbeitsgerät eines Bauern oder Knechtes. Welche Bewandnis es mit der Axt hat, wird sich dem Jungen erst zukünftig erschließen. Unter anderem wird sie ihm als Erkennungszeichen für lebende Blutsverwandte gute Dienste leisten, ihn in das Land seines Vaters, das sein Heimatland ist, führen.

Sinnend blickt' er ... auf das L und G:
Ein Name! Wessen? Seines Vaters nicht,
Der Eiwind hieß. Doch Eiwind, wessen Sohn?
Und Randi, wessen Tochter? (W:G, 324)

Olaf kann diese Fragen nicht beantworten. Er hängt die Axt, das „Kleinod“ (ebd.), das ganze Erbe seines Vaters (vgl. ebd.), an einen Nagel. An der Wand neben seiner Schlafstätte ruht die Axt für unbestimmte Zeit und wartet auf ihren ersten Einsatz und ihre Bestimmung im Leben des jungen Mannes. Olaf wird sie auf Rönnedal zuerst bei der Arbeit und später auch im Kampf nutzen.

Notwendige Bedingung von H[eimat] ist das subjektgemäße, *emotional-praktische* Sichhineinleben, das Heimischmachen. H[eimat] ist daher nicht nur Umgebung (Mileu), an die man sich anpaßt, sondern wesentlich etwas, das erst zu schaffen ist. Der eigene Horizont wird erkundet und ausgebaut bis zum Blick über die Grenzen; solche *Niveauerhöhung* und Erhöhung des Aussichtsplateaus über dem Standpunkt des Subjekts bildet die Voraussetzung für jede Horizonsweiterung.⁷²⁶

Die Suche nach einer eigenen *Heimat* – an einem Ort außerhalb Rönnedals – hat für ihn noch nicht begonnen. Er ist nicht bereit zum Aufbruch in die Fremde. Aufrichtig sind seine Bemühungen, auf Rönnedal eine *zweite Heimat* für sich zu erarbeiten. Er versucht, sich an die neue Lebenswirklichkeit auf dem Hof des reichen Knud zu gewöhnen, ist bemüht durch fleißige Arbeit heimisch zu werden. Der Bergsturz hat ihm die erste *Heimat*, die Heimstätte der Kindheit und die Geborgenheit bei den Eltern, genommen, ihn ‚entwurzelt‘. Die Axt des toten Vaters erinnert ihn zum einen daran, dass er Waise ist, dass er seine Eltern verloren hat. Zum anderen weckt sie aber auch die Neugierde in ihm, denn es finden sich Initialen auf ihr. Was ihm fehlt, ist die mutige Überlegung, dass sie der Schlüssel zu einer neuen *Heimat* sein könnte. Aufgeregt betrachtet er die Initialen. Es sind ein L und ein G. Olaf kann die Buchstaben nicht zuordnen. Er kennt seinen Vater nur unter dem Namen Eiwind. Welche Bedeutung die Initialen auf der Axt des Weiteren haben könnten, weiß er nicht. Der vaterlose Junge ist verunsichert. Er kann seine Fragen nur an sich selbst richten. Sein neues Umfeld auf Rönnedal unterstützt ihn nicht bei der Lösung dieses biografischen Rätsels. Seine familiären Angelegenheiten verbleiben daher für ihn im Ungewissen. Der entwurzelte Junge ist nicht mutig. Jede Veränderung birgt für ihn ein Wagnis. Als Achtjähriger ist Olaf munter mit Lamm und Ziege in die Welt gezogen.

⁷²⁵ Karen Joisten: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 177.

⁷²⁶ Stichwort *Heimat* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 3, Sp. 1038.

Seinen Mut und die Entdeckerlust der frühen Kinderjahre hat er zeitgleich mit dem Verlust der Eltern verloren. Kari, die liebevolle Ziehmutter, ist bereit, ihm eine zweite Heimstätte einzurichten, aber für Knud ist und bleibt er ein Fremder.

Olaf wächst zu einem starken Mann heran. Keiner gleicht ihm an Größe und Körperkraft. Aber durch den traurigen Verlust in seiner Kindheit bildet sich in ihm keine innere Stärke heran. Seine Seele bleibt sehr empfindsam, sein Gemüt behält die Sanftheit des braven kleinen Jungen. Aus Hohn wird ihm der Name *Goliath* verliehen. Gelassen nimmt er ihn an.

Drum hieß er Goliath, zuerst in Scherz;
Doch als er fort und fort an Macht gedieht,
Da nannte von Gesind ihn jeder so
In vollem Ernst. Er war gelaßnen Sinns,
Weich von Gemüt, schier mädchenhaft, und ließ
Den Namen zu, wie wenn er ihm gebührte. (W:G, 324)

Weber spricht in den Versen, die Olafs Mentalität beschreiben, explizit das Mädchenhafte und Zarte im Wesen des körperlich kräftigen Mannes an. Olafs Figur erhält dadurch androgyne Züge. Der Dichter erinnert auch an das christliche Moment bezüglich der irdischen *Heimat* des Menschen. Olaf ist nur Gast auf Rönnedal und der Mensch nur ein Gast und Fremdling auf Erden – „nur Pilger und Fremdling“⁷²⁷ auf dieser Welt; „ein zarter fremdling auf der rauhen erde“⁷²⁸. Christlich war Olaf seit frühester Kindheit an, gemeinsam mit der leiblichen Mutter sprach er regelmäßig das Gebet.

Kari und Margit reden Olaf auch weiterhin mit dem Taufnamen an, dem Namen, den ihm die leiblichen Eltern in Liebe gegeben haben. Knud nennt ihn nur *Olaf*, wenn er missgelaunt ist, ansonsten ruft er ihn freudig *Goliath*. Der neue Name verdeckt seine alte Identität, lässt die heimatliche Bindung an die leiblichen Eltern in weite Ferne rücken. Olaf verliert einen Teil seiner Individualität. Er wird zu einem Mann ohne Herkunft. Mit dem neuen Namen wird er auf die Eigenschaft der Stärke reduziert. Er wird zur reinen Arbeitskraft, die er für Knud auch ist. Knud sieht im Namen *Goliath*, der die große Körperkraft des Knechtes zum Ausdruck bringt, eine Auszeichnung, die *ihn*, den Bauern, aufwertet, denn Olaf ist *sein* Knecht.⁷²⁹ Knud nimmt in Olafs Kraft nur den eigenen Profit und die Ersparnis für den Hof wahr. Er nutzt den starken Knecht für sich aus. Der geizige Bauer spart durch den kräftigen Olaf, der für zwei Männer arbeiten kann, eine weitere Arbeitskraft ein. Durch diese Ersparnis kann er schneller Vermögen ansparen. Dass es ihm selbst an Leistungsfähigkeit mangelt, erkennt der eitle und dumme Bauer nicht – ihm fehlt es gleichermaßen an körperlichem und geistigem Vermögen. Olaf hat sich an die Lebensumstände auf Rönnedal gewöhnt. Er erledigt seine Aufgaben und identifiziert sich mit seiner Arbeit. In dem Moment, in dem er die bäuerliche Tätigkeit ausübt, ist Olaf nicht nur ein Knecht, sondern auch ein Bauer. Die Arbeit stimmt ihn froh, vermittelt ihm das Gefühl, auf dem Hof heimisch zu sein.

.. Olaf war vergnügt und arbeitsfroh,
Und kam er sommerabends heim vom Feld,
Quersitzend auf dem tollen Hengst, und blies
Auf einem Birkenblatt hinaus ins Tal
Die alten lieben schwermutsvollen Sänge,
Die er erlernt von Randi, seiner Mutter,
... und oft genug
Die neue Brautfahrweise ..
Dann lauschte Margit oft am Gartenzaun
Und schlüpfte heimlich in das Bohnenfeld,
Um unbemerkt den Kommenden zu sehen. (W:G, 325-326)

⁷²⁷ Stichwort *Fremde* in: Edmund Kalt: Biblisches Reallexikon. Bd. 1, Sp. 544.

⁷²⁸ Stichwort *Vaterland* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Bd. 10, Sp. 867. (Kleinschreibung im Zitat).

⁷²⁹ Gedacht werden sollte hier auch an die bekannte biblische Geschichte vom Kampf zwischen David und Goliath (1. Samuel 17: 1-54).

So heimlich wie Hildegunde Elmar in *Dreizehnlinden* verabschiedet hat, so heimlich heißt Margit Olaf nach getaner Feldarbeit Abend für Abend und aus der Distanz heraus in ihrer bäuerlichen Welt willkommen. Es ist eine ruhige, stille und distanzierte Liebe, die sich zwischen der Bauerstochter und dem kräftigen Olaf entwickelt hat.

Die Situation auf Rønnedal verändert sich mit der Geburt Eriks. Knud, dem „ein Schwarm von Essern .. unbequem“ (W:G, 325) ist, bekommt von Kari einen Sohn. Nun hat sein Hof den langersehnten männlichen Erben. Margit freut sich über ihr Brüderchen, hofft mit ihrem Geschwister weniger einsam zu sein. Erik wird „taub und stumm“ (W:G, 327)⁷³⁰ geboren. Das neue Familienglück auf Rønnedal ist nicht perfekt, das Baby ist mit einem ‚Mangel‘ versehen. Knud ist zutiefst bestürzt über die angeborene Gehörlosigkeit Eriks.

Er drückte vors Gesicht die großen Hände
... die Mutter ... weinte still.
Und ihre Tränen quollen durch die Finger
Und tropften auf den unglücksel'gen Knaben. (W:G,327)

Kari ist Knuds große Liebe, von ihr erfährt er keinen Widerspruch. Als treue Frau geht sie immer den Weg, den ihr Mann ihr vorbestimmt. Im Sinne *Heideggers* lässt sich sagen, dass sie für Knud zu keiner Zeit ein eigenständig denkendes Wesen ist. Als Frau kommt ihr lediglich die Rolle zu, das Denken ihres Mannes insoweit zu verstehen, dass es sie in die Lage versetzt, nach seinem Willen zu handeln und sein Denken und Wollen den übrigen Anwesenden auf dem Hof zu vermitteln.

»Frauliches Denken« repräsentiert .. eine Denkweise, die die des Mannes nicht berührt. Frau – das ist Denken ohne »Kampf«, ohne »Einsamkeit« und damit auch ohne Austausch. Ein Denken, das an die Intellektualität des Mannes erotisch angekoppelt wird.⁷³¹

Knud und Kari sind eine Verbindung eingegangen, die auf Ungleichheit beruht. Die passende Verbindung der Ehepartner sollte aber „ein schönes, ein würdiges Zusammenleben [anstreben] .. Sonst kann das Bündnis nicht gedeihen. Entwickelt sich keine Einheit zwischen Mann und Frau, zehrt an der Verbindung ein dunkles Feuer, das beide verzehrt.“⁷³² Zwischen den Eheleuten Knud und Kari fehlt das harmonische und kräfteausgleichende Gespräch, das ein Paar auf Augenhöhe führt. Kari kann sich bei Knud nicht geborgen fühlen, ein heimatliches Gefühl des Wohlseins kann in dieser Ehe nicht aufkommen. Kari fürchtet ihren Mann. Sie lebt auf Rønnedal in einer gewaltvollen und inhumanen Welt. Mit Rønnedal erinnert *Weber* motivisch an die verwunschene Burg *Wolframs*, auf der im *Pazival* zwischen den Geschlechtern keine Kommunikation stattfindet. Als faktisches Ergebnis der ausbleibenden Kommunikation auf Rønnedal wird Erik, der rechtmäßige Erbe des Hofes, gehörlos geboren.

⁷³⁰ *Freund* interpretiert die Krankheit des Kindes für die Geschichte wie folgt: „Der schwachsinnige Sohn, der dem Bauern geboren wird, ist makabres Sinnbild einer zutiefst unerfüllten Ehe. In ähnlicher Absicht hatte Theodor Storm in seinem 1888 erschienenen „Schimmelreiter“ den egoistischen Deichgrafen, der seine Ehe über seinen ehrgeizigen Plänen vernachlässigt, zum Vater einer geistig behinderten Tochter gemacht. Eine unmittelbare Motivbeeinflussung ist nicht ausgeschlossen, was einmal mehr den geistigen Zusammenhang der sog. poetischen Realisten unterstreichen würde. In dem unheilbar beschädigten Menschen spiegelt sich offenkundig und ohne Beschönigung der Mangel an Liebe. Nur sie macht den Menschen wirklich heil, wo sie fehlt, verkümmert das Menschliche.“ Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber – ein Porträt des Dichters, 129-174, in: Friedrich Wilhelm Weber. Arzt – Politiker – Dichter. Herausgegeben von der Friedrich-Wilhelm-Weber-Gesellschaft e.V. aus Anlaß des 100. Todesjahres des Dichters, 166-167.

⁷³¹ Barbara Hahn: Die Jüdin Palas Athene. Auch eine Theorie der Moderne, 261-262.

⁷³² S(imon) Ph(ilip) de Vries: Jüdische Riten und Symbole, 224.

2.4 Olafs zweiter Heimatverlust – Veränderungen durch unbedachte Worte

2.4.1 Roma auf Rönnedal

Im Sommer gelangt „landfahrendes .. Zigeunervolk“ (W:G, 328) nach Rönnedal. Die Gemeinschaft der „heimatlosen Wanderer“ (W:G, 329) wird gefürchtet und gehasst. Im Kontakt mit den Roma sieht sich die Gruppe der Bauern mit einer großen Angst – vor Diebstahl und vor Schlimmerem – konfrontiert.

Der „Antiziganismus“ [erst in den 1980er Jahren als Forschungsbegriff geprägt] meint Einstellungen, Theorien und Praktiken, die sich gegen als ›Zigeuner‹ betrachtete Menschen richten. ... Der Antiziganismus weist zahlreiche Parallelen zum Judenhass auf, so eine jahrhundertealte Tradition, die ab dem späten 18. Jahrhundert unter dem Einfluss des Rassenkonzepts eine neue Qualität erhielt und im NS-Massenmord gipfelte. ... Der im Terminus ›Antiziganismus‹ steckende, abschätzende Begriff ›Zigeuner‹ ist unscharf. Ethnisch verstanden meint er die Roma, ein Oberbegriff für verschiedene ursprünglich aus Indien stammende Gruppen (zum Beispiel der Sinti), die wahrscheinlich im Frühmittelalter in mehreren Auswanderungswellen über Persien ins byzantinische Reich gelangten und im Spätmittelalter aus dem Balkan auch nach Mittel- und Westeuropa wanderten.⁷³³

In Tiermetaphern – *Krähen, Fliegen* – greift *Weber* nach den Meinungen, die sich als Vorurteile in den Köpfen der Menschen des 19. Jahrhunderts verfestigt haben; „auf die Roma [werden] .. Versatzstücke des frühneuzeitlichen Hexenwahns wie die Teufelsbuhlschaft und der Schadenszauber projiziert.“⁷³⁴

Der Kulturanthropologe Louis Dumont hat die These aufgestellt, der Rassismus stelle ideengeschichtlich das unvermeidliche Gegenstück zur Aufklärung dar. Er sei ein sicherer Ort der Selbstvergewisserung für die nach der Auflösung der ständischen und zünftischen Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts orientierungslos gewordenen Menschen.⁷³⁵

Die Respektlosigkeit – politische Inkorrektheit – dieser Tiermetaphern wird von *Weber* bewusst zur Darstellung genutzt. Er bewertet in seinen Versen nicht, zeigt seiner Leserschaft aber offen die von Hass erfüllte politische Lage seiner Zeit und beansprucht für sich – wie in *Dreizehnlinden* – dichterische Freiheit, um auf ein „gesellschaftliches Phänomen“⁷³⁶ einzugehen.

Wie gier'ge Kräh'n auf ein besamtes Feld,
So stürzte sich das hungrige Geschmeiß
Mit Lachen und Geschrei auf Haus und Hof.
... Und aus dem Wagen kroch ein altes Weib,
Verwittert, runzlich, gelb⁷³⁷, die Ältermutter,
Die herrschende Gebieterin der Horde.
Demütig neigte sich die garst'ge Hexe,
Als ihr der Bauer ernst entgegenschritt;
Sie bat um Kost und Trank für ihre Kinder,
Die nackten, müden, heimatlosen Wandrer. (W:G, 328-329)

Als Dienstleistung für „Kost und Trank“ (W:G; 328) bietet das Oberhaupt der Gruppe, eine greise Romafrau, dem Bauern Wetterzauber an. Die Männer verweisen unter anderem auf ihre ärztliche und handwerkliche Kunst: „Für Mensch und Rind und Roß, als Geigenspieler,/Als Kartenkünstler, Schmied' und Kesselflicker.“ (W:G, 329) Die Gruppe der Frauen zeigt Interesse an der unverheirateten Bauerntochter. Ängstlich flieht Margit ins Haus.

⁷³³ Christian Koller: Rassismus, 64.

⁷³⁴ Ebd. 65.

⁷³⁵ Ebd. 12.

⁷³⁶ „Theorien, die den Rassismus als gesellschaftliches Phänomen betrachten, stammen vornehmlich aus den Geschichtswissenschaften, der Soziologie und der Philosophie.“ „Mit den Klassifizierungsversuchen der Menschheit im Zeitalter der Aufklärung wurde ›Rasse‹ zu einem Ordnungsbegriff, der von der Anthropologie rasch zu einem Schlüsselkonzept erhoben wurde und im 19. Jahrhundert auch in welterklärende Theorien und politische Ideologien Eingang fand.“ Christian Koller: Rassismus, 12 u. 10.

⁷³⁷ *Weber* greift in den Versen auch Rassedanken des 18. Jahrhunderts auf: „mit der Entstehung des Konzepts ›Rasse‹ als Ordnungsmuster im 18. Jahrhundert begann man, Chinesen als ›gelb‹ zu beschreiben und sie scharf von den ›weißen‹ Europäern abzugrenzen.“ Christian Koller: Rassismus, 10.

Vielleicht führt der Bauer ‚etwas im Schilde‘, denn er verweist die Gruppe der Roma, die Angst und Schrecken über die Bewohner/innen Rönnedals bringt, weder von Haus und Hof, noch von seinem Land. Fadenscheinig ist seine Begründung, er scheue den Spott der Nachbarshöfe und wolle nicht „als geizig und zu arm verhöhnt“ (ebd.) werden. Er gibt Kari die Anweisung, „Mehl und Milch und Fisch und Schmalz“ (ebd.) zu bringen. Er selbst holt ein Schaf aus dem Stall. „Die Strolche lachten/Und dankten ihm mit lautem Freudenruf.“ (Ebd.) Dies sind großzügige Gaben für ein ‚Festmahl‘, das der geizige Bauer den „heimatlosen Wand[er]er[n]“ (ebd.) sicherlich nicht ohne Gegenleistung spendiert. Was erhofft sich Knud von „der braunen Bande“ (W:G, 330)? Möchte er zukünftiges Leid von seiner Frau nehmen, da er befürchtet, dass „Eriks Los ihr jede Freude“ (W:G, 335) nimmt? Er warnt sein Gesinde, schickt es ins Haus und sperrt Olaf die Nacht über aus. Der blonde kräftige Knecht, seit Kindertagen ein fremder Gast auf Rönnedal, soll auf Anweisung Knuds die fremden „Kräh’n [und das] Geschmeiß“ (W:G, 328) bewachen.

Geht hinein. Und schließet Tür und Tor! Du, Goliath,
Du bleibst und wachst allein die Nacht hier draußen
Und, hörst du, Ola [sic]! Halt die Augen offen,
Denn hundert Hände sind zum Griff bereit;
Sie heischen mehr. Das Schaf war alt und krank,
Doch viel zu gut für solch heillose Gäste. (W:G, 329-330)

Knud setzt Olaf einer gefährvollen Situation aus. Die Roma erfahren auf diese Weise zum einen, dass der kräftige Mann nur Befehle des Bauern ausführt und zum anderen, dass Olaf von Knud wenig geachtet wird.

... Manch lauernd falscher Blick
Verfolgte unverwandt den blonden Hünen,
Der, scheinbar teilnahmslos, doch unermüdlich
Die Hände auf dem Rücken und begleitet
... von seinem Hund –
... die Schmausenden umkreiste
... Olaf hielt die Wacht, wie ihm befohlen (W:G, 330)

Früh am Morgen, nach nur kurzer Pause, schickt Knud Olaf mit Margit und den anderen aufs Feld. Sie sollen dort Heu einholen bevor ein Regenguss das trockene Futter verdirbt. Vielleicht fürchtet der Bauer abergläubisch den Wetterzauber der greisen Anführerin. Bauer, Bäuerin, Rasmus und Erik stehen der Übermacht der Fremden nun allein gegenüber, sind mit ‚ihren Gästen‘ andererseits aber auch ungestört. Die Gäste haben „der Wirtin einen Krug voll Feuerwasser ... abgetrotzt“ (W:G, 331). Was verlangt Kari als Gegenleistung? Der schwarze Hengst wird von den fremden Wanderern aus dem Stall geholt und an den Wagen geschnitten. Sie bereiten ihre Weiterreise vor. Hat keine Kommunikation zwischen Bäuerin und Bauer im Vorfeld stattgefunden oder war eine mögliche Absprache vielleicht nur unvollständig? Der Bauer will auf seinen wertvollen Hengst nicht verzichten.

... Er griff nach seinem Tier,
Das wütende Gesindel griff nach ihm
Und zerrt und riß und schlug mit zwanzig Händen,
... Schon jubelten sie auf, als ins Getümmel
Gleichwie ein Donnerkeil vom Himmel fährt,
Der Riese sprang und mit gewalt’ger Faust,
Die trunknen Köpfe aneinander schmetternd,
... Daß sie gepeitschten Hunden gleich entflohen
Mit Winseln und Geheul und unter Flüchen
Und grimmen Racheruf den Hof verließen. (W:G, 331-332)

Knud wird verletzt, aber er überlebt Angriff und Gegenwehr. Ohne Olafs Hilfe wäre er unter Umständen zutode gekommen. Zärtlich „wie in des Brautstands Tagen“ (W:G, 332) bemüht sich Kari um ihren Mann. Hatte sie nur vergessen, ihm Wichtiges mitzuteilen oder sind keine Worte mehr notwendig, bewegen sich ihre Gedanken in stillem Einverständnis? „Er sah sie dankbar an: „Kari, du

liebe,/Es ist schon gut!““ (ebd.) Ist der abziehende Tross außer Reichweite? Plötzlich vermisst Kari ihr Kind: „„Rasch,“ rief die Mutter, „rasch und holt sie ein,/Die Räuber, die mein armes Kind gestohlen!““ (Ebd.) Olaf befindet sich in Hörweite, schnell ist er in Reichweite der Fahrenden. Mit der Streitaxt in seinen starken Händen holt er die fremde Gemeinschaft ein. Er wartet nicht ab, unvermittelt greift er als Christ in das Geschehen ein und schützt das Kleinkind, das schwach und hilflos ist. In der Überzeugung das Richtige zu tun, fordert er den kleinen Jungen zurück. Bereitwillig, aber mit Spott und Unverständnis, wird Erik ihm ausgehändigt. Ein Fluch, der von der greisen Anführerin über alle Bewohner/innen Rönnedals ausgesprochen wird, trifft auch ihn.

„Hier nimm den Quarrer! Geh! Er ist ein Krüppel,
Uns nützt er nicht! Hinweg und sei verwünscht,
... verwünscht für immer
Du und der ganze Hof!“... (W:G, 332-333)

Welcher Grund hat vorgelegen, das gehörlose Baby mit auf die Wanderung zu nehmen? *Weber* überlässt es der Leserschaft, in eigenständigem Denken zu ergründen, wer hier eventuell welche Abmachung nicht eingehalten hat – wer Betrüger/in und wer Betrogener/Betrogene ist. Die Romaepisode verfügt über ein hohes Maß an Fiktionalität, erinnert diesbezüglich an *Die Judenbuche*. Auch in *Droste-Hülshoffs* Erzählung blieb es dem Leser/der Leserin überlassen, die Beweggründe der Handlung aufzudecken. *Weber* verurteilt nicht. Er orientiert sich am Vorbild seiner literarischen Vorläuferin. Gutes und Böses lassen sich aus den Versen erschließen. Das Richten über die Menschen steht allein Gott zu, dem Menschen ist es ein Tabu.

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkrümmtes Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurteils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg hin die Waagschal', nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein – er trifft dein eignes Haupt! – ⁷³⁸

Kein Mensch ist ohne Fehler. Mit dem gehörlosen Erik im Arm geht Olaf den „Felsensteig zurück – Auf halben Weg/Kam Margit ihm entgegen“ (W:G, 333). Sie freut sich von Herzen über die Rückgewinnung des Bruders, ist dankbar und glücklich über Olafs Tat. Olaf verhält sich fürsorglich. Er kümmert sich um seine Mitmenschen. Die materialistische Veranlagung Knuds hat sich nicht auf Margit übertragen. Den Gedanken, dass „Frauen am Landbesitz des Vaters, solange es einen männlichen Erben .. [gibt], nicht erberechtigt“⁷³⁹ sind, erwägt sie nicht. Genausowenig kommen Olaf Gedanken über Margits Erbe in den Sinn. Er ist der zweite Verlierer in der Romaepisode. Vielleicht hat Kari diese Umstände bedacht, vielleicht wollte sie ihrem Mann aber auch zukünftigen Kummer ersparen.

Des armen Eriks hartes Mißgeschick
War seines Grams unsäglich bitterer Born.
Er hatte viel geschafft: Für Erik nicht!
Wer wird sein Erbe sein? Das Mädchen Margit?
Sein Eidam, wer? Woher? Er weiß es nicht. (W:G, 334-335)

⁷³⁸ *Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westphalen*, 11-62. In: Annette von Droste-Hülshoff, *Sämtliche Werke*, Bd. 2, 11.

⁷³⁹ Helmut Birkhan: *Das Geheimwissen der Kelten*, 120.

Olafs Motivation für sein Eingreifen begründet sich zum einen aus der Bereitschaft, für den hilflosen Erik Verantwortung zu übernehmen, zum anderen aus tiefer Zuneigung Margit gegenüber. Am Felsensteig bekennt er:

„Ich weiß nicht, wie es ist, doch weiß ich, Margit,
Für dich und für die Deinen, dir zuliebe
Gern göss' ich all mein Blut wie Wasser aus.“ (W:G, 333)

Es ist eine Opferbereitschaft aus Liebe, die er hier anspricht, aber es ist auch Sorge, die ihn antreibt. Deutlich wird, dass Olaf eine sorgende Liebe für Margit empfindet. Olaf ist bereit *alles* für Margit zu geben. Er beschützt Margit seit seiner Kindheit, seit sie

Zaghaft nach Mädchenart mit leisem Schrei
Um seinen Hals die runden Ärmchen krümmte,
Und wenn dann kühl an seine Wange wehte
Der goldne Reichtum ihrer Lockenfülle
Und er mit steter Hand sie sichrer hielt,
Dann deucht' ihn oft, als trüg' er all sein Glück,
Dann war er froh und wußte nicht, warum. (W:G, 322)

Die ersten zaghaften – fast zufälligen – Berührungen der beiden Liebenden haben sich in frühem Kindesalter ereignet, auch sie sind Zeichen ihrer *stillen* Zuneigung. Olaf kann sich gut vorstellen, auch weiterhin Verantwortung für Margit zu tragen. Aus dem Jungen ist ein guter Mann geworden, vorbildlich schützt er die Schwachen und Hilflosen, sein Pflichtgefühl drängt ihn zu dieser Verhaltensweise. Allein der frühe und plötzliche Verlust der Eltern liegt wie ein dunkler Schatten auf seiner kindlich gebliebenen Seele. In der Gesellschaft Margits und mit dem Baby in seinen Armen darf der Herangewachsene das Gefühl der Geborgenheit als unvollständiges emotionales Versatzstück eines glücklichen Familienlebens sehnsuchtsvoll erahnen. Aber es ist nur Schein, ein aufopferndes und trügerisches Spiel, in dem Olaf glaubt, er könne Margit beschützen und mit ihr irgendwann auch dauerhaftes Glück erleben. Margit ist diejenige, die die leicht verwundbare, brave und empfindsame kindliche Seele des kräftigen Mannes schützt. Zwischen den beiden entwickelt sich eine *stille Liebe*, die im fürsorglichen Umgang miteinander Halt im Leben verspricht. Beide haben ihren Standpunkt im Leben noch nicht gefunden, versuchen aber gemeinsame Koordinaten für ihr christliches Leben zu finden. Beide wollen dem anderen Wohlsein im Leben ermöglichen, ihm heimatliche Geborgenheit schenken.

2.4.2 Margit und Olaf

Knud hat seinen Reichtum unaufhörlich mehren können, dennoch herrscht eine traurige Stimmung auf dem Hof. Seine Gier ist nicht zu stillen, sie verdrängt jegliche Lebensfreude. Es ist „kein Sonnenschein auf Rönnedal“. (W:G, 334) Viele Brautwerber finden sich auf dem Hof des reichen Bauern ein, werben für sich oder ihren Sohn um Margit. Konsequent lehnt sie alle Bewerber ab, auch den wohlhabendsten Anwärter, den Knud gern als Eidam in Betracht gezogen hätte – „Knud nickte ja“ (W:G, 335). Still widersetzt sie sich dem Willen des Vaters, denn Margit liebt Olaf. Besorgt pflegt sie ihre kranke Mutter. Kari ist bettlägrig geworden. Die Tochter liest „der Kranken täglich aus der Schrift“ (ebd.) und bespricht sich mit ihr. Beide beweinen die Hartherzigkeit des alten Bauern.

„Schlag an der Bergwand rauhen Stein! umsonst!
Sie tut sich niemals auf“ – Und beide weinten. –
Frau Kari trug jetzt einen Kummer mehr. (W:G, 336)

Kari sorgt sich um das Glück ihrer Tochter, denn Knud verschließt seinen Blick vor dem Naheliegenden. Olaf wäre ein geeigneter Schwiegersohn. Beide Frauen sind in Sorge um die Zukunft. Ein Gespräch mit Knud, der Kari täglich zweimal in ihrer Kammer besucht, gelingt nicht. Kari schweigt, sie kann und will sich dem starken Willen des Gatten nicht widersetzen, hat eigenständiges Verhalten nie erlernt. Zwischen den Eheleuten findet auch kurz vor Karis Tod kein Dialog statt. Sie

weiß nicht, wie sie Knud mitteilen soll, dass sie ihn schon bald verlassen wird, um zum christlichen Gott heimzukehren. Dass sie besorgt ist um das Wohl ihrer Kinder, verschweigt sie ihm ebenfalls. Mit dem kleinen Erik stattet Olaf der Kranken täglich einen Besuch ab. Kari ist in tiefer Sorge um beide Jungen. Olaf kümmert sich fürsorglich um den gehörlosen Erik, der „täglich mehr sich an den Riesen schloß,/Weil keiner so wie er die Zeichensprache/Und greller Laute dunkeln Sinn erfaßte.“ (ebd.) Kari hält Olafs Hand, streichelt liebevoll Eriks Stirn.

Stille liegt über dem Hof. Im Schweigen zeigt sich die innere Niedergeschlagenheit, aber auch das lautlose Aufbegehren der Frauen auf Rönnedal. „Noch stiller ward es einen Frühlingstag,/Als Margit weint' am Sarg der Heimgegangnen“. (W:G, 337) Olaf beweint den Tod der zweiten Mutter still und zurückgezogen am Stamm der großen Buche. Er gedenkt dabei mit Kummer auch seiner heimgegangenen leiblichen Mutter, „dachte kummervoll/Des schweren Tags, als er an dieser Stelle/Der ersten Mutter jähen Tod beweint.“ (Ebd.) Kari war stets bemüht um das Wohlsein des Jungen, versuchte Olaf auf Rönnedal eine neue Heimstätte zu bereiten.

Knud ist „seit Karis Heimgang wie gelähmt“. (Ebd.) Margit und Olaf erledigen alle anfallenden Arbeiten auf dem Hof. Fleißig schafft Olaf für den Hof, für Margit und für Erik. Im *Schimmelreiter* spendet Elke Hauke Trost mit der Verstandeseinsicht: „Nur wer ein Amt regieren kann, der hat es!“⁷⁴⁰ Die Welt des Poetischen Realismus liegt zwischen der objektiven Wahrheit in den Dingen und dem Gesetz, das unser Geist hineinlegt.

Margit sucht das vernünftige Gespräch, ergreift die Initiative und spricht Olaf bezüglich einer möglichen gemeinsamen Zukunft an. Sie hat Recht. Olafs Lage muss sich verändern. *Volo ut sis* ist der Kern in Margits Aufforderung. Olaf muss in seiner Liebe auch an sich selbst denken. Er darf sich nicht im Sinne *Kierkegaards* in der vom ihm gewählten sorgenden Art der Liebe aufopfern, denn, „welcher in dem Augenblick, da alles in seinem Innern und alles um ihn her ihn nicht allein an sich selbst erinnert, sondern ihn zwingen will wider seinen Willen an sich selbst zu denken – wenn er dann doch seiner selbst vergißt, so liebet er viel“⁷⁴¹ – und liebt in der Art und Weise, die für ein Menschenleben Leid verspricht. Eine gemeinsame, Glück verheißende Zukunft mit Margit – auf Augenhöhe in Rönnedal – kann nur dann entstehen, wenn Olaf Margit heiratet. In der Liebe entscheidet der Mensch nicht nur über sich selbst, sondern auch über den Partner/die Partnerin. Aus diesem Grund müssen alle auf Liebe basierenden Handlungen gut bedacht sein. Gemeinsam besprechen beide ihre Lebenssituation:

„Du nennst mich ‚liebe Margit‘; meinst du so?“
... Es könnte anders sein mit dir und mir;
Die Mutter wünschte, daß es anders wäre.“
„Ich bin ein Knecht, ein armer Knecht; du bist
Das vielumworbne Kind des reichen Knud.“
„Doch all die Bewerber hab' ich abgewiesen.“
„Und einen Werber weist dein Vater ab.“ (W:G, 338)

Gerne möchte Olaf die Ehe mit Margit eingehen, aber er hat wenig Zuversicht, dass der reiche Bauer seine Brautwerbung positiv aufzunehmen wird.

Der Abschluß einer Ehe galt als eine Familienangelegenheit, deren Regelung in erster Linie den beiderseitigen Familienvätern zustand, zumal durch die Heirat nicht nur verwandtschaftliche, sondern auch rechtliche Beziehungen zwischen den Familien von Braut und Bräutigam geschaffen wurden. Da im Pentateuch gesetzliche Bestimmungen fehlen, war altes Gewohnheitsrecht maßgebend, das aus den biblischen Eheabschlüssen und aus dem Vergleich mit dem altbabylonischen Recht erschlossen werden kann. Danach wurde die Brautwerbung in der Regel von dem Vater des Bräutigams eingeleitet ... und die Verhandlungen mit dem Vater der Braut geführt⁷⁴².

⁷⁴⁰ Theodor Storm: *Der Schimmelreiter*, 69.

⁷⁴¹ Sören Kierkegaard: *Die Krankheit zum Tode. Der Hohepriester – der Zöllner – die Sünderin*. In: Sören Kierkegaard: *Gesammelte Werke und Tagebücher*. Aus dem Dänischen übersetzt und mit wissenschaftlichen Anmerkungen versehen von Emanuel Hirsch, Hayo Gerdes und Hans Martin Jungshans, 159.

⁷⁴² Stichwort *Braut Bräutigam*, in: Edmund Kalt: *Biblisches Reallexikon*. Bd. 1, Sp. 280-281.

Da Margit Olafs Werbung wünscht und dies auch seinem Wunsch entspricht, geht der verwaiste Olaf auf den Vorschlag ein – blickt sie „mit seinen tiefen, treuen, blauen Augen“ (W:G, 338) an. Im Gedicht *Die lieben, guten blauen Augen* (1849) zeigt sich die emotionale *Heimat im geliebten Du*, „in lieben, guten blauen Augen“:

Die Heimat, die ich längst gesucht,
Ich habe sie gefunden
In deinen lieben, guten blauen Augen.⁷⁴³

Im *Goliath* sind es wissende Augen, in denen Wehmut liegt. Olaf muss das Leben tapfer und unverzagt nehmen, muss lächeln – trotz aller Bedenken. Margit ist „hoffnungsfreudig und verzagt“ (W:G, 339). Auch sie weiß, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass ihr Vater mit Olaf als Eidam einverstanden sein wird. Dennoch wagen beide den gemeinsam besprochenen Versuch, der auch in Karis Sinne gewesen wäre, denn auch der verstorbenen Mutter war die Verbindung der beiden ein Herzenswunsch.

2.4.3 Misslungene Brautwerbung

Tapfer stellt sich Olaf dem Gespräch mit Knud, das über seine und über eine gemeinsame Zukunft mit Margit entscheiden wird. Er wirbt um die Tochter des reichen Bauern und geht dabei *in medias res*:

„Ich dachte, Herr, ich müßte mit dir sprechen
Um eine Sache – ...
„Ich dachte, Herr, du gibst sie mir zur Frau!“
„Was? Margit dir zur Frau? Du hast im Wald
Tollbeeren wohl verspeist und redest jetzt
Wahnworte sonder Sinn!“ Der Riese starrte
Den Bauern schweigend an. Der Bauer lachte
Ingrimmig und voll Hohn. ... (W:G, 339)

Mit der Werbung verletzt Olaf den Stolz des reichen Knud, da er als armer vaterloser Knecht um die Tochter wirbt. Olaf ist ein Mann, der seine Herkunft nicht zu benennen weiß. Auch Eiwind, Knuds „Häusler“ (W:G, 340), Olafs Vater, hat nie davon gesprochen. Böse verspottet Knud den heimatlosen Knecht: „Wo liegt dein Hof? Wo hauset deine Sippe?/Vielleicht auf Nirgendwo bei Hungerheim“. (Ebd.)

Gerne hätte Knud eine Antwort auf diese Fragen, denn die Kenntnis der Herkunft und der genauen Namen ist in seiner Weltanschauung wichtig, um Macht über eine Sache zu haben. Knud war Eiwind gegenüber von Anfang an misstrauisch, seinen Argwohn hat er auf Olaf übertragen. Eitel sieht der Bauer nur die eigene Situation. Er führt ein Streitgespräch über Herkunft und Besitz. Dass es bei der Werbung um Margit geht und nicht er im Mittelpunkt des Interesses steht, will der eitle Bauer nicht erkennen. Er fühlt sich angegriffen, betrogen und ist zornig. Er hat Angst vor dem kräftigen jungen Mann, dessen Vater vielleicht einen Mord begangen hat. Für Knud ist Olaf so schuldig wie Eiwind. Beiden heimatlosen Männern misst der Bauer einen geringen Wert zu. Knud verteidigt seine Vormachtstellung auf dem Hof, indem er Olafs niedere Stellung verlacht. Der reiche Bauer kann in seiner zornigen Rede nicht Maß halten, ist außer sich und nimmt für sich die Deutungshoheit über die Vergangenheit in Anspruch:

... Erbarmung deuchte mir,
Was Torheit war. Als ich den kleinen Olaf,
Den kläglich wimmernden, an dieser Hand
Mitnahm an meinen Tisch, da ahnt' ich nicht,
Daß er zu einem Goliath erwüchse,
So breit und lang und frech, mich alten Mann
Von meiner Bank, aus Tür und Tor zu drücken. (W:G, 340)

⁷⁴³ Friedrich Wilhelm Weber: Gesammelte Dichtungen in drei Bänden. Bd. 1, 55.

Grundlos ist er in Sorge um die Tochter – „Und Margit? Sprich!“ (W:G, 341) Olaf kann ihn nicht beruhigen, ihn von seiner Unschuld nicht überzeugen.

„Ich weiß nicht, was du fragst. Sie denkt wie ich,
Und ihre Mutter wünschte, was wir wünschen.“ –
... „Du gehst und gehst sogleich, in dieser Stunde!
... „Olaf, du weißt, wie lose
Mein Messer in der Scheide steckt!“ ... (W:G, 341)

Da ihm Olafs Antwort nicht gefällt, verleiht Knud seiner Ablehnung gewaltbereit Nachdruck mit der Androhung eines Messerkampfes. Mit Olafs Brautwerbung sieht er sich in die Rolle des nordischen Kriegers versetzt, bringt mit der Kampfansage zum Ausdruck, wie sehr ihm die Situation missfällt.

Olaf, der Margit liebt und fürsorglich für sie empfindet, sie vor allen Gefahren schützt, ist beschämt über die schweren Vorwürfe, die Knud ihm – aus Olafs Sicht völlig unbegründet und allein aus „Angst und Zorn“ (ebd.) – macht. Knud sieht im Anliegen Olafs seine Vormachtstellung auf dem Hof gefährdet, befürchtet die Entmachtung durch den möglichen Verlust seines Hofes. Besitz, Ehre und Status stehen für ihn an oberster Stelle. In der Brautwerbung reflektiert er nur die eigene Situation. Aus Angst vor der Stärke des Jüngeren vertreibt der alte Bauer Olaf aus Rönnedal, verjagt ihn wie einen gemeinen Dieb von seinem Land. Sein Besitz ist für ihn *heimuote*⁷⁴⁴. Knud ist angesichts des drohenden Heimatverlustes, den er für sich befürchtet, nicht bei Sinnen. Er tobt wie „ein Kranker“ (W:G,343) und verbannt Olaf. Integration lässt er aufgrund seiner starken Angst vor Verdrängung nicht zu. Der Gedanke einer möglichen Einordnung Olafs auf Rönnetal entsprach von Anfang an nicht seinem Willen.

Enttäuscht, aber gelassen, erwidert Olaf zum Abschied seinem langjährigen Wirt:

„Ich war ein Waisenkind, hilflos und arm,
Dir zugelaufen, fremd, wie mir mein Hund:
Du nahmst mich in dein Haus, du schenktest gütig
Mir Kleid und Brot und ließest mich belehren
In allem Guten: sieh, das dank' ich dir
Und einer, die mir liebevoll war. ...
... Ich diene dir, du warst kein milder Herr,
Nach Pflicht und Schuldigkeit, in Treu' und Furcht
Mit voller Kraft, seit Gott mir Kraft verlieh;
So wollt' ich fürder tun: du willst es nicht.
Ich warb um Margit, nicht um deinen Hof,
In Ehrbarkeit und Zucht; du weisest mich
Mit bitterem Spott, mit schnöder Kränkung ab.
Das ist nicht wohlgetan, du stolzer Knud;
Mir hätte wohl ein dürres Nein genügt.
Jetzt heißest du mich gehn: ich gehe schon,
Doch ehrlich, wie ich kam, und nicht als Schelm!“ (W:G, 341-342)

Die ruhige und aufrichtige Rede des jungen Mannes, in der Olaf seine Sicht des Geschehenen schildert, ärgert und beschämt den reichen Bauern. Olaf hätte hinreichend Grund, brüskiert zu sein, aber er hat vor allem erkannt, dass er den Ort, an dem er zum Mann herangewachsen ist, nun verlassen muss. Einer *Heimat* auf Rönnedal muss er entsagen, denn Knud gewährt ihm diese Möglichkeit nicht.

⁷⁴⁴ Im mhd. Wort *heimuote* („mhd heimôte und heimuoete neben heimôt und heimuoet“) lässt sich noch erkennen „wie man das wort missverständlich mit muot zusammenbrachte ... klar zeigt sich dieses zusammenbringen in der form heinmout LEXER wb. 1, 1221; welcher tod dich füret zû der heinmut dins vatterlands der ewigen seligkeit. ... heimat ist seit dem 15. jahrh. aus verschiedenen gegenden nachweisbar“. (Schreibweise im Zitat) Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis 1971. Bd. 10, Sp. 865.

Mit Margit lebt Olaf in einer „Gesinnungsgemeinschaft“, aber mit Knud hat er sich bedauerlicher Weise in einer „Kampfgemeinschaft“ befunden.⁷⁴⁵ Dies zeigte sich bereits in den Verhaltensmustern in der Romaepisode. Stellvertretend für den Bauern musste er in der Nacht über die Roma Wache halten, wurde aber dennoch den Fremden zugezählt.

Einen Zweikampf mit Knud lehnt Olaf aus innerer Überzeugung ab. Die Kräfte sind bei den beiden Männern zu ungleich verteilt. Mit einem einzigen Fausthieb könnte Olaf Knud erschlagen. Da das Christentum Olafs *geistige Heimat* ist, gelingt es ihm erfolgreich, sich den rauen Wikingertraditionen auf Rönnedal zu widersetzen, er folgt dem Gesetz der Stärke nicht. Muss Olaf Margit in der Weltsicht Knuds erbeuten, sie rauben, um mit ihr glücklich sein zu dürfen? Treuherzig hat er dem Willen Margits entsprochen und um sie geworben. Auch zukünftig wollte er für sie Sorge tragen, alle Arbeiten auf dem Hof mit Fleiß und Kraft erledigen. Anmaßend und spöttisch hat der Bauer über Olafs Leben Gericht gehalten. Dabei trafen zwei unterschiedliche Lebensauffassungen in der verbalen Auseinandersetzung des Streitgesprächs unvermittelt aufeinander. In Knuds Weltsicht überwiegen die heidnischen, bei Olaf die christlichen Komponenten. Ein gemeinsamer Nenner kann nicht gefunden werden.⁷⁴⁶

Die Brautwerbung eskaliert zu einem Streitgespräch, das verdeutlicht, dass es dem Dichter im *Goliath* um das Aufzeigen fehlender Menschlichkeit geht, er soziale Unterschiede, die die Menschen willkürlich begrenzen, verachtet. Der Bauer misst den Menschen, je nach sozialer Stellung, einen unterschiedlichen Wert zu – wie beim Schachspiel; aber bei diesem königlichen Spiel ist der Bauer die Figur mit dem geringsten Wert. Da einem Menschen nicht mehr Wert zugemessen werden darf als einem anderen, hat derjenige/diejenige, der/die die Welt wie ein Schachspiel betrachtet, es moralisch verdient, zu verlieren.

Übelgelaunt und beleidigt bewirft Knud Olaf mit einem Beutel Geld, so wie ein Herr seinem Hund den Knochen zuwirft. Es ist die Entlohnung für Olafs langjährige Dienste auf dem Hof. Knuds Verhalten Olaf gegenüber war lange Jahre intransparent und somit unberechenbar. Wütend verbannt Knud Olaf für alle Zeit von seinem Land. Auch wenn Olaf begütert und in hoher gesellschaftlicher Stellung wiederkäme, wolle er ihn nicht mehr auf seinem Hof sehen. Olaf hat sich der Weltsicht des reichen Bauern, der seine Traumwelt immer verachtet hat, nicht bereitwillig untergeordnet. Seit seiner Kindheit war Olaf in eine traumhafte Märchenwelt geflohen, da sie ihm im harten Alltag auf Rönnedal Trost spendete. Die Traumbilder konnten das reale Leid im Leben des jungen Mannes stets überlagern. Nun – nach dem misslungenen Dialog um Margit, der Prinzessin seiner Kindertage – ist Olaf bereit zu gehen; nichts hält ihn mehr auf Rönnedal. Knud vermeidet im weiteren Verlauf der Unterredung, von seiner Tochter zu sprechen, denn für ihn geht es um anderes. Nur Olaf geht auf sie ein. Für ihn ist sie der wichtige Gesprächsinhalt der Werbung und letztendlich auch die Ursache für den Streit, in den er mit dem Brautvater geraten ist. Er überlässt Margits Vater in dem misslungenen Gespräch nicht das letzte Wort:

„Dein Geld begehrt' ich nicht; behalt es nur;
Es ist dir werter als dein eignes Kind.
... Nichts nehm' ich mit, als was ich dir gebracht:
Ein Stückchen Brot, des Leibes dürft'ge Hülle
Und meines Vaters Axt. Nun fahre wohl:
Knud Erikson, ich bin dein Knecht nicht mehr!“ (W:G, 343)

Olaf ‚kündigt‘ mit ehrlichen Worten dem Bauern und verlässt enttäuscht den Hof. Er verlässt Rönnedal so wie er diesen Ort als Kind betreten hat, traurig und mit viel Leid in seinem jungen Herzen. Olaf muss seinen eigenen Weg im Leben finden, ein eigenes Leben führen, das nicht mit Rönnedal in Verbindung steht. In Olafs Figur spiegelt sich das Grundgefühl des entwurzelten

⁷⁴⁵ Vgl. dazu Barbara Hahn: Die Jüdin Palas Athene. Auch eine Theorie der Moderne, 239.

⁷⁴⁶ Mit *Dreizehnlinden* entwarf Weber ein Westfalenlied, dem eine christliche Versöhnungsutopie (Gemeinschaft der Christen) anhängig war, 14 Jahre später nimmt er im *Goliath* eine kritische Korrektur vor: Die kulturelle Welt der Wikinger und der Christen findet keinen gemeinsamen Nenner. Nicht zuletzt aus diesem Grunde ist die Geschichte, die erzählt wird, eine traurige. Knud und Olaf leben in parallelen Welten, die sich nicht berühren.

Menschen. Die innere Verletzung durch den Heimatverlust wiederholt sich schicksalhaft und bestimmt fortan das Grundverhältnis seines Daseins zur Welt. Dankbarkeit, Milde und Güte, Eigenschaften über die der christliche Olaf verfügt, darf er vom Bauern nicht einfordern. *Weber* ließ bereits seinen Uhu in *Dreizehnlinden* verkünden, dass „Dienst für andere“ (W:D, 166) sich selten lohne, denn für die Menschen gelte: „Beste Lust ist Lust am Schaden“ (W:D, 167). Knud hat seine Macht gegen Olaf strategisch ausgespielt und den Mann, in dem er eine Gefahr für seine Vormachtstellung auf dem Hof sieht, verbannt.

Der egoistische Ehrgeiz, der dem christlichen Olaf fehlt, hat in Theodor Storms Novelle *Der Schimmelreiter* den passenden Ausdruck in der Figur Hauke Hains erfahren. In Storms Novelle liegt eine grundlegend andere Motivation für den Wunsch auf eine Eheschließung vor: Hauke Hains Vater hat kurz vor seinem Tod das Bedürfnis im Sohn geweckt, Deichgraf zu werden.

»Als du, noch ein halber Junge, zu dem Deichgrafen in Dienst gingst, da lag's in deinem Kopf, das selbst einmal zu werden. Das hatte mich angesteckt, und ich dachte auch allmählich, du seiest der rechte Mann dazu, aber dein Erbe war für solch ein Amt zu klein ... ich dacht es zu vermehren.« ... »Es ist nicht viel ... Mög' es zu deinem Erdenleben dienen!«⁷⁴⁷

Nach der Beerdigung des Vaters kommt Elke ins Haus, um Ordnung zu schaffen und Hauke zum Essen mit in ihr Heim zu nehmen. Dort erledigt Hauke wie selbstverständlich die Deichgrafenarbeit von Elkes Vater. Der ehrgeizige Gedanke, dass er der rechte Mann für das Deichgrafenamt sei, lässt Hauke nicht mehr los. „Das war es; sein Vater, der es verstehen mußte, der ja der klügste Mann im Dorf gewesen war, hatte ihm dieses Wort wie eine letzte Gabe seinem Erbe beigelegt.“⁷⁴⁸ Hauke fasst den Entschluss, seinen Grundbesitz in diesem Sinne zu mehren, denn auch das größere Erbe weist nicht die Größe auf, die der Grundbesitz des Deichgrafen haben sollte. Mit Blick auf seinen alten Gegenspieler Ole Peters, der eine Erbschaft angetreten hat und auf dem besten Wege ist, ein wohlhabender Mann zu werden, treten zu Haukes Ehrgeiz auch die Eifersucht und ein allgemeiner Argwohn gegen seine Mitmenschen:

Eine Reihe von Gesichtern ging an seinem innern Blick vorüber, und sie sahen ihn alle mit bösen Augen an; da faßte ihn ein Groll gegen diese Menschen: er streckte die Arme aus, als griffe er nach ihnen, denn sie wollten ihn vom Amte drängen, zu dem von allen nur er berufen war. – Und die Gedanken ließen ihn nicht; sie waren immer da, und so wuchsen in seinem jungen Herzen neben der Ehrenhaftigkeit und Liebe auch die Ehrsucht und der Haß. Aber diese beiden verschloß er tief in seinem Innern; selbst Elke ahnte nichts davon.⁷⁴⁹

Hauke ist – wie Ole – in der Lage, sich ein größeres Vermögen durch eine anstehende Erbschaft zu verschaffen, denn es steht nicht zum Besten mit der Gesundheit des alten Deichgrafen. Hauke muss nur endlich die passende Gelegenheit finden, den Goldring aus der Westentasche zu ziehen, um sich mit Elke zu verloben. Bei einem Hochzeitsessen, zu dem beide geladen sind, steckt Hauke den Ring mutig an Elkes Finger. „»Läßt du ihn sitzen?« frug er zitternd ... »Kannst du warten, Hauke?« frug sie leise. ... »ja, Elke, ich kann warten – wenn's nur ein menschlich Absehen hat!«⁷⁵⁰

Die Poesie [mittelhochdeutscher Zeit, die *Weber* für sich als literarische Heimat favorisiert] hat eine andere Moral als das Leben. Ihr ist eine gesetzliche Ehe unsittlich, wenn sie nicht aus Herzensneigung geschlossen ist, und jede Vereinigung von Mann und Frau sittlich, falls sie auf wahrer Liebe beruht.⁷⁵¹

Margit verabschiedet sich von ‚ihrem‘ „heimatlosen Mann“ (W:G, 343), der, weil er ihren, seinen und den Wunsch der toten Mutter erfüllen wollte, Rönnedal nun für immer verlassen muss. Knuds verletzende Worte haben zwei unschuldige Menschen solcherart ins Unglück gestürzt, dass ihre gegenseitige Liebe niemals erlöschen wird. Olaf und Margit geben sich einen Schwur.

⁷⁴⁷ Theodor Storm: *Der Schimmelreiter*, 52-53.

⁷⁴⁸ Ebd. 56-57.

⁷⁴⁹ Ebd. 57.

⁷⁵⁰ Ebd. 58.

⁷⁵¹ Karl Heinemann: *Die deutsche Dichtung. Grundriß der deutschen Literaturgeschichte*, 32.

Sie bot ihm stumm die Hand, sie weinte nicht,
Doch schmerzlich zuckt' es ihr um Aug' und Lippe.
So standen sie und blickten vor sich hin,
Die jungen Herzen voll von bitterm Weh,
Bereit zum Scheiden ohne Trost und Hoffnung
Auf Wiedersehn und Glück in dieser Welt. (W:G, 343)

Die romantische Liebe setzt die Ferne zum Geliebten voraus. Olaf wagt es nicht, gegen die Entscheidung des reichen Bauern, der die Grenzen und Einschränkungen des eigenen Alters nicht akzeptieren will, anzugehen und in der Nähe zu verweilen. Er ist zum Abschied bereit und beteuert, dass das Wohl Margits ihm für alle Zeit ein kostbares Gut sein werde. Gutmütig hatte Olaf Knuds Vormachtstellung auf Rönnedal nie infrage gestellt.

... „Dein Vater hat die Macht,
Auch wohl das Recht zu dem, was er gebot:
Sein Wille scheidet uns für alle Zeit,
... Ich denke dein! Gleichwie der Himmelswagen
Den Angelstern unwandelbar umkreist,
So bleibt bei dir mein Sinnen und mein Sorgen. – (W:G, 344)

Auch Margit ist zum Abschied bereit. Knud sprach ein Machtwort, dessen Inhalt für zeitlich-unbegrenzte Dauer Geltung haben soll. Knuds harte Charakterzüge lassen keinerlei Verständnis für die Mitmenschen aufkommen. Er bewertet zwischenmenschliche Beziehungen allein am Profit, den sie hervorbringen. Margit gibt Olaf ihr Treuegelöbnis auf Lebenszeit. Sie bleibt im Gespräch mit Olaf stark, denn sie weiß, dass sie ihn ziehen lassen muss.⁷⁵²

„Es ist so hart – und doch, nun mußst du gehn;
Ich denke dein!“ ...
Der Riese wurde weich; ihm quoll die Träne;
Dem Mädchen brach das Herz, sie weinte nicht;
„Olaf, ich denke dein, solange mein Auge
Den Himmelswagen sieht. Fahr wohl, fahr wohl!“ (W:G, 344)

Den Rat Olafs, zu bedenken, dass sie die Tochter eines reichen Bauern sei, die nicht auf ihn warten müsse, beherzigt sie nicht. Sie hat sich entschieden, für ihn *alles* sein zu wollen. Ihre Liebe zu Olaf wird durch das Machtwort des Vaters auf eine romantische Liebe⁷⁵³, die sich aus Sehnsucht und Erinnerung nährt, reduziert. Margits Herz wird ihm – trotz der räumlichen Trennung – für immer gehören. Sie ist auch für die Ehe mit Olaf bereit gewesen, hatte diesen Entschluß gefasst. In der christlichen Weltansicht ist die Ehe „ein höherer Ausdruck für die L[iiebe]“.⁷⁵⁴ Kierkegaard schreibt in *Entweder/Oder* über die Eigenschaften der romantischen Liebe und über die Ehe:

Die romantische L[iiebe] ... [ist] zwar edel, weil sie, wie alle wahre L[iiebe], «das Bewußtsein der Ewigkeit» in sich aufgenommen hat. Da aber diese Überzeugung «nur in Naturbestimmung ihren Grund findet, so ist das Ewige gegründet auf das Zeitliche». Damit hebt sie sich selber auf und «erweist sich als eine Illusion». Die «höhere Begründung» gewinnt die L[iiebe] erst in der auf religiös-sittlicher Verantwortung beruhenden Ehe. ... «In der Verliebtheit wollen die Liebenden einander gehören auf *ewig*; im Entschluß beschließen sie, für einander *alles* zu sein».⁷⁵⁵

⁷⁵² Vgl. Der von Kürenberger: Ich zôch mir einen valken. Text z.B. im Projekt Gutenberg; <http://gutenberg.spiegel.de/buch/verschiedene-gedichte-4559/15> (Stand: 20.12.2015).

⁷⁵³ Im Gegensatz zur romantischen Liebe ist dem „Wesen der klassischen Liebe, wie Goethe sie in fast antiker Reinheit hatte, ... die Sehnsucht und Erinnerung fremd .. Sie ist gebunden an die Gegenwart des Gegenstandes. ... Diese Liebe erschöpfte sich an ihrem Gegenstande, ohne über ihn hinauszugehen. Der Gegenstand war ihre Grenze und Erfüllung. Es war nach einem Worte Friedrich Schlegels: eine Liebe des Besitzes. Sie mußte besitzen, wenn sie nicht sterben sollte. Sie konnte nicht Sehnsucht bleiben.“ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 50-51.

⁷⁵⁴ Stichwort *Liebe* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 5, Sp. 316.

⁷⁵⁵ Ebd.

Margits nächster Weg führt zum Grab Eiwinds und Randis, dort weint sie „bitterlich“. (W:G, 344) Auch dem Grab der Eltern wird sich Olaf durch die in Wut und Zorn gesprochenen harten Worte des Bauern zukünftig nicht mehr nähern dürfen. Knud trennt ihn nicht nur von Margit, sondern auch von der Grabstätte seiner verstorbenen Eltern.⁷⁵⁶ Olaf trägt keine Schuld daran, dass er von Margits Vater verstoßen und ausgewiesen wird. Ihre Tränen sollen seinen Kummer nicht verstärken. Zum Weinen geht sie an einen früheren Unglücksort, an das Grab seiner Eltern. „Die Trauer der Braut um den Verlust ihres Verlobten [ist] ein Typus der denkbar tiefsten Trauer“.⁷⁵⁷ Margit glaubt, dass Olaf der richtige Partner für sie ist. Gerne wäre sie mit ihm die Ehe, die Verbindung für immer, eingegangen, hat gehofft, mit ihm grenzenlos glücklich zu werden. Am Grab, dem Lieblingsort romantischem Gedenkens, wird sie sich ihm nahe fühlen und trauern über den Verlust der gemeinsamen glücklichen Zukunft, die ihr durch die Vorurteile des Großbauern genommen worden ist.

2.5 Margits veränderter Alltag – Knuds Heimkehr nach Hitterdal

„Das war ein finstrer Sonntagnachmittag/Auf Rönnedal, als Olaf fortgegangen./... Als hätt' ein Unglücksfall den Hof betroffen“.(W:G, 359-360) Knud sucht lange nach Margit und dem kleinen Erik. Erst „am andern Morgen“ (W:G, 360) findet ein Gespräch zwischen Vater und Tochter, der „Erbin“ (ebd.) Rönnedals, statt.⁷⁵⁸ Knud, der auf Rönnedal das Sagen hat, wiederholt seinen strategischen „Befehl“ (ebd.). Er verlängert die zeitliche Dauer der Wirkkraft seines Machtworts rechtsgültig über den eigenen Tod hinaus und greift – vielleicht auch mit Allmachtsfantasien – erneut in die Lebensumstände seiner Tochter ein, diktiert ihr für ihr zukünftiges Leben seine Bedingungen als Verhaltensregeln auf dem Hof. Knud will Margit – wie zuvor Kari – für sich verfügbar machen und bestimmt:

Es ist mein Wille, mein Befehl, du hörst,
 Daß Olaf Eiwindson nach diesem Tage
 Mein Haus und Eigentum nicht mehr betritt,
 ... Und tragt ihr mich hinaus nach Hitterdal,
 Du rufst ihn nicht, du nimmst ihn nie zum Manne!
 ... Mein Sinn ist eisern; was nicht biegt, das bricht. (W:G, 360)

Knud will über alle Sitten herrschen, die auf seinem Hof Gültigkeit haben. Eigensinnig und stur schafft der Bauer auf Rönnedal eine Situation, in der er das Herz seiner Tochter nicht zurückgewinnen kann. Die Ausübung seiner Macht basiert zum einen auf Sicht unserer heutigen Gegenwart interpretiert und formuliert: auf dem typischen Verhalten eines „Selbstbedienungskatholiken“⁷⁵⁹, der nur die Lebensregeln aus dem christlichen Angebot für sich wählt, die ohnehin seiner Lebenseinstellung entsprechen und zum anderen auf reiner Lustökonomie. Knud liebt die Macht, die er verspürt, wenn er das Verhalten seiner Mitmenschen bestimmt. Im Gegensatz zum Sohn darf sich ein Mädchen nicht ohne Einwilligung des Vaters einen Bräutigam suchen „solange es noch unter der väterlichen Gewalt“⁷⁶⁰ steht.

Nur eine Erbtochter, eine geschiedene Frau oder eine Witwe konnte sich selbstständig vermählen. Auch nach dem Tod des Vaters blieb dem Mädchen ein solches Recht versagt; ihre Verlobung war von der Zustimmung der Brüder .. oder Mutter .. abhängig. Ob diese auch schon zu Lebzeiten des Vaters ein Mitbestimmungsrecht hatten, ist weder aus dem AT noch aus dem babylonischen Recht zu erkennen; ihren Einfluß konnten sie sicher geltend machen⁷⁶¹.

⁷⁵⁶ Wir erinnern an die Figur Friedrich Mergels in *Droste-Hülshoffs Judenbuche*, das ‚entzweigerissene und verkrümmte Wesen‘, dem der Platz auf dem christlichen Friedhof im Grab neben der Mutter als Ort der Heimkehr verwehrt worden ist. Vgl. dazu A 2.3 dieser Arbeit.

⁷⁵⁷ Stichwort *Braut, Bräutigam* in: Edmund Kalt: *Biblisches Reallexikon*. Bd. 1, Sp. 283.

⁷⁵⁸ Der kleine Erik lebt zu diesem Zeitpunkt noch und ist der rechtmäßige Erbe Rönnedals.

⁷⁵⁹ Doug Saunders: *Mythos Überfremdung. Eine Abrechnung*. Aus dem Englischen von Werner Roller, 96.

„Katholiken wird von der Amtskirche nicht die Möglichkeit eingeräumt, die Lehren der Kirche selektiv zu befolgen“. Ebd.

⁷⁶⁰ Stichwort *Braut, Bräutigam* in: Edmund Kalt: *Biblisches Reallexikon*. Bd. 1, Sp. 281.

⁷⁶¹ Ebd.

Auch nach dem Tod des Vaters soll Margit die Möglichkeit verwehrt bleiben, ein selbstbestimmtes Leben zu führen – das ist der Wille des reichen Bauern. Er bedient sich selbstherrlich des christlichen Moralkodex, dem sich die Tochter verpflichtet fühlt, um seine egoistischen Ziele durchzusetzen. Das 4. Gebot besteht aus der Aufforderung: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden. Die Möglichkeit, die Mutter zu ehren, nimmt der Vater der Tochter mit der Pervertierung dieses Gebots. Es war der Wunsch der Mutter, dass Olaf Eidam werde, nur aus Angst hatte sie dies ihrem Gatten verschwiegen. Knud gesteht Kari keine eigenständigen Gedanken zu. Auf diese Weise verwehrt der Gatte seiner toten Frau alle Wünsche, auch ihren letzten Wunsch. In Knuds Welt sind allein seine Gedanken maßgeblich, nur sein Wille zählt. Knud stellt die Gewohnheiten der alten Welt lachend über die Gesetze des Christentums: „Brauch ist Gesetz!“ (W:G, 360) Mit Spott erklärt er seiner christlichen Tochter, der Frau ⁷⁶², die nun als Hausfrau auf dem Hof agieren muss, wie wenig er von ihrem Geschlecht hält.

In deiner Weisheit redest du dir ein,
 Der Sinn des Menschen sei ein unsted Ding,
 Dem Winde gleich, der heute scharf und kalt
 Und morgen warm und weich im Hofe weht. (W:G, 360)

Aber: „Swær wænet, daz er wîse sî, dem wont ein tøre nâhe bî.“⁷⁶³ Umsonst hatte die tote Mutter auf Einsicht gehofft, geglaubt, Knud könne sich vielleicht doch noch ändern und deswegen zu lange zu den Verhaltensweisen ihres Mannes geschwiegen. Margits kommunikatives Verhalten folgt einer Spruchweisheit aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, einem kurzen Reimpaar der Sammlung *Freidanks Bescheidenheit*: „Swær tøren welle stillen,/der rede nâch ir willen.“⁷⁶⁴

Die Antwort der Tochter ihrem Vater gegenüber ist in ihrer ausweglosen Lage unmissverständlich. Auch Margit verfügt wie ihr undiplomatischer Vater über einen eisernen Willen. Ihr gelingt es, trotz des Zugeständnisses in der Antwort, den anderen in der Unterredung zu kränken:

... „Du bleibst so, wie du bist,
 Und Margit ist dein Kind. Dein Wille gelte!
 Ich nehme Olaf nicht: du wehrst es mir;
 Doch nehme ich niemals, niemals einen andern.
 Das ist mein Sinn! “
 ... Du konntest nein zu seiner Werbung sagen,
 Des wackern Manns, den meine arme Mutter
 Vor allen andern sich zum Eidam wünschte
 ... Du hast ihn kalt verhöhnt, mit Spott und Schmach,
 Nach deiner Art, ihm schlecht belohnt die Treue,
 ... O hätte nur die Mutter dir gesagt,
 Was sie dir täglich, stündlich sagen wollte!
 Sie schwieg aus Furcht vor deinem Aufbegehren,
 Sie liebte dich und zitterte vor dir.
 Oft weinte sie; ich sah's; dich rührte nie
 Ihr stummes Leid: du kennst nur deinen Hof. (W:G, 360-361)

Ein Gespräch zwischen den Eltern, in dem die Mutter ihren Wunsch ausgesprochen hätte, hätte die Situation nicht verändern können. Knud hätte verlangt, dass Kari sich seinem Willen unterordnet. Nie hat er seine Frau als gleichwertig betrachtet. Margit, die Tochter, liebt ihren Vater nur bedingt. Sie zittert nicht vor ihm. Sie ist wütend. Da Margit Olaf nicht heiraten darf, verzichtet sie auf einen angetrauten Gatten für alle Zeit und nutzt die einzige Möglichkeit, die ihr bleibt, um sich gegen den Willen des Vaters aufzulehnen. Für sie ist der reiche Vater ein egozentrischer und schlechter Mensch.

⁷⁶² Ab der Spätvikingerzeit – nach Einführung des Christentums – hat die Frau an Wert und Bedeutung stark verloren. Das Wenige, was das Christentum der Frau zugesteht, ist, dass auch von ihr ein Einverständnis für eine Eheschließung vorliegen muss. Sie darf nicht gegen ihren Willen verheiratet werden.

⁷⁶³ Walther von der Vogelweide mit einer Auswahl aus Minnesang und Spruchdichtung. Mit Anmerkungen und einem Wörterbuch von Professor Otto Güntter, 120.

⁷⁶⁴ Ebd.

Margit weiß, dass sie – wie ihre Mutter zuvor – bei ihm auf kein Verständnis stoßen wird, denn er ist kein verständiger Mann. Für ihn zählt im Leben nur der eigene Wille und der materielle Zugewinn. Knud ist empört über die Widerworte seiner Tochter. Sie entschuldigt sich mit einem weiteren Vorwurf, der zeigt, dass sie die alleinige Schuld beim Vater sieht:

„Verzeih der Hast! Unsanfte Worte redet,
Wem Kummernis und Harm die Seele füllt.
... Vielleicht gereut es dich.“ (W:G, 361)

Knud antwortet nicht. Verständnislos schüttelt er den alten Kopf, denn seine Tochter scheint ihn nicht verstanden zu haben. Dabei hatte er ihr doch unmissverständlich mitgeteilt, was er von „Weiberworte[n]“ (W:G, 360) hält. Wie ihre Mutter hofft Margit vergeblich auf eine positive Veränderung beim Bauern. Es wird ihm nie gereuen, denn er sieht sich als Nachfahre des Wikingers Thorkil. Knud ist kein aufrichtiger Christ. Er nutzt das Recht der alten Welt für die Durchsetzung seiner Belange und wertet die Verbannung Olafs vom Hof als Maßnahme der Selbsterhaltung. Mitleid empfindet er nicht, denn es wäre ihm in seiner Verwurzelung in der Haltung der alten Welt eine Sünde. Vehement kämpft der vergreisende Bauer gegen den unaufhaltsamen Prozess des Alterns an. In seiner Wikingerwelt, in der die Stärke das wichtigste Attribut des Mannes ist, will er keine Schwäche zeigen, sich keine Blöße geben. Sein Altersstarrsinn und eine sich langsam ausweitende, noch unbemerkte Krankheit unterstützen ihn in dem Glauben, er habe richtig gehandelt und die richtigen Entscheidungen getroffen. Dement bewegt er sich vom „Stuhl zum Bett, vom Bett zum Stuhl“. (W:G, 362) Flexible und komplexe Gedankengängen gelingen dem erkrankten Mann nicht mehr. Mit regelmäßigem Alkoholmissbrauch unterstützt und beschleunigt er den Verlauf der Krankheit. „Auch sprach er heimlich oft der Flasche zu, /Vielleicht um zu vergessen Reu' und Harm:/Die Tochter sah's, sie weinte [wie die Mutter] still und schwieg.“ (Ebd.) Margit legt die Situation in Richtung ihrer Deutung aus. Aber es ist nicht die Reue, die ihn zum Trinken anregt. Knud versucht im Rausch das Vergessen zu vergessen. Der Hof versinkt in „Finsternis und Traurigkeit“. (Ebd.)

Die Lebenssituation wird sich für Margit auf Rönnedal zu Lebzeiten Knuds nicht verbessern. Jahr um Jahr vergeht ohne Veränderung. Knud verspürt keinerlei Interesse mehr an den Reizen der Umwelt. Müde sitzt er im Lehnstuhl und wärmt sich am Ofen. Erik stirbt. Er wird im Stall „vom Hengst erschlagen“. (Ebd.) Es ist ein Unglück, möglicherweise verursacht durch Nachlässigkeit. Olaf konnte das kräftige Tier stets bändigen. Der Leserschaft zeigt sich in den Versen auch die zeitgenössische Tendenz eines „biologischen Idealismus“⁷⁶⁵, der Kranke und Schwache bereitwillig dem Tod überlässt, denn sie sind es, die „das Christentum über die Welt gebracht [haben], das Nietzsche nicht weniger verabscheut und haßt als Sade.“⁷⁶⁶ „Knud hatte keine Träne“. (Ebd.) Er versteht die Welt um sich herum nicht mehr. Sein fester Wille, der zu einem Starrsinn verkommen ist, der ihn irre leitet, und seine Boshaftigkeit, die sich nach wie vor in seinen Worten zeigt, sind die Mittel, mit denen er gegen die ihm fremd werdende Umwelt anrennt – wie ein Stier der alten Welt. Immer weniger ist ihm vertraut. Er verliert immer mehr Bezugspunkte innerhalb derer er sich orientieren kann. Für den Kranken befindet sich seine *Heimat* in einem stetigen Auflösungsprozess. Sein steifer Nacken ist das deutliche Zeichen, dass ihn das Leben überfordert. Er ist verzweifelt. „Oft schrie er in der Nacht: „O Kari, Kari!“/Auch Erik dacht' er wohl.“ (Ebd.)

Mit Margit spricht er über die Vergangenheit – mit Spott und auch mit Freude, denn es gibt etwas, an das er sich erinnern kann, das er mit ihr – im gemeinsamen Gespräch – teilen kann. In diesen Momenten fühlt er sich dem Leben noch gewachsen, aber – von ihm unbemerkt – verändern sich im Erinnern ab und zu die Beweggründe der erinnerten Handlungsabläufe. Wenn Margit ihn verbessert, reagiert er mit Verärgerung. Er will sich ihr gegenüber behaupten, indem er ihr – immer wieder aufs Neue – seinen Willen aufzwingt.

⁷⁶⁵ Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Exkurs II: Juliette oder Aufklärung und Moral, 88-127. In: Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, 104.

⁷⁶⁶ Ebd. 107.

Margit erkennt die Krankheit, die Auslöser für das Verhalten des Vaters ist, nicht. Unnötig leidet sie unter den Worten des alten Mannes. Sie ist wehrlos in den Dialogen, die sie mit ihm führt, und ihre Reaktion ist unangemessen. Deutlich zeigen sich ihr eigener Zorn und die beständige Eifersucht des Vaters.

„Was weißt du, Margit, von dem langen Ola [sic]?
Er war ein starker Mensch, der lange Ola,
Er schaffte mehr als drei. Er brauchte nicht
Heißköpfig fortzugehn, der lange Ola.“
„Du jagtest ihn, er sollt' und mußte fort,
Der fremde Hund, er mußst' und sollte fort.“
„Er brauchte nicht so hastig fortzugehn.“ –
„So könnt' er wiederkommen? Meinst du das?“
„Du bist so falsch wie Wasser! Merk es dir!
Was bin ich euch? Ein Stein auf eurem Weg,
Auf seinem Weg zurück nach Rönnedal.
Ich sagte, daß er nie, solange er lebt,
Mein Haus und Eigentum betreten soll“ (W:G, 363)

Neue Gedanken kann das absterbende Gehirn des Erkrankten nicht mehr verarbeiten. Verunsichert schlägt Knud mit Worten auf die ihm fremd gewordene Welt ein, klammert sich an sein noch vorhandenes Wissen über Vergangenes. Nur bestimmte Erinnerungen, verwahrt im Langzeitgedächtnis, sind dem verbitterten Mann geblieben – der ungerechte Rauswurf Olafs zählt zu diesen Erinnerungen. An das Machtwort erinnert sich der alte Bauer ganz genau. Die Situation hat ihn emotional so stark erregt, dass er sich noch für sehr lange Zeit an jedes der in Hass und Angst gesprochenen Worte erinnern wird. Die Lage auf Rönnedal bleibt für Margit beklagenswert. Die Welt des alten Bauern ist aus dem Takt geraten. Knud stirbt. Er ist „zum langen/Traumlosen Schlaf ins Bett zu Hitterdal“ (ebd.) gegangen. Margit trauert um ihn, trotz des Leids, das er ihr zugefügt hat, denn er war ihr Vater.

Nur Margit weint' ihm nach. Sie war allein!
Die Sommer schlichen ihr, die Winter hin
In stetem Gram, in Trauer um die Toten
Und stillem Leid um einen, den sie tief
Und treu im Herzen trug, wie unterm Schnee
Das bleiche Glöckchen heimlich lebt und atmet.
Sie nannt' ihn niemals ...“ (W:G, 363)

Ihre Liebe zu Olaf bleibt nach dem Tod Knuds auf Rönnedal unausgesprochen, da ihr Vater sie für alle Zeit verboten hat. Still leidet sie unter der unerfüllten Liebe. Sie liebt Olaf immerwährend. Mit Rasmus, ihrem Knecht, erledigt sie die anfallenden Arbeiten auf dem Hof wie einst mit Olaf.

Sie war ein schönes Weib, die reiche Herrin
Des schönsten Hofes im Tal. (W:G, 364)

Eigenständig Vermögen zu verwalten war in der Weltanschauung der alten Zeit für Frauen etwas Ungewöhnliches. Nur die Frauen der Nordmänner haben im Sommer die Höfe bewirtschaftet, während die Männer auf *Wiking* waren. Starke Frauen gab es in der Zeit des frühen Mittelalters nur im Norden. In der Spätwikingzeit ist ihre Stärke schnell wieder in Vergessenheit geraten. Margit, die nach dem Tod des Vaters auf Rönnedal ein eigenständiges Leben führt, ist eine starke Frau.

Viele Männer werben um die Hand der reichen Bäuerin. Alle Bewerber weist sie ab und bespricht sich mit Nils dem Geiger, dem „schlaue[n] Fuchs“ (ebd.), der weit im Land umherreist, viele kennt und vieles weiß. Wird Margit tätig und lässt Olaf suchen? Es ist nicht verwunderlich, dass *Weber* Margit in der Bewirtschaftung des Hofes als eigenständig charakterisiert. Auch hier folgt der Dichter einer romantischen Vorlage. Bei den Romantikern „gesellen sich“ zu „den ästhetischen, philosophischen und religiösen Reflexionen .. Ideen zur Moral, namentlich zur Gleichberechtigung der Frau, zur Partnerschaft der

Geschlechter, zu Fragen der Politik und der Gesellschaft: Die Romantiker treten von Anfang an mit dem Anspruch auf, alle Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des sozialen Lebens einer Neugestaltung entgegenzuführen.⁷⁶⁷

Margit nimmt Kontakt mit der Familie ihres Onkels auf. Ihr Vater hat seinen Bruder nie gemocht, „doch Margit .. [ist] ihm gut“ (W:G, 365). Sören Erikson, seine Frau und seine vielen Kinder sind Margits nächste Blutsverwandte. Sie besitzen im Gebirge nur ein „karges Gut“ (ebd.). Mit „reichlichen Geschenken“ wiegt sie „manches derb unholde Wort“ des verstorbenen Vaters auf. (Ebd.) Sie ist weder engstirnig noch geizig. Sie teilt gern mit ihrer Verwandtschaft. Glück ist das einzige, was sich im Leben mehrt, wenn man es mit anderen teilt. Das persönliche erfüllte Liebesglück aber bleibt für sie verloren. Sie beredet viel mit ihrem Onkel, aber zwei Dinge sparen sie in der Unterhaltung auf. Sie sprechen „von Olaf nie, von Margits Zukunft nie“. (Ebd.) Sören ist „ein treuer, einsichtsvoller Mann“ (ebd.), der sie auf ihrem Hof berät. Manches Mal geht die Wirtschaft auf dem Hof „schief“, zur Freude ihrer Neider, aber sie bleibt eigenständig und erträgt Neid und Spott „in stiller Kümmernis“. (Ebd.)

Die Erbin Knuds, so reich und doch so arm.
... Entsagend ging sie stumm den Weg der Pflicht,
Gehorsam dem Gesetz, das Gott der Herr
Mit eigener Hand auf Sinai geschrieben. (W:G, 365-366)

Sie ist nicht gierig wie Knud, ihre Leiden sind nicht durch materiellen Mangel verursacht. Sie leidet, weil sie Olaf vermisst. Er ist ihr *emotionale Heimat* und die passende zweite Hälfte im Leben. Sie sehnt sich nach ihm, verlangt nach der „Einswerdung“, um die verlorene „Ganzheit“⁷⁶⁸ wiederzuerlangen. Margit begehrt Olaf. Ihre Liebe ist auf ihn begrenzt. Sie möchte ihre Sehnsucht nach ihm endlich stillen. Friedrich *Schlegel* lässt seine Lucinde, die die „unstillbare Sehnsucht“⁷⁶⁹ kennt, zu Julius sagen: „Seys was es sey, Du bist der Punkt in dem mein Wesen Ruhe findet.“⁷⁷⁰ Julius erwidert: „Die heilige Ruhe fand ich nur in jenem Sehnen, Freundin.“ Und Lucinde bekräftigt: „Und ich in dieser schönen Ruhe jene heilige Sehnsucht.“⁷⁷¹

Das innerliche Dasein des romantischen Menschen .. war mit sich selbst allein und hatte doch tiefste Sehnsucht nach Gemeinsamkeit, weil der romantische Geist die Liebe war.⁷⁷²

Der Gedanke der Einheit zwischen Mann und Frau findet sich auch im AT. Im 1. Buch Moses wird die Zusammengehörigkeit des ersten Menschenpaares explizit betont, wenn Adam die einstige Einheit mit Eva begreift und diese als Grund für seine Namensgebung herangezogen wird: „Das endlich ist Bein von meinem Bein/und Fleisch von meinem Fleisch./Frau soll sie heißen,/denn vom Mann ist sie genommen. Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an die Frau und sie werden *ein* Fleisch.“ (Genesis 2, 23-24)⁷⁷³

⁷⁶⁷ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 68.

⁷⁶⁸ „Das Kernstück der dem Eros gewidmeten Reden im <Symposium> ist der Mythos des Aristophanes. Er erzählt von der Urschuld der einstmals kugelgestaltigen Menschen. In Übermut ... wollten sie den Olymp im Sturm nehmen. Zur Strafe wurden sie von Zeus halbiert. Die zerschnittene Hälfte, die jeder von uns ist, sehnt sich nach der verlorenen Ganzheit zurück, und indem sie sich in L[iebe] mit der fehlenden Hälfte vereint, genießt sie die Seligkeit der durch menschliche Schuld verlorenen Einheit [Symp. 189d-191d]. Dieser kosmische Mythos ... löst ... den Widerspruch zwischen sorgender und begehrender L[iebe]: nur durch die Einswerdung von Mensch und Mensch kann sich die Sehnsucht nach Vollständigkeit sättigen.“ Stichwort *Liebe* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5, Sp. 292.

⁷⁶⁹ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 84.

⁷⁷⁰ Friedrich Schlegel: Lucinde. Erster Theil. Berlin: Heinrich Frölich, 1799. Quelle im Internet: http://www.deutschestextarchiv.de/book/view/schlegel_lucinde_1799?p=295 (Stand: 12.06.2023).

⁷⁷¹ Ebd.

⁷⁷² Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 92-93.

⁷⁷³ Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Gesamtausgabe. Psalmen und Neues Testament. Ökumenischer Text. Herausgegeben im Auftrag der Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, des Bischofs von Luxemburg, des Bischofs von Lüttich, des Bischofs von Bozen-Brixen. Für die Psalmen und das Neue Testament auch im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bibelgesellschaft. (Kursive Schreibweise im Zitat).

2.6 Olafs Heimweg – Wanderung über den Pass

Olaf wählt nach der misslungenen Werbung um Margit den Weg über den Bergkamm, um Rönnedal zu verlassen. Er konnte sie vom strengen Vater nicht erlösen, nun sucht er Hilfe für sich selbst. Schnell entfernt er sich von jenem Boden, auf dem er fleißig der bäuerlichen Arbeit nachgegangen war. Das Land Knuds, die abgeernteten Stoppelfelder, erscheinen ihm nun „farblos, leer und öde wie sein Leben“ (W:G, 344). Der kleine Erik rennt ihm nach, will ihn nicht gehen lassen und ihn zur Rückkehr bewegen. Olaf „streichelt‘ ihm die heiße Wange,/... Und deutet ihm mit Blicken und mit Zeichen,/Er müsse heim. Der Knabe schrie und ging.“ (W:G, 345) Auch „ein anderer Freund, der Zottelbär, sein Hund“ (ebd.) hat ihn verfolgt. Das treue Tier lässt sich nicht abschütteln, begleitet Olaf auf seiner Reise. Sie erreichen den Grenzstein und er überdenkt die Lage.

Olaf sucht eine *neue Heimat* und bietet dafür seine Arbeitskraft. Bittere Armut bedrängt ihn in der neuen Lebenssituation. Der Verlust seiner Sesshaftigkeit belastet ihn schwer. Zum ersten Mal in seinem Leben befindet er sich auf Wanderschaft. Das Umherschweifen war zuvor kein fester Bestandteil in seinem Leben, ihm fehlt die Unbeschwertheit des Sängers.

Ich suche Brot für Schweiß, für Arbeit Frieden.
Ich bin nicht Nils der Geiger, der mit Lachen
Und leerem Müßiggang die Welt durchstreift. (W:G, 346)

Der endgültige Abschied vom Land seiner Kinderzeit und Jugend fällt ihm schwer. Mit seinem Auszug in die Welt muss er überdenken, wer er zukünftig sein möchte. Die Fragen nach der eigenen Abstammung und Herkunft werden für Olaf relevant. Er muss seine *biografische Heimat* finden. Hätte er früher gehen müssen? Hätte er den Hof bereits verlassen müssen als Kari ihm die Axt des Vaters gab, um seine Herkunft und Abstammung zu erkunden? Die Welt straft den Menschen hart – auch für die verpassten Gelegenheiten im Leben. Mit „Bitterkeit“ gedenkt er des „Spottes“, der in Knuds Abschiedsworten lag (ebd.). „Des kalten Hohns und der Verdächtigung,/Mit der er lieblos seinen Vater kränkte.“ (Ebd.)

Die verletzenden Worte begleiten ihn bei seiner Wanderung über den gefährlichen Pass und erst die Reflexion führt bei Olaf zu einer Handlung, in der sich seine Verbitterung über das schmerzlich Erlittene auf Rönnedal zeigt.

... Er griff zur Axt
Und aus der Föhre hieb er einen Span
Zum Feinschaftszeichen zwischen ihm und Knud. (W:G, 346-347)

Feindschaft ist das, was bleibt zwischen ihm und Knud. Sie wird zum Vermächtnis seiner arbeitssamen Jahre auf Rönnedal, aber auch die Liebe zu Margit bleibt fester Bestandteil der Vergangenheit. In schnellem Gang, mit festem Schritt, wendet er sich einer ungewissen Zukunft zu, wirft während seiner Wanderung keinen Blick zurück. Vor ihm liegt eine gefährliche Wegstrecke. Schutz für die Nacht findet er in einer abgelegenen Berghütte. Erst als er Rast macht, schweifen seine Gedanken zurück zur Heimstätte der Kindheit, in jene Zeit, in der er seine Eltern verloren hat. Erneut nimmt er Abschied, isst mit Bedacht sein Brot.

Mit seinem Hunde teilt‘ er Brot und Lager,
Des Haferkuchens denkend, den die Mutter
Ihm in die Tasche schob, die letzte Gabe: –
Von Rönnedal die letzte aß er jetzt. (W:G, 347)

Allein, nur in Gesellschaft des treuen Tiers, sagt er in dieser Nacht Margit „noch einmal“ „Lebewohl“; sie wiederholt in seinem Traum den Satz „Nun mußt du gehn!“ (Ebd.)

Früh am morgen wandert er weiter. Sein Weg führt durch die einsame Wildnis Norwegens, einer rauen Berglandschaft. Er geht menschenleere Pfade, die von Schritt zu Schritt gefährlicher werden. *Weber* reiht die mythologischen Bilder in den Naturschilderungen seiner Verse mit der Fantasie des Dichters aneinander wie schöne Perlen an einer Schnur. Ihre ästhetische Wahrnehmung ist mit dem

sinnlichen Scheinen der Ideen in der Welt vergleichbar. In *Hegels* spekulativer Ästhetik ist dies die Definition des Schönen. Dass Kunst Schein sei, ist eine „antiästhetische These“⁷⁷⁴ *Hegels*. Der christliche *Weber* ist gewillt, in seinen Versen über die raue Bergwelt die bloße Anschauung zu übersteigen.

Olaf, der vom Bauern Vergestoßene, ist in der Wildnis den Naturgewalten fast wehrlos ausgeliefert. Winzig und schwach erscheint der starke Nordmann im Vergleich mit den Kräften der Natur, die ihre Spuren auf dem Pfad, den Olaf durch die wilde Berglandschaft wählt, hinterlassen haben. Dem Heimatlosen zeigt sich in der wilden Natur ein Bild der Verwüstung, das nicht schlimmer sein könnte. In mythologischen Naturbildern verdeutlicht *Weber* die Grausamkeit, die den Urkräften der Natur innewohnt.

Ein Kieferwald, entwurzelt und zerzaust,
Sperrt' ihm den Weg, ein weites Trümmerfeld,
... So stand vielleicht vordem ein Riesenweib
Nach schwerem Kampf mit Thor, dem Hammerschwinger,
Auf ihrer Kinder hingestreckten Leichen,
Grau, narbenvoll, helmlos und waffenlos,
Dem Feinde trotzig zugewandt und höhnte
Den finstern Donnerer und all die Götter. (W:G, 348)

Seine Sinne werden nicht getrübt wie die Sinne Elmars im *Spottwald*⁷⁷⁵. Die dunkle Stimmung der rauen Berglandschaft erfasst seine Seele. Die Gefahr der Situation schärft seine Wahrnehmung. Er nimmt die Einsamkeit der Bergwelt sinnlich wahr. Olaf „bahnt sich im Gehen seinen eigenen Weg ... [Er muss] jeden seiner Schritte den natürlichen Verhältnissen anpassen“⁷⁷⁶, um nicht vorschnell den Tod zu finden.⁷⁷⁷ Aufmerksam bewegt er sich „vorwärts, aufwärts durch Geröll und Blöcke/Auf Wegen, dies seit tausend Jahren wohl/Ein Paß für Wolf und Bär, doch nie ein Pfad/Für Menschen waren.“ (W:G, 348-349)

Mythologisches verbindet sich mit Christlichem in den Versen *Webers* während Olafs Wanderung über den Bergkamm. Er geht über „nackte Klippen“ (W:G, 351) und muss in unverhüllter, erhabener Felslandschaft seinen Weg finden. *Webers* Verse erklären die Rätsel der Bergwelt, die Olaf durchquert, poetisch. Sie nähern sich der Auflösung nur an, kreieren den Schleier des Mystischen. Der christliche Dichter vertritt die Auffassung, dass es dem Menschen nicht zustehe, „ihr Geheimnis zu entschleiern“⁷⁷⁸. Im Schreiben und Lesen der Verse geht es *Weber* vornehmlich darum, das Rätsel zu schauen, den ästhetischen Blick auszubilden. Wichtig ist hierbei das ästhetische Erleben: das sinnliche Erkennen; mythisches Wissen vermittelt sich in sinnlicher Unmittelbarkeit.

Aus grauer Dämmerung ragten säulengleich
Vier dunkle Felsen in die kalte Luft,
Wie ungeheure, plumpe Menschenkinder.
Das war der Riese Fäl, der seinen Töchtern
Am stillen Freitag, wo die ganze Welt
Sich härt in Trauer um des Heilands Tod,
Wo alle Bäche leise leise gehn
Und selbst der Wind die Flügel fallen läßt,

⁷⁷⁴ Heinz Paetzold: Ästhetik des deutschen Idealismus. Zur Idee ästhetischer Rationalität bei Baumgarten, Kant, Schelling, Hegel und Schopenhauer, 178.

⁷⁷⁵ Vgl. dazu B 4.2 dieser Arbeit.

⁷⁷⁶ Karen Joisten: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 87.

⁷⁷⁷ Einem heimatlosen Toten hat *Weber* in der Ballade *Zwischen Halde und Heerweg* poetische Gedanken zu Herkunft und Abstammung gewidmet. „Wer war und woher der fahrende Mann?/Ein Findling weint' er an grüner Halde;/Sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht,/Sein Vetter der wilde Vogel im Walde!“ 5. Strophe der Ballade *Zwischen Halde und Heerweg*, in: Friedrich Wilhelm Weber: Gesammelte Dichtungen. Bd. 2, 182.

⁷⁷⁸ *Han* verweist in einem anderen Themenbereich auf die Gefahr, dass „die Enthüllung“ „das Verhüllte zum Verschwinden“ bringt. „So gibt es keine nackte Schönheit“. Byung-Chul Han: Transparenzgesellschaft, 36.

Wird der christliche Hintergrund ausgeblendet, dann lässt sich formulieren, dass die Erscheinungen nur ein Schleier vor dem Bewusstsein sind. Vor dem Auge des/der Betrachtenden entsteht ein Bewusstseinsphänomen, aber dahinter findet sich keine Seele – es bleibt bei der Aneinanderreihung von Erscheinungen.

Im frechen Übermut zum Tanze pfiß,
So wild und stürmisch, daß die Mädchen jauchzten
Und rings die Täler jauchzend widerhallten,
Bis Gottes Strafgericht die Frevler schlug
Und alle vier zu schwarzem Stein erstarrten. (W:G, 349)

Weber steht in der Tradition der Romantik, wenn er Mythen als geeignetes Mittel wiederentdeckt, um verlorengelaubte ewige Wahrheiten aufzufinden, und wenn er diese für ein Erzählen im Sinne der Romantik neu belebt. *Schlegel* fragt in seiner *Rede über die Mythologie*: „Und was ist jede schöne Mythologie anders als ein hieroglyphischer Ausdruck der umgebenden Natur in dieser Verklärung von Fantasie und Liebe?“⁷⁷⁹ Und *Schelling* gibt den Romantiker/innen auf ihrer Suche nach einer neuen Mythologie den Ratschlag: „Sucht ihr also eine universelle Mythologie, so bemächtigt Euch der symbolischen Ansicht der Natur, lasset die Götter wieder Besitz von ihr ergreifen und sie erfüllen.“⁷⁸⁰

Die mythischen Bilder in *Webers* Versen sind konkret; sie versuchen nicht anhand von Abstraktheit und Rationalität philosophische Wahrheit zu erzeugen. Unmittelbar wird aus ästhetischer Erfahrung reine Erkenntnis. Ermöglicht wird dies durch die ästhetische Entfunktionalisierung des Verstandes. *Webers* Verse bewegen sich im Sinne *Hegels* „im Gebiet der Phantasie, aber ihr Inneres ist vernünftig“⁷⁸¹.

Man kann [die Mythologie] studieren z.B. in Hinsicht der Kunst; aber der denkende Geist muß den substantiellen Inhalt, das Allgemeine in ihr aufsuchen. ... die Mythologie ist ein Werk der Vernunft, die die Gedanken noch nicht anders hervorbringen konnte als in sinnlicher Weise.⁷⁸²

Hegel zieht in seiner philosophischen Betrachtung der Mythologie eine Verbindung zu den Neuplatonikern und zur Naturphilosophie.⁷⁸³ In der metaphysischen Anthropologie des Neuplatonismus erlangt die künstlerische Tätigkeit große Bedeutung, denn eine Wandlung vom Ideal des Redners zum Dichter erfolgt.

Olaf ist auf seinem gefahrvollen Gang über den Pass dem christlichen Gott, „der Land und Meer und ihre Wunder schuf“ (W:G, 349), ganz nahe. Dem Romantiker *Eichendorff* ist der Wald „grüne, blinkende Heimat von Lubowitz ... und er ist ihm letztendlich ein Bild für das Geborgensein in der ewigen Heimat.“⁷⁸⁴ Die bizarre Berglandschaft, die Olaf durchwandert, kann (vorerst) ein Gefühl des Wohlseins nicht hervorrufen. In ihr zeigt sich eindrucksvoll die „Wildheit der Leidenschaft in Gott“.⁷⁸⁵ In der

⁷⁷⁹ Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung: Kritische Neuausgabe, Band 2. München/Paderborn/Wien/Zürich 1967, 311-329. Permalink: <http://www.zeno.org/nid/20005619025>; Schlegel, Friedrich, Ästhetische und politische Schriften, Gespräch über die Poesie, Rede über die Mythologie - Zeno.org (Stand: 21.12.2015).

⁷⁸⁰ Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling: Philosophie und Religion. Tübingen 1804, 76. Permalink: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724407-0> (Stand: 12.06.2023).

„Wahre Mythologie ist eine Symbolik der Ideen, welche nur durch Gestalten der Natur möglich und eine vollkommene Verendlichung des Unendlichen ist. Diese kann in einer Religion nicht statt finden, die sich unmittelbar auf das Unendliche bezieht und eine Vereinigung des Göttlichen mit dem Natürlichen nur als Aufhebung des letzteren denken kann, wie im Begriff des Wunderbaren geschieht. Das Wunderbare ist der exoterische Stoff einer solchen Religion: ihre Gestalten sind nur historisch, nicht zugleich Naturwesen, bloss Individuen nicht zugleich Gattungen, vergängliche Erscheinungen nicht ewig dauernde [sic!] und und [sic!] unvergängliche Naturen. Sucht ihr also eine universelle Mythologie, so bemächtigt Euch der symbolischen Ansicht der Natur, lasset die Götter wieder Besitz von ihr ergreifen und sie erfüllen: dagegen bleibe die geistige Welt der Religion frey und ganz vom Sinnenschein abgezogen oder wenigstens werde sie nur durch heilige enthusiastische Gesänge und eine ebenso abgesonderte Art der Poësie gefeyert, als die geheime und religiöse der Alten [Geschichte der Poësie der Griechen und Römer von Fr. Schlegel, S. 6ff.] war, von der wiederum die moderne Poësie nur die exoterische aber eben dadurch minder reine Erscheinung ist.“ Ebd. 76.

⁷⁸¹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Einleitung in die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Johannes Hoffmeister, 205.

⁷⁸² Ebd.

⁷⁸³ Vgl. dazu ebd.

⁷⁸⁴ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 229.

⁷⁸⁵ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 70.

„Die Leidenschaft Gottes, die ihren Ausdruck im prophetischen Ruf nach Gerechtigkeit findet, ist eine Leidenschaft, die sich auch in der ungebändigten Schöpferkraft Gottes ausspricht. Die Stärke der Meeresbrandung, die ungeheuren Explosionskräfte der Sterne, das Fehlen ordentlich geradegezogener Linien in allem, was aus dem Erdboden wächst: das alles spricht von einer ungebändigten Wildheit der Leidenschaft in Gott. So ist die Leidenschaft im Herzgrund des Lebens, im

Auseinandersetzung mit der wilden Natur legt Olaf aber letztendlich sein Leben in Gottes Hand – vertraut auf ihn – als seine Kräfte schwinden: „Voll Zuversicht und rüstig schritt er weiter,/Nur von des Berges lauter Luft erquickt.“ (W:G, 350) Lange Zeit wandert er über ungastliche, schneebedeckte Höhen. Eine unheimliche Eislandschaft bedroht sein Leben, aber er verzagt nicht. Furchtlos geht er immer weiter.

Zur linken türmte sich ein Eisgebirge;
Dann Schnee und Schnee; zerrißne Zackenkämme,
Die steil und trotzig in die Lüfte starrten.
Hier nah, dort fern, weit fort, weit fort, soweit
Das Auge trug, nur Eis und nackte Klippen,
Und kalt und schwer darüber, wie ein Schild
Von Blei, der graue, regungslose Himmel.
... Sein Odem ward zu Schnee; Eiszapfen klirrten
Bei jedem Schritt an Bart und Lockenhaar,
Die Brust umschloß von grauem Eis ein Panzer,
Doch warm darunter schlug sein tapfres Herz. (W:G, 351)

Die Wanderung durch die wilde Eislandschaft gleicht beinahe einem Gottesurteil. Nur Gottes Gnade kann ihm den Weg aus der entblößten „Wüstenwelt“ (W:G, 349) zurück ins Leben weisen. Olaf erreicht das „höchste Joch“ (W:G, 351) und erkennt im mächtigen Wasserfall – einem beeindruckenden Elementarereignis in norwegischer Bergwelt – ein großes Gotteslob in rauer Wildnis.

Wie Meeresbrausen donnerte und dröhnte
Der Wasserfall den ew'gen Hochgesang
Von Gottes Macht zu Gottes Lob, und hallend
Antworteten die Felsenschlünde.
So tost er seit dem dritten Schöpfungstag;
So wird er tosen, bis von Pol zu Pol
Die Welt im Frost erstarrt, sofern sie nicht
Durch Gottes Zorn zergeht in Rauch und Asche. (W:G, 351)

Die Naturerfahrung wird für ihn zur Gotteserfahrung als es ihm gelingt, „Gott und Welt als sich gegenseitig konstituierend“⁷⁸⁶ zu denken. Vom Realismus⁷⁸⁷ beeinflusst sucht der christliche *Weber* das Geistige im Naturhaften. Durch die poetische Gestaltung des sinnlich Erfahrbaren in der Bergwelt verweist *Weber* auf die Realität der geistigen Welt und er bleibt sowohl einem Schreiben aus regionaler Erfahrung als auch seinem Programm treu, das das Transzendente übersteigt. Er bedenkt „die Möglichkeit eines Überstiegs über das unmittelbar Erscheinende ... kurz: über das Phänomen“⁷⁸⁸. Transzendentales will er andeuten, sich auf diese Weise der Ewigkeit nähern.

Herzen auch unseres wahren Selbst. Es ist eine Gnade, die in uns die Sehnsucht nach Einheit und Verbindung aller Dinge aufsteigen lässt.“ Ebd. 69-70.

⁷⁸⁶ „Hegel versucht »als metaphysischer Vollender der christlichen Theologie« mit .. [dem] Begriff des absoluten Geistes, der sich nur im anderen seiner selbst verwirklicht, das christliche Dogma von der Menschwerdung Gottes »auf den Begriff zu bringen«. Diese christliche Wahrheit soll nicht als eine religiöse Sonderwahrheit stehen bleiben, sondern als das innerste Gesetz der gesamten Wirklichkeit erkannt werden. Um der Allgemeingültigkeit des Christentums willen muß seine Wahrheit als »vernünftig«, ja als höchstmögliche Äußerung der Vernunft und d.h. als der allgemeinen Wirklichkeit des Selbstbewußtseins entsprechend begriffen werden können. Dies geht aber nur, wenn der Glaube an Gott und die Erfahrung der Welt zusammengedacht und als sich wechselseitig erhellend begriffen werden können; ja, wenn Gott und Welt als sich gegenseitig konstituierend gedacht werden können: Gott (als »Geist« gedacht) kommt durch Welt und Geschichte zu seiner eigensten Wirklichkeit – Welt und Geschichte haben umgekehrt ihre Wirklichkeit nur als notwendige Erscheinung (=Selbstdarstellung) dieses »Geistes«.“ Medard Kehl: *Eschatologie*, 313.

⁷⁸⁷ Bereits „der Realismus der Antike verknüpfte sinn[liche] Anschauung mit myth[ischer] Deutung, die christlich bestimmte Kunst des MAs. und der Neuzeit suchte durch die Gestaltung des sinnlich Erfahrbaren die Realität der geist[igen] Welt zu fassen.“ Horst Dieter Schlosser: *dtv-Atlas zur deutschen Literatur*, 205.

⁷⁸⁸ Michael Böhnke: „Weg zu Gott ohne Gott“? Zur Phänomenologie der Gotteserfahrung bei Klaus Hemmerle und Paul Ricoeur, 52-73. In: Klaus Held/Thomas Söding (Hrsg.): *Phänomenologie und Theologie*, 56.

Mit *Goethe* teilt er die Auffassung, der „Poet habe .. nicht nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben, sondern Anschauungen und Eindrücke auszubilden und durch eine lebendige Darstellung zum Vorschein zu bringen.“⁷⁸⁹ „Goethes Weltanschauung war Realismus in .. [dem] Sinne, daß er die zeitlose Idee in der Natur verwirklicht sah.“⁷⁹⁰

Dankbar schließt Olaf sich dem Gebet der ihn umgebenden und gottgezeugten Welt an. Er dankt Gott für den gewährten Schutz und bittet „um Trost für eine,/Die seiner jetzt vielleicht in Trauer dachte.“ (W:G, 352) *Weber* erliegt nicht der Neigung „der westlichen Christenheit ... den »Schöpfer« vom »Erlöser« zu trennen und damit Natur von der Gnade.“⁷⁹¹ Der Bergsturz, der Olafs Eltern den Tod brachte, war ein grausames Schauspiel in gottgezeugter Welt und ist Olaf als Akt unwiderbringlicher Zerstörung seiner glücklichen Kinderheimat in der Erinnerung präsent. Auch in der Bergwelt hat Olaf die Macht des alttestamentarischen Gottes erfahren. Nun zeigt sich ihm die Liebe. Die Liebe des christlichen Gottes lässt ihn den Heimweg finden, führt ihn aus menschenleerer Wildnis zurück in die Zivilisation. „Als schon das letzte Abendrot verglomm“ (ebd.) bemerken Olaf und sein Hund, dass sie sich in der Nähe eines Tals befinden, in dem „Menschen wohnen“ (ebd.). *Gott ist Liebe*, diese Grundüberzeugung vermittelt nicht nur das keltische Christentum, in diesem Satz gipfelt auch „die Weltanschauung der Romantik“.⁷⁹²

Schnell erreicht Olaf den Byglandshof, „hurtig ging's hinab aus öder Wildnis“. (Ebd.) Lars Söranson gibt ihm nach „Nordlandssitte ... Speis' und Obdach“ (W:G, 353) und bereitet ihm einen freundlichen Empfang. Hat die Wanderung über den wilden Pass, die intensive Naturerfahrung im Zwielficht der nordischen Bergwelt, Olaf verändert? Ja, denn er konnte sich versöhnen und *eins* werden mit Gott.

Alles Gewachsene, der Gesang der Lerche, das Blühen der Schlüsselblume, der stürmende Wind, selbst der Nebel und seine Düsternis spendet Welt, weil die Dinge vom unteilbaren Zusammenhang des Ganzen künden, weil sich in ihnen und durch sie, Himmel und Erde, Gott und Mensch treffen und zur Einheit finden können.⁷⁹³

Olaf wurde während seiner Wanderung über den Pass zum einen die Erkenntnis zuteil, dass sich in der Wildnis zerstörerische Naturgewalten finden, die Vergehen und Tod verursachen, und zum anderen, dass das Sein ewig ist. Am Ende der gefährlichen Wanderung hat Olaf ein ihm bis dato unbekanntes Ziel gefunden: den Byglandshof. Er hat die verlorene *Heimat* seines Vaters und zugleich seine *neue Heimat* erreicht.

⁷⁸⁹ Pierre Bertraux: *Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir!* Zu Goethes Spieltrieb, 218.

⁷⁹⁰ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 27.

⁷⁹¹ Philip Newell: *Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum*, 81.

⁷⁹² Marie Speyer: *Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik*, 350.

⁷⁹³ Christoph Witt: *Der Weg durch das Feld des Denkens. Eine Deutung zu Martin Heideggers »Der Feldweg«*, 28.

2.7 Im Heimatland des Vaters

2.7.1 Auf dem Byglandshof – Rückkehr in die Familie des Vaters

Lars Söransen kennt Rönnedal vom Hörensagen, weiß vom Reichtum Knuds. Am Tag nach der Ankunft befragt Lars den Ankömmling ausführlich und erfährt, dass er *Olaf* mit Taufnamen und *Goliath* mit Rufnamen heißt und dass er als Knecht auf Rönnedal tätig war. Nun sucht er an einem anderen Ort Arbeit. Den Grund für sein Fortgehen will Olaf nicht nennen, aber er beteuert, dass er „ehrlich“ sei, er nicht als „Schelm [ging]./Wir trennten uns in Harder, Knud und ich.“ (W:G, 353) Warum er den Weg über den Pass in Richtung des Byglandshofs wählte, kann Olaf nicht sagen. Es war eine vage Empfindung, vielleicht auch göttliche Fügung, die ihn unbewusst in die *alte Heimat* seines Vaters zog. „Es kam mir vor, als müßt ich in die Berge.“ (W:G, 354) Er zeigt Lars die Axt des Vaters. Lars beschaut sie gründlich, fragt nach den Namen der Eltern. „Erzähle mir von deinen Eltern, Olaf!“ (W:G, 355) Lars verhält sich freundlich, ist ihm gegenüber aufgeschlossen und hört sich die Schilderungen des jungen Mannes in Ruhe an. Olaf spricht über Eiwind und Randi, seine Kindheit, den Bergsturz, sein Leben auf Rönnedal, erzählt von Kari, Knud und Erik, nur „von Margit sagt’ er nichts.“ (Ebd.) Still hört sich der alte Bauer Olafs Lebensbericht an, dann beginnt sein Erzählen. Die Axt, Olafs väterliches Erbe, ruht auf seinen Knien während Lars berichtet:

Einst kannst’ ich einen Mann, der Esbjörn hieß,
Stiefbruder war er mir, zehn Jahre jünger,
Heißblutig, rasch zur Tat, doch brav und treu.
Die Eltern beide tot. ...
... Nun dient’ in jener Zeit auf Urebö
Ein Mädchen, Randi, eine Lehrerstochter,
Ein Waisenkind, rotwangig, fleißig, klug
Und immer fröhlich wie die Sommerlerche.
Wie merkten wohl, daß Esbjörn um sie ging
Und daß der Krauskopf ihm gewogen schien:
Wir sahn es gern, denn beide waren gut.
Ein Stück des Hofs gedacht’ ich ihm zu geben
Und beiden dann ein hübsches Haus zu baun. (W:G, 355-356)

Zum ersten Mal hört Olaf die eigene Familiengeschichte. Warum die Menschen, die vor uns lebten, wichtig sind, erklärt *Newell* in Hinblick auf die Liebesfähigkeit des Einzelnen.

Wir haben vielleicht ein Gefühl dafür ... wie zum Beispiel die Freundlichkeit einer Großmutter in uns als eine Quelle von Stärke und Beständigkeit in unserem Leben lebt. Doch vor ihr gab es Generationen, tausende von Männern und Frauen, deren Liebestaten die Wurzel bilden für vieles von dem, was wir sind. Es gab Generationen von Männern, die auf den Feldern schufteten und schwitzten, und von Frauen, die sich bei der Arbeit plagten – teilweise einfach aus einer Verpflichtung heraus, für ihre Familie zu sorgen. Es gab zärtlichen und leidenschaftlichen Umgang zwischen Mann und Frau, Empfängnis und Geburtsschmerz – alles Teil des Lebensstromes, der nun durch uns fließt. Genauso gab es die Fehler, den Verrat und die Grausamkeiten der Vergangenheit, die ebenfalls einen Platz im inneren Gedächtnis unseres Lebens einnehmen. Sie beeinflussen unsere Weise zu lieben oder in der Liebe zu scheitern.⁷⁹⁴

Von Lars erhält Olaf nun dieses wichtige Wissen, indem er die Geschichte der Eltern erzählt.

Und dieser Mann, mein armer Bruder Esbjörn,
Er war dein Vater, Olaf! Wie vertraut,
Wie allbekannt erschien beim ersten Blick
Mir dein Gesicht und Wuchs und Gang und Miene.
Du bist des Vaters treues Ebenbild,
Nur Haar und Augen, blond und blau, sind Randis.
Sie war so hübsch als klug und viel zu stolz,

⁷⁹⁴ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 79.

Sich hinter fremden Namen zu verbergen,
Was Esbjörn tat, aus Furcht, entdeckt zu werden,
Er hätt' es nicht gebraucht, denn kurze Zeit
Nach seinem flücht'gen Nachtbesuch erschien
Der Rotkopf hier und frug nach ihm und Randi. (W:G, 358)

Olaf erfährt, was es mit der vermeintlichen Schuld des Vaters auf sich hat. Esbjörn war auf einer Hochzeitsfeier mit dem Matrosen Jens wegen Randi in handfesten Streit geraten. Schwer verwundet unterlag der Matrose im Faustkampf Esbjörn. Das Gerücht kam auf, dass er „nach langem Siechtum ... verstorben“ (W:G, 357) sei. Aber dies war eine Lüge, Jens hatte überlebt. Er besuchte Lars und erkundigte sich nach Esbjörns und Randis Befinden. Durch den Mordvorwurf war Olafs Vater das Laster der Ungerechtigkeit (*iniustitia*) unterstellt worden. Erst viele Jahre später wird er von Lars im Gespräch mit seinem Sohn von der vermeintlichen Schuld, die für viel Kummer innerhalb der Familie gesorgt hatte, freigesprochen. Für Olaf ist die Ehre des Vaters mit dem Bericht des Stiefonkels wiederhergestellt. Die „Kunde“ (ebd.), dass Jens verstorben sei, war lediglich eine üble Nachrede, unter der sein Vater unnötig leiden müssen. In ihr spiegelte sich die Boshaftigkeit der Menschen seiner alten Umgebung, die neidisch auf das Glück des kräftigen Nordmannes gewesen waren – und die auf diese Weise auch das Leben des jungen Olaf negativ beeinflusst hatten. *Weber* ließ bereits seinen Uhu im Spottwald verkünden, dass für die Menschen als oberste Maxime gelte: „Beste Lust ist Lust am Schaden!“ (W:D, 167) Direkt im Anschluss an den Streit war Esbjörn geflohen, er lief bergan in den Wald, in jene Richtung, aus der nun Olaf heim gekommen war. Nach einem Jahr Abwesenheit hatte Esbjörn seinen Bruder nachts nur kurz besucht, um sich einen Teil seines väterlichen Erbes auszahlen zu lassen. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht bekannt, dass Jens überlebt hatte. Esbjörn ging in dieser Nacht mit Randi fort – wohin er ging, dies blieb bis Olafs Heimkehr unbekannt.

Die Axt war von Lars geschmiedet worden. Sie war ein Geschenk an den starken Bruder. Die Initialen des Schmieds befinden sich auf ihr. Lars hat die eigene Schmiedekunst sofort erkannt. Das Erbe Esbjörns, das „zum größten Teile“ (W:G, 359) noch aussteht, fällt jetzt Olaf zu, denn er ist als Sohn erbberechtigt. „Ich kenne dich,/Du bist ja meines Bluts. – Mich dünkt du bleibst!/Osmund [Lars Sohn] ist brav und klug. Wir richten alles/Für dich und diesen hier, den Zottelbären.“ (Ebd.)

Olafs hastige Flucht hat ihn in die *Heimat* seiner Familie geführt. Aufgrund der mutigen Überquerung des eisigen Passes hat er sein Vaterland gefunden, ist auf dem *Land des Vaters* angekommen. *Weber* nutzt hier – als philologische Matrix für die Ausarbeitung seiner heimatlichen Verse – eine Bedeutung, die *Heimat und Vaterland*⁷⁹⁵ synonym betrachtet. Olaf hat den Herkunftsort seiner Eltern gefunden. Er ist heimgekehrt zu seiner noch lebenden Verwandtschaft. Seine Verwandten sind ihm wohlgesonnen. Alle Fragen nach Herkunft und Abstammung sind beantwortet. Er kennt nun seine Familiengeschichte und hat erfahren, dass sein Vater kein Mörder war. Mit dem Auffinden der *Heimat*, dem Land des Vaters, hat Olaf für sich eine gute Basis geschaffen, zukünftig ein *gutes Leben* führen zu können. Er ist nicht mehr heimatlos. Klar zeigt sich, in welche Richtung sein weiterer Lebensweg verlaufen kann. *Heimat* ist für Olaf nicht nur *lokale Heimat*, sondern immer auch *emotionale Heimat*. *Heimat* ist Gefühl – *Heimat* wird zur inneren Haltung. Olaf hat nun auch „die Einstellung, die Haltung ... in und zu seiner Welt“⁷⁹⁶ gefunden.

⁷⁹⁵ Vgl. *Vaterland* in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. (Online-Version vom 27.06.2015). Bd. 10, Sp. 866 (Kleinschreibung im Zitat).

⁷⁹⁶ Christoph Witt: Der Weg durch das Feld des Denkens. Eine Deutung zu Martin Heideggers »Der Feldweg«, 28.

2.7.2 Auf eigenem Land – Olafs Leben als Klausner

Mit der Übertragung des väterlichen Erbes hat Olaf Besitz erlangt, aus ihm ist ein freier Bauer geworden. „*Wer freies Urbar erbt, der diene mit den Freien*. Wer freies Gut besaß, war auch ein freier Mann.“⁷⁹⁷ Eigener Besitz ist in mittelalterlichem Heimatverständnis eine notwendige Voraussetzung für *Heimat*. Olaf ist nicht so reich wie Knud, aber mit Stolz darf er sagen, dass er ein *freier Bauer* ist. Olaf kann nun selbstbestimmt als Bauer auf eigenem Land arbeiten, ein Haus bauen, für sich ein eigenes Heim errichten. Er könnte auch, aus der veränderten sozialen Position heraus, erneut um Margit werben. Aber die neue Lebenssituation lässt ihn die Welt um sich herum nicht gänzlich aus einer neuen Perspektive wahrnehmen. Sein Hass auf Knud bleibt. Am Grenzstein, als er noch ein heimatloser Knecht war, hat er Knud ewige Feindschaft geschworen. Olaf wird Knuds Land nicht wieder betreten – auch nicht, um Margit wiederzusehen oder um sie heimzuholen – wie Esbjörn dies einst mit Randi tat. Olafs Feindschaftswort soll für das ganze Leben und auch darüber hinaus Geltung haben. Da er es in dem Gefühl aussprach, es könne bis in die Unendlichkeit hinein Gültigkeit haben, handelt es sich dabei aber nur um eitle und leere Einbildung, verweist in die Richtung der tragischen Ironie. Durch Hass beraubt sich Olaf ohne Notwendigkeit selber, denn er schmälert durch ihn das eigene Lebensglück. Worte, die in die Unendlichkeit zielen, werden der Gattung Mensch nicht gerecht. Ein Machtwort, ein Feindschaftswort – aber auch ein romantisches Treuegelöbnis – vereinzeln den Menschen, entfernen ihn aus der Gemeinschaft, zerstören das Miteinander.

Franz *Rosenzweig* verweist mahrend darauf, dass „die Frage nach den Grundlagen des Zusammenlebens wieder und wieder gestellt und beantwortet werden ... [muss,] weil das ... Zusammenleben in der Zeit einem ständigen Wandel unterliegt.“⁷⁹⁸ *Weber* stellt diese Frage auch in seiner Zeit und in Bezug auf die *Heimat*.

Wenn sich eine politische Gemeinschaft nicht mehr über die Grundwerte ihres Zusammenlebens verständigt, läuft sie Gefahr, dass sie Interessen und Kräften verfällt, die für sich die Frage nach ihrer Wahrheit längst beantwortet haben. Nicht die gemeinsame Suche nach dem Richtigen bestimmt dann das Leben einer Gemeinschaft, sondern Rezepte und Parolen ideologisch geprägter Interessensgruppen.⁷⁹⁹

Auch diese politische Sorge entspricht den gesellschaftlichen Bedenken, die *Weber* im *Goliath* literarisch angemahnt hat. Die drei Hauptfiguren – Olaf, Knud und Margit – entziehen sich zu einem guten Teil ihrer gesellschaftlichen Verantwortung und Verpflichtung. Olaf flieht, indem er Klausner wird und überwiegend alleine lebt. Er bevorzugt für sich das zurückgezogene Leben in und mit der Natur. Auch Knud und Margit verweigern sich dem gemeinsamen Leben mit den Mitmenschen aus jeweils unterschiedlichen Beweggründen. Knud hindert die Krankheit an einer gelungenen Teilhabe, Margit widmet sich über Gebühr ihrer Arbeit als Bäuerin.

Heimgekehrt verbindet sich Olafs Gemüt mit seinem Land. Er geht – wie die Westfalen/Westfälinnen *Droste-Hülshoffs* in *Bei uns zu Lande auf dem Lande* – eine Symbiose mit ihm ein, aber es ist eine Symbiose in christlicher Ergebenheit und tiefer Frömmigkeit. Im *Goliath* stimmt die norwegische Wildnis die Menschen „wehmütig“ (W:G, 366) – bezeichnend ist die sanftschwermütige Stimmung. Bei *Schiller* kennzeichnet die sanftschwermütige Stimmung die Elegie.⁸⁰⁰ Wehmut ist in romantischer Weltanschauung „das Gefühl von der Doppeldeutigkeit und dem Trug der Welt, Entfremdungsangst und Klage sind den Tag- und Nachtträumen des Herrn von Eichendorffs stets beigesellt“⁸⁰¹. Im *Goliath* finden sich diese romantischen Emotionen im Wesen des sanftmütigen Olafs, dessen empfindsame Seele der Bergeinsamkeit bedarf. Die Traurigkeit gehört als Eigenart zur Grundstimmung des freien Nordlandbauern. *Weber* zeigt die mentalen Unterschiede zwischen sanftschwermütigen Norweger/innen und heiteren Westfalen/Westfälinnen.

⁷⁹⁷ Ruth Schmidt-Wiegand (Hrsg.): Lexikon der deutschen Rechtsregeln und Rechtssprichwörter, 331.

⁷⁹⁸ Jörg Kohr: »Gott selbst muss das letzte Wort sprechen ...«. Religion und Politik im Denken Franz Rosenzweigs, 311.

⁷⁹⁹ Ebd. 312.

⁸⁰⁰ „Schiller (*Über naive und sentimentalische Dichtung*) bestimmt das Elegische als Sehnsucht nach e[inem] unerreichten Ideal im Ggs. zum Idyllischen (verwirklichtes Ideal) und Satirischen (Tadel des herrschenden Zustandes)“. Stichwort *Elegie* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 206.

⁸⁰¹ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 218-219.

Der Nordlandsbauer ist kein Sonnenkind,
 Er schaut nicht heiter in die heitre Welt.
 Sein Aug' ist still und klar, die Stirn umwölkt
 Und trüb sein Sinn wie seine Liederweisen,
 Die selbst beim frohen Mahl wehmütig lauten.
 Schwer wie die Wolkenlast auf seinen Bergen,
 Verdüsternd wie des Winters lange Nacht,
 So liegt auf ihm des Lebens harte Bürde,
 Denn ringen muß er um den Notbedarf
 In stetem Kampf mit Mühsal und Gefahr. (W:G,366)

Weber bestimmt die Mentalität der Bauern des Nordens, indem er sie zur umgebenden Natur – zur nordischen Bergwelt – in Beziehung setzt. Als Wirkung dieser Bezugnahme vermittelt sich der Leserschaft in *Webers* Versen das Gefühl der sinnlichen Anschauung der in ihnen geschilderten nordländischen *Heimat*. Die Eigentümlichkeit – der nordländische Stil, die Haltung der norwegischen Menschen – lässt sich in der poetischen Relation zwischen Mensch und Natur spezifisch herausarbeiten: Der Nordlandbauer ist ein Kämpfer. Er misst sich unaufhörlich mit den Kräften der Natur, muss sie täglich neu bezwingen. Sein Leben wird als ständiges Streben begriffen. Der Nordlandbauer lebt in stetigem Aufbegehren gegen die Wildheit seiner rauen Umwelt. Unaufhörlich ist sein Bemühen, Wildnis in Kulturlandschaft umzuwandeln. Aufmerksam lauscht er der Natur. Seine Sinne müssen immer wachsam sein. Durch sie findet er zum Eigentlichen. „Das Hören führt den Menschen zu seinem Eigentlichen, zur ›hörenden‹ Rückkehr zum Ursprung, zur Quelle“⁸⁰². Dies kann die mentale Grundstimmung des Nordlandbauern erklären, aber letztendlich kommt es dem Menschen nicht nur auf die Weltanschauung an, sondern auch auf das Auffinden einer Wahrheit und an der

Wahrheit hat der Mensch ... nur insofern Anteil, als sich Gott offenbart und dem Menschen Wahrheit zuteil werden lässt. Weil Gott sich tatsächlich offenbart, hat der Mensch auch tatsächlich Anteil an der Wahrheit, aber diese Offenbarung ist – weil die Erlösung des Menschen und der Welt noch aussteht – nicht ein-, sondern vieldeutig.⁸⁰³

Die Religion gibt dem Menschen Halt. Dem christlichen Dichter *Weber* gelingt es noch „an eine Religion [zu] glauben, welche den täuschenden Schein [vernichtet] ... und die Wahrheit geben kann“.⁸⁰⁴ Nur im christlichen Glauben findet sich die Begründung, warum Olaf nach seinem Leben als Klausner mit dem Tod auch christliche Erlösung erlangen kann. In *Dreizehnlinden* hatte *Weber* die christliche Sichtweise als bevorzugte Weltanschauung ‚seiner Westfalen/Westfälinnen‘ bereits dargestellt. Die dogmatischen Glaubensinhalte des Christentums lassen sich nicht wissenschaftlich verifizieren, sie lassen sich aber durch Dichtung veranschaulichen.

Glauben ist das im letzten unbeweisbare und nur subjektiv begründbare Vertrauen und die entsprechende Bindung an etwas, aufgrund dessen man dann bestimmte Wirklichkeiten, Grundsätze und Normen als absolut, d.h. als unbezweifelbar und undiskutierbar ansetzt und voraussetzt. Über Glaubensinhalte läßt sich niemals diskutieren, und es kann entsprechend niemals die Forderung nach der Justifikation und Verifikation gestellt werden.⁸⁰⁵

In *Dreizehnlinden* konnte das Heidentum letztendlich durch den christlichen Glauben überwunden werden. Im *Goliath* bleiben Christentum und Heidentum unversöhnlich, aber auch gleichberechtigt, nebeneinander bestehen. *Weber* bewertet Religion nicht. Er spiegelt in seinen Versen das Verhalten der Menschen. Auch im kleineren Epos *Goliath* muss der Mensch die schwersten Kämpfe mit sich selbst ausfechten. Olaf ergeht es diesbezüglich nicht besser als Elmar.

⁸⁰² Christoph Witt: Der Weg durch das Feld des Denkens. Eine Deutung zu Martin Heideggers »Der Feldweg«, 27.

⁸⁰³ Jörg Kohr: »Gott selbst muss das letzte Wort sprechen ...«. Religion und Politik im Denken Franz Rosenzweigs, 312.

⁸⁰⁴ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 65.

⁸⁰⁵ Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 83.

Eines Sachsenjünglings Kämpfe
Mit dem Landesfeind, dem Franken,
Und in eigener Brust die schwersten
Mit den eigenen Gedanken (W:D, 9)

Die Sachsen können zwar in ihrer körperlichen Stärke mit den Nordlandbauern verglichen werden, aber ihnen fehlt die innere Kraft und Ausdauer. In den Werken *Droste-Hülshoffs*, *Webers* und *Hilles* werden Westfalen/Westfälinnen als schwerfällig – beinahe träge – charakterisiert. In positiver Bewertung lässt sich formulieren: *der Westfale/die Westfälin ruht in sich*. Er/sie ist selig in sich selber.⁸⁰⁶ *Weber* hat diese Veranlagung im Lied zu Dreizehnlinden ‚augenzwinkernd‘ und als Folge der starken Liebe zur regionalen *Heimat* wie folgt beschrieben:

O wir haben harte Hände,
Unser Leib ist Wall und Mauer;
Doch wir schleichen träg zum Werke,
Und im Werke fehlt die Dauer.

Nicht zum Kriege, nur zum Kampfe
Zieht der Sachse; schnell zu schlagen,
Ist sein Sinn, um heimzukehren
Und daheim den Hirsch zu jagen.

Länger lag er nie zu Felde,
Als er nicht den Pfühl entbehrte,
Als im Sack der Haferkuchen
Und der Trunk im Lägel währte. (W:D, 154-155)

Droste-Hülshoff hat in ihrer Heimatliteratur schon vor *Weber* mit Bedauern festgestellt, dass die Westfalen/Westfälinnen ihre von Gott gegebenen vielversprechenden Anlagen – auch aus Gründen der Bequemlichkeit – verkümmern lassen. Der/die Münsterländer/in lebt für *Droste-Hülshoff* in glücklicher Symbiose mit der Natur. Landschaft und Mensch kommen gut miteinander aus. In *Bei uns zu Lande auf dem Lande* stimmt die dem Menschen freundlich gestimmte Natur einer milden westfälischen Landschaft den Menschen sogar poetisch. Die Heiterkeit der Westfalen/Westfälinnen zeigt sich auch in *Webers Dreizehnlinden*. Der westfälische Dichter beschreibt in seinem Spätwerk *Goliath* aber nicht wie seine literarische Vorläuferin *Droste-Hülshoff* die schöne vom Menschen kultivierte Landschaft, er setzt sich in seinen Naturschilderungen mit der Wildnis auseinander und folgt einem Vorschlag *Schillers*. „Will der moderne Mensch an der Natur sein Anderes erleben, darf er sich nicht an die schöne Landschaft, d.h. die ›domestizierte Natur‹ wenden ... sondern an die kulturfernste: die erhabene Natur.“⁸⁰⁷

Nur eine *Heimat*, der Wildnis abgerungen, schenkt dem Menschen Freiheit in besonders hohem Maße.⁸⁰⁸ Obwohl der Nordlandbauer dem Zwang der rauen Natur unterworfen ist, kann er sich frei fühlen, denn er lebt auf eigenem Grund. Sein Eigentum und die Freiheit bilden die Grundlage eines ursprünglichen Naturzustandes; seinem Streben – Ausdruck seines Selbsterhaltungstriebes – wird ein verpflichtender Charakter zugesprochen.

Doch freier Mann, ein Fürst auf eigenem Grund,
Zu rauhem Werk gestählt von Jugend auf,
Herzhaft und wetterfest, gesund und stark,
Mit Worten karg, doch rüstig, rasch zur Tat,
Voll Kindereinfalt und voll Gottvertraun,

⁸⁰⁶ „Der romantische Mensch konnte nicht selig in sich selber sein, weil die Unendlichkeit, die seine Sehnsucht war, niemals in Form zu schließen war.“ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 111.

⁸⁰⁷ Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.): *Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 456.

⁸⁰⁸ *Schillers* „transzendentalästhetische[r] Ansatz bewahrt [ihn] vor einer utopischen Aufladung des Naturbegriffs. ... Nicht sie selbst, sondern die ›erhabene Rührung‹ [und diese setzt Kultur voraus], die wir an ihr [der Natur] nehmen, ist es, die das Ideal verbürgt.“ Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.): *Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 458.

Brav, ohne Ahnung, daß er gut und brav:
So hebt er Haupt und Hand getrosten Muts,
Und kommt die Not, sie findet ihren Mann. (W:G, 366-367)

Im rauen Norden erweitert sich für *Weber* der Umfang des literarischen Begriffs *Heimat*, indem die *Heimat* für den Nordlandbauern zur notwendigen Bedingung seiner Freiheit wird. Der mühsame Weg über den Pass hat Olaf in die Freiheit geführt. Er hat seinen „Lebenskreis“⁸⁰⁹ auf Rönnedal, der ihn in seiner Entwicklung beengte, erweitert, indem er im Heimatland des Vaters „freier Mann ... auf eigenem Grund“ (W:G, 366) wurde. Er könnte glücklich werden in seiner „Heimwelt“⁸¹⁰, wenn er nicht den Verlust Margits schmerzlich bedauern würde. Sie ist ihm vertraut, gehört zu seiner Welt. Er musste sie hinter dem Pass zurücklassen. Nun verspürt er Heimweh nach ihr. Weder sie noch der kleine Erik hätten die gefährvolle Wanderung durch die eisige Bergwelt überleben können. Als freier Bauer könnte Olaf Margits Vater entgegenschreien:

„Du stolzer Mann, in meinen Adern fließt
So reines Bauernblut wie in den deinen!
Und willst du Gold: ein Erbe biet' ich dir!“ (W:G, 367)

Aber eine Rückkehr nach Rönnedal erscheint ihm als unmöglich. Er fühlt sich durch das Machtwort Knuds und durch das eigene Feindschaftswort gebunden. Knud und Olaf ähneln sich in ihrer Eigenwilligkeit, aber Knuds Weltsicht basiert auf einer Einschätzung der Lage, die sich hauptsächlich an den Gesetzen der alten Welt orientiert, und Olafs Mentalität wird durch seine christliche Erziehung beeinflusst. Auf Rönnedal haben sich die Handlungsmuster von Knud und Olaf widersprochen. Sie folgten unterschiedlichen Verhaltensregeln, basierend auf unterschiedlichen Wertevorstellungen. Ihr jeweiliges Heimatverständnis unterscheidet sich grundlegend. Diese Polarität kann im *Goliath* nicht aufgelöst werden. Sie muss auch nicht aufgehoben werden, denn das Epos berichtet über verschiedene Variationen der *Heimat*.

Unmöglich war's. Eisblöcke bleiben kalt,
Wie lind und warm die Sonne scheinen mag.
Der Ausgewisne war gebannt für immer,
Im Ohre gellt' ihm noch der Scheidegruß:
„Und kämst du mir mit einem Fuder Gold,
Und kämst du auch als Prinz: ich jagte dich!“ –
Da lag der Stein! Für seine Füße ging
Fortan kein Weg zurück nach Rönnedal,
Doch seine Seele war in Rönnedal. (W:G, 367)

In Rönnedal hat Olaf nur wenig Wertschätzung erfahren. Die bitteren Worte Knuds verfolgen ihn, begleiten ihn in die *neue Heimat*. Olafs Stellung auf Rönnedal hat sich über viele Jahre in einem Schwebezustand befunden. Knud hat Olaf ohne Lohn für sich arbeiten lassen. Er war dadurch kein ordentlicher Knecht, aber die Anerkennung, die einem Familienmitglied – einem Sohn oder dem Eidam – zusteht, ist ihm von Knud nicht zugebilligt worden. Die Situation musste in der emotionalen Eskalation enden. Knud hat Olaf barsch in die gesellschaftlichen Schranken der nordischen Welt verwiesen, die hierarchische Ordnung auf Rönnedal verteidigt, ihm seine niedere soziale Stellung verdeutlicht. Olaf lebt in einer Welt, die Distanz und Scham noch kennt. Mit der Axt des Vaters in der Hand hätte Olaf ausziehen können in die Welt, um seine Herkunft zu erkunden, um im Land des Vaters sein Erbe anzutreten. Als reicher Bauer hätte er bei Knud um die Hand Margits werben können. Einem reichen Bauern hätte Knud die Heirat mit seiner Tochter nicht verweigert. War diese Unterlassung eine Schuld, die Olaf auf sich geladen hat? Die Dichtung ist eine Welt reichhaltiger

⁸⁰⁹ „Eine H[eim]at-Theorie ist eine *Theorie der Lebenskreise des Menschen* und wird erstmals von [Johann] H[einrich] Pestalozzi in seinem Werk *Abendstunde des Einsiedlers* (1779/80) entwickelt.“ Stichwort *Heimat*, *Heimatkunde* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3, Sp.1037.

⁸¹⁰ „Heimwelt nennt E[dmund] Husserl die jeden Menschen und jede Menschengemeinschaft in personalistischer Einstellung umgebende Sphäre des Vertrauten und Bekannten, die für die einzelnen Menschen und Gemeinschaften unterschiedlich weit reicht, aber immer endlich ist.“ Stichwort *Heimat*, *Heimatkunde* in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3, Sp. 1039.

Möglichkeiten. *Weber* spielt in seinen Versen mit Ursache und Wirkung. Der gute Ausgang einer Sache ist auch von der Wahl des passenden Zeitpunkts abhängig. Im falschen Augenblick kann der/die Bittsteller/in die eigene Angelegenheit in sofortiges Unglück stürzen. Der altersweise Dichter thematisiert den Zeitpunkt des richtigen Moments für die Heimatsuche. Olaf hat den rechten Zeitpunkt zum Auszug aus Rönnedal versäumt. Als Verstoßener ist Olaf über den Eispass in die Ferne gewandert, um eine *neue Heimat* zu suchen, einen Ort, an dem er mit sich und seiner Umgebung in Einklang leben kann, er das Gefühl heimatlichen Wohls empfindet. Olaf bebaut das Land Esbjörns, das er geerbt hat. Aber die *emotionale Heimat*, die er in Margit gefunden hat – die *Heimat im geliebten Du*, im anderen, der das Eigene berührt –, bleibt in der Ferne, ist für ihn nur in der Erinnerung oder in einer Traumwelt erreichbar. Die *Heimat im Du* kann durch commitment entstehen und nach *Joisten* ist es dem Menschen möglich, „das ihm Eigene als seine Heimat zu denken.“⁸¹¹

Olaf wird nicht zurückwandern über den eisigen Pass, um zu Margit heimzukehren oder sie heimzuholen. Er bleibt allein in seinen „heimatlichen Bergen“ (W:G, 367), baut die Heimstätte seiner Kindheit an sicherem Ort für sich nach und es gelingt ihm, in freundschaftlicher, unaufgeregter – aber auch ergebener und leidenschaftlicher – Symbiose mit der Natur, ein genügsames Leben zu führen. Olaf ruht in sich, still verweilt er bei sich, denn die *Heimat* ist in ihm. Diese innere Harmonie muss im veränderlichen Menschenleben, im hektischen Weltverlauf, stetig von Neuem erstritten werden. *Strich* schreibt in protestantischer Weltsicht: „Dies ist das Wesen deutscher Harmonie von Welt und Gott und Leib und Geist: es ist ein immer neu zu erkämpfender Frieden.“⁸¹²

... Er [Olaf] nahm von seinem Vetter
 Ein Fleckchen Land und baute sich ein Haus
 Aus Fichtenstämmen, groß genug für einen,
 ... Dem Felsen nah genügt, um Schutz zu haben,
 ... Dann zäunt' er sich ein Gärtchen ein und grub
 Ein kleines Ackerstück mit Müh' und Schweiß,
 Um Nahrung für den Sommer zu erziehn
 Und Vorrat für den langen, langen Winter. (W:G, 367-368)

Olaf fischt und jagt, ist ein geschickter Fallensteller. Er lebt ein bescheidenes Leben, denn er orientiert sich nur am eigenen Bedarf, beutet die ihn umgebende Natur nicht aus. Er steht in einem schönen Dialog mit der Landschaft. Die Berglandschaft unterliegt im 19. Jahrhundert einer Idealisierung. Zum ersten Mal können sich heimatliche Überlegungen mit Gedanken des Naturschutzes verbinden. Die Verse *Webers* über das Leben des frommen „Klausner“ (W:G, 369) in den Bergen erinnern an die Schilderungen *Thoreaus* über sein einsames erfülltes Leben am See. Leise erklingt in den Versen die romantische Melodie von der „unendliche[n] Sehnsucht nach dem Ideal: Natur“⁸¹³, aber auch die klassische Sichtweise ist in ihnen enthalten.

Olaf lebt größtenteils allein, hat sich die wilde Natur als Nachbarn ausgesucht. Bewusst wählt er für sich ein Leben in den Bergen, findet sich in die asketische Situation und gesellschaftlich isolierte Position des Klausners ein.

While almost all men feel an attraction drawing them to society, few are attracted strongly to Nature. In their relation to Nature men appear to me for the most part, notwithstanding their arts, lower than the animals. It is not often a beautiful relation, as in the case of the animals. How little appreciation of the beauty of the landscape there is among us! We have to be told that the Greeks called the world κόσμος, Beauty, or Order, but we do not see clearly why they did so, and we esteem it at best only a curious philological fact.⁸¹⁴

⁸¹¹ Karen Joisten: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 75.

⁸¹² Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 114.

Es ist bemerkenswert, dass *Weber* als christlicher Dichter von vielen Interpreten auf den katholischen Glauben reduziert worden ist. Die christliche Rezeption seiner Werke muss sich in Richtung der Ökumene hin öffnen.

⁸¹³ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 88.

⁸¹⁴ Henry David Thoreau: Walking (1862), 49-74, in: Henry David Thoreau: Civil Disobedience and Other Essays, 70-71.

Olaf gelingt es gegen Ende seines Lebens mit der Natur in friedvoller Symbiose zu leben. In der Natur erleben alle Menschen die Gleichheit vor Gott: „wer kan den hêrren von dem knehte scheiden ... im dienen kristen, juden unde heiden“⁸¹⁵. Trotz seines harten Alltags – im täglichen Überleben in norwegischer Wildnis – weiß er die Schönheit der Natur zu schätzen. Er erkennt in ihr die Schönheit des christlichen Gottes.

Im Winter geht Olaf der Tätigkeit des Kürschners nach.

Der Edelmarder mit dem seidnen Fell,
Vielfraß und Biber, Hermelin und Iltis:
Sie alle ließen ihm ihr warmes Kleid,
Das er mit Sorgfalt und Geschick zu weichen,
Schmiegsamen Pelzen zu bereiten wußte,
Beliebtes Gut und gern gekauft von Händlern,
Die jeden Frühling jedes Tal durchzogen.
Auch brant' er Teer aus braunen Kieferwurzeln,
Goldfarbig duftig Öl, weitum berühmt
Und viel begehrt von Bauersmann und Schiffer. (W:G, 368-369)

Als Klausner führt er in der norwegischen Bergwelt ein Leben in Einklang mit der Natur, entdeckt dabei seine wikingischen Wurzeln. Mit vielen Händlern steht er in Kontakt. Im Sommer leisten ihm Fischer und Jäger Gesellschaft. „Sie teilten wochenlang mit ihm die Hütte“ (W:G; 369). Verwandtschaftlichen Besuch erhält er aber nur selten. Auffällig ist, dass es auch den Menschen in Olafs neuer Umgebung vergönnt ist, ein sorgenfreies Leben zu führen. Lars, der bereits alt war als er ihn zum ersten Mal traf, stirbt. Osmund, Lars Sohn, ist ein kranker Mann, der sich auf einer Bärenjagd im Hochgebirge schwere Verletzungen zugezogen hat. Osmunds Frau Sigune erkrankt an den Pocken. Auch das Hochgebirge Norwegens erscheint wie einst Rønnedal als ‚verwünschenes Land‘. Tod und Schmerz haben bei *Weber* einen festen Platz im Menschenleben. Sie können bei ihm in *Goetheschem* Sinne als „Naturformen des menschlichen Daseins“⁸¹⁶ verstanden werden.

Als Margit von Olafs neuem Aufenthaltsort erfährt, schickt sie Rasmus mit einem Gruß in die schroffe Berglandschaft zu Olafs kleiner Hütte.

Gerüchte gehn auf Flügeln durch die Welt,
... Gleich unbekanntem Samen, die der Wind
Oftmals aus weitentlegnem Land entführt
... So kam durch Reden und durch Weiterreden
Nach Rønnedal als Wundermär die Sage
Von einem Riesenmenschen, der weitfort
In einer Felsenklüft jenseits der Berge
Mit einem Wesen, sei's ein Bär, ein Troll,
Einsiedlerisch und weltverlassen hause.
Sie, Margit, ahnte, wer der Klausner war (W:G, 370)

Rasmus berichtet Olaf ausführlich von Margits „Last, von Eriks [und Knuds] Tod“. (Ebd.) Beide tauschen sich aus. „In ernster Zwiesprach über böses und gut/Aus alten Tagen und aus neuer Zeit.“ (W:G, 371)

„Während sich fast alle Menschen zur Gesellschaft hingezogen fühlen, verspüren nur wenige einen starken Hang zur Natur. In ihrem Verhältnis zur Natur scheinen mir die Menschen ungeachtet ihrer Künste größtenteils auf einer niedrigeren Stufe zu stehen als die Tiere. Selten ist es ein so gutes Verhältnis, wie es bei den Tieren der Fall ist. Wie wenig wissen wir die Schönheit der Landschaft zu schätzen! Uns wurde gesagt, dass die Griechen die Welt *Κόσμος*, also Schönheit oder Ordnung nannten, doch ganz klar ist uns nicht, warum sie das taten, und wir betrachten dies bestenfalls als philologische Kuriosität.“
Deutsche Übersetzung nach: Henry David Thoreau: Vom Glück, durch die die Natur zu gehen. Aus dem amerikanischen Englisch von Meike Breitzkreutz, 64-65.

⁸¹⁵ Walther von der Vogelweide mit einer Auswahl aus Minnesang und Spruchdichtung. Mit Anmerkungen und einem Wörterbuch von Professor Otto Güntter, 95, Verse 10 u. 14.

⁸¹⁶ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 35.

... Auch Wadmal, eine Rolle, bracht' er mit,
Grauwollnen Stoff zum Kleid nach Landesbrauch,
Von Margits Hand gesponnen und gewebt. (W:G, 371)

Margit schickt Olaf Wollstoff, aus dem er neue Kleidung für sich schneiden kann. Es war die Schlüsselszene mütterlicher Liebe, in der Randi ihrem Sohn ein Wams nähte. Liebende Paare haben die bezaubernde Angewohnheit, sich ab und an – nach dem Geschmack des anderen oder nach Landestracht – neu einzukleiden. Margit empfindet für Olaf nicht nur sorgende, sondern auch begehrende Liebe. Rasmus bemerkt, wie sehr Olaf gealtert ist. Sein Aussehen hat sich verändert. Mit Bedauern stellt er fest, dass Olaf nun „einen herben Zug um seinen Mund“ (ebd.) trägt. Trauer und Zorn haben das Gesicht des braven Mannes über die Jahre gezeichnet. Olafs beste Kraft und seine Seele blieb in Rönnedal, während er auf eigenem Grund in den Bergen ein bescheidenes und freies Leben führte. Auch Margit ist gealtert.

In leise Falten sank die bleiche Wange
Um Nas' und Mund; ihr volles Haar durchzogen
Grauweiße Fäden, doch ihr Auge glänzte,
Und ihre Stirn blieb klar und faltenlos. (W:G, 365)

Am nächsten Morgen bricht Rasmus zur Rückreise auf. Olaf gibt ihm Kostbarkeiten mit auf den Weg. Als Geschenk für Margit wählt er die besten Pelze aus. Seit Jahren hat er sie aufgespart, vielleicht für sie. Margit kann einen warmen Mantel daraus nähen, vielleicht für die langen Winter im Hochgebirge. Olaf beschenkt Margit als sei sie eine Königin.

Novalis hat sein Ideal der Gemeinschaft in «Glauben und Liebe oder der König und die Königin» entworfen. Schon der Name sagt alles. Hier herrscht kein zeitloses Gesetz und allgemeine Gültigkeit, sondern die unendliche Macht des Glaubens und der Liebe, als Sinnbild offenbart im Bunde des Königs und der Königin.⁸¹⁷

In den Tagträumen der Kindheit ist sie für ihn seine Prinzessin gewesen. In den Träumen offenbarten sich Treue und Liebe.

Für Margit, seine nicht, doch seine Margit,
Ein großes Bündel ausgesuchter Vliese,
Zurückgelegt seit Jahren, reich genug
Zum Wintermantel einer Königin. (W:G, 371)

Die Struktur des Märchens hilft, die tiefen und grundlegenden Gefühle im menschlichen Miteinander zu verstehen. Margit hat ihm auch die Jahre über, in denen sie sich nicht sehen konnten, die Treue gehalten.

Margit! Sie hielt getreu versprochne Treue,
Wie ich getreu versprochne Treue hielt!
Als sie zuerst mich lieber Olaf nannte,
Als ich zuerst sie liebe Margit hieß,
Da waren wir gebunden, sie und ich.(W:G, 371)

Unter dem groben Heimatverlust auf Rönnedal, dem ungehobelten Rauswurf Knuds, leidet Olafs Seele fortwährend. Er bot dem Bauern treuherzig „Manneskraft und Kindesliebe“ – Knud wollte „Bauernblut“. (W:G, 372) Die Gier des Bauern nach Macht und Besitz hat alle Beteiligten ins „Verderben“ (ebd.) geführt – ausnahmslos – Knud, Margit, ihn, Erik. Die Lebensbilanz, die Olaf zieht, ist eine traurige.

⁸¹⁷ Ebd. 97.

Wenn um Gerechtigkeit und Gottes Huld
Die Menschen würben, wie sie rastlos werben
Um Macht und Weltbesitz, sie hätten längst
Das schöne Paradies zurückgewonnen. (W:G, 371)⁸¹⁸

Kleist deutet „die Geschichte der Welt als den unendlichen Weg zurück zu ihrem paradiesischen Anfang“.⁸¹⁹ Im Leben und im Sterben geht es dem christlichen Dichter im *Goliat* um die Erneuerung „in jenem Teil unseres Selbst, dessen Wurzeln noch immer im Paradies sind.“⁸²⁰ *Webers* christlich gezeichnete Figuren verlieren die ihnen zugeschriebene Hoffnung auf Gnade, Liebe und Erlösung nie. Es geht *Weber* in seinen Versen um die *geistige Heimat* des Menschen, „um die Heimkehr in den Herzgrund .. [des] Lebens und allen Lebens“⁸²¹.

Im *Goliath* löst sich die christlich ausgerichtete Bildungsgeschichte auf, indem aus Olaf ein Klausner wird. Er ist sich der *christlichen Heimat* gewiss und hat einen lokalen Ort gefunden, an dem er in Harmonie mit sich und der Welt leben und auch sterben kann. In der Natur ist er nicht der Ungerechtigkeit der Menschen ausgesetzt. Die Natur ist fair; die Sonne scheint auf jeden gleich.

The sun sets on some retired meadow, where no house is visible, with all the glory and splendor that it lavishes on cities, and, perchance, as it has never set before – where there is but a solitary marsh-hawk to have his wings gilded by it, or only a musquash looks out from his cabin, and there is some little black-veined brook in the midst of the marsh, just beginning to meander, winding slowly round a decaying stump.⁸²²

„Für die Herrlichkeit des Sonnenaufgangs weiß der Psalmist (18, 6) keinen sprechenderen Vergleich als jenen mit einem Bräutigam, der strahlend von Freude und Lebenslust am Morgen nach der Brautnacht aus seinem Gemach austritt.“⁸²³

Im Alter umkreisen Olafs Gedanken wieder die Märchenwelt der Kindheit, in der er mit der Mutter glücklich gewesen war, sich zum ersten Mal heimisch fühlte. *Weber* lässt diese fantasievolle Welt erneut in seinen Versen entstehen, wenn er der Natur eine Stimme verleiht. In den Versen werden der Frühling und das Wetter personalisiert – *Hille* erteilt gegen Ende der *Hassenburg* dem Land selbst das Wort. Im *Goliat* teilt die Tanne in heiterer Stimmung dem Apfelbaum rückblickend ihre Empfindungen mit.

Wie war der Winter schauerlich und hart!
Ich trug von Reif und Eis die rauhe Brünne
Viel Monde lang und träumt' in halbem Schlaf
Die grauen Tag' hindurch, die Dämmernächte,
Und seufzte, wenn der Sturm, der alte Riese,
Mich in den Armen hielt und ungeschlacht,

⁸¹⁸ „Wie der Glaube an ein goldenes Zeitalter am Anfang der Menschheitsgeschichte und an eine uralte Menschenschuld als Quelle allen Jammers auf Erden Gemeingut aller Völker ist, ein Erbe aus unvordenklichen Zeiten, so ist auch allen gemeinsam die Hoffnung auf einen Erlöser von allen Übeln der gegenwärtigen Naturordnung, auf eine Wiederkehr des verlorenen Paradieses. ... Die Grundgedanken dieser Erlösungserwartung sind im wesentlichen überall gleich; in ihrer Entfaltung aber wurden sie mythologisch entstellt, politisch verfärbt und je nach der sittlich-religiösen Einstellung verschieden gestaltet. Es liegt die Heilandserwartung schon in der Natur der gefallenen Menschheit begründet. Es ist darum selbstverständlich, daß auch die .. Erlösererwartung manche Anklänge an die altheidnischen Hoffnungen aufweist, da sie letzten Endes alle auf eine gemeinsame Quelle, die göttliche Erlösungsverheißung im Paradiese (Gn 3, 15), zurückgehen.“
Stichwort *Erlösungsglaube im AT* in: Edmund Kalt: *Biblisches Reallexikon*. Bd. 1, Sp. 472.

⁸¹⁹ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 90.

⁸²⁰ Philip Newell: *Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum*, 114.

⁸²¹ Ebd.

⁸²² Henry David Thoreau: *Walking* (1862), in: Henry David Thoreau: *Civil Disobedience and Other Essays*, 73-74.

„Die Sonne geht über einer brachliegenden Wiese, auf der kein Haus steht, mit derselben Pracht und Herrlichkeit unter, die sie über Städte ausschüttet und wie sie vielleicht zuvor nie untergegangen ist – dort, wo sie einem einsamen Habicht die Schwingen vergoldet oder nur eine Bisamratte aus ihrem Bau hervorschaut und ein kleiner, schwarz geädertes Bach mitten im Sumpf zu mäandern beginnt und sich gemächlich um einen einzelnen Baumstumpf windet.“ Henry David Thoreau: *Vom Glück, durch die die Natur zu gehen*. Aus dem amerikanischen Englisch von Meike Breitzkreutz, 73.

⁸²³ Stichwort *Braut, Bräutigam* in: Edmund Kalt: *Biblisches Reallexikon*. Bd. 1, Sp. 283.

Nach Bärenart, um meine Liebe warb.
 ... Zuweilen nur der kurze Pfiff des langen
 Waldmenschen dort, wenn er mit seinem Hund
 Im tiefen Schnee des Wildes Spur verfolgte. –
 Jetzt, o wie wonnig, sonnig ist die Welt!
 Die Taube kam, die Schwalbe kam zurück
 Und brachte Grüße mir von meinen Basen,
 Dem adligen Geschlecht am Libanon!
 ... So wispelte die Tanne wohlgemut
 Und schüttelte ihr dunkelgrünes Kleid,
 Daß eine Wolke süßen Wohlgeruchs
 Gleichwie ein duft'ger Mantel sie umschloß. (W:G, 373-374)

Der Apfelbaum aber ist in Sorge vor den lauenden Gefahren in der Nacht und klagt – bekümmert durch die mühevollen Arbeit, Frucht zu tragen – der Tanne sein Leid. Nicht nur der Mensch lebt in der märchenhaften Bergwelt Norwegens mit der Sorge, auch der Apfelbaum kennt Angst, Spannung und Leid, weiß vom Schmerz in der Welt.

... Ach, Frau Tanne,
 Ich muß nur blühen und blühen und hurtig blühen;
 Denn wie der Wind mir durch die Zweige fährt,
 Und wie die Amsel husch! vorüberschießt,
 So fährt und fliegt der Sommer schnell dahin,
 Der Winter folgt ihm über Nacht und streut
 Unholden Duft mir auf das grüne Laub.
 ... Mein Feind, der kalte Nebel, zieht herauf:
 Ich fürchte mich. Frau Tanne, gute Nacht! (W:G, 374)

2.7.3 Besuch in den Bergen – Margits Abschied

Ein Fremder besucht Olaf in seiner Klausen. Magnus ist Maler. Der „Kunstjünger“ (W:G, 376) wird die Schönheit der „Seen und Berge“ (W:G, 375) auf seiner Leinwand mit „wunderbarer, unnachahmlicher Eindringlichkeit“⁸²⁴ zusammenfügen. Schon für *Baumgarten* war die Schönheit „erscheinende Vollkommenheit“ („perfectio phaenomenon“)⁸²⁵. Gestimmt in frühromantischer Gesinnung kann Magnus – wie einst Caspar David *Friedrich* in seiner Malerei (vgl. *Das Kreuz im Gebirge* oder *Das Eismeer*) – die Naturferne des Menschen verringern „und der Schöpfung wundersame Brücken von Farbe und Licht schlagen“.⁸²⁶ *Friedrich* „entdeckt[e] in den Chiffren der Landschaft einzigartige Spiegelbilder für die Schwingungen der Seele und verwandelt[e] sie in seinem malerischen Werk zu Gleichnissen vom Werden und Vergehen des menschlichen Lebens.“⁸²⁷

Gastfreundlich nimmt Olaf Magnus in seiner bescheidenen Behausung und der sie umgebenden Gebirgslandschaft auf. Die beiden Männer verbindet ihr natürliches Gemüt. „Nach wenig Tagen hatten beide Männer,/Der Klausner und sein Gast, sich liebgewonnen.“ (W:G, 375)

Als Matrose hat der schwarzgelockte junge Mann viel von der Welt gesehen. Die Schifffahrt bot aber nicht die richtige Tätigkeit für ihn. Gern „legte .. [er] den Malerkittel an“. (W:G, 376) Eifrig hat er die „Alpenwelt“ (ebd.) durchquert und liest nun mit Andacht und „oft mit feuchtem Blick/Im wunderbaren, großen Bilderbuche,/Das Gott der Herr den Menschen aufgeschlagen.“ (W:G, 377) In der Natur hat er für sich die Quelle des ursprünglichen Gefühls *christlicher Heimat* entdeckt. Sehnsüchtiges romantisches Fernweh trieb ihn in die norwegische Bergwelt – zum mythologischen Urgrund seiner freigewählten

⁸²⁴ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 196.

⁸²⁵ Stichwort *Baumgarten* in: Rudolf Eisler: Philosophenlexikon. Leben, Werke und Lehren der Denker, 49.

⁸²⁶ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 196.

⁸²⁷ Ebd. 198.

Künstlerheimat. „Ein fernes Gebirge ist romantisch, ein nahes aber erhaben.“⁸²⁸ Magnus „trieb die Lust,/Des eignen Landes große Gotteswunder/Im hohen Nord zu schau'n und nachzubilden.“ (Ebd.) Er lauscht den Stimmen der Natur. Sein Auge sieht das große Panorama der Bergwelt während seine Hand den rauen Stein fühlt. Der Kunstmaler nimmt auch das Mythologische in der zerklüfteten Bergwelt mit seinen Sinnen wahr. Aber seine Kunst wird zum Gotteslob – „Ein Lobgesang auf Gottes Macht und Güte.“ (W:G, 378) Für den christlich geprägten Maler ist die Schönheit ein Attribut Gottes. Das unmittelbare Naturerleben erlaubt ihm, die Welt um ihn herum vom Menschen unverfälscht – wie zu Anbeginn der Zeit – zu empfinden und zu erfahren.

Er lauschte, wenn der Wind in hohen Wipfeln
 Uralte Lieder sang aus jener Zeit,
 Als Zeit zuerst begann und Segen hauchend
 Des Schöpfers Odem ob den Wassern schwebte.
 So lauscht ein Knabe wohl im hohen Dom
 Zu Nidaros dem Orgelklang und fühlt
 Des Heil'gen Nähe, das er nicht begreift,
 Und das doch ahnungsvoll sein Herz durchschauert. (W:G, 378)

Als er an einem Sommerabend von seiner künstlerischen Tätigkeit in den Bergen zurück zu Olafs Hütte kehrt, nimmt er „von fern mit Staunen“ (W:G, 379) ein szenisches Bild wahr, das nur zwei liebende Herzen erschaffen können. Er erkennt in der Begegnung zwischen Olaf und Margit den Widerschein einer treuen andauernden traurigen Liebe. Er sah „Olaf auf der Steinbank, Hand in Hand/Mit einer Frau in freundlichem Gespräch.“ (Ebd.)

Sie lächelte; es war ein trübes Lächeln,
 Wie Sonnenschein auf winterstarrer Flur. (W:G, 379)

Olaf stellt ihm Margit vor. Margit ist betrübt, aber weder sie noch Olaf sind über ihre Lebenssituation verzweifelt, denn „wenn der Mensch, indem er sich zu sich selbst verhält, schlechthin zu Gott verhält, so ist da überhaupt keine Verzweiflung“⁸²⁹. Stillschweigend ist Olaf einsam seinen Lebensweg gegangen. Erst am Ende seiner Tage wird er seinem romantischen Malerfreund gegenüber mitteilend über den wichtigsten Menschen in seinem Leben. „Heut oder morgen red' ich wohl von ihr.“ (Ebd.) Magnus' Künstlersinn erkennt sofort das große Potenzial, das in der „stattliche[n] Gestalt der bleichen Frau“ (ebd.) ruht. Margit durchbricht die selbstgewählte Einsamkeit Olafs mit ihrem Besuch in der Bergklause. Nur durch Gesten kann sie die Einsamkeit ‚ihres' Mannes aufbrechen.⁸³⁰

Das Motiv des Handhaltens⁸³¹ – Symbol der stillen Liebe – ist auch in Theodor Storms *Schimmelreiter* präsent. Olaf empfindet große Demut gegenüber den göttlichen Kräften in der Natur. Hauke Hain stellt sich beständig dem Kampf mit dem tosenden Meer⁸³², geht beim Deichbau trotzigt mit Rechenkenntnissen gegen die bedrohliche Naturgewalt vor. Sind bei einer Springflut ganze Fetzen von der Grasdecke des Deiches ins Meer hinabgerissen worden, „dann hätte man Haukes zorniges Lachen hören können. »Ihr könnt nichts Rechtes«, schrie er in den Lärm hinaus, »so wie die Menschen auch nichts können!«“⁸³³ Entschädigt wird Hauke für seine Mühen allein durch die stumme-stille Liebe zu Elke. *Storm* hat die Handlung in seiner *Schimmelreiter*-Novelle sehr fein gesponnen. Jeder einzelne Faden

⁸²⁸ „Jean Paul ging diesem Phänomen in seiner .. Abhandlung über die «Magie der Einbildungskraft» .. nach. Wie kommt es, fragte er, daß alles, was nur in der Sehnsucht und Erinnerung lebt, alles Ferne, Tote, Unbekannte, diesen magischen Zauber der Verklärung besitzt? Weil, so lautet seine Antwort, alles in der innerlichen Vorstellung seine Grenzen verliert, weil es die magische Kraft der Einbildung ist, unendlich zu machen.“ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 80.

⁸²⁹ Sören Kierkegaard: *Die Krankheit zum Tode. Der Hohepriester – der Zöllner – die Sünderin*, 169.

⁸³⁰ Vgl. dazu Barbara Hahn: *Die Jüdin Palas Athene. Auch eine Theorie der Moderne*, 262.

⁸³¹ ‚Hand in Hand' ist das Leitmotiv, das sich wie ein roter Faden durch Storms *Schimmelreiter* zieht und auch dort eine stille Liebe veranschaulicht. Die stille Liebe bei *Storm* schließt die körperliche Liebe aber nicht aus und unterscheidet sich daher von der sich am Höfischen orientierenden Liebe im *Goliath Webers*.

⁸³² Im *Schimmelreiter* ist die Springflut, das tosende Meer, das, was zum Widersacher menschlicher *Heimat* wird und dem Menschen den Halt im Leben nimmt.

⁸³³ Theodor Storm: *Der Schimmelreiter*. (Der Text folgt der Ausgabe von Albert Köster (Hrsg.): *Theodor Storms Sämtliche Werke in acht Bänden*. 7. Bd. Leipzig 1924. Orthographie und Interpunktion sind angepasst.), 13-14.

durchwirkt die gesamte Geschichte und wird für die Leser/innen immer wieder herausgezogen und neueingeflochten, damit sie die Zusammenhänge, die Totalitäten der Personen und ihrer Handlungen und das gegenseitige Aufeinanderwirken erkennen. Die Geschichte stellt sich als harmonische Einheit dar, in der nichts zufällig und ohne Grund erwähnt wird. Dies trifft in ebensolchem Maße auch auf *Webers Goliath* zu.

Es ist die ahnungsvolle Begegnung mit der tiefen – aber letztendlich unerfüllten – romantischen Liebe, die der Maler Magnus mit seinem „Künstlerblick“ (W:G, 379) in der Person Margits in Augenschein nimmt.

Ihr früh ergrautes Haar, nach Landesbrauch
Mit dunkelm Seidentuche halb bedeckt;
Die schönen blauen Augen, wie umschleiert, –
Man sah es wohl, sie hatten viel geweint, –
... Noch mehr bemerklich, als sie leise sprach:
„Die Sonne neigt sich schon, und Frau Sigune
Erwartet längst mich auf dem Byglandshof.
... Dann reichte sie
Dem Goliath die Hand und sah ihn stumm
Ein Weilchen an: „Nun, Olaf, muß ich gehn!“
„Dank, liebe Margit! Ja, nun mußt du gehn!“
So schieden sie; vielleicht für alle Zeit. (W:G, 379-380)

Magnus darf den stillen Abschied zweier sich wahrhaft liebender Menschen beobachten. „Wie traumverloren mit verschränkten Armen“ (W:G, 380) ruht Olaf nach Margits Abschied noch eine zeitlang in sich selbst. *Ich muss gehen*, das wiederkehrende Motiv im *Goliath*, das auf die fortwährende Pilgerschaft im Menschenleben hindeutet, findet sich auch in den abschließenden Versen der Lebensgeschichte des liebenden „blonden Hünen“ (W:G, 330). Mit seiner „harten Hand“ (W:G, 380) geht Olaf sich über Stirn und Augen – den Tränen nah. Die Menschen werden in ihrem Leben auch für die verpassten Gelegenheiten bitter gestraft. Mit einem Realitätssinn, der auch *Droste-Hülshoff* eigen war, zeigt der Dichter, was am Lebensabend übrig bleibt. Die vollkommene Liebe Gottes kann im Menschen die Furcht vertreiben, aber die bittere Not und die Angst, die das Leid ausmachen und fester Bestandteil des menschlichen Lebens sind, bleiben ihm vertraut. Leid erfährt der Mensch am Morgen und am Abend und in allen dazwischenliegenden Stunden seines Lebens. Zeit Lebens umweht Olaf der Nimbus des Büßenden, der eine ererbte Schuld abzutragen versucht.

Es ist schon spät am Abend als Olaf Magnus von Margit erzählt. Seinem Freund, dem romantischen Maler, schildert Olaf die traurige Geschichte seines Lebens. Er berichtet „von seiner Kinderzeit, von Einwind und von Randi“, von seiner ersten Heimstätte, von seiner Duldung auf „Rönnedal, vom Bauern Knud und Kari“, von der Entführung Eriks, „von Margit, von seiner Werbung und von Knuds Bescheid“, von dem Verlust des Bleiberechts auf Rönnedal, von seiner Wanderung über den Pass, vom „guten Lars“ und wie er „im heimatlichen Tal/Einsam und menschenfern“ sein eigenes „Haus gebaut“ (W:G, 380-381) und er – als Einzelner – in der Bergwelt sesshaft wurde. Die norwegische Berglandschaft wurde ihm zum vorausweisenden Zeichen einer *ewigen Heimat* bei Gott.

Dann fuhr er fort: „Seit sie den Rasmus sandte
Und wußte, wo ich blieb, besuchte sie mich
Auf weitem Umweg durch das Hochgebirge
In jedem Jahr auf einen Sommertag.⁸³⁴
Wir ehren Knuds Gebot: er war ihr Vater!
Ob er das Rechte tat? Wir hadern nicht.
Sein Irren sei vergeben; irrt' er doch
Im Rechten, als er recht zu tun vermeinte. (W:G, 381)

⁸³⁴ Margit und Olaf sehen sich in jedem Sommer nur einen Tag lang. Den Menschen gehört der Tag, den Göttern die Nacht. Die Gegenüberstellung von Tag und Nacht ist ein geläufiges Motiv der Romantik.

Damit ist Olafs Geschichte zu Ende erzählt. Bereitwillig hat Olaf den „Schmerz“ als „altes Erbe“ der Menschen angenommen, sowie Margit dieses große Erbe der Menschheit ebenfalls ohne Zögern angenommen hat. (Ebd.)

Der Menschen altes Erbe sei der Schmerz.
Wir alle erben, erbt' ich meinen Teil
Und nahm ihn willig an. Und Margit erbte
Den Teil, der schwerer war, und nahm ihn an. (W:G, 381)

Sich dem „Schmerz ... hinzugeben (wie es die Romantik tat) heißt, sich der Zeit ergeben.“⁸³⁵ „Der [romantische] Weg nach innen... war ... ein Weg der Schmerzen durch die Wüste: Einsamkeit.“⁸³⁶ „Jedes unendliche Gefühl, das von keinem Maße der Vernunft begrenzt und gemessen wird, die Liebe wie auch der Schmerz, war den romantischen Menschen heilig.“⁸³⁷ „Das klassische Gebot an den Schmerz heißt: Haltung“⁸³⁸. Für Olaf und Margit steht es außer Frage, den Geboten Gottes Folge zu leisten. Sie glauben an den christlichen Gott, obwohl ihnen viel Leid im Leben zugefügt worden ist und sie noch immer Leid ertragen müssen. Aber „gerade in dieser widersinnigen Situation zeigt sich der Glaube in seinem wahren Charakter.“⁸³⁹ Margit und Olaf leiden zum einen bereitwillig als fromme Christin und frommer Christ, zum anderen aufgrund ihrer romantischen Liebe zueinander. Beide sind mit sich und mit Gott versöhnt.⁸⁴⁰

Olaf ist die christliche Mitgift gegeben, den Mitmenschen vergeben zu können. Er hat das an ihm verübte Unrecht verzeihen. *Walther* von der Vogelweide formulierte den christlichen Gedanken mit den Worten: „Frô Werlt, ir sult dem wirte sagen,/daz ich im gar vergolten habe“.⁸⁴¹ Olaf ist mit sich im Reinen, hat auch sich selbst verzeihen können. Es ist zu einem guten Teil auch sein eigener Stolz gewesen, der ihm auf seinem Weg durchs Leben hinderlich war. Aber er wertet diesen Stolz als christlich motivierte Entsagung. Als Lebensfazit kommt Olaf zu der abschließenden Erkenntnis:

Der Mensch ist ruhelos, solange er heischt,
Doch die Entsagung macht ihn still und stark! (W:G, 381)

In der Bergeinsamkeit lebt Olaf so fromm und rein wie ein Kind. Unklar bleibt bis zum Schluss, ob es für ihn notwendig gewesen ist, auf Margits Gesellschaft zu verzichten. Musste durch christliche Entsagung der beiden Liebenden ein göttliches Gesetz eingehalten werden, von dem sich Margit auch hätte freisprechen⁸⁴² lassen können? Die *Heimat* in den Bergen, der eigene Grund, hat Olaf den emotionalen Verzicht im Leben auf eine erfüllte Liebe zu Margit nicht ausgleichen können. Erst im Alter erkennt er, dass er Margit all' die Jahre über auch begehrt hat – seine Liebe nicht ausschließlich eine sorgende Liebe war. Olaf hat sich mit freiem Willen für ein einsames, stilles Leben in rauer norwegischer Berglandschaft entschieden. Die gotterzeugte Natur ist ihm zum Ort *irdischer Heimat* geworden. In ihr erblickt er in wiederkehrenden Momenten die Ewigkeit, ist ausgesöhnt mit dem „Mißverhältnis zwischen dem Zeitlichen und dem Ewigen“⁸⁴³ im Menschengeschlecht. *Kierkegaard* wertet die „Verzweiflung ... [als] Mißverhältnis zwischen dem Zeitlichen und dem Ewigen in dem aus dem Zeitlichen und dem Ewigen zusammengesetzten Menschen.“⁸⁴⁴

⁸³⁵ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 58.

⁸³⁶ Ebd. 93.

⁸³⁷ Ebd. 62.

⁸³⁸ Ebd. 59.

⁸³⁹ Alwin Diemer: Was heißt Wissenschaft? 76.

⁸⁴⁰ „Mit Gott versöhnt sein bedeutet, versöhnt zu sein mit unserem wahren Selbst, so wie wir geschaffen sind nach seinem Bild.“ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 51.

⁸⁴¹ Walther von der Vogelweide mit einer Auswahl aus Minnesang und Spruchdichtung. Mit Anmerkungen und einem Wörterbuch von Professor Otto Güntter, 95.

Der Wirt ist hier der Teufel „als Inhaber eines Wirtshauses, in welchem die Frau Welt mit ihren Freuden die Menschen an sich lockt.“ Ebd. 95.

⁸⁴² Die Kirche kann Kinder von ihren Eltern kirchenrechtlich scheiden, wenn ein Sachverhalt vorliegt wie bei Margit.

⁸⁴³ Sören Kierkegaard: Die Krankheit zum Tode. Der Hohepriester – der Zöllner – die Sünderin, 166.

⁸⁴⁴ Ebd.

Olaf hat in seinem christlichen Leben viel Leid erfahren, aber er ist nicht verzweifelt, denn ihn tröstet letztendlich die Gewißheit, dass er mit seinem Tod die *ewige Heimat* bei Gott finden wird. Sein bescheidenes Leben in und mit der Natur, das er bereitwillig auf seinem Weg zu Gott angenommen hat, hilft ihm, das Mißverhältnis im Menschen zu überwinden.

Eine Spiritualität wie die keltische, die aufmerksam ist für die Schöpfung, sieht im Tod nicht eine Bewegung fort vom Leben, sondern eine Gnade, durch die wir näher an die Quelle des Lebens kommen.⁸⁴⁵

Olafs christlicher Gott ist ihm gnädig, denn er hat ihn auf der Suche nach einer *Heimat* in der irdischen Welt den Weg zur Erlösung⁸⁴⁶ finden lassen. Vollendung wird am Ende seines Lebens stehen. Die beständige Heimatsuche in der Welt kann hier aber auch als Sinnbild der tiefen seelischen Verwundung, die Olaf durch die sich wiederholenden Heimatverluste erlitten hat, verstanden werden. Dennoch: die Hoffnung weicht niemals von der erzählten Geschichte. Sie „macht die Zukunft hell und gegenwärtig“⁸⁴⁷; dies war bereits eine Einsicht *Goethes*. *Webers* Kunstmärchen endet „schmerzlich, doch in Frieden“ (W:G, 382). Die Leserschaft kann für sich in gedanklicher Eigenarbeit klären, ob Olafs schwierige Lebensgeschichte eine traurige, oder vielleicht letztendlich eine sehr friedvolle ist, in der sich zeigt, dass der christliche Gott mitleidvoll und barmherzig ist.

Mit Hiob nennt Jakobus den schwierigsten Fall des Alten Testaments, um gerade an diesem unschuldig leidenden, am klagenden und fragenden, zweifelnden und suchenden Menschen zu zeigen, dass Gott nicht nur ab und zu, sondern vielfach, nämlich in überbordender Fülle, also immer Mitleid zeigt und Barmherzigkeit erweist: überall, in jeder Hinsicht, ohne Vorbehalt; es entspricht seinem Wesen; es zeigt sich auch im Leiden.⁸⁴⁸

War es nur Leid, Spannung und Angst, die Olaf christlich erdulden musste, oder hat ihn das einsame Leben in der Bergklause im Einklang mit der Natur glücklicher stimmen können als ein gewöhnliches Familienleben auf Rönnedal dies jemals vermocht hätte? Olafs verwundete Seele zog es in die Bergeinsamkeit. Der tiefen christlichen Sehnsucht zu Gott konnte er nicht entsagen. Am Ende seines Wegs findet er „so schlicht zu Gott .. wie ein müdes Kind am Abend nach Hause“⁸⁴⁹. Gegen Ende seines Lebens ist sein Heimweh allein auf den christlichen Gott gerichtet. So kann er zufrieden sein, obwohl er weiß, dass er Margit im irdischen Leben kein weiteres Mal wiedersehen wird.⁸⁵⁰

⁸⁴⁵ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 109.

⁸⁴⁶ Das Christentum ist eine Erlösungsreligion. Es sucht Erlösung vom Bösen (Matth 6, 13), strebt in die Richtung der sittlichen Vollkommenheit. Vgl dazu *Erlösung* in: Kurt Goldammer (Hrsg.): Wörterbuch der Religionen, 166.

⁸⁴⁷ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 50.

⁸⁴⁸ Thomas Söding: Phänomenologie als Herausforderung der Theologie. Versuch einer Antwort vom Neuen Testament aus, 28-51. In: Klaus Held/Thomas Söding (Hrsg.): Phänomenologie und Theologie, 47.

⁸⁴⁹ Margarete Susman: Frauen der Romantik, 101.

In jüdischem Kontext schreibt *Susman* über das Lebensende *Varnhagens*: „Nicht ihre [Rahel Levin Varnhagen] Leidenschaft: dieser wirkliche Urquell ihres Seins ist es, der sie diesem Gott entgegenführt – sondern die Beruhigung ihres Schicksals, die Dämpfung ihrer Kämpfe, die vollkommene Einordnung in eine Welt, die immer nur die Heimat ihres Geistes, nicht die ihrer Seele war. Ihr späteres Schicksal selbst, das sie rein auf die Ruhe des Lebens im Geist stellte, mag sie solcher stillen Teilhabe an einem Gott des reinen Erbarmens und Friedens zugeführt haben. Denn auch in ihrem Leben war, nachdem das Bittere und Trübe, die grenzenlose leidvolle Verwirrung abgetrunken war, Klarheit und begütigender Frieden. Das Ende ihres Lebens ist sanft und versöhnend.“ Ebd. 101.

⁸⁵⁰ „All unser Vertrauen auf die Hoffnung zu setzen, dass bestimmte andere uns niemals enttäuschen werden, bedeutet, auf unsicheren Fundamenten zu bauen. ... Wenn wir ... darauf beharren, dass unsere Liebe in der Liebe unseres Ehemanns oder unserer Ehefrau, der Mutter, des Vaters, .. gründet, dann werden wir alle auf einer bestimmten Ebene oder einer bestimmten Stufe enttäuscht werden. Der Blickwinkel, der sich durch die ganze Heilige Schrift durchzieht, ist vielmehr, dass Gott allein der nie versagende Liebende unserer Seele ist: »Wenn mich auch Vater und Mutter verlassen, der Herr nimmt mich auf«, heißt es im Psalm.“ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 85

Das Dilemma, das sich für Olaf in seiner vollständigen Hinwendung zu Gott ergibt, lässt sich mit den kritischen Worten Ludwig *Feuerbachs* wie folgt fassen: „Die Liebe zu Gott als einem persönlichen Wesen ist .. eine eigentliche, förmliche, persönliche, ausschließende Liebe. Wie kann ich also Gott, sage Gott, und zugleich ein sterbliches Weib lieben. Setze ich dadurch nicht Gott auf gleichen Fuß mit dem Weib? Nein! einer Seele, die Gott wahrhaft liebt, ist die Liebe zum Weibe eine Unmöglichkeit – ein Ehebruch. Wer ein Weib hat, sagt der Apostel Paulus – den man nicht unrichtig den eigentlichen Stifter des Christenthums genannt hat – denkt, was des Weibes ist, wer keines hat, denkt nur, was des Herrn ist. Der Verheirathete denkt daran, daß er dem Weibe gefalle, der Unverheiratete daran, daß er Gott gefalle. ... Der

Sie ging – und kommt sie wieder, kommt sie wohl
Zum letztenmal, mich in mein Grab zu legen. (W:G, 381)

Sanftschweremütig gestimmt – in Demut den eigenen Tod erwartend – ist Olaf für seinen letzten Gang bereit. Er ist sich seiner Endlichkeit bewusst. Der „romantische Mensch“ akzeptiert den Tod, er will „aus reinem Willen sterben“.⁸⁵¹ Im Frieden des Endes liegt der Verweis in die Zukunft, aber auch der Blick zurück in die Vergangenheit. Mit dem Tod findet Olaf zum Gott des Friedens. Sein Tod birgt nichts Unheimliches in sich.

Wenn alles Sichtbare aus dem Unsichtbaren entsprungen ist, wie der Hebräerbrief sagt, dann ist der Tod die Heimkehr alles Sichtbaren in den unsichtbaren Bereich Gottes.⁸⁵²

Olaf ist vorbereitet auf die letzte Heimkehr, seine Rückkehr ins ewige Vaterland gleicht der romantisierten Empfindung, in der

die Rückkehr in die Heimat, von Eichendorff so oft besungen .. erst im ewigen Vaterland, das jenseits menschlicher Gefährdungen und Irrtümer beginnt [,endet]: «Nun ruh zum letzten Male aus,/Wenn du erwacht, sind wir zu Haus.»⁸⁵³

In christlicher Weltanschauung und gleichzeitig auch in rationaler Ernüchterung endet das Epos. *Weber* hat als Dichter den ästhetischen Zauber der Romantik erkannt. Es ist ihm aber gelungen, ihre dunkle Anziehungskraft zu überwinden und sein christliches Anliegen in den Versen mit der Ernsthaftigkeit einer tiefen – nach innen gekehrten – Religiosität zum Ausdruck zu bringen. Olaf hat sein christliches irdisches Leben – so gut er es konnte – gelebt, seinen Blick beständig auf das Gute gerichtet. Immer war er guten Willens, sodass sich in ihm ein guter Charakter hat ausformen können.

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein *guter Wille*. Verstand, Witz, Urtheilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze als Eigenschaften des Temperaments sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist.⁸⁵⁴

Bei *Kierkegaard* ist es die Wiederholung, die das *gute Leben* ermöglicht. Das Existieren darf im menschlichen Leben auf keinen Fall vernachlässigt werden. Mit der „Frage nach der »Existenz« [wird] .. das romantische Konzept des heiteren »Schwebens« in sein Gegenteil“ verkehrt.⁸⁵⁵ Sören *Kierkegaard* merkt hierzu an, dass es ein Ding sei, „sich selbst zu dichten und ein ander Ding, sich dichten zu lassen.“⁸⁵⁶

Christ identificirt unmittelbar mit dem Individuum die Gattung: er streift daher die Geschlechtsdifferenz als einen lästigen, zufälligen Anhang von sich ab. Mann und Weib zusammen machen erst den wirklichen Menschen aus, Mann und Weib zusammen ist die Existenz der Gattung – denn ihre Verbindung ist die Quelle der Vielheit, die Quelle anderer Menschen. Der Mensch daher, der seine Mannheit nicht negirt, der sich fühlt als Mann und dieses Gefühl als ein natur- und gesetzmäßiges Gefühl anerkennt, der weiß und fühlt sich als ein Theilwesen, welches eines andern Theilwesens zur Hervorbringung des Ganzen, der wahren Menschheit, bedarf. Der Christ dagegen erfaßt sich in seiner überschwänglichen, transcendenten Subjektivität als ein für sich selbst vollkommenes Wesen. Aber dieser Anschauung war der Geschlechtstrieb entgegen; er stand mit seinem Ideal, seinem höchsten Wesen in Widerspruch; der Christ mußte daher diesen Trieb negiren.“ Ludwig Feuerbach: Das Wesen des Christenthums, 222-223.

⁸⁵¹ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 39.

⁸⁵² Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 108.

⁸⁵³ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 218.

⁸⁵⁴ Immanuel Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 385-464. In: Kants Werke. Akademie-Textausgabe. Unveränderter photomechanischer Abdruck des Textes der von der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1902 begonnenen Ausgabe von Kants gesammelten Schriften. Bd. IV (XI Bde.), 393.

⁸⁵⁵ Helmut Schanze (Hrsg.): Romantik-Handbuch, 171.

⁸⁵⁶ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 286.

Der Christ läßt sich dichten, und in dieser Hinsicht lebt ein einfältiger Christ weit poetischer als so mancher hochbegabte Kopf. Doch auch der, welcher in griechischem Sinne sich selbst dichtet, erkennt an, daß ihm eine Aufgabe gesetzt ist. Es liegt ihm darum in hohem Maße am Herzen, sich des Ursprünglichen, das in ihm ist, bewußt zu werden, und dies Ursprüngliche ist die Grenze, innerhalb deren er dichtet, innerhalb deren er poetisch frei ist.⁸⁵⁷

Die bittere Süße des Endes verstärkt bei der Leserschaft das ästhetische Empfinden. Deutlich wird, dass es in der Vorstellung *Webers* die romantische Liebesauffassung und nicht der christliche Glaube ist, der die bitteren Botenstoffe im Epos freisetzt. *Weber* kritisiert eine Liebe, die ohne weltliche Erfüllung bleibt, indem er den Kummer aufzeigt, der mit ihr verbunden ist. In der vom Dichter geschaffenen fiktiven Welt des *Goliath* liebt nur Gott Olaf mit ewiger Liebe. Nur Gott verspricht dem an das Christentum Glaubenden die *ewige Heimat*.

Wie schwierig sich die Suche nach einer friedlichen *irdischen Heimat* in der zeitgenössischen Lebenswirklichkeit *Webers* gestaltet, tritt als Kritik zwischen den Versen des Kunstmärchens deutlich hervor. Die *Goliath*-Erzählung darf auch als Gleichnis verstanden werden. Im Gleichnis geschieht im gleichen Augenblick das Gleiche in der Wirklichkeit. Dem Romantiker E.T.A. *Hoffmann* gerieten seine Märchen „zu poetischen Parabeln einer vielfach gespaltenen Welt:“

ganz gleich, ob diese Märchen, wie «Nußknacker und Mausekönig», die Bedrohung des Humanen als scheinbar schwerelos inszeniertes heiteres Spiel mit tieferer Bedeutung zeigen oder, wie in «Klein Zaches genannt Zinnober», die hergebrachte Märchenform zum Vehikel einer bitterbösen Satire auf die Wiederherstellung des Ancien régime nach den Befreiungskriegen wird.⁸⁵⁸

Die *Goliath*-Geschichte endet mit den unaufgeregten und verständigen Worten Olafs, in denen er losläßt von der Welt. In kalter norwegischer Berglandschaft spiegelt sich sein trauriges Leben ein letztes Mal.

„Nun sind wir alt; mein Haar wie Birkenmoos;
Sie ging – und kommt sie wieder, kommt sie wohl
Zum letztenmal, mich in mein Grab zu legen.
Dann mag sie mir die kalte Stirne küssen:
Ihr Mund hat niemals meinen Mund berührt.
Magnus, du weinst? – Still: Gott regiert die Welt!
Doch gehn wir nun ins Haus. Scharf weht der Wind
Und wälzt vom Elv herauf die grauen Nebel.
Erlöschen ist der Mond im Eis und Schnee
Des Klippenkamms, und Mitternacht vorbei.“ (W:G,381-382)

⁸⁵⁷ Ebd. 286-287.

⁸⁵⁸ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 321.

Sade inspirierte die literarische Romantik zu Schreckenromanen. Er ist im Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert der berüchtigtste Abweichler im Bereich der vernunftorientierten Aufklärungsphilosophie und ein Schriftsteller fragwürdiger, sadistischer Ausschweifung, der auf das archetypische „Schema der Literatur des Ancien Régime zurück[greift], ohne daß es mit ähnlich weitreichenden Konsequenzen von einem Zeitgenossen ... oder Nachfolger erreicht worden wäre.“ Stichwort *Les cent-vingt journées de Sodome* in: Walter Jens (Hrsg.): Kindlers neues Literatur-Lexikon. Studienausgabe. Bd. 14, 572. Veröffentlicht wurde dieses literarisch-philosophische Werk der Kerkerliteratur aber erst 1904; lange nach der Schaffensperiode *Webers*. Vgl. ebd. 573.

Und: „Ein Märchen, eine Dichtung verwandelt sich im Offerdingen zur Wirklichkeit, und die Wirklichkeit wird Märchen, Dichtung, Traum.“ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 39.

Eliot bringt die Empfindung dieser letzten inneren Entspannung des Menschen in den zwei Zeilen „My life is light, waiting for the death wind,/Like a feather on the back of my hand“⁸⁵⁹ als innere Realität gegen Ende des menschlichen Lebens zum Ausdruck.

Analog der „leitende[n] Idee des Novalis ..., daß sich der Traum in Welt, die Welt in Traum, das Märchen in Wirklichkeit und die Wirklichkeit in ein Märchen verwandelt“⁸⁶⁰ wird die fröhlich-unbekümmerte fiktive Salongesellschaft in der Rahmengeschichte ⁸⁶¹ durch das Vortragen des Kunstmärchens mit dem Eigentlichen – dem, was aus christlicher Perspektive *Heimat* ausmacht – konfrontiert. Die Leserschaft erlebt – analog der Berliner Literaturreise – die traurige Geschichte des Goliath, den ästhetischen Höhepunkt des fiktiven Gastmahls der Berliner Kunstfreund/innen, als literarische Wirklichkeit. Figuren und Leserschaft werden durch Kunstgenuß ‚entsüht‘, letztere vielleicht sogar zum Nachdenken über die Vor- und Nachteile einer christlichen Lebensführung angeregt.

Ein christliches Leben kann poetisch sein! Dies ist mit Sicherheit eine sehr interessante, vom Dichter für seine Zeit sehr eigentümlich gestaltete literarische Salonerfahrung.

⁸⁵⁹ T[homas] S[tearns] Eliot: A Song for Simeon, in: Michael Hanke (Hrsg.): Interpretationen: englische Gedichte des 20. Jahrhunderts. Übersetzt von Michael Hanke, 117. „Mein Leben ist leicht, es wartet auf den Todeswind./ wie eine Feder auf meinem Handrücken.“ Ebd.

⁸⁶⁰ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 13.

⁸⁶¹ Nach Ende des Kunstmärchens wird, der Definition des Kunstmärchens entsprechend, nicht in die Rahmenhandlung zurückgeblendet.

3 Schlussbetrachtung

Webers Grabstätte ziert – als letztes Vermächtnis an seine Leserschaft – eine fromme Überlegung, welche auf die hoffnungsfrohe Heilsbotschaft verweist, die sich in beiden Epen als tiefe innere Überzeugung des christlichen Dichters findet:

Und schlaf' ich längst schon unter Friedhofsbinden,
das sollst du stets bewahren im Gedächtnis
als meiner Liebe teuerstes Vermächtnis:
Es ist kein Heil als nur im Kreuz zu finden.⁸⁶²

Webers Goliath kann als poetisches Gotteslob verstanden werden, das im ästhetischen Erleben von der Leserschaft sinnlich erfasst wird. Der Dichter ästhetisiert die christliche Gedankenwelt dabei nicht, im historischen Epos *Dreizehnlinden* wird die *christliche Heimat* des Menschen poetisiert. In einem Nebeneinander lässt er Christentum und Heidentum – in Parallelwelten, deren unterschiedliche Weltanschauungen er verdeutlicht – bestehen. *Weber* übt unterschwellig Kritik, aber keine an den Glaubensinhalten der christlichen Religion. Für den christlichen Menschen – dies ist die Kernaussage des Kunstmärchens – ist die Erlösung das Wichtigste im Menschenleben und gleichzeitig auch das ersehnte Endergebnis auf seinem beschwerlichen Weg in die *ewige Heimat*. In die Verse ist eine gesellschaftliche Kritik – seine eigene Zeit betreffend – eingebunden. Als christlicher Vertreter des Poetischen Realismus gelingt ihm die Vermittlung der Erkenntnis, dass dem Menschen auf seiner heimatlichen Suche und seinem Weg durch die irdische Welt, der Realitätssinn niemals verlorengehen sollte.

In seinem Gedicht *Nur Traum* hat *Weber* die christliche Bilanz eines schaffenden Künstlerlebens formuliert, die sich auch auf sein eigenes Leben als christlicher Dichter und Arzt übertragen lässt. *Nur Traum* muss – möchte man in ihm eine Verbindung zur Biografie *Webers* ziehen – als Ausnahme gewertet werden, denn *Weber* „hat sein Leid auch seiner Dichtung nicht geklagt, sie spricht uns nicht von seinem Glück und nicht von seinen Kämpfen.“⁸⁶³ Es sind allgemeine Aussagen, die der fromme Dichter in seinen Versen über das Leid und die Freude im menschlichen Leben, das einem langen Traum gleicht, formuliert. Träume werden in der Dichtung lebendig, Leben wird zum Traum. Dies war eine der bedeutenden Bestrebungen in der literarischen Romantik. Aber *Weber* wünscht sich „seliges Erwachen“⁸⁶⁴, sein Verstand geht durch eine taghelle Welt.

Manch frischer Trab im wonnesamen Mai,
Manch schwerer Gang durch Sturm und Schnee und Schlossen,
Und immer Sorg' und Pein als Weggenossen;
Oftmals ein halb Gebet, ein Hilfeschrei;
Die Hälfte, die im Mühsalsdrang verwehte,
Ergänzte wohl, wer liebeich für mich flehte.

Oft, wenn ich nachts durch Busch und Berge ritt,
Gethaner Arbeit froh, auf stiller Straße,
Erquoll mir Reim auf Reim, und fest im Maße
Des Verses klang des Schimmels muntre Schritt.
Versaust, vergessen! Was die Nacht geboren,
Hat in des Tages Wirrsal sich verloren.

Und jetzt? mich dünkt, ich träume fort und fort.

⁸⁶² Die durchgängig christliche Haltung des Dichters zeigt sich auch in seiner Grabinschrift (†5. April 1894). Es sind eigenhändig verfasste Verse, die ihn in die *ewige Heimat* geleiten.

⁸⁶³ Ich teile diese Einschätzung *Speyers*. Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 291.

⁸⁶⁴ Friedrich Wilhelm Weber: *Nur Traum*, in: Friedrich Wilhelm Weber: *Marienblumen*, 106.

Wie lange noch? — Uns ward ein Reich verkündet,
Jenseits des Meer's, wo Trug und Täuschung schwindet:
Fern dämmert schon das Friedenseiland dort.
Der dunkle Fährmann winkt in seinem Nachen:
O gebe Gott ein seliges Erwachen!⁸⁶⁵

Er hofft, nicht umsonst die *ewige Heimat* für sich bei Gott ersehnt zu haben, blickt christlich über den eigenen Tod hinaus. Sein literarisches Heimatverständnis ist fest an den christlichen Glauben gebunden, aus der christlichen Gedankenwelt heraus hat er seine *geistige Heimat* für die Leserschaft erschaffen. Literarisch beheimatet ist der Dichter unter anderem in christlicher mittelhochdeutscher Literatur. Letztendlich ist *Weber* ein Dichter, der sich im Schreiben des reichhaltigen Repertoires seiner romantischen literarischen Vorläufer bedient, das Weltbild der Romantik aber nicht unreflektiert übernommen hat, sondern bereit war, auch die dunkle Seite des deutschen Idealismus anzusprechen. Der in der Romantik enthaltene Widerspruch belastet ihn nicht, denn er hat als literarisches Vorbild auch die Klassik gewählt. Sie hat sich ebenfalls nicht auf den „tragischen und unauflösbaren Widerspruch“⁸⁶⁶, der sich in der Romantik findet, eingelassen. „Denn sie war von jener «Illusion» umschleiert, daß sich der Widerspruch des unendlichen und begrenzenden Triebes im Scheine der Schönheit zur völligen Harmonie und Einheit auflöst.“⁸⁶⁷ Mit seinen Versen erfreut sich *Weber* ganz klassisch an der Schönheit von Gestalt und Form und veranschaulicht ästhetisch die intelligible Schönheit des Mittelalters für seine Leserschaft. Als christlicher Vertreter des Poetischen Realismus bringt er die *geistige Heimat* des Christentums für seine Leserschaft in poetischen Versen zum Vorschein. Glaube, Hoffnung und Liebe enthalten dabei die christliche Kraft, die auf das Grenzenlose zielt. Die Jugendlyrik war geprägt von klassischer Dichtkunst, antike Mythologie belebte seine poetischen Naturschilderungen.⁸⁶⁸ Stellt man ihn in keltische Tradition, dann kann *Weber* als lyrischer Dichter verstanden werden.

Toleranz ist eine tragende Idee in *Webers* Epen. Er sah die Religionen im kulturellen Austausch und im Zusammenspiel, aber auch in einer Stufenfolge – sich aufeinander beziehend, sich weiter entwickelnd. Das keltische Christentum nutzt er – Kind einer Mischehe – nicht nur, um an historische Faktizität anknüpfen zu können, sondern auch, um mit Blick auf die Lebenswirklichkeit seiner Zeit, evangelischen und katholischen Glauben gleichberechtigt zu betrachten. Dies ist bedeutend für den westfälischen Dichter, der in der Auslegung seiner Werke gerne mit katholischem Schwerpunkt dargestellt worden ist. Obwohl der christliche Heimatbegriff, *Webers* literarisches Verständnis der *geistigen Heimat* seiner westfälischen Region, eng an den Zeitrahmen des 19. Jahrhunderts gebunden ist, kann er auch heutiger Leserschaft in der Orientierung über das, was für den Menschen *Heimat* sein kann, – im literarischen Rückblick auf Vergangenes – dienlich sein.

Goliath, *Webers* Heimatmärchen, kann in heutiger Zeit mit aktuellem Gegenwartsbezug gelesen werden, denn die beschwerliche Suche des Menschen nach einer *lokalen Heimat*, in der er in Frieden mit seiner Umwelt und seinen Mitmenschen leben darf, zeigt sich als heimatliches Thema ebenfalls in dieser epischen Dichtung. *Weber* schildert das schmerzliche Empfinden des Menschen, in der irdischen Welt einer tiefen Heimatlosigkeit ausgeliefert zu sein. Die Entfernung vom christlichen Glauben, die viele Leser/innen für ihr eigenes Leben bereits zugelassen haben, bewirkt und verstärkt unter anderen das leidvolle Gefühl des Verlusts, beziehungsweise es unterstreicht die gelebte Wirklichkeit eines Nichtankommens für das einzelne Individuum in dem von ihm erwünschten heimatlichen Gefühl des Wohlseins in einem gesicherten lokalen Nahbereich. Olaf hat mögliches irdisches Glück, das ein gemeinsames Eheleben mit Margit vielleicht hervorgerufen hätte, für die Bedeutung seines eigenen Lebens hinter die christliche Glaubenswahrheit gestellt, dass nach dem Tod beim christlichen Gott die *ewige Heimat* auf ihn wartet.

⁸⁶⁵ Strophen 6-8 des Gedichts *Nur Traum*, ebd.

⁸⁶⁶ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*. 64.

⁸⁶⁷ Ebd.

⁸⁶⁸ Vgl. *Webers* Gedicht *Vermächtnis*, in: Maria Peters: *Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses*, 45.

Auch heutige Leserschaft lebt in einer Interimszeit, befindet sich in einer Übergangsphase wie sie zur Entstehung des *Goliath* vorgeherrscht hat. Krieg, Verfolgung, Hass – genährt von Vorurteilen – haben unsere Gesellschaft erneut eingeholt. Auch der sich in der Zeit wiederholende Inhalt – die Leidenschaften Liebe und Hass als innere Antriebskräfte des Menschen, die in Verbindung stehen mit Integration oder Ausgrenzung des anderen – verleiht der Epik des westfälischen Dichters immer wieder aufs Neue Aktualität. Es ist abzuwarten, welche politischen Tendenzen in der heutigen Phase des Wandels dominierend sein werden. *Webers Goliath* kann auch die Gedanken heutiger Leserschaft in ihrem veränderten Verständnis des Phänomens *Heimat* kritisch begleiten, in welchem *Heimat* als subjektives Bewusstsein „weder einem bestimmten geographischen noch sozialen Raum gleichzusetzen ist, sondern nur innerhalb dieses subjektiven Bewusstseins einem dieser Räume gleichgesetzt werden kann.“⁸⁶⁹ Ina-Maria Greverus greift *Heimat* als ein Phänomen, das

erfahrbar [wird] aus dem Vergleich personaler Wertorientierungen, die sich in der Deslozierung in desorientierten Verhaltensweisen oder reflektierender Darstellung erkennen lassen. Sowohl das Selektionsmoment in der Bewertung verlorener Satisfaktionsfaktoren, als auch deren Überkonturierung ist ein zunächst individuelles Ereignis, das sich aber auf dem Hintergrund sozio-kultureller Setzungen vollzieht. Was uns in diesen Wertorientierungen 'Heimat' entgegentritt, ist nicht nur personale und soziale Realität, sondern kulturell geprägte, d.h. symbolisch überhöhte »zweite« Wirklichkeit.⁸⁷⁰

Webers Epos bleibt eine interessante Lektüre, denn auch den heutigen Rezipierenden stellt sich die Frage: wie wollen wir leben? Gegenwärtig verläuft die gesellschaftliche Trennlinie nicht zwischen den verschiedenen Religionen, sondern zwischen jener Gruppe, die Freiheit leben möchte und derjenigen, die Freiheit nicht zulassen will. Vielleicht stehen wir sogar vor einer Destabilisierung. Angst und Verunsicherung sind wieder Begleiter unserer Zeit. Da ein Leben in Freiheit einen hohen Wert darstellt, werden wir als Nachkommen des Humanismus und der Aufklärung voraussichtlich dieses freiheitliche Wertesystem schützen. Erfolgreich gelingen kann dies Menschen, die christlich gestimmt sind, aber nur, wenn sie dabei auch den Hass überwinden. Dies ist die gemeinsame Kernbotschaft der Epen *Webers*, der sich in ihnen als literarischer Friedensbotschafter für die Region Westfalens zeigt. Der christliche *Weber* weist seine Leserschaft auf die Kostbarkeit des menschlichen Lebens hin. Seine literarische Auseinandersetzung mit der *geistigen Heimat* ‚seiner Westfalen/Westfälinnen‘ ist geeignet, auf Fanatismus im Themenbereich *Heimat* aufmerksam zu machen und dagegen zu immunisieren.

Weber dient bis heute als Identifikationsfigur der Westfalen/Westfälinnen im ländlichen Raum, hat nach *Droste-Hülshoff* als zweiter bedeutender Heimatdichter der Region die Mentalität der Westfalen/Westfälinnen literarisch bestimmt, sie dabei mit der heimatlichen Landschaft teilweise eng verwoben. *Weber* ist in Westfalen als Legende stilisiert worden, hat auf diese Weise selbst Eingang in das Kulturgut Westfalens gefunden. Seine Begegnung mit *Droste-Hülshoff*, die eventuell tatsächlich stattgefunden hat, bei der die Dichterin dem jüngeren Nachwuchsdichter eine Rose im Kurpark überreichen soll, unterliegt einer modernen Mythenbildung, die dem Willen seiner ihn verehrenden westfälischen Anhängerschaft entspricht. *Webers* zufällige Begegnung mit Peter *Hille* wird nur kühl kommentiert. Beide finden einen gemeinsamen Nenner in der Poesie.

Alle Gemüter, die sie lieben, befreundet und bindet die Poesie mit unauflöslchen Banden. Mögen sie sonst im eigenen Leben das Verschiedenste suchen, einer gänzlich verachten, was der andre am heiligsten hält, sich verkennen, nicht vernehmen, ewig fremd bleiben, in dieser Region sind sie dennoch durch höhere Zauberkraft einig und in Frieden. Jede Muse sucht und findet die andre, und alle Ströme der Poesie fließen zusammen in das allgemeine große Meer.

⁸⁶⁹ Ina-Maria Greverus: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, 42.

„Der Identifikationsraum kann Familie sein, kann eine Altersgruppe sein, ein Dorf, eine Stadt, eine Landschaft oder das 'Vaterland'. Eine Untersuchung des Identifikationsraumes 'Heimat' darf also weder von räumlichen noch sozialen Gebilden, noch von bestimmten kulturellen Objektivationen ausgehen, sondern sie muß das erlebende Subjekt als Ausgangspunkt nehmen.“ Ebd.

Peter *Hille* wählt in seinem Heimatroman *Die Hassenburg* genau diesen Ausgangspunkt.

⁸⁷⁰ Ebd. 41.

Die Vernunft ist nur eine und in allen dieselbe: wie aber jeder Mensch seine eigne Natur hat und seine eigne Liebe, so trägt auch jeder seine eigne Poesie in sich. Die muß ihm bleiben und soll ihm bleiben, so gewiß er der ist, der er ist, so gewiß nur irgend etwas Ursprüngliches in ihm war⁸⁷¹

Die große Popularität, die *Webers* Werken zu seinen Lebzeiten zuteil wurde, wird sich vielleicht nicht wiederholen. Sicher ist aber, dass er als christlicher Vertreter des Poetischen Realismus in Westfalen noch lange Zeit in der Erinnerung der Menschen präsent bleiben wird. Sein heimatliches Selbstverständnis kann auch für eine heutige Leserschaft Anleitung sein, ein Heimatbewusstsein auszubilden, das auf den Werten eines aufgeklärten Humanismus basiert und eine moralisch angemessene Haltung zur Welt herleitet.

Überregionalität erlangen *Webers* Epen, da er in ihnen vornehmlich die *geistige Heimat* des Menschen beschreibt. Es ist nicht beengend, ihn als Heimatdichter Westfalens zu bezeichnen, sofern man den überregionalen Charakter seiner Schilderungen – die *Heimat* des Menschen betreffend – berücksichtigt und das heimatliche Element in seinen Versen nicht auf die Liebe zur westfälischen Landschaft und Natur reduziert. In seiner epischen Dichtung veranschaulicht er das befruchtende Wechselspiel zwischen Kultur und Natur wie bereits seine literarische Vorläuferin *Droste-Hülshoff*.

Heimat erschafft *Weber* durch Dichtung, indem er in ihr die einzelnen Faktoren beschreibt, die das Gefühl der *Heimat* im Menschen erzeugen. Er ist ein wacher und kritischer Geist, der sich in seinem dichterischen Selbstverständnis gerne auf unterschiedliche Variationen im Themenfeld *Heimat* einlässt, um ihre Vielschichtigkeit und Vielfältigkeit zu veranschaulichen. Die Leserschaft darf mündig auswählen, welches Heimatverständnis sie für sich favorisieren möchte. *Webers* Epen lassen *Heimat* als zweite Wirklichkeit im Menschen entstehen.

⁸⁷¹ Friedrich Schlegel: Gespräch über die Poesie, 473-529. In: Wolfdietrich Rasch (Hrsg.): Friedrich Schlegel Werke in einem Band, 473.

D Die Hassenburg – Hilles Heimatroman

I fear chiefly lest my expression may not be *extra-vagant* enough, may not wander far enough beyond the narrow limits of my daily experience, so as to be adequate to the truth of which I have been convinced. *Extra vagance!* it depends on how you are yarded. The migrating buffalo, which seeks new pastures in another latitude, is not extravagant like the cow which kicks over the pail, leaps the cowyard fence, and runs after her calf, in milking time. I desire to speak somewhere *without* bounds; like a man in a waking moment, to men in their waking moments; for I am convinced that I cannot exaggerate enough even to lay the foundation of a true expression.⁸⁷²

1 Ein Roman aus dem Teutoburger Wald

1.1 Hilles literarisches Heimatverständnis in der *Hassenburg*

Bewusst wendet Peter Hille⁸⁷³ sich in seinem Alterswerk *Die Hassenburg* seiner *westfälischen Heimat* zu. Es ist die Besinnung auf heimatliche Wurzeln, die den Dichter veranlassen, einen *Heimat* erforschenden Blick auf seine Herkunftsregion zu richten. Um sich – in Anlehnung an die Dekadenz – mit der *Heimatkunst*⁸⁷⁴ kritisch zu befassen, ist er bereit, die Metropole Berlin, die über viele Jahre für ihn Wahlheimat war, zu verlassen.

Es sind die Jahre 1901, 1902 und 1903, in denen Hille für kürzere oder längere Zeit die Weltstadt Berlin verließ, um sich im Ackerbürgerstädtchen Nieheim und seiner näheren Umgebung aufzuhalten. ... literarisch wendet er sich den Stätten und Begebenheiten seiner Kindheit und frühen Jugend zu.⁸⁷⁵

Zeitaktuell erprobt er sich in dem in der Literatur wiederaufgeworfenen Phänomen *Heimat*. Hilles literarischer Weg führt ihn in die *geografische Heimat* und ins innere Zentrum einer bürgerlich erschlossenen fiktiven Literatenwelt. Als Ort des Geschehens der *Hassenburg* wählt er das provinzielle Schwalenberg, das seinen Namen jenen tierischen Gästen aus der Fremde, den

⁸⁷² *The Project Gutenberg EBook of Walden, and On The Duty Of Civil Disobedience*, by Henry David Thoreau. Produced by Judith Boss, and David Widger (Last Updated: 26.01.2013). URL: <http://www.gutenberg.org/files/205/205-h/205-h.htm#linkW3> (Stand 23.08.2015). (Kursive Schreibweise im Zitat) „Meine einzige Befürchtung ist, mein Ausdruck könnte nicht ausschweifend genug sein und weit genug über die engen Grenzen meiner täglichen Erfahrung hinausgehen, um jener Wahrheit zu entsprechen, von der ich mich überzeuge. Hinausschweifen! Das hängt davon ab, wo man eingesperrt ist. Der wandernde Büffel, der neue Weiden in einer anderen Breite sucht, ist nicht so ausschweifend wie die Kuh, die den Eimer umstößt, über den Zaun springt und zur Melkzeit ihrem Kalb nachläuft. Ich möchte irgendwo ohne Umschweife sprechen wie ein Mensch in einem wachen Augenblick zu andern Menschen in ihren wachen Augenblicken. Denn ich bin überzeugt, daß ich nicht einmal genug übertreiben kann, um den Grund zu einem richtigen Ausdruck zu legen.“ Deutsche Übersetzung: Henry David Thoreau: *Walden oder Leben in den Wäldern*. Aus dem amerikanischen Englisch von Anneliese Dangel, 263.

⁸⁷³ „Hille, Peter, *1854 Erwitzen (Westfalen), †1904 Groß-Lichterfelde (bei Berlin); Gerichtsschreiber in Höxter; Studium in Leipzig; 1878 Journalist in Bremen; Reisen nach England und den Niederlanden; 1889-91 in Italien; später meist in Berlin. Meister aphoristischer Dichtung; Lyriker, Dramatiker und Erzähler.“ Stichwort *Hille* in: *Lexikon der Weltliteratur*. Bearbeitet von Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann und Dr. Margarete Dietrich, 342.

⁸⁷⁴ Unter *Heimatkunst* wird in der Literatur die „dt. Strömung der sog. Stammesdichtung, um 1890-1933 von E. WACHLER, A. BARTELS, F. LIENHARD, T. KRÖGER und H. SOHNREY .. als Schlagwort geprägt [verstanden]. Gegen die seit Naturalismus und Symbolismus drohende Gefahr e. Vergrößerung, Internationalisierung, Intellektualisierung und Verkünstelung der Dichtung in der Dekadenz fördert sie im Anschluß an Gedankengut LANGBEHNS .. und LAGARDES .. und unter Verweis auf die freilich überragenden Vorbilder der Heimatdichtung im weiteren Sinne die Betonung des Bodenständigen, Verbindung von Dichtung mit Landschaft und Volkstum, Wiederentdeckung der Provinz und der Stammeseigentümlichkeiten etwa in Form des Bauernromans, der Dorfgeschichte und des Kleinstadtromans. Ihr Unterschied zur Heimatdichtung allg. liegt in der fast lehrhaften, idealisierenden Verherrlichung von Heimat, Bauerntum und Dorfleben als unumstößlichen Wert, Wurzel und Hort reinen Menschentums und in einer Betrachtung, die aller Kritik, allen unbequemen Fragen und Problemen, aller Desillusionierung des aufgestellten Trugbildes ausweicht. Ihre wesentl. Bedeutung liegt in der Vermittlung zwischen den einzelnen Landschaften und der Würdigung ihrer Eigenständigkeiten. Die Verbreitung der H[eimatkunst] in e. Fülle von Heimatromanen geschieht unbeeinflusst von den einzelnen Stilepochen bis in die sog. Blut- und Boden-Dichtung des Dritten Reiches, die die H[eimatkunst] als Vorläufer in ihr Kulturprogramm eingliederte.“ Stichwort *Heimatkunst* in: Gero von Wilpert: *Sachwörterbuch der Literatur*, 331.

⁸⁷⁵ Helmut Birkelbach: Peter Hille. Dichterisches Schreiben aus westfälischen Erfahrungen, 231-251. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 242.

Schwalben, verdankt, die über den Dächern des kleinen Städtchens in zahlreicher Formation anzutreffen sind. Mit sensiblem Gespür für die mentalen Abgründe der Menschen in kleinstädtischer westfälischer Kulturlandschaft gelingt es dem Autor in den Figuren seines Heimatromans⁸⁷⁶, Charakterzüge nachzuzeichnen, die fruchtbarer Nährboden für die fiktive emotionale Katastrophe seiner Geschichte sind.

Seine Leser/innen können im kurzen Roman, der den Untertitel *Roman aus dem Teutoburger Wald* trägt, das Auf und Ab im Verlauf zweier männlicher Lebenslinien miterleben, die sich in gegenseitiger Abhängigkeit zueinander befinden. Ihre Lebenswege bilden einen Kontrast. In ihnen spiegelt sich der fiktive Alltag in kleinstädtischer lippischer Gegend. Ihre Lebensgeschichte verdeutlicht, wie verletzend menschlicher Hass⁸⁷⁷ sein kann, der aus unreflektiertem Umgang mit in der Gesellschaft verfestigten Vorurteilen entsteht. Die „Unvollkommenheit der gesamten Weltkonstruktion“⁸⁷⁸ tritt im Roman offen zutage. Hilles Schreiben ist symbolisch: „Hilles Seelen- und Geistesentwicklung ist zugleich auch die Entwicklung seines dichterischen Werkes, da Dichten bzw. Schreiben für ihn stets „symbolisch“ (GW V, 395) war, ein unmittelbarer Reflex des seelisch-geistigen Erlebnisses also.“⁸⁷⁹ In der scheinbaren Alltäglichkeit der Lebenssituation Rotnachts liegt das Schockierende. Es zeigt sich „die »Eigentlichkeit« des Daseins.“⁸⁸⁰ Tief hinein führt der Autor seine Leser/innen in die innere Verzweiflung Rotnachts, der anfänglich noch den Namen *Weihnacht* trägt. Er ist die Hauptfigur des Romans, mit ihr – nicht mit dem Ich-Erzähler – identifiziert sich *Hille*, der „„Literaturzigeuner“ seiner Zeit“⁸⁸¹. Der Autor hat sich „über vieles Persönliche ausgeschwiegen und es ... nur dichterisch zur Sprache gebracht.“⁸⁸² *Hille* war in seinem Leben ein suchender Mensch. *Pouthier* fasst diesen Zustand der Unruhe des Autors in der Bezeichnung des „Studierende[n]“⁸⁸³ zusammen. Hilles Studien liegt das Mythische zugrunde.⁸⁸⁴ In der *Hassenburg* tritt er der christlichen Welt mit Skepsis entgegen. Zum einen ist in Rotnachts tragischer Lebenswirklichkeit die Wirkkraft des rettenden christlichen Gottes im

⁸⁷⁶ Für Bernward Pohlmann ist es zwar zum einen gerechtfertigt, die *Hassenburg* unter dem Begriff *Heimatroman* einzuordnen, da „die mannigfaltige Einbettung der Romanhandlung in ein zutiefst authentisch wirkendes westfälisches Lokalkolorit ... jedenfalls auf den ersten Blick die von Gertrud Weigert 1921 aufgestellte und von Soergel wiederholte Einschätzung [bestätigt], Hilles „Hassenburg“ sei ein Heimatroman. Dieser Schluß liegt auch deshalb nahe, weil sich Hille selbst diesem Thema widmet.“ Bernward Pohlmann: Nach 80 Jahren neu gelesen. Peter Hilles Spätwerk „Die Hassenburg“, 34-47, in: Hille Blätter 1985, 36. Zum anderen hält er es aber für ratsam, *Die Hassenburg* nicht unter der Gattung *Heimatroman* einzuordnen, sondern sie mit der Kennung „westfälischer Roman“ zu betrachten. Ebd. 47.

⁸⁷⁷ Für Pohlmann lässt bereits „der Titel ... erahnen, daß sich dieser Roman den psychischen Tiefen der menschlichen Seele widmet: der ‚Haß‘ ist unschwer herauszulesen. Deutlich wird in der Romanhandlung allerdings auch der pädagogische Appell zur Versöhnung“. Ebd. 37.

⁸⁷⁸ Schnauber, Cornelius: Pragmatischer Humanismus. Thesen, Analysen, Konsequenzen, 7.

⁸⁷⁹ Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille, 59-82, in: Hille Blätter 1995, 60.

⁸⁸⁰ Dieter Thomä (Hrsg.): Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 111.

⁸⁸¹ Lexikon der Weltliteratur. Bearbeitet von Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann und Dr. Margarete Dietrich, 342.

„*Bohème* (*bohème*), das französische Wort für ‚Böhmen‘, das seit dem Spätmittelalter auch ‚Zigeuner‘ und ‚Zigeunerwesen‘ bedeutet, wurde in der französischen Romantik zur Bezeichnung von Künstlern und anderen jungen Leuten, die außerhalb der etablierten Gesellschaft standen; sei es, daß sie ihren unbürgerlichen Zustand um der Freiheit von sozialen Zwängen willen erstrebten und behalten wollten, sei es, daß sie ihn nur als Durchgangsstadium des noch erfolglosen Künstlers ansahen. Von ihrem bürgerlichen Hintergrund ist die Boheme jedoch untrennbar. In Gesellschaften ohne individualistischen Spielraum, beispielsweise in puritanisch-bürokratisch geleiteten, sozialistischen oder in faschistischen Gesellschaftsordnungen, gibt es die Boheme nicht.“ Herbert Lehnert: Geschichte der deutschen Literatur vom Jugendstil bis zum Expressionismus, 175.

„Erich Mühsam [ein späterer Anarcho-Sozialist] erhebt Hille 1926 zu einem „der genialsten Dichternaturen der neueren Zeit, dem es leider an innerer Zucht fehlte, um Werke zu schaffen, die in der Form dem seelischen Gehalt entsprechen.“ Als Gesamtgebilde sind für Mühsam Hilles Werke der Großprosa problematisch, wertvoll hingegen sind die in ihnen enthaltenen Aphorismen und Sentenzen, „die überall hineinverstreut sind, und oft an Tiefe und Schönheit einen Geist von erstaunlicher Größe verraten“. Ähnlich äußern sich Hans Roselieb 1920 und Florio Ghiselli 1972.“ Bernward Pohlmann: Nach 80 Jahren neu gelesen. Peter Hilles Spätwerk „Die Hassenburg“, 34-47, in: Hille Blätter 1985, 45-46.

⁸⁸² Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille, 59-82, in: Hille Blätter 1995, 60. „Dies berechtigt, seine Poesie als Zeugnis seiner inneren Entwicklung zu verstehen.“ Ebd. 60.

⁸⁸³ Ebd. 61.

⁸⁸⁴ „Hilles Interesse an und seine lebenslange Beschäftigung mit Franz von Assisi, dem „Heiligen des Herzens“ (GW V, 377), wie er ihn nannte, oder William Blake, dem zeichnenden, malenden und dichtenden mystischen Visionär der englischen Romantik, seine Übersetzungsversuche der poetischen Werke beider sowie seine Kommentierungsansätze mögen die Weite und Intensität dieser mystischen Studien andeuten.“ Ebd. 62.

Verlauf seines schicksalhaften⁸⁸⁵ und unglücklichen Lebens verlorengegangen. Seine Namensänderung – von Weihnacht in Rotnacht – erfolgt, weil er den Sinn des Lebens nicht in Gott erkennen kann.⁸⁸⁶

Indem das moderne Bewußtsein die metaphysischen Werte, die Platonische Idee und den christlichen Gottesbegriff, als bloße Fiktionen durchschaut, kommt es zu einer fundamentalen Krise. Der vom Christentum hochgezüchtete Wille zur Wahrheit wendet sich nun gegen das Christentum selbst, indem nun der Wahrheitstrieb 'Gott' und 'Moral' als Fiktionen enthüllt. Nun sieht sich der Mensch ins Bodenlose gestellt.⁸⁸⁷

Die Hassenburg entsteht in einer Zeit des allgemeinen Glaubensverlustes. Obwohl die Handlung in einem Umfeld spielt, in dem Gott in weite Ferne gerückt ist, entfällt für Rotnacht die Konfrontation mit dem Bösen nicht. Das Böse bleibt als Konstante in der Welt bestehen. „Trauer ist die angemessene Grundstimmung in einer gottlosen Zeit.“⁸⁸⁸ Rotnachts emotionales Leben wird überwiegend vom Gemütszustand der Trauer bestimmt. Zum anderen bringt die literarisch-romantische Heimatsuche der Figur Rotnacht keine Erfüllung. Heimatliche Harmonie gewährleistet nur die Haltung eines klassischen Schreibansatzes und die Akzeptanz der in der Klassik enthaltenen Ordnungsmuster. Es ist keine Rückbesinnung, die im Roman stattfindet. *Hille* schaut mit kritischem Blick in die Zukunft. Er stellt die Forderung nach literarischer Erneuerung. In ihm potenzieren sich zum einen die Gedanken der Aufklärung in dem Sinne, dass die

Vernunft [*Kants*] als das transzendente überindividuelle Ich .. die Idee eines freien Zusammenlebens der Menschen [enthält], in dem sie zum allgemeinen Subjekt sich organisieren und den Widerstreit zwischen der reinen und empirischen Vernunft in der bewußten Solidarität des Ganzen aufheben. Es stellt die Idee der wahren Allgemeinheit dar, die Utopie.⁸⁸⁹

Das Menschenbild der Aufklärung wird von *Hille* aber zum anderen auch konsequent weiterentwickelt, indem er die Untiefen des Bösen in den Charakteren seiner Figuren auslotet, sie offen zur Schau stellt. Es ist die direkte literarische Reaktion auf *Webers* Epen, in denen die *Heimat* des Menschen von dem älteren Dichterkollegen überwiegend aus christlicher Perspektive beschrieben worden ist. Das Christentum verlangt wie der Marxismus nach der vollständigen Überwindung des mythologischen Urgrunds. *Hille*, Sohn der roten Erde im östlichen Westfalen⁸⁹⁰, hat sich zeitweise als Sozialist⁸⁹¹ gesehen. Dennoch wendet er sich in seinem Roman nicht ab von mythologischen

⁸⁸⁵ *Hille* beschreibt *Fortuna* in ihrem Wechselspiel von Glück und Unglück. Beides erfährt der Mensch unverdient, es ist für ihn nicht planbar. Aber an die Stelle der Schicksalsmächte tritt in der *Hassenburg* die ungnädige Gesellschaft, die Hans Weihnacht in ihren Reihen nicht akzeptiert.

⁸⁸⁶ „Am 11.6.1916 notiert [Ludwig Wittgenstein] in sein Kriegstagebuch: »Was weiß ich über Gott und den Zweck des Lebens? Ich weiß, daß diese Welt ist. Dass ich in ihr stehe wie mein Auge in seinem Gesichtsfeld. Das etwas an ihr problematisch ist, was wir ihren Sinn nennen. Dass dieser Sinn nicht in ihr liegt, sondern außer ihr. Dass das Leben die Welt ist. Dass mein Wille die Welt durchdringt. Dass mein Wille gut oder böse ist. Dass also Gut und Böse mit dem Sinn der Welt ... zusammenhängt. Den Sinn des Lebens, d.i. den Sinn der Welt, können wir Gott nennen.«“ Harald Seubert: Religion, 26. *Seubert* zitiert nach: L. Wittgenstein, Schriften Band 1. Frankfurt/Main 1960, 142.

⁸⁸⁷ Theo Meyer: Nietzsche und die Kunst, 3.

„Deutlich zeichnet sich um die Jahrhundertwende die Tendenz ab, den Personalismus Nietzsches, die Ichbezogenheit seines Denkens, mit einem Menschheitsidealismus zu verbinden. So konstatiert Paul Ernst ... , einen neuklassischen Idealismus vertretend, in seinem Essay *Friedrich Nietzsche* (1900): „*Nietzsches Philosophie ist personalistisch: er bezieht alle Werte nur auf sich.*“ ... Dieses Denken ... hat Bedeutung für die Gemeinschaft, die Gesellschaft, die Menschheit. Ernst spricht sogar vom „Sozialismus“ Nietzsches. Aber im Unterschied zum „demokratischen Sozialismus“, der das „allgemeine Wohlbehagen“ zum Ziel hat, „hat der Sozialismus – sagen wir nur das Wort! – Nietzsches das Ziel, *das Niveau der Menschheit zu erhöhen, indem er eine höhere Gattung in ihr erzeugt*“ ... Die Menschheitsmission Nietzsches ist nicht unumstritten. Sowohl von kulturkonservativer als auch von linksprogressiver Seite wird Nietzsche angegriffen.“ Ebd. 233-234.

⁸⁸⁸ Willem van Reijen: Martin Heidegger, 87.

⁸⁸⁹ Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Exkurs II: Juliette oder Aufklärung und Moral, 88-127. In: Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, 90.

⁸⁹⁰ Vgl. dazu Bernward Pohlmann: Nach 80 Jahren neu gelesen. Peter Hilles Spätwerk „Die Hassenburg“. 34-47, in: *Hille Blätter* 1985, 35.

⁸⁹¹ Es ist natürlich bedeutsam, dass *Hilles* großer Roman den Titel *Die Sozialisten* trägt. In ihm hält der Hauptprotagonist fortwährend *Das Kapital* unter seinem Arm, gleichsam als Ablösung für ein früheres heiliges Buch, für die Bibel. Ich sehe *Hilles* politische Gedanken vornehmlich im Kontext eines ethischen Sozialismus. Vertreter dieser Richtung gingen „von dem

Überlegungen. Für sein literarisches Schreiben wählt er als Ausgangsposition eine Haltung, die mythologische Elemente aufgrund ihrer ästhetischen Wirkung auch weiterhin zulässt. Die intellektuelle Reibung mit dem Christentum seiner Region findet unterschwellig statt, geschieht aus einem philosophischen Schreibansatz heraus.⁸⁹² Wachsam richtet *Hille* – im Denken literaturanthropologisch veranlagt – seine Wahrnehmung auf das Sein. Er greift Gedanken romantischer Naturphilosophie in seinem Heimatroman auf, wenn er die Quelle zu einem umfassenden Verständnis des Heimatbewusstseins in der Natur sucht. Dem Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph (von) *Schelling* zufolge

entwickelt sich [der Geist] in der Natur und kommt in ihr zur Selbstanschauung und zum Selbstbewußtsein. Der Schlüssel zur Natur liegt im Geiste. Schelling selbst erkannte die Verwandtschaft seiner neuen Weltanschauung mit den Mythologien des Altertums, ihrer Allbeseelung, Verlebendigung und Vergeistigung der Natur. Er wies der romantischen Dichtung den Weg zur Mythologie.⁸⁹³

Aufmerksam beschreibt *Hille* die Natur in Schwalenberg und in der Umgebung des kleinen lippischen Städtchens, lässt seine Figuren bei den Externsteinen ästhetische Empfindungen erleben. Für *Hille* muss die Welt poetisch werden. Er wählt in der *Hassenburg* das Individuum zum Ausgangspunkt seines heimatbezogenen Schreibens, erkundet das Ich⁸⁹⁴ literarisch. *Hilles* literarische Heimatsuche beschreibt den Weg des Menschen nach innen, ergründet die Individualität, zielt auf das Subjektive. *Hille* wird zum neoromantischen Fürsprecher und „Verkünder eines exzessiven Individualitätsanspruches“.⁸⁹⁵ Diese Subjektbezogenheit stellt seinen kritischen Heimatroman wiederum in ein neoromantisches Licht, deckt sich aber auch mit heutigem Heimatverständnis, in welchem die Heimatsuche zur Suche nach der eigenen Identität wird.

Die romantische Mythologie mußte .. auf eine andere Weise entstehen als die ursprüngliche. Sie konnte nicht von einer Volksgemeinschaft aus gesammelter Kraft geschaffen werden und auch nicht die blinde und unbewußte Notwendigkeit einer Naturschöpfung haben. Die Individualität war einzig schöpferische Kraft geworden, und was einst Natur war, das war nun Ideal. So kamen Schelling und

Grundsatz aus, ... daß ethische Gebote universelle Geltung haben, d.h. »daß sie sich ausnahmslos auf alle menschliche[n] Individuen beziehen, die sowohl als Subjekte wie als Objekte moralischen Handelns aufgefaßt werden«⁸⁹². Der als ethisches Postulat verstandene Sozialismus ist also nicht klassenspezifisch, weil man zeigen kann, »daß jeder Mensch ganz einfach als Mensch und nicht als ein so oder anders durch Klasseninteresse gebundener, wenn er seine Menschlichkeit bewahren will, den moralischen Wert des sozialistischen Ideals anerkennen muß.«⁸⁹³ Hans-Ludwig Ollig: *Der Neukantianismus*, 127-128.

⁸⁹² „Nichts ist besser in der Lage, den ‚exzentrischen‘ Charakter der Theologie aufzuzeigen, als die Anstrengung, die allgemeinen Kategorien der Hermeneutik auf sie ‚anzuwenden‘“, schrieb Paul Ricœur seinerzeit im Beiheft zur Zeitschrift für Evangelische Theologie und hat damit auf die Grenzen der Übersetzbarkeit theologischer Rede hingewiesen, die sich in folgender Dialektik zeige: „Die Bibel sagt Gott; die Philosophie sagt Sein“ – unterstreicht Ricœur. – „Für die Philosophie ist Gott nur ein Existierendes, sein Seiendes und es bleibt die Frage nach dem Sein dieses Seienden; diese Frage schließt die Religion in die Philosophie ein. Aber gäbe es Philosophie, wenn das Sein nicht schon immer den Menschen durch die fundamentale Poesie der Mythen und der Religionen, noch vor der philosophischen Prosa angesprochen hätte? ... Dieses Ansprechen des Menschen durch das Sein ist wie eine Anfrage von jemanden; und auf einmal kann ich die Frage nach dem Sein des gesamten Seienden, ja sogar auch nach dem Sein Gottes, nur aus der Existenz dessen heraus stellen, der in der Anfrage des Seins steht; diese Unterordnung des Seins unter die Existenz dessen, der auf eine absolute Weise unser Ich selbst ist, für uns vom Göttlichen zu Gott, von der Philosophie zur Religion.“ Die theologische Rede von Gott zeichnet sich dadurch aus, dass sie voraussetzt, dass er mich ansprechen kann, die Gotteserfahrung meint das Angesprochenwerden durch Gott, Glaube das Sich-in-Anspruch-nehmen-Lassen durch IHN.“ Klaus Held/Thomas Söding (Hrsg.): *Phänomenologie und Theologie*, 63. Die Sekundärquelle zitiert nach: P. Ricœur, *Lectures 3*, p. 184, zit. nach Yvanka B. Raynova, *Philosophie und Theologie: Die zwei Wege Paul Ricœurs*, in: <http://labyrinth.iaf.ac.at/2000/raynova.html> (28.09.2007) 1-16, 11 f.

⁸⁹³ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*, 127.

⁸⁹⁴ Arthur *Schopenhauer* hat sich in seinem philosophischen Denken von „Kants Vernunft-Idee der Seele“, in der „Bewusstsein und Wille .. untrennbar verknüpft“ sind, gelöst. „Gegen diese traditionelle Konzeption versucht Schopenhauer zu zeigen, dass die Seele nicht etwas Einfaches ist, sondern aus zwei heterogenen Bestandteilen besteht, nämlich aus Bewusstsein (Intellekt) und Wille. Durch die Trennung dieser beiden Komponenten wird es nach seiner Ansicht möglich, einen vom Bewusstsein unabhängigen Willen anzunehmen.“ Daniel Schubbe/Matthias Köbler (Hrsg.): *Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 94.

⁸⁹⁵ Klaus Günzel: *Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche*, 72.

Friedrich Schlegel zu ihrer seltsamen, aber ganz konsequenten Forderung nach einer individuellen und bewußten Mythologie ...⁸⁹⁶

Hille entwirft mit der *Hassenburg* eine kritische Version des Heimatromans, spürt einer bewussten individuellen Mythologie nach, passt sich im Inhalt des Romans nur vordergründig dem herrschenden Zeitgeist an; immer wieder – im Wechsel der Gattungen – bietet er den Leser/innen die Möglichkeit zur Reflexion, zur eigenen philosophischen Besinnung. Auch *Hille* dringt mit seiner Literatur vor zum Ursprünglichen. In der Annäherung an die Mythologie entwickelt er eine literarische Methode, um aus dem geschichtlichen Urgrund, das Eigentliche, Wesentliche – das, was *Heimat* für den Menschen ausmacht – zu extrahieren. Das Mythische wertet er als wichtigen geschichtlichen Bezugspunkt für das Heimatverständnis des Menschen. Die Geschichte beschränkt den Menschen nicht, sie räumt ihm neue Möglichkeiten ein. Geschichte ist für den Menschen wählbar, unterliegt nicht dem Schicksal. Eine Wiederholung des Vergangenen gibt es für *Hille* nicht. „Der romantische Idealismus hatte die gegenständliche Welt zerschlagen. Es gab keinen Gegenstand mehr, kein wirkliches Objekt. In uns ist alles.“⁸⁹⁷ Wilhelm *Gössmann* lässt diese romantische Gedankenführung in dem poetischen Ausdruck „Heimat irrlichtert innen“⁸⁹⁸ kulminieren. Somit setzt auch *Gössmann* – in poetischem Nachklang auf den Deutschen Idealismus – alles modern ins Ich.

«Die Außenwelt», sagte Novalis einmal, «ist die Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich ... » Der geheimnisvolle Weg der Romantik ging .. nach innen, und Poesie wurde .. zur «Darstellung des Gemüts, der inneren Welt in ihrer Gesamtheit». Sie abstrahierte von aller Gegenständlichkeit.⁸⁹⁹

Heimatliteratur beinhaltet immer auch die Möglichkeit, neues literarisches Heimatverständnis für eine Region zu entwickeln. Dies nimmt *Hille* für sich als Autor in Anspruch. Er will Heimatdichter der neuen Art sein, *Webers* älteres Heimatbild korrigieren, überwinden. *Hille* weist dem westfälischen Boden einen Wert zu, sucht sich beispielhafte Orte als räumliches Ensemble im östlichen Westfalen heraus, um die *regionale Heimat* zu beschreiben, die erläuternder kultureller Hintergrund der inneren Heimatsuche seiner Romanfiguren ist. „Im irdischen Raum materialisiert sich Arbeit. Raum ist ... das Resultat seiner «Produktion» (Henri Lefebvre)“⁹⁰⁰, denn der Mensch gestaltet mit seiner Hände Arbeit (in neuerer Zeit mit Maschinen, die die Produktionsabläufe erleichtern) eine Kulturlandschaft nach seinen Vorstellungen. Aus Wildnis wurden Äcker, Obstgärten, Dörfer, Städte – Umgestaltungen, die aus so entstandenen Landschaften andere Landschaften formen, sind in kultureller Weiterentwicklung jederzeit möglich. Die Raumgestaltung ist ein dem Menschen innewohnender Trieb, der ihn die Umwelt – seine Heimwelt – immer wieder neu gestalten lässt.

Für den Autor *Hille* beinhaltet *Heimat* einen Gefühlswert, der unter anderem durch Literatur ästhetisch erfahrbar wird. Ästhetische Erziehung soll den Menschen zur Selbstvollendung führen.

Selbstvollendung stellte für *Hille* die eigentliche Arbeit seines Lebens dar; so heißt es in seiner „Enzyklopädie der Kleinigkeiten“ ganz allgemein formuliert: „Arbeiten ist bei sich selbst sein.“ (GW V, 318) ... Dabei gilt es, das eigentliche Menschenwesen, „das hohe stille unsensuelle Geist-Ich“ (GW V, 303) zu entdecken und durch geduldige Arbeit an sich selbst zum bestimmenden Faktor des Lebens zu erheben. Ein solcher Mensch entwickelt sich zum „Menschen, wie man ihn möchte“ (GW V, 309), zum „atmenden Gesetz“ (GW V, 306) also, das in zunehmend harmonischer Übereinstimmung mit einem als „Weltatmenden“(GW I, 16) empfundenen Gotteswesen lebt.⁹⁰¹

Mehrfach nimmt er in seinem Heimatroman *Die Hassenburg*, jenem Werk das zeigt wie kritisch-distanzierend er der Heimatkunst seiner Zeit gegenübersteht, namentlichen Bezug auf den älteren Dichterkollegen *Weber*. Mutig legt der jüngere Autor seine literarische Reibung mit den spezifischen

⁸⁹⁶ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 128.

⁸⁹⁷ Ebd. 126.

⁸⁹⁸ 8. Zeile des Gedichts *Fernsicht*, in: Wilhelm Gössmann: An der Haar, 3.

⁸⁹⁹ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 126.

⁹⁰⁰ Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, 130.

⁹⁰¹ Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr *Hille*! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter *Hille*, 59-82, in: *Hille Blätter* 1995, 59.

Aspekten des Motivs *Heimat* in die zeitliche Phase des Umbruchs – zur Jahrhundertwende –, führt sie zurück in den Raum der eigenen heimatlichen Region. Er weicht nicht aus, wählt nicht – wie *Weber* in seinem Spätwerk *Goliath* – als Ort der Handlung ein fremdes Land. Sein Heimatroman spielt in ihm bekannten heimatlichen Westfalen. Beide Werke – *Goliath* und *Die Hassenburg* – stehen als literarische Werke westfälischer Autoren am zeitlichen Anfang der Phase der Heimatkunst. *Hille* lokalisiert die Eigentümlichkeiten der *Heimat* im westfälischen Nahbereich und beschreibt sie im *Roman aus dem Teutoburger Wald* mit der scharfen Feder einer politisch-kritischen, aber auch romantisch-suchenden Geisteshaltung. Seine Leser/innen erleiden lyrische Prosa. *Hille* vermittelt in seinen poetischen Bildern die „mögliche Erklärung des Kommenden“⁹⁰², eröffnet den Blick in die Zukunft.

Hilles Roman zeigt – als moderne Folgeerscheinung der Romantik⁹⁰³ – Tendenzen des Naturalismus. Laut *Bernhardt* zeigt der Autor gleichermaßen Interesse an den Werken *Heinrich Heines* und *Georg Büchners*:

So stellten sich für *Hille* *Heinrich Heine* und *Georg Büchner* etwa nebeneinander und galten in gleicher Weise als naturalistische Ahnherren, auch eine verbreitete naturalistische Sicht. Gerade hatte K.E. Franzos 1878 die erste Veröffentlichung von *Georg Büchners* „*Woyzeck*“ in einer kleineren naturalistischen Zeitschrift gewagt und die Gesamtausgabe von *Georg Büchners* Werken erschien bald darauf, da ging *Hille* schon auf *Georg Büchner* ein, der ihm wie *Heine* ein Revolutionär war und mit „*Dantes Tod*“ Revolutionsgedanken verbreitete. *Hilles* literarische Interessen waren außergewöhnlich breit und vielgestaltig, geleitet wurden sie nachdrücklich von einem ausgeprägten sozialen Engagement, sozialdemokratischer Neigung und revolutionären Vorstellungen. Nicht erst *Gerhart Hauptmann* entdeckte also *Georg Büchner* ...⁹⁰⁴

„Der deutsche Naturalismus ist größtenteils eine Wirkung des Boheme-Modernismus.“⁹⁰⁵ *Modern* zeigt sich *Hille* in der *Hassenburg*, indem er die Subjektivität in seiner Sichtweise der Welt veranschaulicht, dabei von der Wahrnehmung des Individuums ausgeht. In einem literatur-naturalistischen Vorgehen weist er der Thematik des Hässlichen eine hohe Gewichtung in seiner lyrischen Prosa zu. Der philosophischen Strömung des Naturalismus nicht abgeneigt, bewegt er sich – anhand der Vorliebe zum impressionistisch-anmutenden Stil in seiner poetischen Bilderwelt – als Autor bereits in die Richtung des Symbolismus. Der eindeutigen Zuordnung entzieht er sich. *Bernward Pohlmann* ist es, der für die *Hassenburg* in den beschreibenden Momentaufnahmen der westfälischen Landschaft die Hinwendung *Hilles* zum Impressionismus ermittelt hat:⁹⁰⁶

Kleinere Detailbeschreibungen werden ... situativ in den Handlungsstrang eingearbeitet und so intensiv ausgestaltet, daß darüber der eigentliche Anlaß fast vergessen wird (vgl. das Begräbnis des alten v. *Hassenburg*). Die Vorliebe für flüchtig aufgenommene Beobachtungen ist charakteristisch für den ansonsten schwer faßlichen impressionistischen Stil, für den Versuch, beiläufige Betrachtungen

⁹⁰² Ebd. 75.

⁹⁰³ „Der Typ des Romantikers .. [ist] »zweideutig«, seine Konsequenz ... [ist] der »Naturalismus« ... Diese Analyse führt auch zur erneuten Fortschreibung des Ironie-Begriffs, der sich dabei zugleich als eine der Konstanten in der Frage nach der Modernität der Romantik erweist (E. Behler, 1972 ..). Daß in bezug auf NIETZSCHES weltanschauliche Grundkategorien des »Dionysischen« und des »Apollinischen« die Kontinuität zum romantischen Ansatz gegeben ist, hat ebenfalls Ernst BEHLER gezeigt (E. Behler, 1983, 1989). Ein drittes Element in der Kontinuitätsbildung besteht in der Nutzung der aphoristischen Form (K. BESSER, 1935; H. KRÜGER, 1956).“ *Helmut Schanze* (Hrsg.): *Romantik-Handbuch*, 173-174.

⁹⁰⁴ Rüdiger Bernhardt: *Peter Hilles Denkmal für Heinrich Heine*. 7-46, in: *Hille Blätter* 1998, 17-18.

⁹⁰⁵ *Herbert Lehnert*: *Geschichte der deutschen Literatur vom Jugendstil bis zum Expressionismus*, 178.

⁹⁰⁶ Siehe zum Impressionismusbegriff bei *Hille*: *Bernward Pohlmann*: *Spontanität und Form. Romanstrukturen im deutschen Impressionismus – untersucht an den Romanen „Die Sozialisten“ und die „Hassenburg“ von Peter Hille*. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1 (Deutsche Sprache und Literatur), Bd. 703) Frankfurt am Main/Bern/New York 1985. Wäre *Hilles* Lebens- und Schaffensphase in eine spätere Zeitspanne gefallen, hätte er sich m.E. mit seiner *Hassenburg* in der Reihe der Expressionisten wiedergefunden; er war in seinem Schreiben »zu früh«. Siehe zur Theorie des Expressionismus: *Paul Hatvani*: *Versuch über den Expressionismus*, 68-73. In: *Best, Otto F.* (Hrsg.): *Theorie des Expressionismus*. Stuttgart 2007.

möglichst präzise in Worte zu kleiden, so daß der Leser die Situation so erfassen kann, wie sie der Dichter im Moment der Beobachtung selber empfunden hat.⁹⁰⁷

Aber *Hille* beschreibt in seinem Roman keine beiläufigen Phänomene. *Natura nihil agit frustra*. Nichts in der Natur ist vergebens, allem liegt eine Zielsetzung, ein innerer Determinismus, zugrunde.

In der Natur, sofern sie anschauliche Vorstellung ist, ist alles, was geschieht, notwendig: denn es geht aus seiner Ursache hervor. Betrachten wir .. dieses einzelne in Beziehung auf das übrige, welches nicht seine Ursache ist; so erkennen wir es als zufällig ...⁹⁰⁸

In der verkürzten Schilderung der Situation, die die Natur miteinbezieht, zeigt sich jene Beobachtungsgabe, die es dem/der Schriftsteller/in ermöglicht, Stimmungen in poetisch-sinnlichen Naturbildern einzufangen. In seiner Konkretisierung, einer pointierten literarischen Auflistung spezifischer Momente, die in westfälischer Region stattfinden, bindet *Hille* seine Leser/innen und sich selbst eng an den realen Raum des östlichen Westfalen. Seine lyrische Geschichtsprosa erfasst aber auch spiritualistische Augenblicke im intensiven Naturerleben.⁹⁰⁹ Erst gegen Ende der *Hassenburg* beschwört er wortgewaltig das neue Menschengeschlecht einer herannahenden politisch veränderten ‚epochalen‘ Zeit⁹¹⁰, zeichnet die Utopie:

Mann sein heißt Geist sein. Gefühlsworte sollte seine Seele nicht haben, nur tätige Liebesworte.
Und stark muß er schon sein, alle Himmel müssen sich an ihn halten können. Und Wärme müssen sie haben, die Sonnensöhne, als Zeichen ihrer Herkunft; und alles, Leben und Tod, den Starken ist es Spiel.
Welt ist Mut.
Ich bin, also ist Schönheit. (H:H, 333)⁹¹¹

In der *Hassenburg* spielt *Hille* mit romantischer Ironie. Es ist ein Spiel, das Gefährdung beinhaltet.

Das Bewußtsein von der paradoxen menschlichen Situation kann sich in der ironischen *Lebenshaltung*, dem Spiel mit dem Unendlichen und dem Irdischen, dem Spiel mit Vermittlung ausdrücken. ... Ohne eine konkrete Bindung an die Philosophie oder die Religion entartet die subjektiv-ironische Haltung zum willkürlichen Spiel einer kranken Seele. Ironie kann im zynischen Lachen des Nihilisten enden, der sich selbst verloren hat ...⁹¹²

⁹⁰⁷ Bernward Pohlmann: Nach 80 Jahren neu gelesen. Peter Hilles Spätwerk „Die Hassenburg“. 34-47, in: *Hille Blätter* 1985, 43.

⁹⁰⁸ Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Band I. Vier Bücher nebst einem Anhang, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält. Anhang: Kritik der Kantischen Philosophie, 561-715, in: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. I, 624-625.

⁹⁰⁹ „Heine zufolge [setzen sich] in Deutschland die Protestanten als Agenten eines radikalen Spiritualismus gegen einen Katholizismus durch, der seine Dominanz einer Scheinherrschaft des Geistes über den unter der Hand freigegebenen Sensualismus verdankt; Während in Frankreich die Philosophie seit Descartes die scheinhafte Legalisierung des Sensualismus in der katholischen Ordnung der Dinge in eine anerkannte Dominanz des Materialismus verwandeln will. Die Demokratie, die die Menschen zu Göttern werden lässt, mit der Heine seine Lesart des Saint-Simonismus gibt, stellt schließlich eine Versöhnung dar: Der Sensualismus wird hier zur Religion und damit spirituell. In einer Beilage zu den *Französischen Zuständen* hat Heine diese Metamorphose der Gegensätze ausdrücklich auf Robespierre und Danton bezogen: In der Revolution von 1789 ist danach ein auf Rousseau zurückgehender Robespierre der Spiritualist, der die Kompromisse mit dem luxurierenden Sensualismus der besitzenden Klasse beiseite räumt; und Danton ist Sensualist in der Tradition Voltaires, der, politisch kompromisslerisch, umso radikaler das Recht des sinnlich erfahrbaren Glücks gegen den Terror der Tugend verteidigt. (Heine, *Französische Zustände*, Artikel VI, In: Heine 1973-1997, 150f.; dazu vgl. Teraoka [, Takanori: Spuren der Götterdemokratie. Georg Büchners Revolutionsdrama *Danton's Tod* im Umfeld von Heines Sensualismus. Bielefeld] 2006, 42-60).“ Roland Borgards/Harald Neumeyer (Hrsg.): *Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 27.

⁹¹⁰ „„Des kommenden Reiches Inhalt« sind, so sagt Adolf Hitler, »Menschen, die sich loslösen aus ihrer Umgebung, die alles weit zurückstoßen, alle Kleinigkeiten des Lebens, die scheinbar so wichtig sind, die sich wieder besinnen auf eine größere Aufgabe, die den Mut haben, schon äußerlich zu dokumentieren, daß sie nichts zu tun haben wollen mit all den ewig trennenden und zersetzenden Vorstellungen, die das Leben unseres Volkes vergiften«; zit. Thomä 1990, 546f.“ Dieter Thomä (Hrsg.): *Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 115.

⁹¹¹ Die Handschrift der *Hassenburg* ist nicht erhalten. Ihr Erstdruck erfolgte in: *Gesammelte Werke*, Band IV, Berlin (Schuster und Löffler) 1905. Vgl. dazu Peter Hille: *Gesammelte Werke in sechs Bänden*. Band 3: Romane. Herausgegeben von Friedrich Kienecker, 235.

⁹¹² Gerhart Hoffmeister: *Deutsche und europäische Romantik*, 132. (Kursive Schreibweise im Zitat)

Ästhetischer Genuss findet sich in der *Hassenburg* im Kunstgenuss – beispielhaft geschildert in der Vermischung von Naturerleben und dem Gesang lyrischer Verse an den Externsteinen.

In seiner «Geburt der Tragödie» hat Friedrich Nietzsche den Weg gezeigt, der aus dem Geiste der Musik zur Tragödie führt, indem sich aus dianysischem Rausch ein appolinisches Traumbild gebiert, und so der Schmerz an dieser Welt der Individuation sich durch ihre Vergöttlichung, ihre Verklärung zum ästhetisch-schönen Schein der Kunst, zu heilen sucht.⁹¹³

Ästhetischer Genuss findet sich in *Hilles Hassenburg* auch im Nationalen, literarisch veranschaulicht in der Hinwendung zur historischen Leitfigur *Hermann* (Arminius)⁹¹⁴ vor westfälischer Landschaft als geschichtsträchtiger Kulisse.

[Arminius, der] zur Identifikationsfigur der Deutschen in Krisenzeiten, vor allem in den Napoleonischen Kriegen und im ersten Weltkrieg ... [geworden ist, dient] als Sinnbild des deutsch-nationalen Bewusstseins ... [und als Sinnbild] für die deutsche Freiheit und Einheit, für Vaterlandsliebe und deutsche Tugenden.⁹¹⁵

Hille folgt als Bohemien⁹¹⁶ in seiner Literatur – außer dem ästhetischen Bestreben nach Vollendung im künstlerischen Schöpfungsakt – keinem festgelegten Programm. Er möchte keine Einengung, versucht gegenläufigen Bewegungen in der Literatur nachzugehen, Kontroverses in seiner Schreibkunst zu verbinden, wenn er zum Beispiel als Bohemien zeitweilig auch einer sozialistischen Neigung folgt.

Die Boheme hat ein merkwürdig gespaltenes Verhältnis zur Arbeiterschaft. Die Boheme-Schriftsteller stammen aus bürgerlichen Kreisen, sogar aus wohlhabenden, und fliehen die geistige Enge der geldbürgerlichen Welt ebenso wie die materielle des Kleinbürgertums.⁹¹⁷

Es gelingt *Hille*, sich mit der *Hassenburg* in einem Spannungsbogen zwischen Dekadenz⁹¹⁸ – „das Konzept der »Dekadenz« bei NIETZSCHE wird am Phänomen der Romantik entwickelt“⁹¹⁹ – und Heimatdichtung, die Elemente der Heimatkunst enthält, zu bewegen.

„So kennzeichnet Schlegel die Ironie als »Stimmung, welche alles übersieht, und sich über alles Bedingte unendlich erhebt« (»Lyceum«, Nr. 42), sogar über »unsere eigene Liebe« (KFSA II, 131). Es kommt darauf an, sich zwischen »Selbstschöpfung und Selbstvernichtung« (»Athenäum«, Nr. 51) frei bewegen zu können, weil der Sinn für das Unendliche gewahrt bleiben soll.“ Ebd.

⁹¹³ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 301.

⁹¹⁴ *Hille* würdigt in der *Hassenburg Arminius* (Hermann), dessen Mythos „im Zuge der deutsch-nationalen Gesinnung im 19. Jh. ... seinen Höhepunkt [erlebt hat] und .. im Nationalsozialismus fortgesetzt“ wurde. Ulrike Peters: Die Germanen, 56.

⁹¹⁵ Ebd. 55.

⁹¹⁶ „Peter Hille .. war in seiner Lebensform wohl der ausgeprägteste Bohemien Deutschlands. Er hatte einen langen Prophetenbart und trug einen langen zerschlissenen Mantel. Berühmt war der Sack, den er immer mit sich führte und in dem er seine Schriften aufbewahrte, durcheinander auf Papierfetzen geschrieben. Er stammte aus bürgerlichen Verhältnissen, sein Vater war Rentmeister im Westfälischen. Hille macht sogar das Abitur und nahm anfangs Stellen als Gerichtsschreiber und Redakteur an. Vorübergehend hatte er sozialistische Neigungen. Dann vagabundierte er durch Europa, unterbrochen von Perioden relativer Seßhaftigkeit. Seit 1891 lebte er vorwiegend in Berlin. Er war befreundet mit den Brüdern Hart. Mit Dehmel, Scheerbart, Przybyszewski erscheint er als Kern der Berliner Boheme in Otto Julius Bierbaums Roman *Stilpe*. Hatte er sein Leben in der Boheme-Existenz auch selbst gewählt, so war er dennoch nicht ohne Erbitterung gegen die Bürgerwelt, die dem freien Künstler das Leben nur ermöglichen will, wenn er sich auf ihre Marktgesetze einläßt. ... Der deklassierte Bohemien empfand also die bürgerliche Lebensform als die ihm eigentlich zustehende, soweit sie ihm Freiheit von der Notdurft gewährt, nur nicht sofern sie ihm Zwang auferlegt. Franz Blei in seiner *Erzählung eines Lebens* (1930) meinte, Berlin habe Hille langsam aber sicher verhungern lassen. Der bürgerliche Realismus müsse sich solche Existenzen zum Beweise des „liberalen Idealismus“ leisten: „Man muß nicht vergessen, daß diese Poeten ja, auch wenn sie Bohemiens sind wie Hille, nicht außerhalb, sondern innerhalb der Bürgerlichkeit leben, als schlecht bezahlte, weil ungefährliche Rebellen.“ Herbert Lehner: Geschichte der deutschen Literatur vom Jugendstil bis zum Expressionismus, 179-180.

⁹¹⁷ Ebd. 177.

„Thomas Mann, der gelegentlich Bohemeszenen schilderte ... , wundert sich einmal scherzhaft, daß er nicht selbst in der Boheme lebe, wo er doch eigentlich hingehöre: „Ich hocke verglasten Blickes und einen wollenen Schal um den Hals in einer Anarchistenkneipe? Ich liege in der Gosse, wie sich's gebührte? Nein, Glanz umgibt mich ...“ Die Boheme ist also nichts fest Begrenztes, sondern so etwas wie der Nährboden der großen Literatur dieser Zeit. Sie blieb es bis in den Expressionismus hinein und darüber hinaus.“ Ebd. 176.

⁹¹⁸ Der Begriff Dekadenz bezeichnet „allg. jene Lit. e. Spät- und Niedergangszeit nach e. lit. Hochblüte, so schon in der Silbernen Latinität, [ist] insbes. (wertneutrale) Bz. für e. breite Seitenströmung der europ. Lit. der Moderne und des Symbolismus im ausgehenden 19. Jh. ..., entstanden aus dem Endzeitbewußtsein der Zugehörigkeit zu e. überfeinerten und

Das WAGNERSche »Gesamtkunstwerk« ...wird als falsche Tendenz entlarvt. Der »Trug der Sinne« ist das einzige, was als »real« angesehen werden kann. Die Welt wird zu einem »ästhetischen Phänomen«, »eine Reihe von Zuständen am erkennenden Subjekt: eine Phantasmagorie nach dem Gesetze der Causalität« ... Der derart radikalisierte Gedanke der Romantik wandelt sich zur Antiromantik des olympischen Scheins, von dem aus NIETZSCHE eine »christliche« Romantik verwirft.⁹²⁰

Das Widersprüchliche, das sich in *Hilles* Heimatroman findet, ist das literarisch Reizvolle in der *Hassenburg*. Es begründet den besonderen Stil und die Weltsicht, die sich im Roman findet. Die artistische Zusammenführung konträrer Elemente erklärt, warum *Hille* nicht davor zurückscheut, den Menschen und seine Umwelt in einen ethischen *und* in einen ästhetischen Bezug zu stellen. Da *Heimat* für ihn nur im Rahmen einer Verpflichtung denkbar ist, kommt es für ihn darauf an, die Welt ethisch zu verändern: „Heimat ist .. bei Hille nicht die heile Welt, an der Menschen, wenn sie sich ihr nur hingeben, von selbst genesen, sondern Heimat ist eine Verpflichtung, sie ethisch zu verwandeln.“⁹²¹ Problematisch ist im literarischen Heimatverständnis *Hilles*, dass ein Gefühl zur Pflicht wird!⁹²² Der Autor macht die *Heimat* des Menschen zu einem poetischen Totalexperiment, in welchem er ästhetische Existenz und ethisches Leben verbinden möchte. Laut dem „christliche[n] Schriftsteller“ Sören *Kierkegaard* ist „diese Einheit .. nur durch den »Sprung« in den Glauben zu finden.“⁹²³ *Hille* macht die Natur zum Lehrmeister/zur Lehrmeisterin des Menschen. Die westfälische Landschaft vermittelt ihm die Selbsterfahrung, die er zum Erleben der *Heimat* benötigt, die ihn das Eigentliche erkennen lässt.

Vorsokratisch war der Mensch das Maß aller Dinge. Gegensätzlich zu dieser älteren Auffassung kennt

die Romantik kein menschliches Maß, mit dem sie messen und richten könnte, denn das Wesen der Unendlichkeit ist eben dies, das sie unmeßbar ist. Der romantische Mensch ... kann keine Bestimmung haben, denn eine solche ... würde seine unendliche und schöpferische Freiheit in eine vorgezeichnete und also wiederholte und wiederholbare Bahn zwingen. Um diesen Angelpunkt dreht sich ...der ganze Konflikt zwischen der Klassischen und romantischen Ethik (Ästhetik)...⁹²⁴

Für *Hille* lässt sich die romantisch-literarische Frage nach *Heimat* nur individuell, im Rahmen der subjektiven Weltsicht, beantworten. Die Antwort bestimmt die innere Haltung des Menschen, ist auch Ausdruck seines politischen Weltbilds. Infolge seiner politischen Neigung zum Sozialismus gelingt es dem Autor, in der *Hassenburg* die sozialistische Weltsicht mit einer romantischen Weltanschauung zu verbinden. Die Suche nach der *Heimat*, die in romantischer Heimatlosigkeit und im Heimweh kein positives Ziel findet, kann im Sozialismus eine politische Antwort gewinnen. Die Sinnsuche des Lebens verlagert sich. *Hille* geht – wie *Schopenhauer* – von einem idealistischen Standpunkt aus: „die ganze objektiv-materielle Welt [bleibt] stets durch ein Subjekt bedingt“.⁹²⁵ In der *Hassenburg* findet sich aber auch ein Naturverständnis, welches sich der *Schopenhauerschen* „These, dass nicht ein Intellekt die

damit unaufhaltsamem Abstieg verfallenen Kultur. Sie wendet sich gegen ideellen Werteschwund, Utilitarismus, Profitgier und Fortschrittswahn und zeigt weltschmerzliche Zerrissenheit, Lebensekel, Überdruß und Pessimismus, Tagträume und Schönheitskult (Ästhetizismus), Suche nach neuem, künstl. Sinnengenuß, ästhet. Sensibilisierung, Faszination durch Verfall und Grauen, Sympathie mit dem Tod, letzte Verfeinerung psycholog. Darstellung und Vorliebe für diffizile Seelenzustände in ihren Halbtönen und Übergängen. Sie steigert sich von müder Resignation und Insuffizienzgefühlen bis zu patholog. Perversitäten in der Darstellung des körperlich oder seelisch Ungesunden, morbider, bizarrer, exzentrischer, neurot. und überreizter Gestalten, haltloser und heruntergekommener Existenzen und teils patholog. Thematik (Inzest, Prostitution, femme fatale, Androgynie, Drogenrausch, Satanismus, Sadismus, Okkultismus, Mystizismus). Doch nicht die Wiedergabe von Niedergangerscheinungen allein ist schon D[ekadenzdichtung] ..., entscheidend sind die Bejahung von Verfall, Willensschwäche, Lebensferne, die subjektive Distanzierung von bürgerl. Alltagswerten zugunsten e. moralfreien Kunst .. und das offene Bekenntnis zum Spätstil der Überreife.“ Stichwort *Dekadenzdichtung* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 155.

⁹¹⁹ Helmut Schanze (Hrsg.): Romantik-Handbuch, 172.

⁹²⁰ Ebd. 173.

⁹²¹ Helmut Birkelbach: Peter Hille. Dichterisches Schreiben aus westfälischen Erfahrungen, 231-251. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 250.

⁹²² *Hille* bedient sich prinzipiell einer ähnlichen Grundannahme wie *Weber*, dessen *geistige Heimat* aber eine christliche ist. *Weber* wertet die christliche Nächstenliebe als Pflicht. *Hille* betrachtet Christliches distanziert. Der Ich-Erzähler hilft, weil er sich als Autor der Ästhetik, einer ästhetischen Entfaltung und Vollendung, verpflichtet fühlt.

⁹²³ Harald Seubert: Religion, 76.

⁹²⁴ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 6.

⁹²⁵ Daniel Schubbe/Matthias Köbler (Hrsg.): Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 94.

Welt geschaffen hat, sondern dass umgekehrt die Natur Geist und Bewusstsein hervorgebracht hat“, anschließt.⁹²⁶

Wie seine – von ihm hoch geschätzte – literarische Vorläuferin *Droste-Hülshoff* beschreibt auch *Hille* das Mißverhältnis von Endlichem und Ewigem im Menschen. Sören *Kierkegaard* verweist, christlich geprägt, noch auf die Synthesis von Zeitlichem und Ewigem im Menschen. *Hille* ist bemüht, tief in die Materie seiner Heimatregion vorzudringen, um den zeitgenössischen Geist um die Jahrhundertwende in seiner Vielschichtigkeit literarisch fassen zu können und das heterogene Ich des Menschen in seiner Zerrissenheit zu veranschaulichen. Hierfür muss er sich nicht von einem metaphysischen Standpunkt als Ausgangsort seines literarischen Schreibens lösen. „Wie eine Metaphysik „nach Analogie“ dessen gebildet wird, was der Mensch zuerst an und in sich selbst erfahren hat, das beschreibt *Schopenhauer* .. in aller Offenheit.“⁹²⁷ *Hilles* künstlerischer Blick lehnt sich an an Arthur *Schopenhauers Metaphysik des Schönen*.

»Alle Anschauung« ist »intellektual« (WI, 13) und bereitet darauf vor, in der Metaphysik des Schönen von der Erkenntnis der Ideen durch die reine Anschauung zu erfahren. Auch die Ideen können als strukturbildende Faktoren der Wirklichkeit verstanden werden und sich Schopenhauer zufolge in der reinen Kontemplation zeigen.⁹²⁸

[Im] rein dichterisch artikulierten Mythos des schöpferischen Aktes ... greift [*Hille*] ... Inhalte und Strukturen abendländischer Mystik und Mythenkreise auf, säkularisiert bzw. individualisiert sie jedoch ... Er fügt sich hiermit durchaus in die „Struktur der modernen Lyrik“ ein, die immer wieder im künstlerischen bzw. poetischen Akt ein transzendentes Geschehen sieht und feiert.⁹²⁹

Transzendenz erlebt *Hille* im poetischen Akt. *Geistige Heimat* erzeugt sich für ihn im schöpferischen Akt der Dichtung. *Irdische Heimat* ist für ihn im Konkreten erfahrbar. Er spürt ihr nach in der Natur und – gemäß jener Interimszeit, in der er lebt – eben auch in der Natur des Menschen. Diese anthropologische Sichtweise birgt um die Jahrhundertwende Gefahren, ‚politische Kreuzwege‘ in sich.⁹³⁰ Philosophisch knüpft *Hille* an Gedanken *Schopenhauers* an⁹³¹, verdeutlicht diese literarisch. Bei seiner Heimatsuche berührt *Hille* – bewusst – den mythologischen Urgrund des Menschen. Er steht mit den Aussagen seines Romans philosophischen Grundüberlegungen Martin *Heideggers*⁹³², die dieser in späterer Zeit formulieren wird, bereits sehr nahe, beschreibt jene gesellschaftlichen Strömungen, die auch *Heidegger* zu seinen philosophischen Gedanken angeregt haben. Mit realistischem Blick hat *Hille* die im politischen Raum seiner Zeit sich zeigenden Entwicklungen klar erkannt. In seiner poetischen Weltbeschreibung verklärt er nicht, er klärt. Hass und Ausgrenzung werden dabei zum tragenden Inhalt des gesellschaftskritischen Heimatromans. Die Abgrenzung des anderen ist bei ihm fester Bestandteil und notwendige Voraussetzung, um *Heimat* individuell

⁹²⁶ Ebd. 95.

⁹²⁷ Michael Landmann: De Homine. Der Mensch im Spiegel seiner Gedanken, XII.

„Wir werden .. die Erkenntnis, welche wir vom Wesen und Wirken unseres eigenen Leibes haben, .. als einen Schlüssel zum Wesen jeder Erscheinung in der Natur gebrauchen und alle Objekte, die nicht unser eigener Leib sind, eben nach Analogie jenes Leibes beurteilen und daher annehmen, daß, wenn man ihr Dasein als Vorstellung des Subjekts beiseite setzt, das dann noch übrig Bleibende, seinem inneren Wesen nach, dasselbe sein muß, was wir an uns Wille nennen (Welt als Wille I 2, 19).“ Ebd. XII.

⁹²⁸ Daniel Schubbe/Matthias Köbler (Hrsg.): Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 62.

⁹²⁹ Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille, 59-82, in: Hille Blätter 1995, 79.

⁹³⁰ Bei *Hille* erhält die *Heimat* ihr eigentümliches und ambivalentes Schillern zurück, das sich im Westfalenwerk *Droste-Hülshoffs* bereits angedeutet hat, und das *Weber* ihr durch die Herausstellung des christlichen Glaubens als *geistige Heimat* für ‚seine Westfalen/Westfälinnen‘ hat nehmen wollen.

⁹³¹ Für seine Naturphilosophie nutzt *Schopenhauer* die „metaphysische Grundthese vom Willen als Ding an sich sowie die Ausdeutung dieser These in der Lehre von den Stufen der Natur.“ Daniel Schubbe/Matthias Köbler (Hrsg.): Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 93.

⁹³² Ob Martin *Heidegger* nationalsozialistischen Gedanken nahestand oder sogar als Prototyp dieser Denkrichtung verstanden werden muss, muss in dieser Arbeit nicht geklärt werden. Es gibt namhafte philosophische Denker/innen, die ihn verteidigen, und eine gleichstarke Gruppe etablierter fachwissenschaftlicher Vertreter/innen, die ihn diesbezüglich verurteilen. Zur Vertiefung der Fragestellung sei hier auf das umfangreiche Heidegger-Handbuch von *Thomä* verwiesen: Dieter Thomä (Hrsg.): Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Unter Mitarbeit von Florian Grosser, Katrin Meyer und Hans Bernhard Schmid. Überarbeitete und erweiterte 2. Aufl., Stuttgart/Weimar 2013.

eingrenzen zu können. Es finden keine Grenzüberschreitungen statt. Im gesellschaftlichen Denken zur Zeit der Jahrhundertwende verkürzt sich der tolerante Blick, die Bereitschaft, den positiven Errungenschaften der Aufklärung zu folgen, nimmt ab. Strenge Grenzziehungen werden, basierend auf vermeintlich wissenschaftlich erarbeiteten Vorurteilen, bewusst von den im Roman agierenden Figuren vollzogen. Der *Heimat* wird das *Fremde* als Gegenbegriff, um die notwendige Abgrenzung zu ermöglichen, entgegengesetzt.⁹³³ *Hille* wählt in der *Hassenburg* einen egoistischen Standpunkt. Sein Ich-Erzähler weist auf die gegenseitige Bedingtheit zwischen Mensch und Natur hin, erklärt aus dieser Relation heraus den Begriff *Heimat*:

Heimat, wie kommt sie zustande? Ich finde so: Das tauscht so aus, geht herüber und hinüber, von der Erde lagert sich etwas in uns und von uns in die Erde hinüber.(H:H, 244)

Im Austausch mit der westfälischen Erde will der Mensch sich „heimatlich .. regen“ (ebd.). Auch die weiterführende Frage, was der westfälische Ich-Erzähler von seiner *Heimat* will, beantwortet der Roman in überraschend direkter Weise und mit biologistischer Deutlichkeit: „Und was will ich von der Heimat? Sein Saft – und – Feuergewächs: das Teutoburger Weib.“(Ebd.) Hermann und Thusnelda – „Thusnelda und Hermann. Als Kinder“ (ebd.) – zeigen sich dem Ich-Erzähler im Grün der westfälischen Landschaft. Im Augenblick poetischer Wahrnehmung erlebt er die Symbiose mit der ihn umgebenden – von der Geschichte Westfalens geschwängerten – Landschaft. Der Dichter taucht ein in die Vergangenheit Westfalens, geht dabei vom gegenwärtigen Naturerlebnis aus. Auf die Wichtigkeit der biologischen Fortpflanzung für den Erhalt der Gattung Mensch wird hier bereits unterschwellig verwiesen. *Heimat* ist in *Hilles* literarischem Verständnis dem romantischen Gefühlswert, den der Mensch selbst und immer wieder neu bestimmt, vergleichbar.

Die stärkste Kraft, die Verbindung zwischen Mensch und Natur herzustellen, sie ganz aufzunehmen, ist das Gefühl... weil die Romantik vor allem die Gefühlskräfte im Menschen entbunden hat, darum gelang es ihr wie keiner anderen Entwicklungsperiode sich in die Natur hineinzufühlen, sie zu beseelen. Bei den Frühromantikern geschieht es auf der Voraussetzung mehr oder weniger stark ausgeprägter pantheistischer Ideen. Sie fühlten sich selbst aus der Natur heraus und ihre Seele in sie hinein, weil für ihr Empfinden sie selbst im Grunde eins mit ihr waren...⁹³⁴

Das Heimatbewusstsein der Westfalen/Westfälinnen orientiert sich für *Hille* an den geschichtlichen Begebenheiten in der Region. Es kann sich – angeregt durch Literatur – im Menschen durch ästhetisches Naturerleben in geschichtsträchtiger Landschaft entwickeln. Der wichtige Aspekt des Erarbeitens von *Heimat* tritt bei *Hille* deutlich in den Vordergrund der heimatlichen Thematik. Ästhetik soll die von *Hille* ersehnte Wandlung der menschlichen Gattung unterstützend begleiten, poetische Literatur die Erde in eine menschengemäße Wohnstätte verwandeln. *Hille* stellt die Ästhetik in den Dienst der Moral, ist aber in seinem Schreiben von einem ästhetischen Immoralismus nicht freizusprechen. Er darf als philosophischer Schriftsteller verstanden werden, der sich der dialektischen Methode bedient. Er beschreibt Phänomene der *Heimat* literarisch, wenn er auf die besonderen Details im heimatlichen Nahbereich des Menschen in poetischen Bildern eingeht. Als philosophischer Autor, der den Vorschlag einer neuen Gesellschaftsordnung unterbreitet, arbeitet er argumentativ – verbleibt aber in der Utopie. *Hilles* Text ist schöpferische Dichtung. Sie unterstützt den ästhetischen Prozess, dass die Schönheit, die im Menschen veranlagt ist – „ich bin, also ist Schönheit“ (H:H, 333) –, zur Vollendung streben kann. Bei *Solger* erklärt sich die Ästhetik als Anweisung wie das Schöne empfunden werden soll. In der *Hassenburg* findet sich die Anleitung, wie Schönes – und *Hässliches* – für den Menschen erfahrbar wird. „Wie entsetzlich ist Schönheit! ...“⁹³⁵ schreibt *Hille* in dem Gedicht *Abendröte*. Auch *Brautmorgen*⁹³⁶ und *Brautseele*⁹³⁷ thematisieren diese erschreckende Ambivalenz.

⁹³³ *Weber* hatte in seinen Epen christlich mit dem Gegensatzpaar *Heimat/Heimatlosigkeit* gearbeitet, um ein versöhnendes Verständnis von *Heimat* zu entwickeln.

⁹³⁴ Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik, 387.

⁹³⁵ *Abendröte* in: Peter Hille: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Bd. 1: Gedichte und Schriften, 34.

⁹³⁶ *Brautmorgen* ebd. 61-64.

⁹³⁷ *Brautseele* ebd. 64-67.

Für *Hille* sind „Erde und Mensch .. eins“ (H:H,330) und erst in der wechselseitigen Relation entsteht *Heimat*. „Das tauscht sich so aus, geht herüber und hinüber, von der Erde lagert sich was in uns und von uns in die Erde hinüber.“ (H:H, 244) *Heimat* wird zur inneren Angelegenheit, deren Wesen durch die Anschauung der Phänomene in der Natur für den Menschen erfahrbar wird. Friedrich *Schlegels* Ganzheitsstreben ist auch *Hille* eigen. Auch er steuert in seinem literarischen Schreiben letztendlich „eine poetische, also harmonische Gesellschaft“⁹³⁸ an. Neuerrungen sind dabei explizit erlaubt. „F[riedrich] SCHLEGELS *Lucinde* gibt dem Künstler das Recht zur Überschreitung bürgerlicher Sittlichkeitsnormen.“⁹³⁹ Literarische Leistung berechtigt dabei den Dichter.

Zugleich ist .. die romantische Universalpoesie .. «progressiv» im Sinne eines ständigen, nie vollendeten Werdens. Der Dichter, der so gleichsam zum allerhöchsten Vollstrecker eines in der ganzen Schöpfung wirkenden Prozesses erhöht wird, ist keinem Gesetz untertan: frei und voller Ironie gegenüber einer zähen und verfestigten Wirklichkeit ist er der Verkünder eines exzessiven Individualitätsanspruches, der Realität und Gesellschaft kraft der von Schlegel verfochtenen, ins Unendliche schweifenden menschlichen Phantasie überspielen möchte.⁹⁴⁰

Hille ästhetisiert seinen neoromantischen Traum, entwickelt ihn im kurzen Kleinstadtroman als gesellschaftliche Utopie. Was nicht wirklich ist, kann sich in der Fiktion zeigen. *Hille* vertritt wie *Schlegel* die Ansicht, „daß die Welt nicht vollendet ist, sondern eine unendliche Geschichte, eine ewig werdende und der Vollendung sich unendlich nähernde“.⁹⁴¹ Tommaso *Campanella* betonte im *Sonnenstaat* (1623), in dem er als Dichterphilosoph die ideale Gesellschaft der Solarier entwickelt hat, dass

diese Leute, die nichts anderes als das Naturgesetz kennen, .. dem Christentum erstaunlich nahe [kommen], das übrigens dem Naturgesetz kaum etwas hinzugefügt hat als höchstens die Sakramente, welche nur dazu helfen, die Gesetze der Natur getreulich zu befolgen – und daraus schöpfe ich ein kräftiges Argument zugunsten der christlichen Religion, die die einzig wahre ist und nach Beseitigung der eingeschlichenen Missbräuche über den Erdkreis herrschen wird und zu herrschen verdient...⁹⁴²

Für *Campanella* war die Empfindung „der Anfang aller äußeren Erkenntnis“.

In der Erkenntnislehre betont C[ampanella], daß alle (weltliche) Erkenntnis auf Wahrnehmung und Erfahrung beruht, daß alles, was im Verstande ist, aus den Sinnen kommt, um dann aber beurteilt zu werden, da die Sinne allein täuschen können. Nur aus der Betrachtung der Natur selbst ist für die Metaphysik Erkenntnis möglich. Denn die Welt ist „das zweite Buch, darinnen ewiger Verstand selbst eigene Gedanken schrieb“, „der lebendige Spiegel, welcher uns das Antlitz Gottes im Reflexe zeigt“. Die innere Erfahrung zeigt uns unser Ich als etwas absolut Gewisses.⁹⁴³

Franz von *Assisi* Überlegungen kann sich der kleine – christlich geprägte – Anteil im Autor *Hille* zum intellektuellen Vorbild für die Sonnensöhne der *Hassenburg*, die eigentlich zur Burg der Liebe hätte werden sollen, genommen haben. Die Sonne wird für ihn dabei zu einem christlichen Symbol, das auf die Mystik verweist, sofern die Manuskriptseiten zu *Assisi* tatsächlich existent waren.

Verschollen sind ... die 32 Seiten des Manuskripts „Franz von Assisi“ aus dem sog. „Königsberger Nachlaß“. ... Es ist Gertrud Weigert [1931] zu danken, daß sich einige Textauszüge aus diesem Manuskript erhalten haben, so zwei Fragmente der Hilleschen Übertragung des „Sonnengesangs“⁹⁴⁴ ... interessant ist die von Weigert überlieferte Kommentierung des Sonnengesangs aus Hilles Feder: Ein Lied siegendheiterer Zuversicht, das seine Seele immer wieder durchleuchtete, wenn die Nacht des

⁹³⁸ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 72.

⁹³⁹ Stichwort *Künstlerroman* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 443.

⁹⁴⁰ Klaus Günzel: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche, 72.

⁹⁴¹ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 27.

⁹⁴² Tommaso Campanella: Der Sonnenstaat. Idee eines philosophischen Gemeinwesens. Ein poetischer Dialog, 78.

⁹⁴³ Rudolf Eisler: Philosophenlexikon. Leben, Werke und Lehren der Denker, 86.

⁹⁴⁴ „Gelobt sei, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,/Besonders mit unserm Herren Bruder Sonne./Sie ist der Tag und du leuchtest durch sie./Und sie ist schön und strahlend mit großem Glanze/Und ist, Herr, dein Gleichnis.“

Gertrud Weigert: Peter Hille. Untersuchungen und Texte. (Philosophische Dissertation) Königsberg 1931, 70. Zitiert nach: Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille. 59-82, in: Hille Blätter 1995, 78.

rauen, dunklen Lebens eindrang in das Licht, das er in seinem Geiste der irrenden Welt hingestellt hatte. Ein Lied, das besonders da immer wieder durchbrach und wie eine Perlenschnur der Vollendung immer wieder das eine Mal an's andere sich reihte, da die Furcht und Sorge um willen der irdischen Störungen für sein erhabenes Himmelanstrebendes Werk von ihm fielen wie letztes Gewölk von einer strahlenden Sonne.⁹⁴⁵

Laut *Birkelbach* zeigt sich bei *Hille* in heutigem Textverständnis „ein gebrochenes, ein reaktionäres Heimatverständnis, das sich aus der Entfremdung durch Industrialisierung und Materialismus in eine vermeintlich heile Welt selbstgeschaffener Innerlichkeit oder idyllisch verklärter Natur flüchtet“.⁹⁴⁶ Aber ist durch den idealisierten Gegenwartsbezug tatsächlich die Gefahr gegeben, dass sich der politisch-heimatliche Inhalt der *Hassenburg* in Kitsch verlieren kann?⁹⁴⁷ Zugegebenermaßen führt *Hille* seine Leser/innen zeitweilig in eine gegenwartsbezogene Idylle. Dabei gegenläufig ist aber die vom Autor realistisch gezeichnete Figur Rotnacht. *Die Hassenburg* bewegt sich mit ihrer Schilderung des Landlebens, „das vom Städter neuentdeckt und sehnsuchtsvoll als glücklicherer und harmon[ischer] Zustand gepriesen“ wird, vordergründig nahe an kitschigen heimatlichen Empfindungen, aber „die naive Welthaltung der ursprüngl[ichen] Idylle ist verloren, die sentimentalistische bricht durch pessimist[ische] Grundhaltung die Form“.⁹⁴⁸ Aufgrund des kritischen Schreibansatzes lässt sich der vermeintliche Vorwurf überzogener sentimentaler Innerlichkeit gegenüber der *Hassenburg* entkräften. In seiner lyrischen Geschichtsprosa zeigt *Hille* insgesamt einen sehr kritischen Umgang mit der Heimatthematik. *Die Hassenburg* enthält zahlreiche Elemente einer distanzierenden ironischen Herangehensweise an das Heimatphänomen. *Hille* hat in seinem Roman jenen überspitzten Pessimismus einfließen lassen, der die Rezipierenden anregt, die leidvolle Grundstimmung ins Lächerliche zu transformieren und es auf diese Weise ermöglicht, am heiteren Grundton festzuhalten. „Um die Jh.-wende unterliegt die D[ekadenzdichtung] der scharfen Opposition durch die lebensbejahene Heimatdichtung und den energiegeladenen Expressionismus“.⁹⁴⁹

Durch Spott, der bei *Hille* wohlüberlegt und wohlplatziert ist, werden die Leser/innen immer wieder in Distanz zu einer Heimatauffassung gesetzt, die in der Schönheit nur das Schöne in Augenschein nimmt, sie mahndend daran erinnert, dass Frieden und Versöhnung – das große hoffnungsvolle Ziel *Webers* – nicht möglich sind, wenn die Erde „von Natur feindselig ist: wie können wir uns erkühnen, über ihr kampfstarreres Haupt hin Frieden zu verkünden, mit dünnen, säuselnden Worten! (H:H, 330)

⁹⁴⁵ Ebd. 78.

⁹⁴⁶ Helmut Birkelbach: Peter Hille. Dichterisches Schreiben aus westfälischen Erfahrungen, 231-251. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 248.

Auch hier sei daran erinnert, dass die Ideologen des Nationalsozialismus den Rückgriff auf veränderte abgewandelte Mythologie und mittelalterliche Motive zur Untermauerung ihrer Menschen verachtenden Thesen hoch geschätzt haben, da sie auf diese Weise eine neue Mythologie für ihre politische Weltanschauung erarbeiten wollten.

Birkelbach stellt mit seiner Wertung – dem Hinweis auf Heimatverlust und Heimatlosigkeit – für den westfälischen Autor unbemerkt einen Bezug zur Epoche der Romantik her. Bezüglich der Anlehnung *Hilles* an kritische Heimatdichtung kann auf *Hilles* intellektuelle Nähe zu *Immermanns* politischer Intention verwiesen werden. Ein genauer Vergleich dieser beiden Autoren wäre sicherlich wünschenswert und würde mit einem interessanten Ergebnis belohnt.

⁹⁴⁷ Ein „Künstler ..“, der „gegenwartsbezogen“ in der Kunst Ideologien als reale Welt oder Wunsch- bzw. Zerrbilder als tatsächliche Menschen darstellt, wird mit der Zeit für das Publikum entweder abstoßend und entfremdend wirken oder aber als Gestalter von Wunschbildern und Gefühlsträumen angesehen werden. Zumindest wird man sich – vorausgesetzt, daß sein Werk eine bestimmte Attraktivität besitzt – an ihm nur noch *vergnügen*, so daß diejenigen Menschen, die die Welt ebenso einseitig sehen, sich zwar nach wie vor mit ihm begeistert identifizieren, doch die anderen Menschen, für die das Werk dann eigentlich gedacht wäre, nur noch ein sie irgendwie erbauendes oder für den Augenblick schockierendes Spektakel erleben. Man sieht dann z.B. Brechts Lehrstücke und Ideologiearbeiten letzten Endes nur noch als „Show“ an. (Und das übrige von ihm versteht man ebenfalls anders, als er es sich gedacht und erhofft hatte.)“ Cornelius Schnauber: Pragmatischer Humanismus. Thesen, Analysen, Konsequenzen, 59-60.

⁹⁴⁸ Stichwort *Idylle* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 365-366.

⁹⁴⁹ Stichwort *Dekadenzdichtung* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 156.

„Dekadenz wurde zuerst von NIETZSCHE (*Fall Wagner*, 1888) als Niedergangerscheinung aus Erschöpfung und Auflösung hergeleitet und für seine Zeit abwertend verkündet, nachdem MONTESQUIEU ... ROSSEAU u.a. Philosophen der Aufklärung Begriff und Symptome der Entartung am Beispiel früherer Kulturepochen geklärt hatten und GIBBON ... der absterbenden, dekadenten Kultur vor der kraftvollen, doch barbar. Neubildung den Vorzug gegeben hatte. An diesen später von SPENGLER und TOYNBEE fortgesetzten Gedankengang knüpft die D[ekadenzdichtung] an.“ Ebd. 155.

Auch das Grausame, das in der literarischen Heimaterarbeitung *Hilles* in den poetischen Bildern enthalten ist, wird betont. Es wird darauf verwiesen, wie entsetzlich Schönheit sein kann. In *Hilles* Worten findet sich ein starker Vorwurf *Webers* Friedensepos *Dreizehnlinden* gegenüber. Der jüngere Dichter verfolgt in seinem kurzen Roman die leidvollen Auswirkungen eines ‚naturbedingten‘ und naturgemäßen Hasses – „Für mich naturgemäß.“ (H:H, 332) –, deren Verursachung er dem personifizierten Land zuschreibt. „Wenn es eine Meisterschaft gibt, die die Erde erreicht hat: so ist dies der Haß: so ist dieses die Feindseligkeit.“ (H:H, 330) Hass und Feindseligkeit sind in ihrem Wesentlichen vom Menschen leichter zu erlernen als die schützende Liebe, denn „der Haß ... verfeinert sich ohne Unterricht und ohne Buch. Er ist der rechte, der rüstige Sohn der kriegerischen Erde.“ (H:H, 331) In ihm spiegelt sich beispielhaft die Urkraft des Ursprünglichen im Menschen und in wilder Natur. „Was will sich in den Weg stellen dem Zorn des Urgebirges, der wuchtige Felsen von grünschwarzem Basalt bereithält in knorriger Faust, bereit, jeden Nahenden zu erschlagen.“ (Ebd.) Die Liebe oder der Mut? In der *Hassenburg* vertritt *Hille* die Auffassung „Welt ist Mut“ (H:H, 333). Letztendlich ist aber der Mut die notwendige Bedingung, zu lieben.

Mit *Goethe*⁹⁵⁰ gibt sich *Hille* dem Spieltrieb hin, legt ihn kraftvoll aus: „Mann sein heißt Geist sein. ... Leben und Tod, den Starken ist es Spiel. Welt ist Mut.“ (H:H, 333) *Goethe* „hat das Erforschen als ein hohes Spiel verstanden, das die Natur ihrem Partner, dem forschenden Geist, mit ihr zu spielen, anbietet.“⁹⁵¹ Auch *Hille* spielt mit der Natur, aber es ist ein unbehagliches – die Anthropologie des Menschen erforschendes – Spiel in einer Zeit dunkler politischer Vorahnung. Einst ist die Dichtkunst als Spiel, „als geweihtes Spiel entstanden“.⁹⁵² Sie hat „sich ››auf der Grenze von Ausgelassenheit, Scherz und Belustigung‹‹ (Huizinga) entwickelt“.⁹⁵³ *Hille* gibt ihr die Weihe zurück. Bewusst spielt *Hille* in der *Hassenburg* mit den ästhetischen Eindrücken seiner Leser/innen, lässt sie die Natur mystisch erleben. Den heimatlichen Inhalt entwickelt er in bitterem Ernst, bedient sich dabei auch der Ironie des – wie *Hegel* es formulierte – „››entlaufenden Romantiker[s]‹‹“⁹⁵⁴ Heinrich *Heines*.⁹⁵⁵ Die romantische Ironie kann nach *Schlegel*

als *philosophisches Vermögen* der Unterscheidung und Vermittlung unüberbrückbarer Gegensätze .. [verstanden werden], denn sie hält das Bewußtsein von dem Paradox wach, daß das Unendliche sich im Endlichen manifestiert. Das Bewußtsein von diesem Konflikt treibt das Ich, sich über sich selbst zu erheben, das Endliche zu vernichten und das Unendliche zu ermöglichen. Damit enthüllt sich die Ironie als metaphysisches und dialektisches Prinzip, das sich mit der Welt, als Ironie Gottes auseinandersetzt (objektive Ironie).⁹⁵⁶

⁹⁵⁰ *Goethe* wurde für *Hille* zum Gegenstand seiner Dichtung. Im kurzen Schriftstück *Die Beiden* lässt er *Goethe* und *Schiller* im Jenseits eine Unterhaltung führen. *Schiller* lobt *Goethe* dabei m.E. viel zu überschwänglich, als das die Ironie darin nicht bemerkt werden müsste: „Diese Perlenmelodie! ... Ein Sonnenlied innig zart. Überhaupt ihr Lied! Ich wüßte nichts seinesgleichen. Eine Welt von Duft, von Feinheit, die Dinge innig zart gestaltender Macht, Geist des Goldes und ein verklärt suchendes Wittern, Schelmerei wie von Geisteskindern, einer Braut Seelenbeben in Wonne und Warten. Sie, glückliches Weltkind, haben den Horizont aufgestoßen wie ein Fenster, das der Mai aufdrückt, und sehen so viel weiter als wir dunklen Sucher. Sie, der einzig wirkliche Alchymist!“ Peter Hille: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Bd. 2. Dramatische Dichtungen und Prosa-Fragmente (I), 191.

⁹⁵¹ Pierre Bertaux: ‚Gar schöne Spiele spiel‘ ich mit dir! Zu Goethes Spieltrieb, 14.

⁹⁵² Ebd.

⁹⁵³ Ebd. „Schon bei Platon war im *Phaidros* die dichterische Inspiration vor allem auf ››halb unbewußte, spielerisch-assoziative Wortinspiration‹‹ bezogen. Der *West-östliche Divan* entspricht genau der Definition eines hohen Spiels mit Bildern, Rhythmen, Worten.“ Ebd.

⁹⁵⁴ Helmut Schanze (Hrsg.): *Romantik-Handbuch*, 167.

⁹⁵⁵ „Im Todesjahr Hegels, 1831, schreibt Heinrich Heine in seinem selbstgewählten Pariser Exil die später sprichwörtlich gewordene Prognose nieder: ‹‹Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethes anfang und bei seinem Sarg aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein.›› ... Obgleich der Lyriker Heine bis hinein in seine ironisch gebrochene innere Zerrissenheit, bis in seine poetischen Metaphern und Strophenformen der Romantik mannigfache Anregungen verdankt, ... tritt er .. als ätzender Kritiker der abgelebten, anachronistisch gewordenen Romantik auf, der er in seinem Pamphlet ‹‹Die romantische Schule›› den ‹‹Heiden›› Goethe gegenüberstellt: ‹‹Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von christlicher Wurmdeut; die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung; diese Augen waren nicht christlich sündenhaft scheu, nicht andächtig und himmelnd, nicht flimmernd bewegt: – diese Augen waren ruhig wie die eines Gottes.››“ Klaus Günzel: *Romantikerschicksale*. Gestalten einer Epoche, 30.

⁹⁵⁶ Gerhart Hoffmeister: *Deutsche und europäische Romantik*, 131 (Kursive Schreibweise im Zitat).

Hille benötigt die Ironie⁹⁵⁷ unter anderem, um die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit zu meistern. Die Ironie der Geschehnisse in der *Hassenburg* besteht in einfacher Form unter anderem darin, dass der Ich-Erzähler, ein Schriftsteller, der sich ausgerechnet die ästhetische Lebensform als Vorbild nimmt, seine Aufmerksamkeit zuerst dem jungen Grafen Walter widmet, den er zum Schönen führen will, und er den ästhetischen Wert im tragischen Leben Hans Rotnachts erst im Anschluss bemerkt. Er wendet sich Rotnacht erst zu, als dieser explizit darum bittet. Der Ich-Erzähler war über lange Zeit unaufmerksam. Das Leid des Roma ist maßgeblich für den ästhetischen Gehalt des Romans und auch die philosophische Ausrichtung wird von ihm bestimmt.

Durch Ironie wird .. Transzendentalphilosophie zur Transzendentalpoesie, d.h. zu einer Poesie, die über das Irdische hinaus das Tor zum Unendlichen öffnet, die die »Tendenz nach einem tiefen unendlichen Sinn ausdrückt« (KFSA II, 323). Weit über die subjektive Erzählhaltung eines Tieck hinaus konstituiert sich die Ironie somit als transzendentes Prinzip (vgl. LN, Nr. 727).⁹⁵⁸

Für die Figur Rotnacht stellt sich alles Leben als Leiden dar; *Hille* spiegelt in ihr tragende Gedanken *Sopenhauerscher* Philosophie, die sich im Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* und in der das Hauptwerk ergänzenden Schrift *Ueber den Willen in der Natur* finden.

In freier Montagetechnik schreibt *Hille Die Hassenburg*, die unbestimmt an die literarischen Vorlieben des Romantikers Friedrich *Schlegel* erinnert. Zum Roman hält *Schlegel* in seinem *Gespräch über die Poesie* fest:

Wie unsre Dichtkunst mit dem Roman, so fing die der Griechen mit dem Epos an und löste sich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterschiede, daß das Romantische nicht sowohl eine Gattung ist als ein Element der Poesie, das mehr oder minder herrschen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es muß ihnen nach meiner Ansicht einleuchtend sein, daß und warum ich fodre [sic!], alle Poesie solle romantisch sein; den Roman aber, insofern er eine besondere Gattung sein will, verabscheue.

Sie verlangten ... eine Definition, was ein Roman sei; mit einer Art, als wüßten Sie schon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieses Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman ist ein romantisches Buch. – Sie werden das für eine nichtssagende Tautologie ausgeben. Aber ich will sie zuerst nur darauf aufmerksam machen, daß man sich bei einem Buche schon ein Werk, ein für sich bestehendes Ganze denkt.⁹⁵⁹

Hille schreibt mit der *Hassenburg* einen Weltanschauungsroman, der seine Sichtweise der *Heimat* in kritischer Art und Weise veranschaulicht. Im Roman liegt eine auktoriale Erzählform⁹⁶⁰ vor; *Hille* nutzt Rotnacht als entsprechenden Protagonisten. „Dem Stil nach ist .. [*Die Hassenburg*] ein Ich-Roman, der Intention nach ein Bildungsroman.“⁹⁶¹ *Rousseaus* Romane sind Bildungsromane. *Hille* nimmt sich auch diese zum literarischen Vorbild. Mit der *Hassenburg* schreibt *Hille* einen Bildungsroman, in dem Rotnacht kämpfen muss, um ein gesichertes Weltverhältnis zu erlangen, aber seine Figur bleibt – den

⁹⁵⁷ Aristotelische Ironie ist ein „spöttisches, nicht ernst gemeintes Lob, um das Gegenteil desselben desto schärfer zum Ausdruck zu bringen. Ironisieren ist Lächerlichmachen einer Sache oder einer Person unter dem Scheine der Billigung oder Anerkennung; überlegenes Beurteilen von Schwächen, Spiel mit solcher Einstellung, das spöttische Nicht-ernst-nehmen einer Sache (bzw. auch des Verhaltens des eigenen Ichs). ... Romantische I[ronie] ist das freie Schweben über allem, die Stimmung, „welche alles übersieht, sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigene Kunst, Tugend oder Genialität“. „Wir müssen uns über unsere eigene Liebe erheben und was wir anbeten, in Gedanken vernichten können; sonst fehlt uns ... der Sinn für das Weltall!“ (Fr. SCHLEGEL in Reichardts „Lyzeum d. freien Künste“ []). ... Nach HILLEBRAND stellt die I[ronie] „den Ernst der unendlichen Beziehung des Endlichen in der Nichtigkeit des absolut Endlichen, also im Scheinwirklichen“ dar (Philos. d. Geist.I, 347). Die Nichtigkeit des Endlichen kommt in der I[ronie] zum Ausdruck bei SOLGER (... Vorles. über Ästhet., 1829, S. 241)“. Stichwort *Ironie* in: Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Bd. 1, 779-780.

⁹⁵⁸ Gerhart Hoffmeister: Deutsche und europäische Romantik, 133.

⁹⁵⁹ Friedrich Schlegel: Gespräch über die Poesie, 160-206. Brief über den Roman, 188-197. In: Friedrich Schlegel: Ästhetische und politische Schriften. Vollständiger, durchgesehener Neusatz mit einer Biographie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger, 193-194.

⁹⁶⁰ Vgl. dazu Matías Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, 231.

⁹⁶¹ Helmut Birkelbach: Peter Hille. Dichtersches Schreiben aus westfälischen Erfahrungen, 231-251. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 247.

Umständen der Zeit geschuldet – erfolglos. Der *westfälische Roman*⁹⁶² muss als Doppelroman gelesen werden, in dem das unglückselige Schicksal Hans Rotnachts mit dem Leben des jungen Grafen Walter verknüpft wird. In E.T.A. Hoffmanns Roman *Kater Murr* werden zwei Biografien ineinander verwoben. Die Erzählung der einen beruht auf der Auslöschung der anderen Bildungsgeschichte.⁹⁶³ Es kann eine Analogie in der Erzählstrategie der *Hassenburg* gezogen werden. In seinem Heimatroman arbeitet Hille mit zwei Handlungssträngen, in denen sich zwei Paare⁹⁶⁴ von unterschiedlicher gesellschaftlicher Herkunft auf Heimatsuche begeben. Ein Handlungsstrang, der des jungen Grafen, zeigt ein scheinbares Gelingen, der andere den tragischen Untergang, den unglücklichen Werdegang des Adoptivsohns des Alten von Hassenburg. Geschildert wird, wie aus Weihnacht Rotnacht wird. Die Gnade, die Hans zuteil wurde, hat nicht ausgereicht, um ihn zu retten. Die Namensänderung erfolgt im unglücklichen Verlauf des tragisch-mißglückten Lebens des verstoßenen Mannes als Konsequenz einer unbarmherzigen Welt, in der sich ein Christ zum Sozialisten wandelt. Tag- und Nachtseite – ein beliebtes Motiv der Romantik – werden dabei angedeutet. Die Rolle des Bösen in der Natur des Menschen wird vom Autor feinfühlig ausgelotet. Walter trägt die Veranlagung des Intriganten als charakterisierendes Mentalitätsmerkmal in sich, lebt diese gegenüber seinen Mitmenschen egoistisch aus. Möchte man das Hauptaugenmerk auf den Ich-Erzähler lenken, dann besteht auch die Möglichkeit, *Die Hassenburg* als Künstlerroman zu lesen, in dem *Heimat* zum Gegenstand der Kunst wird. Der Ich-Erzähler, in der Geschichte ein Schriftsteller, arbeitet sich in poetischer Reibung mit der westfälischen Landschaft in das Themenfeld der *Heimat* ein, ist bemüht, dieser im schöpferischen Akt den angemessenen Ausdruck zu verleihen. Der Ich-Erzähler zieht in das kleine lippische Städtchen, um für sich — in der Position des Schriftstellers – auch die eigene gesellschaftliche Stellung zu klären. In Goethes *Wilhelm Meister* war „die Einordnung des Künstlers in das praktisch-tätige Leben“ notwendig; „Die Romantik bringt den Gegenschlag: fast alle ihre Romanhelden stehen als Künstler im Ggs. zum Bürger.“⁹⁶⁵

Daß Dichtung einen freien Zustand vor oder neben der bürgerlichen Ordnung verherrlicht, liegt in ihrer Natur. Denn Dichtung kann sich nicht einfach auf den gesellschaftlichen Zustand des Lesers beziehen, das würde ihn langweilen, sondern muß imaginäre Varianten anbieten, wenn sie fesseln will. Von der Vagantendichtung des Mittelalters, auf die der Bohemien Peter Hille sich berief, über die Schäferspiele führt der Weg zur Verherrlichung der Zigeuner in der Romantik, die dem Phänomen seinen heutigen Namen [Boheme] gab.⁹⁶⁶

Hilles Ich-Erzähler befindet sich auf praktisch-tätiger Heimatsuche. „Mit stolzem frohen Blick .. [umfaßt er] alles; so zusammengehörig, wie man nur die Heimaterde umfaßt.“ (H:H, 241) Wahrhaftigkeit beweist Hille in den Charakteren seiner Figuren. Er formuliert in der *Hassenburg* einen utopischen Traum, hegt mit dem Ich-Erzähler die Vorstellung vom „gesittete[n] Menschen“ (H:H, 251); mit der

Bezeichnung „Traum“ heben wir das furchtbare Befinden unseres Ungeheuers auf und atmen befreit und erleichtert. Wir sind gesittete Menschen. Hätten wir diese Grenze nicht, gäbe es kein Erwachen, wären wir mit uns allein; diese Verdammnis! (H:H, 251)

Mit dieser Überlegung verschaffen wir uns Raum, Distanz, erhalten Freiheit in unseren Bewegungen und Überlegungen. Raffiniert zieht Hille die Verbindung zur libertinen Sexualmoral literarischer Vorläufer und stellt auf diese Weise auch die Dekadenz der eigenen Epoche offen zur Schau; „nur zum Vergnügen verkommt niemand: es muß schon etwas Schweres darin sein Spiel haben.“ (H:H, 251-252)

Das Muster des hellenistischen Verfolgungsromans mit dem Schema der Trennung und gegenseitigen Suche der von allen möglichen Widrigkeiten heimgesuchten Liebenden wird von Sade in interessanter Weise mit den literarischen Modellen des Reiseromans und der literarischen Utopie kombiniert.⁹⁶⁷

⁹⁶² Vgl. dazu Bernward Pohlmann: Nach 80 Jahren neu gelesen. Peter Hilles Spätwerk „Die Hassenburg“. 34-47, in: Hille Blätter 1985, 47.

⁹⁶³ Vgl. dazu Matías Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, 237.

⁹⁶⁴ Walter von Hassenburg und Anna; Hans Rotnacht und Ludmilla

⁹⁶⁵ Stichwort *Künstlerroman*, -*novelle* in: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 443.

⁹⁶⁶ Herbert Lehnert: Geschichte der deutschen Literatur vom Jugendstil bis zum Expressionismus, 175.

⁹⁶⁷ Stichwort *Aline et Valcour ou le Roman philosophique* in: Walter Jens (Hrsg.): Kindlers neues Literatur-Lexikon. Bd. 14, 572.

Hans muss Ludmilla nicht suchen, aber Walter verheiratet seine Schwester genau zu jenem für Hans ungünstigen Augenblick mit einem Kurdirektor, an dem er aufgrund seiner vom Adoptivvater geforderten Ausbildung abwesend sein muss, er nicht eingreifend tätig werden kann. Rotnacht kämpft verzweifelt gegen den menschlichen Widersacher Walter an.⁹⁶⁸ Sein Unglück ist nicht schicksalhaft, nicht verursacht durch *Fortuna*⁹⁶⁹. Es wird vom Autor nicht verklärt. Rotnacht muss menschliches Leid ertragen, das ihm vom Mitmenschen zugefügt wird. Erst durchleidet der unglücklich Liebende seelische Qualen, dann wird seine Existenz infolge des Geschehens in der Geschichte einer vollständigen Vernichtung anheimgestellt. Nachdem er die Möglichkeit, heimatlichen Halt im Leben zu erlangen, vollständig verloren hat, auch jede andere mögliche Sinnstiftung für sein Leben in Leere verläuft, stirbt er. „In dem Maße, in dem die Welt keinen vorgegebenen Sinn mehr aufweist, ist der Mensch darauf angewiesen, selbst einen Sinn zu setzen.“⁹⁷⁰ Rotnacht gelingt es nicht, den Nihilismus zu überwinden. Konsequenter geht diese Figur dem Tod entgegen. Im Roman vermittelt *Hille* eine tiefe Wahrheit – auch in Bezug auf heimatliche Gedanken –, die sich

nicht auf eine nach dem naturwissenschaftlichen Vorbild entwickelte Erkenntnis beschränkt ... [Es ist] eine Wahrheit .. die nur in einem ... evozierenden Sprechen vermittelt werden kann. Das ist ein Sprechen, das das Gemeinte nur in andeutenden und umschreibenden Worten zum Ausdruck bringt und dadurch im Hörer eine entsprechende Gedankenbewegung anregt, die ihn zur gemeinten Erkenntnis hinführt. ... Um solche Wahrheit handelt es sich bei der Frage nach der Tragfähigkeit der Hoffnung und des Vertrauens zum Leben.⁹⁷¹

Hilles Heimatroman ist dem Modell des Reiseromans verwandt. In seiner Variante führt die Reise ins Innere, hat die Erkenntnis des Ichs zum Ziel; das Eigentliche, das Wesentliche, ist dem Ich-Erzähler als er zu seiner Reise in die heimatliche Region aufbricht, noch unbekannt – vergleichbar einem fernen Land. Nahes kann – analog dem Fernen – der genauen Beobachtung des Dichters unterzogen werden: „Ja, da lernt man erst Gottes weite Welt kennen, wenn man hübsch in der Nähe bleibt, nicht weiter sich entfernt, als ein guter Brauner traben kann.“ (H:H, 298) Mystisch zieht es ihn zum Ursprung, lyrisch gelingt ihm die Veranschaulichung des Ichs. Die literarische Heimatsuche in heimischer Region erweist sich in der *Hassenburg* als Suche nach der eigenen Identität. Heimatbewusstsein kann im Menschen durch literarische Hinführung zur *Heimat* entstehen. Das starke Leid, das Rotnacht verspürt, ist das Heimweh nach dem Verlorenen, nach dem von ihm nicht Erreichten – von ihm gar nicht Erreichbaren. Heimweh: das war das zentrale Gefühl der Romantik. *Hille* bewegt sich hier in den literarischen Spuren Georg Philipp Friedrich von *Hardenbergs*:

«Philosophie», so sagte Novalis einmal, «ist Heimweh», und wirklich war die romantische Philosophie gleich einer unendlichen Rückkehr des Geistes zu sich selbst. Im Heinrich von Ofterdingen sollte dieses Heimweh und diese Rückkehr dichterische Gestalt gewinnen. Als Heinrich zu Anfang des Romans aus seinem Vaterlande reist, läßt er es mit der seltsamen Ahnung hinter sich, als werde er nach langer Wanderung von der Weltgegend her, nach welcher er jetzt reiste, in sein Vaterland zurückkommen, und als reise er daher diesem eigentlich zu. Das Ende des Romans also sollte zu seinem Anfange zurückkehren. «Wo gehen wir denn hin?» fragt Ofterdingen, und die berühmte Antwort lautet: «Immer nach Hause.»⁹⁷²

„Immer nach Hause“, das ist auch die Wegrichtung, die die fiktiven Figuren in der *Hassenburg* für ihr Leben wählen. *Hille* lässt sie in westfälischer Landschaft – im heimatlichen Nahbereich – agieren. Im

⁹⁶⁸ Vielleicht ist ein Vergleich mit *Webers* Ballade *Der Wildschütz* möglich, da „der kleine Mann .. der Leidtragende der anmaßenden Herrschaft des Schwalenberger Grafen [ist]“. Winfried Freund: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region, 17.

⁹⁶⁹ „Dem gefangenen Boethius, der an seinem Schicksal verzweifelt, erscheint eine ernste Gestalt, die sich als Philosophie zu erkennen gibt. Sie tröstet ihn, indem sie ihm klar macht, dass er keinerlei Anspruch auf das Glück hat, das er bisher genossen hat. Die Geschenke der Fortuna waren genau so unverdient wie jetzt die Schicksalsschläge. Fortuna ist eine blinde und willkürlich verführende Macht, die ihre Gaben launisch einmal so, einmal anders vergibt. Es ist Unsinn, sie zu beschimpfen, denn Unbeständigkeit (mutabilitas) ist das einzig Beständige (constantia) an ihr.“ Jan-Dirk Müller: Fortuna, 167-191. In: Almut Schneider/Michael Neumann (Hrsg.): Menschen, die Geschichte schrieben. Das Spätmittelalter, 169.

⁹⁷⁰ Theo Meyer: Nietzsche und die Kunst, 3.

⁹⁷¹ Hans-Peter Göbbeler/Hans-Ulrich Lessing (Hrsg.): Otto Friedrich Bollnow im Gespräch, 42.

⁹⁷² Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich, 89-90.

Eigentlichen, im Wesentlichen, sollen sie ihre *Heimat* finden. Ludmilla und Hans bleibt ein glückliches Lebensende verwehrt. Sie scheitern an den Lebensumständen ihrer Zeit. Das gesellschaftliche Modell der *Heimat*, das *Hille* in der *Hassenburg* als ironisch-satirisches Zeitbild entwickelt, ist mit gesichertem Lebensglück dieser beiden Figuren nicht vereinbar. Rotnacht kann Ludmilla nur in den Tod folgen. Nur im kurzen Zeitraum der gemeinsam verlebten Kindheit waren sie – vordergründig, der Erscheinung nach – glücklich miteinander, lebten in der paradiesischen Vorstellungswelt einer unbeschwerten Kindheit. Cornelius *Schnauber* wählt die schlichte und eingängige Erläuterung, dass „das verlorene Paradies“ für uns verloren bleibt, „nicht, weil wir es so wollen, sondern weil es so die Erfahrung lehrt, so daß es uns darum geht, für jeden Menschen das Bestmögliche aus seiner eigenen Unvollkommenheit sowie aus der Unvollkommenheit der gesamten Weltkonstruktion herauszufinden.“⁹⁷³

Überlegungen, die an romantische Vorläuferliteratur und an philosophische Romantiker anknüpfen, versuchen die „Ein- und Ganzheit allen Seins“ für ein glückliches Menschenleben wiederzugewinnen.

Die Romantik .. war es, und wir denken hierbei zunächst an die sogenannte Frühromantik von Schelling, Fichte, Novalis und Schlegel, wo die Sehnsucht nach der totalen Ein- und Ganzheit allen Seins, also z.B. auch von Geschichte, Gegenwart und Zukunft sowie des Endlichen mit dem Unendlichen bzw. des Geistes mit der Materie und des „Ichs“ mit dem „Nicht-Ich“ zu einer für diese Denker realisierbaren Weltsicht wurde, aus der dann mehr oder weniger enthusiastisch oder auch fanatisch ein ideologisches Programm abgeleitet wurde. Bei Fichte erschien das alles mehr ich- und willensbestimmt, bei Schelling mehr geist- und identitätsbestimmt.⁹⁷⁴

Dieser Versuch findet sich auch in der *Hassenburg*, in der eine ganzheitliche Sichtweise allen Seins vom Autor angestrebt wird. Philosophisch denkt er die Welt im Sinne *Schopenhauers* vom Willen her.

⁹⁷³ Schnauber, Cornelius: Pragmatischer Humanismus. Thesen, Analysen, Konsequenzen, 7.

⁹⁷⁴ Ebd. 8.

1.2 Poetisches Schreiben im Austausch mit der Heimaterde – Schwalenberg

Helmut Birkelbach wertet *Die Hassenburg* als „überzeugendes Dokument für das „literarische Schreiben aus regionaler Erfahrung“.“⁹⁷⁵ Mit Bezug auf Konkretes in westfälischem Kontext schreibt Hille über Schwalenberg, dem Ort der Handlung im *Roman aus dem Teutoburger Wald*. Der Ich-Erzähler im Roman ist ein Schriftsteller, ein welterfahrener Mann. Er berichtet aus feudaler Perspektive. Es hat ihn in die westfälische Provinz gezogen, um dort schriftstellerisch tätig zu werden, der Einheit von Mensch und Erde nachzuspüren. Er sucht „die Gnade der dichterischen Inspiration“.⁹⁷⁶ „Den Moment des Aufblitzens einer solchen Gnade bringt“⁹⁷⁷ der Autor in poetischen Naturbeschreibungen zur Erscheinung. Vermeintliches Vertrautsein mit der heimatlichen Region lockt den Ich-Erzähler nach Schwalenberg.

So bin ich denn hier in meiner Heimat und sehe mir was an. Es hat so etwas Vertrauliches, sicher zu Füßen Liegendes, dies Schwalenberg mit seinen braven Fachwerkhäusern. Wie Untergebene, auf die man sich verlassen kann, die uns immer zur Verfügung stehen, so die Wälderrücken und die wellenden Ackerbreite wie die umfriedeten Wiesen. (H:H, 239)

Aber in dem Städtchen ist eine Bewegung im Gange, ein Umbruch, eine Hinwendung zu etwas Stärkerem, das sich am Ende des Romans als „naturgemäß“ (H:H, 332) zu erkennen geben wird, das sich zu Beginn des Romans bereits andeutet. In leuchtender Farbempfindung wird die nähere Umgebung und der kleine Ort Schwalenberg expressionistisch beschrieben. Gleichzeitig ist es eine Gegend, der die romantische Sehnsucht eingeschrieben ist: „Von einem steilen, roten Dache suchte blauer Rauch die Bläue des Himmels, wie ein Bach das Meer sucht.“ (H:H, 239) Hille veranschaulicht das romantische Streben des Menschen hin zur Unendlichkeit in einem poetischen Bild, mit dem er das Poetische, das in westfälischer Landschaft auffindbar ist, herausarbeitet. Blauer Rauch bahnt sich den Weg in die Bläue des Himmels. Romantik: das ist „die Sehnsucht und der Weg“, denn das Leben des romantischen Menschen war „die Sehnsucht, und seine Heimat ist die unendliche Ferne. ... «Alles», sagte Novalis, «wird in der Entfernung Poesie: ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten. Alles wird romantisch.»“⁹⁷⁸ Gleichzeitig verweist die Beschreibung dieses Naturempfindens auf den Wunsch des Menschen, einer größeren Gemeinschaft anzugehören.⁹⁷⁹ Naturalistisch betrachtet bedeutet, einer natürlichen Ordnung zu unterstehen, Teil einer physischen Ordnung zu sein. In der Natur, die in Hilles Roman personifiziert⁹⁸⁰ dargestellt wird, finden sich Witz und Ironie. Mit Aufsehen erregenden ‚Unnatürlichkeiten‘ kann Schwalenberg aufwarten. Das Städtchen belustigt seine Besucher/innen mit einem Flößchen, das „nebenher das Naturgesetz .. überwinden und mal ein bißchen bergan .. fließen“ (H:H, 239) möchte. Dem Literaten, der seinen künstlerischen Blick in heimatlicher Landschaft schweifen lässt als betrachte er eine ferne Gegend, verspricht dieser Umstand einerseits eine interessante Anschauung hinsichtlich der spezifischen regionalen Besonderheiten – die Relation Natur-Kultur betreffend – und eine sich daraus herleitende tiefe Erkenntnis der angenommenen Wirklichkeit im westfälischen Kulturraum. Andererseits kann ein Flößchen, welches bergan fließt, auch darauf hinweisen, dass der Ich-Erzähler sich in einer Region befindet, in der das Laster für seine Kultivierung einen gelockerten Boden vorfindet. Hier wird der Ich-Erzähler gut arbeiten, an romantischer Vorläuferliteratur aufgrund der Eigentümlichkeit der Landschaft und der Mentalität der Westfalen/Westfälinnen leicht anknüpfen können. Ihm zeigt sich eine vielversprechende Erscheinungswelt. Die vorgestellte Welt ist nur Erscheinung. Die reale Welt – von der Welt als Vorstellung unabhängig – ist die Welt als Wille.

⁹⁷⁵ Helmut Birkelbach: Peter Hille. Dichterisches Schreiben aus westfälischen Erfahrungen, 231-251. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 247.

⁹⁷⁶ Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille, 59-82, in: Hille Blätter 1995, 66.

⁹⁷⁷ Ebd.

⁹⁷⁸ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich, 80.

⁹⁷⁹ In *Dreizehnlinden* schloss sich Elmar der großen christlichen Gemeinschaft an.

⁹⁸⁰ Dem Land – der westfälischen Heimat – muss in der *Hassenburg* der Status einer literarischen Figur zugewiesen werden.

Wenn [Novalis] ... bemerkte, daß die romantische Poetik die Kunst sei, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, so meinte er .. , daß er gleichsam wie ein Fremdling aus der Ferne komme, die Ferne aber unsere eigentliche Heimat sei.⁹⁸¹

Heimat, Anfang, Sehnsucht zeigen sich in der Romantik als unendlicher Blick zurück in der Zeit. Vergangenes wird in der Literatur gegenwärtig. Schelmisch sind *Hilles* Formulierungen, in denen er die westfälische Landschaft und den Zauber, der ihr eigen ist, beschreibt. Gerade die Magie des Landes bildet in der poetischen Beschreibung *Hilles* einen gefährlichen Ansatz für nationale Tendenzen. Im Marxismus galt die Maxime, dass mythologisches Denken generell überwunden werden muss. In der Ideologie der Nationalsozialisten hingegen wird sich die Idee kristallisieren, eine eigene Mythologie zu entwickeln, um die politische Ausrichtung mit dieser ästhetisch zu ummanteln. Was als ‚unnatürlich‘ zu bewerten ist, weiß der Autor mit Blick auf den politischen Zeitgeist genau zu bestimmen. Unnatürlich ist alles, was den inneren Regeln der Natur entgegenstrebt – folglich auch ein Bächlein, das scheinbar bergan fließt. Schein und optische Täuschung werden in der *Hassenburg* zum überführenden Indiz, das etwas die Ordnung ‚auf den Kopf‘ stellen möchte. Aber: „Ja, er floß wirklich etwas hinan: Es war nicht ganz Täuschung.“ (H:H, 239) Und so ist es auch für die Leser/innen keine leichte Aufgabe, Schein und Wirklichkeit in *Hilles* Roman zu unterscheiden, der die ironisch-kritische Anleitung enthält, wie der Mensch ein harmonisches Leben innerhalb des Regelkanons seiner inneren und äußeren Natur finden kann, obwohl der Hass, tief verwurzelt in der Natur des Menschen, alle anderen Gefühlsregungen überlagert. In romantischer Denkart ist diese Differenzierung nicht notwendig.

Während die Klassik Schein und Wirklichkeit bewußt auseinanderhielt, verwischen sich die Grenzen im romantischen Kunstwerk. Schlegelsche ››Willkür‹‹ als höchste Bewußtheit zielt auf einen neuen Formtyp ab, doch wurde seine Ironie von den zeitgenössischen Dichtern und auch von der Literaturkritik meist als ››Illusionsdurchbrechung‹‹ mißverstanden.⁹⁸²

Hille betont heiter und lebensbejahend die Anziehungskraft in Richtung einer größeren ‚naturegebenen‘ Gemeinschaft, weist dabei auch auf die eine nationale Stimmung hervorrufenden Komponenten hin, die sich als Versatzstücke im geschichtlichen Heimatbezug verbergen: Im Blick auf einen bewaldeten Hügel, der vielleicht als historische Kullisse der Hermannsschlacht zugeordnet werden kann⁹⁸³, verwandelt sich das Grün der Natur in römische Soldaten der alten Zeit. In der Anschauung des Ich-Erzählers belebt ein geschichtlicher Mythos die westfälische Erde:

Hermannsschlacht: auch das säet hinüber, wie zwischen Heimat und Heimatling die Dinge sich austauschen. Eine unheimliche Kette. Unheimlich: weil Leben. Alles Leben ist unheimlich. Findet in uns ein Gesetz nicht. Und von diesem Dunkel manches blieb. Von dieser Feindschaft. Und feindet weiter. Ist wild und stark und unerklärlich. Mich umwächst, wie ich hinübersehe, was von drüben. Geflossen trübes Grün. Feindisch. Geister der Kämpfenden. Die nicht Ruhe finden konnten. Und weiter stritten. Weiter stritten. Böses Grün. Hämisch. Versenkend. Und die Leuchte: Irrwisch. Weisend, winkend: „Komm, hier ist's am versenkendsten“. (H:H, 245)⁹⁸⁴

So wird zu Anfang des Romans bereits deutlich, dass *Hilles Hassenburg* nicht von einem heimatlichen Idyll in grüner Landschaft berichtet: Vergangenes strahlt aus in die Gegenwart, bannt, gefährdet, verfügt über einen unheimlichen Sog; Hass überdauert die Zeit. *Hille* schreibt lyrische Geschichtsprosa.⁹⁸⁵

Wie verstörend muss es für heutige Leser/innen sein, dass *Hille* schicksalsschwer das Datum des 11. September wählt?⁹⁸⁶ Betont er doch pessimistisch, dass es der Hass und die Feindseligkeiten sind, in denen die Erde unheilvoll „eine Meisterschaft .. erreicht hat“. (H:H, 330) Für jedes Menschenleben ist es

⁹⁸¹ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 86.

⁹⁸² Gerhard Hoffmeister: Deutsche und europäische Romantik, 133.

⁹⁸³ Mittlerweile ist historisch nachgewiesen, dass die Hermannsschlacht an einem anderen Ort stattgefunden hat.

⁹⁸⁴ Zur weiteren Vertiefung in die Thematik der Hermannsschlacht sei die umfangreiche Schrift von Andreas Dörner empfohlen: Andreas Dörner: Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannsmythos: zur Entstehung des Nationalbewußtseins der Deutschen. Reinbek bei Hamburg 1996.

⁹⁸⁵ Vgl. dazu Dieter Lamping (Hrsg.): Handbuch Lyrik. Theorie, Analyse, Geschichte, 153.

⁹⁸⁶ *Hilles* historischer Bezug ist der „dritte Tag der Hermannsschlacht, der Tag der Entscheidung.“ (H:H, 245)

eine Belastung, wenn es vergangenen Geschehnissen gelingt, einen determinierenden Einfluss auf die Zukunft auszuüben. Auch in der Gestaltung seiner *Heimat* muss es dem Menschen möglich sein, Freiheiten zu genießen. *Thoreau* bemerkt, um dem Menschen nicht die Freude an zukünftigen Ereignissen zu nehmen, treffend an:

In view of the future or possible, we should live quite laxly and undefined in front, our outlines dim and misty on that side; as our shadows reveal an insensible perspiration toward the sun.⁹⁸⁷

Hille schaut mit Skepsis in die Zukunft, löst die verhüllenden Nebelschleier auf. Bei Martin *Heidegger* bewegt sich der Mensch auf heimatlichem Wege „von der ››Geschichtlichkeit‹‹ über das ››Geschick‹‹ zur ››Gemeinschaft‹‹ des ››Volkes‹‹“⁹⁸⁸. Das Eigentliche, das *Hille* in der Mentalität der Westfalen/Westfälinnen als Spezifikum im Zeitraum der vorletzten Jahrhundertwende ausmacht, ist das Nationale. *Hille* zeigt in den Figuren der *Hassenburg*, wie sich Menschen von den Gedankenspielen des Nationalen entzünden lassen, ästhetischen Genuss im Nationalen suchen, ihn dort auch finden können. Mit der Hinwendung zum heimatbezogenen Schreiben hat *Hille* einen Weg gefunden, aktuelle zeitgenössische Wirklichkeit in seinen Roman einzubinden. Laut *Rüfner*, einem Hochschullehrer aus den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts, war es vor allem das „erwachende deutsche Denken“, das in die Philosophie des „deutschen Idealismus und in die Romantik“ geführt hat.⁹⁸⁹ Und noch für lange Zeit behalten die literarischen Romantiker ihren starken Einfluss auf die Schreibprozesse nachfolgender Autor/innen bei. „Aus den Händen Wagners, Nietzsches und Ricarda Huchs empfangt das 20. Jahrhundert .. das Vermächtnis der Romantiker.“⁹⁹⁰

Der Heimatkunstbewegung „hat sich *Hille* nie zugeneigt“⁹⁹¹, davon ist *Birkelbach* überzeugt.

[*Hilles*] Welterfahrenheit und sein individualistischer Sinn, aber auch sein Welt- und Gottesverständnis hätten sich mit dem Landschafts- und Stammeskult der Heimatkunstbewegung nicht vertragen, seine Intellektualität und Spiritualität sich den auf Blut und Boden ausgerichteten biologistischen Tendenzen vehement widersetzt.⁹⁹²

Die westfälische Landschaft agiert für *Hille* nicht lediglich in der Funktion einer heimatlichen Romankulisse. Er beschreibt die Wechselwirkungen zwischen Westfalen/Westfälinnen und ihrer Landschaft. „Erde und Mensch sind eins.“ (H:H, 330) Die *westfälische Heimat* zeigt sich als Gefühlswert und wird zur inneren Angelegenheit des Menschen, den die Heimateerde in seinem Inneren im Sinne romantischer Vorläuferliteratur berührt. Bewusst – kritikfreudig, in zuweilen beinahe zynischem Stil –

⁹⁸⁷ *The Project Gutenberg EBook of Walden, and On The Duty Of Civil Disobedience*, by Henry David Thoreau. Produced by Judith Boss, and David Widger (Last Updated: 26.01.2013). URL: <http://www.gutenberg.org/files/205/205-h/205-h.htm#linkW3> (Stand 23.08.2015).

„Was Zukünftiges und Mögliches anlangt, so sollten wir ganz unbekümmert und harmlos unser Dasein leben. Nach dieser Seite sind unsere Grenzen verschwommen und neblig, so wie unser Schatten eine unmerkliche Perspiration zur Sonne hin aufweist.“ Deutsche Übersetzung: Henry David Thoreau: *Walden oder Leben in den Wäldern*. Aus dem amerikanischen Englisch von Anneliese Dangel, 263.

⁹⁸⁸ Dieter Thomä (Hrsg.): *Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 112.

⁹⁸⁹ „Philosophisch [ist beides] ... wohl am leichtesten aus dem Gedanken heraus zu verstehen, daß der absolute Urgrund der Welt nicht mit dem weltfernen deistischen Gott identisch ist, sondern daß gerade umgekehrt das Absolute sich in den Formen der menschlichen Geschichte, der Kultur, der Sprache, des Staates und des Rechts offenbart. Schon in Kants Philosophie war ein Begriff deutlich hervorgetreten, der auf die urdeutsche Rechtsauffassung zurückweist: das ist die freiwillige Einordnung des Menschen unter das Sittengesetz. Hierin sah Kant den Anteil des vernünftigen Wesens an der allgemeinen Gesetzgebung. Diesem intelligiblen, also aus innerer Einsicht uns zugänglichen Reich zu dienen, ist vornehmste Aufgabe des Menschen nach Kant. ... Nicht mehr das nach seiner Lust in freier Willkür strebende Individuum ist nun der Ausgangspunkt, sondern der jenseits der mechanischen Natur in eine höhere Sphäre hinübertretende Mensch. Eine höhere Natur, das intelligente Wesen des Menschen tut sich auf. ... grundsätzlich [ist] der Freiheitsbegriff der französischen Revolution überwunden. In innerlichem Dienen ist der Mensch zur freien Einordnung in das Gesetz aufgerufen.“ Kriegsvorträge der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn a.Rh., Heft 94. Vortragsreihe „Führungsformen der Völker“. Grundformen des staatsphilosophischen Denkens der Neuzeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert von Prof. Dr. V. Rüfner, 22-23. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ist es sehr interessant, zu sehen, wie Kants Philosophie in den 30er Jahren ausgelegt worden ist.

⁹⁹⁰ Klaus Günzel: *Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche*, 32.

⁹⁹¹ Helmut Birkelbach: Peter Hille. Dichterisches Schreiben aus westfälischen Erfahrungen, 231-251. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): *Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung*, 247.

⁹⁹² Ebd.

führt der Autor den sich in der Gesellschaft etablierenden Zeitgeist der Heimatkunst vor, veranschaulicht die diesbezüglichen Tendenzen in seinem Roman. Vielleicht lagert sich der Zeitgeist an der Heimaterde an, tauscht sich als diese aus mit den Menschen in der Region, gibt sich ihnen in der Natur zu erkennen. Vielleicht begreift *Hille* auch den politischen Zeitgeist als unbewussten Willen der Natur? In den poetischen Naturbeschreibungen zeigt sich sein literarisches Heimatverständnis. Strategien einer Blut- und Boden-Ideologie verfolgt *Hille* nicht, aber die Gründe, die diese Stoßrichtung verursacht haben, sind durch die literaturanthropologische Arbeitsweise des Autors im Roman bereits ersichtlich. Die ‚Banalität des Bösen‘⁹⁹³ veranschaulicht sich literarisch im poetischen Blick des Autors auf die Heimaterde. *Hille* sieht die Welt idealistisch als eine Welt des menschlichen Bewusstseins. Er erkennt aber auch, dass sich Mensch und Natur in einer wechselseitigen Beziehung zueinander verhalten und beschreibt den Einfluss, den die Natur auf den Menschen ausübt, in lyrischen Bildern, in ihnen kommt sein besonderer Schreibstil zur Geltung.

⁹⁹³ Dieser Ausdruck wird der Philosophin Hannah *Arendt* zugeschrieben. Er passt hier sehr gut, denn das Böse ist bei *Arendt* das Resultat von Gedankenlosigkeit. Viele bereiten den Boden für die »Banalität des Bösen«. Vgl. dazu: Hannah Arendt: Über das Böse. Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik, 189-190.

2 Auf Heimatsuche

2.1 Der junge Graf und der Ich-Erzähler

Um das zeitgenössische Heimatverständnis in Westfalen darzustellen, wird der Ich-Erzähler zum geistigen Führer des jungen Grafen. Er zeigt ihm, wie *Heimat* durch ästhetisches Kunsterleben in der Natur und in der Gemeinschaft Gleichgesinnter erfahrbar wird. Er lehrt ästhetische Haltung, erzieht nach seiner Vorstellung des Menschen⁹⁹⁴, gestaltet Walter auch im Sinne der Kunstauffassung *Nietzsches*.

Wesentlich ist, daß Nietzsche den Philosophen und den Künstler nicht .. als separate Größen auffaßt, sondern in der Verquickung von Denker und Künstler die wahre Entfaltungsmöglichkeit des Schaffenden sieht. ... Der 'Philosoph' soll sich nicht auf die Erkenntnis von Wahrheit beschränken, sondern als 'Künstler', d.h. als Schaffender, den Menschen und die Welt umgestalten ... als gestaltender Denker auf die Umformung des Menschen hinarbeiten.⁹⁹⁵

Ideal und Wirklichkeit will der Ich-Erzähler im Leben des lippischen Mannes vereinen. Walter soll in seinem Leben zu einem selbstbewussten und handlungsfähigen Ich heranreifen. Auch sich selbst will der Ich-Erzähler gründlich kennenlernen. Er muss sich im praktisch-tätigen Leben bewähren, will sich „ausleben natürlich. Ein Ich sein, ein eigenständiger Mensch! ... Wie dieser Himmel droben zu dieser Heimat. So will ich sein. Dieser Himmel, der auch seine Heimat hat. Der ebenso festlich angezogen ist wie etwa eine vornehme Gegend: so um eine Hauptstadt herum oder wo viel Glück und Freude wohnt.“ (H:H, 244) „Hille weiß, daß „gute Lyriker (...) gute Erkennen ihrer selbst“ (GW V, 362) sind bzw. sein müssen, und daß auf dieser Selbsterkenntnis Form und Inhalt ihrer Welterkenntnis bzw. Weltbegegnung beruhen.“⁹⁹⁶ Es ist ein Selbstversuch – ein heimatlicher Feldversuch – im provinziellen Westfalen:

Früher Gerümpel, vom schlendernden Tag Gebotenes wahllos aufnehmend – nun will ich anfangen zu wachsen, wie ich angelegt bin – ganz genau so – meine Erde, der mir zuständige Boden soll mich speisen: er soll mich züchten – und ich will zusehen. Zusehn so aus Neugier, was aus mir wird. Bin ich doch mein nächster Zuschauer! ... Und dann kann man zu gleicher Zeit ein bißchen zum Rechten sehn und mal eingreifen, wenn der Boden mal einschlummern sollte. Bin ich doch kein Bauer, daß ich alles roh nehmen müßte, wie's mir eben zugeschanzt wird. Nein, ich kann's machen wie der Weber, der seelenruhig jede Verhedderung ausgleicht. (H:H, 243-244)

Aber *Hille* führt seinen literarischen Faden anders als Friedrich Wilhelm *Weber*. Nicht nur die Ironie im Sinne Sören *Kierkegaards*, sondern auch bewusst herbeigeführte ästhetische Empfindungen, die seinen poetischen Naturbeschreibungen folgen, werden zum „Zuchtmeister“⁹⁹⁷ des verwahrlosten Zöglings des Ich-Erzählers. *Heimat* ist notwendig für den Menschen: „Die Pflanze schon muß einen Boden haben, woraus sie kommt, und nun gar erst die berufene Krone der Schöpfung: der Mensch!“ (H:H, 243) Der Ästhetik wird von *Hille* die Aufgabe zugewiesen, als Mittel der Moral zu fungieren. Sie soll die Veredelung im Menschen anregen. „Man kann ausschließlich – einschließlic – mit den Schattenseiten des Lebens zu tun haben, und doch drängt man sich zum Licht, wenn welches da ist. Wie ein kindlich scheues Blumenköpfchen zur Sonne sich wendet.“ (Ebd.) Walter soll erlernen, sich in der Welt zu behaupten. Er soll sein Leben bejahen und Willensstärke beweisen. Der Ich-Erzähler setzt auf die Erlebnisästhetik als (aus-)bildende Kraft und geht vom Konkreten aus. An Kunsterfahrungen in der Natur, im konkreten Erleben, soll sich der Geschmack, soll sich sogar der Geist Walters bilden.

Als Heimstätte in Schwalenberg, als Domizil, wählt sich der Ich-Erzähler eine alte Burg – die Hassenburg. Der Ausbau, die ästhetische Neugestaltung, beginnt im Frühjahr. Es ist der früherer

⁹⁹⁴ „„Die Anthropologie ist der Schlüssel jedes pädagogischen Systems; denn wir begreifen die Geschichte der Pädagogik nicht als die stetig sich vervollkommende Entwicklung einzelner Gedanken, sondern von der ständigen Wandlung und Erneuerung des Menschenbildes her, aus dem sich in jeder Epoche und bei jedem einzelnen Denker das Ganze der pädagogischen Vorstellungen, der Erziehungsziele sowohl als auch der Auswahl der zu ihnen hinführenden Mittel, jedesmal neu entfaltet.““ Otto Friedrich Bollnow: Die Pädagogik der deutschen Romantik. Von Arndt bis Fröbel, 25.

⁹⁹⁵ Theo Meyer: Nietzsche und die Kunst, 5-6.

⁹⁹⁶ Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille, 59-82, in: Hille Blätter 1995, 62.

⁹⁹⁷ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 331.

Wohnort Walters, des verarmten Grafen, dessen Augen mattblau und wesenlos sind „wie ein bleichsüchtiger Himmel in unentschiedener Jahreszeit“ (H:H,249). Mit Walter hat der Ich-Erzähler in der ersten Gaststätte des Orts spontan eine Abmachung getroffen, einen freundschaftlichen Handel geschlossen. Denn Walters „Seele hielt sich fest an“ (ebd.) ihm – wie die eines Kindes, das Orientierung sucht. Und so sieht der Ich-Erzähler vor sich „das schönste Werk, die erlesenste Aufgabe, die nur irgend jemand haben kann“ (H:H, 250):

Nämlich ein Kind zu bilden. ... Mit all seiner fröhlichen Wildheit, mit all dem munteren Tau darauf so einen jungen Menschen aus sich steigen zu lassen, wie eine Wurzel zur Blüte steigt. Und nichts vom Eigenen, mithin dem Kinde Fremden dazu zu tun. Es nicht zu überschwemmen mit seiner Seele Feindlichem. (H:H, 250)

Stark alkoholisiert und im ungezügeltten Gefühl der Angst vor Rotnacht gesteht Walter dem unbekanntem Freund: „Sie sind der erste Mensch in dieser Gegend. Der erste Mensch, den ich je gesehen. ... Nun mag ich wieder Mensch sein.“(H:H, 249) Er erweist sich damit als geeignetes Studienobjekt für den Ich-Erzähler. Freudig erwidert dieser, der sich als ‚Pädagoge‘ glücklich vom Hilfesuchenden selbst zur ‚veredelnden Domestizierung‘ berufen sieht: „Wollen Sie Mensch werden, wollen Sie es wirklich im Ernst, so will, so kann ich Ihnen die Hand dazu bieten.“ (Ebd.) Der Ich-Erzähler darf dem „verwüsteten“ (H:H, 250) beistehen. Er erhofft sich, in der Beschäftigung mit Walters Lebensgeschichte, dem „etwa 35jährige[n] Mann“ (H:H, 247) aus lippischer Gegend, gleichsam auch die westfälische Heimaterde tief zu durchwühlen. Er betrachtet das Individuum wie es sich einbettet in seine biografische Geschichte, sich verbindet mit der Vergangenheit. Der unglückliche Walter, „Baron von Hassenburg, Leutnant a.D.“ (H:H, 246), ist für den Ich-Erzähler von literarischem Interesse: „Wieviel Vergangenheit lernt man, wieviel Heimat, lebendige Heimat, wenn man Zerstörung und Verfall zurückergründend zu heben hat.“ (H:H, 250)

2.2 Kutschfahrt zum Pferdemarkt – Willebasen

Willebasen, Treffpunkt des zweijährlichen Pferdemarktes der Gegend, wird zur Begegnungsstätte, an der sich die Gemüter des Lippischen Landes dem interessierten Ich-Erzähler in ihrer Vielschichtigkeit offenbaren. Den Vorschlag, Willebasen zu besuchen, unterbreitet Walter unternehmenslustig seinem wissbegierigen neuen Freund:

„Sie sind Schriftsteller, so sagten Sie doch? Da müssten Sie eigentlich mit uns hinausfahren nach Willebasen auf den Pferdemarkt“. „Willebasen?.. den Ort kenne ich gar nicht. Und doch stamme ich hier aus der Gegend“. ... „Den kenne ich auch nicht. Den soll wohl keiner kennen. Ist ja auch kein Ort. Ist mal ein Ort gewesen. Vor vielen hundert Jahren. Das Land da heißt so. Und ein Pferdemarkt ist da. ... Und Zigeuner kommen hin, sag' ich Ihnen! Dem seine Leute!“ (H:H, 247)

Walter ängstigt sich vor den ›Zigeunern‹. Hans Rotnacht ist für ihn „der Teufel“ (ebd.). Willig nutzt er unberechtigte Rassenurteile⁹⁹⁸, um seine Mitwelt in Gut und Böse einzuteilen. In der trunkenen „Gutmütigkeit“ (H:H, 248) seines verstorbenen Vaters, die zur Folge hatte, dass Hans in die gräfliche Familie aufgenommen wurde, sieht er die Ursache für sein unglückliches Dasein. Für ihn ist der Verlauf seines wenig erfolgreichen Lebens „Schicksal“ (ebd.), das angestoßen worden ist durch den Eintritt des Fremden in die gräfliche Familie. Der Schicksalsglaube des jungen Grafen wird zum „Fatalismus“⁹⁹⁹. Er setzt die Ankunft des fremden Knaben mit der Erschütterung seiner *emotionalen Heimat* gleich.

„O Sie glauben gar nicht, was mir der Mensch alles angetan hat! Um jeden Pfennig hat er mich gebracht. Er war mein Rentmeister. Mein Vater hat ihn aufgelesen auf der Straße zwischen Eilversen und Vörden oben auf dem Berge. Es war Weihnachtsabend, und die Tatern hatten ihn verstoßen, weil er etwas gemaust und ihnen nicht ausgeliefert hatte. ... wie mein Vater einen Narren gefressen hatte an dem Luder ... Wie er einen angucken konnte, so frech, so höhnisch, daß man vor Galle nicht mehr wußte, was man tat; und verwichste man ihn dann, glauben Sie, daß der Bengel sich gewehrt hätte? Trotzdem er viel, viel stärker war als ich. Nein, da konnte er weinen, als habe ihm der Bock das Herz abgestoßen. Und dann ging er nicht etwa hin und verklagte mich bei meinem Vater. Nein, er wußte es immer ganz so anzustellen, daß mein Vater zuerst aufmerksam wurde darauf und ließ sich langsam und mühselig alles erst abfragen.

Das vermehrte die Wut meines Alten natürlich nur mehr. Und meine Schwester erst? Ganz verrückt war sie auf den Bengel“. (H:H, 247-248)

Tief ist die quälende Eifersucht auf Rotnacht in Walters Gemüt verankert. Der alte Graf hat Hans mit seinem letzten Willen auf die Rolle des Rentmeisters in Grävenburg verpflichtet, Walter auf diese Weise in eine Abhängigkeit mit seinem verhassten Nebenbuhler gesetzt. Am „heiligen Christabend“ – kurz nachdem seine Frau verstorben war – hatte Walters Vater ihn als „Unglück ins Haus“ gebracht. (H:H, 248) Nun erwartet der kräftige Mann, „die Peitsche in der Hand“, den Moment, in dem die Kutschfahrt nach Willebasen, der „geisterhafte[n] Ortschaft“, beginnt. (H:H, 252-253) Er ist der

⁹⁹⁸ „Christian Wilhelm von Dohm plädierte 1781 nicht nur für die rechtliche Gleichstellung der Juden, sondern auch für die Aufhebung aller Gesetze, welche die Roma diskriminierten. Letzteres könne allerdings erst nach einem längeren Erziehungsprozess geschehen, weil es sich bei den ›Zigeunern‹ um eine ››sehr verwilderte Nation‹‹ handle. Zentral wurde das Buch ›Die Zigeuner‹ (1783) des Göttinger Professors Heinrich Moritz Grellmann (1756-1804). Grellmann entlarvte die Geschichten von den ›teuflischen Zigeunern‹ als Legenden und überwand dadurch den religiös motivierten Antiziganismus. Durch linguistische, ethnologische und anthropologische Beobachtungen wies er die Herkunft der Roma aus Indien nach. Die Roma seien ein ››orientalisches Volk‹‹, das er als faul, schmutzig, diebisch und sexuell sehr aktiv charakterisierte. Grellmann bezeichnete die Vertreibungspolitik als ››Verschwendung‹‹ und plädierte für eine Zwangserziehung der Roma. Von Grellmann gingen zwei sich teilweise vermischende Linien des Antiziganismus aus. Auf der einen Seite stand der von Grellmann selbst vertretene kulturelle Antiziganismus, der durch Zwangsassimilierung nicht die Individuen, aber ihre Lebensweise ausrotten wollte. Diese Linie war die Entsprechung zum Assimilationismus in der Debatte um die jüdische Emanzipation und zur Zivilisierungsmission in der Kolonialdiskussion. Andererseits bildete Grellmanns Nachweis über den Ursprung der Roma ungewollt auch die Grundlage des Rassenantiziganismus, der weiterhin auf die Vertreibung, im Extremfall sogar auf die physische Vernichtung der ›Zigeuner‹ abzielte. Diese zum Rassismus im engeren Sinne zu rechnende Variante des Antiziganismus entsprach strukturell dem Rassenantisemitismus und dem sozialdarwinistischen Kolonialrassismus.“ Christian Koller: Rassismus, 65-66.

⁹⁹⁹ Stichwort *Schicksal* in: Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 754.

Wagenlenker, der Kutscher – ironischer Weise, denn gerade Hans hat nach antikem Verständnis *Platons* schwarzes Pferd nicht unter Kontrolle.

Der Düstere sagte „hot“, und fort gings.

Der leichte Wagen ward auf den ungleichen Feldwegen hin- und hergeschleudert, wie der Mensch ein Spielball des Schicksals ist, sobad [sic!] er's nicht zu zähmen weiß. Aber die Höhe, die Erde, wie tauig, wie rein! Das ist der Heimathimmel, wie er die Heimaterde so eigen anzulächeln weiß und emporzuziehen. So will auch ich meine Heimat erziehen, so erzieh ich auch die Menschheit. (H:H, 252-253)

Die Fahrt führt die Ausflügler durch den Wald. „Aus diesem Walde sieht man, was ein Volk ist, wie ein Volk sein kann.“ (H:H, 253) Im ›Volk‹ „findet sich die Organisationsform für die Gemeinschaft, die .. [bei *Heidegger*] für den Übergang von *Sein und Zeit* zur politischen Praxis konstitutive Bedeutung hat.“¹⁰⁰⁰ Der Ich-Erzähler kann sich nun – im Naturerleben während der Kutschfahrt und anschließend auf dem Pferdemarkt – ganz seiner Arbeit widmen: Walter anleiten, ein Mensch zu werden, ihn führen, ihn in Harmonie versetzen mit seiner *Heimat*, der Relation zwischen Mensch und Natur nachspüren.

Angekommen in Willebasen zieht es Rotnacht zu den ›Tatern‹, die auf der „Jahrmarktwiese“ (H:H, 253) zugegen sind. Selbst im leidenschaftlichen Streit ziehen sie nur geringe, nur abwertende Beachtung auf sich: „Die mochten sich totschiagen, wenn sie anders Lust dazu hatten. Das waren ja keine Menschen, das waren Tatern.“ (H:H, 254) Einzig Rotnacht begeistert sich mit ihnen im Gespräch. Mystisch ist die Sprache, das „Haus des Seins“, die „Behausung“, in „welcher ... der Mensch wohnt“.¹⁰⁰¹ Nach wie vor versteht und spricht Rotnacht die Sprache der ›Zigeuner‹:

So laut sprach er, so laut sprach aus ihm die Freude, seine wilde Zunge und die wandersüchtigen Genossen seines leidenschaftsfahigen Stammes wiedergefunden zu haben, daß die fremdartigen Laute unsern fernen Tisch erreichten. (H:H, 254-255)

Hille ist wachsam in der Beobachtung des heimatkonstituierenden Geschehens. Aus- und Abgrenzung funktioniert am geisterhaften Ort Willebasen in Perfektion. Bauern und Roma genießen das Treiben für sich, beide Gruppen separieren sich. Ein junges Romapärchen gibt sich im Rollentausch sanft einem alten Fruchtbarkeitsritus der bäuerlichen Sitte hin: Der leichte Schlag der Haselrute fördert die Fruchtbarkeit, zeigt den Kinderwunsch.

Es waren Mann und Frau; die Frau hatte ein Kind auf dem linken Arme und eine Haselgerte in der Rechten. Mit dieer [sic!] schlug sie scherzhaft ihren Rom, ihren Mann, über die feinen flügelartigen Schulterblätter. Dabei lächelte sie ihn so sinnlich gütig, so voll schelmischen Einverständnisses, voll Heimlichkeit unerschöpflicher Liebe an, daß man diesem Menschenpaare, diesem Adam und Eva, wirklich von Herzen gut sein mußte und ihnen den Preis der Menschlichkeit zuerkannte. So wie sie da waren, diese gemiedenen, überall ausgestoßenen, kindlich schlichten, träumerisch unbefangenen Naturen: sicher war auf dieser ganzen großen, menschenbesäten Wiese keine Gruppe da, die die Süßigkeit und den Adel des Menschhaften und der Liebe so ungebrochen ausstrahlte. Der Rom hinwieder mit seiner Jünglingsschlankheit, die was träumerisch Zartes hatte, mit seinen weißen lachenden Zähnen hinter den vollen leiseroten Lippen, seinen goldbraunen Augen, seinen bräunlichen, ins Blonde spielenden Locken, auch er war ein vorbildlicher Ehemann – eher Ehe-Jüngling, wie er in angenehmer Lässigkeit seiner jungen Säfte fast aufgelöst neben ihr stand, ihr Liebe suchend ins Auge blickte und Liebe wie ein süßes Joch mit umfassender Hand auf ihre Schulter legte, dann seinem kleinen Kinde die Händchen küßte. (H:H, 255)

Sprachbeherrscht – sanft der Gruppe der Bauern und des Adels spottend – zeichnet *Hille* das schöne Porträt eines liebenden Paares, das heutigen Leser/innen kühl und gleichsam analytisch die Zeichen des zeitgenössischen Antiziganismus¹⁰⁰² aufzeigt. In bittersüßer Poesie ist der Autor der Heimatkunst

¹⁰⁰⁰ Dieter Thomä (Hrsg.): *Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 114.

¹⁰⁰¹ Alwin Diemer: *Was heißt Wissenschaft?* 82.

¹⁰⁰² Der „Antiziganismus“ [erst in den 1980er Jahren als Forschungsbegriff geprägt] meint Einstellungen, Theorien und Praktiken, die sich gegen als ›Zigeuner‹ betrachtete Menschen richten. ... Der Antiziganismus weist zahlreiche Parallelen zum Judenhass auf, so eine jahrhundertalte Tradition, die ab dem späten 18. Jahrhundert unter dem Einfluss des

seiner Zeit ganz nahe, mit seiner poetischen Kunstfertigkeit entfernt er sich aber im selben Moment ganz weit von ihr. *Hille* gelingt es in poetischer Prosa, die weltumfassende und besondere Schönheit der Situation dieser sich liebenden Menschen zu veranschaulichen; gleichzeitig formuliert er die Anklage gegen die westfälische Bevölkerung. Im poetischen Augenblick, den *Hille* für die drei Figuren entwirft, sind sie als Heilige Familie vorstellbar. „Unscheinbare Mensch[en]“ aus der Ethnie der Roma werden zum Symbol für das „Königtum der Liebe“. (H:H, 256) Sie sind ganz Liebe, ganz Hingabe – im Verständnis „einer unio mystica“ erfährt das Leben „Erfüllung, Sinnstiftung und Eigentlichkeit“.¹⁰⁰³ Das innige Gefühl der Roma löst bei den anderen eine sich langsam steigernde „Empörung“ (ebd.) aus, die sich aus einer schaurigen Vermischung von Neid, Hass und Wut nährt. Wie können sie ohne die Zustimmung der anwesenden Landbevölkerung, Glück wagen?

Die Empörung, das Murren stieg und stieg. ... „Sie fallen lästig hier, verlassen Sie sofort das Lokal. Und Sie, Herr Rentmeister, wenn Sie mit den Leuten etwas zu sprechen haben, so können Sie das draußen tun.“ Der Rentmeister, dieser Zigeuner a.D., ging mit seinen ehemaligen Wandergenossen, gehorsam dem Befehle, dem Ausgang des Zeltens zu. ... Nur der Johannes blieb sitzen und suchte mit einem weichen Lächeln und mit milde bittender Stimme den bärbeißigen Herrn Wachtmeister zu erweichen: sie täten ja keinem Menschen etwas, Geld genug hätten sie auch ... warum man sie nicht ruhig ihren Wein trinken ließe?

Der Törichte: als ob's nicht gerade der Wein gewesen, den sie, die Geächteten, Ausgestoßenen, Landfahrenden hier tranken, während dort die Schulzen sich mit Bier begnügten in ihrer Sparsamkeit! Nur auf Schützenfesten ist es erlaubt, sich mit teurem Krätzer ein Loch in den Magen zu brennen.(H:H, 256)

Die Roma haben sich mit ihrem Verhalten über die Sitten der Ansässigen hinweggesetzt, es gewagt, die Gepflogenheiten der Landbevölkerung zu mißachten. Unwissenheit schützt bekanntlich nicht vor Strafe. Ganz fremd sind die ›Tatern‹ den Westfalen/Westfälinnen nicht. Ihre Freude am Leben wird von den sich für anständig haltenden Bauern/Bäuerinnen der lippischen Gegend als unangebrachtes Benehmen gewertet. Sie haben gegen vermeintliche Anstandsregeln der Region verstoßen. Ihre Existenz – ihr nacktes Leben – wird zu einer unangenehmen Last für die Ansässigen. Die innere Heiterkeit der Roma beschwert die lippischen Gemüter. Rotnacht bleibt – auch in der angesehenen Stellung eines Rentmeisters – in den Augen der anderen der Verstoßene aus Kindertagen. Er behält alle Eigenschaften des Fremden, des Nichtdazugehörigen, die ihm von der bäuerlichen und der adeligen Gesellschaft zugewiesen worden sind, bei. Ausgerechnet Baron von Hassenburg, ein Mann mit nur spärlichen finanziellen Mitteln und Rotnachts schlimmster Widersacher, spricht eine gastfreundliche Einladung über die Gruppe der Roma aus. Ihn hat „das schöne Feuer der Gerechtigkeit“ (H:H, 257) erfasst – nur nicht in Bezug auf Rotnacht. „Menschlichkeit ist guter Baugrund. Auf diesem Boden läßt sich alles wieder anpflanzen.“ (Ebd.) Dennoch: Walter und sein pädagogischer Führer verlassen den Pferdemarkt ohne den Rentmeister. Der Graf bezahlt seine Boshaftigkeit, die mehr als ein Streich gewesen ist, da sie seine beständige Verachtung zum Ausdruck bringt, mit einer Gehirnerschütterung. Rotnacht, heimgekehrt von einem langen Fußmarsch, „hatte den Baron bei der Kehle gefaßt und gewürgt, dann ihn wiederholt mit dem Kopfe gegen die Wand gestoßen“. (H:H, 258) Auch der Ich-Erzähler zahlt für die gemeinsam mit dem Zögling getroffene moralische Fehlentscheidung. Er trägt die Kosten für die ärztliche Behandlung und besucht den geschlagenen Freund regelmäßig. Noch arbeitet er an Walters Veredelung, noch bedarf Walter der Führung. „Ist doch die Seele des Menschen eine Blume, die nicht aufkommen kann, wenn das Glück ihr nicht ein wenig den Boden lockert und das Auge der Liebe, die Sonne, sie erwärmt.“ (H:H, 259) Literatur erst veredelt das Blut. Der Baron entdeckt für sich das Lesen, bildet sich den Winter über mit Kriegsnovellen. „Das alte Soldatenblut in ihm fing wieder an zu sieden: aber künstlerischer, vaterländischer“. (H:H, 262)

Rassenkonzepts eine neue Qualität erhielt und im NS-Massenmord gipfelte. ... Der im Terminus ›Antiziganismus‹ steckende, abschätzigste Begriff ›Zigeuner‹ ist unscharf. Ethnisch verstanden meint er die Roma, ein Oberbegriff für verschiedene ursprünglich aus Indien stammende Gruppen (zum Beispiel der Sinti), die wahrscheinlich im Frühmittelalter in mehreren Auswanderungswellen über Persien ins byzantinische Reich gelangten und im Spätmittelalter aus dem Balkan auch nach Mittel- und Westeuropa wanderten.“ Christian Koller: Rassismus. Paderborn, 64.

¹⁰⁰³ Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille. 59-82, in: Hille Blätter 1995, 76.

Wie beim westfälischen Dichterkollegen *Weber* so haben auch in *Hilles* künstlerischem Werk die Tiere und Pflanzen einen festen Platz. Vögel kündigen den baldigen Wechsel der Jahreszeit an. Ihr Sang belebt „die noch kahlen Zweige des alten Apfelbaumes, der etwas Ehrwürdig-Germanisches vorzustellen mußte trotz seiner Vermorschtheit – vorzustellen durch die weichgrüne mit klebrigen Beeren bedeckte Mispelwucherung innerhalb der rötlichen Faulnis seines halb abgestorbenen Stammes.“ (H:H, 262-263) In der *Hassenburg* verstirbt die alte Welt, die in den Versen von *Dreizehnlinden* und im *Goliath* noch erinnert wird. Nur die Hoffnung, die die aufkeimende Natur des Vorfrühlings immer wieder neu mit sich bringt, bleibt als beständige Konstante auch in der literarischen Welt *Hilles* bestehen:

Wie Kätzchen hingen die Knospen der Weiden herab, wie wollige Schäfchen erschienen die frühzeitigen Blüten des Haselstrauches. Frisch und verduzt guckte das Schneeglöckchen über den kaum weißgescheckten Boden. Der Himmelsschlüssel sprach mit sanften Blütensternen, mit seelisch weichem Munde von dem Reiche der Liebe, das nun da droben anbrechen werde. (H:H, 263)

2.3 Ein neues Schloss

Mit der Schneeschmelze beginnt die Arbeit am neuen Schloss. „Umgebaut wurde gar nicht, nur ausgebaut, ergänzt. Alles im Sinne des Bestehenden“ (H:H; 263) – und geistig erweitert in den Bereich des Ästhetischen.

Zu den einleitenden Sätzen der *Hassenburg* – „Es wird Mode in literarischen Kreisen, sich ein Schloß zu mieten oder zu kaufen. Die Wellen dieser Bewegung ergriffen auch mich.“ (H:H, 239)¹⁰⁰⁴ –formuliert Helmut *Birkelbach*:

Der Erzähler stellt sich vor als ein nicht unvermögender Dichter, der sich in dem anmutigen ostwestfälischen Bergstädtchen Schwalenberg ein Schloß erwirbt, dessen exponierte Lage ihm die schönsten Ausblicke auf den Teutoburger Wald, das Eggegebirge und das Nieheimer Land beschert. Er macht sich im Verlauf der Handlung nicht nur mit der Landschaft, den historischen und kulturellen Besonderheiten und vor allem den Menschen dieser seiner Wahlheimat näher vertraut, sondern greift befriedend in die verworrenen und bedrückenden familiären Verhältnisse des verschuldeten ehemaligen Burgbesitzers ein, so daß er am Schluß die *Hassenburg* – in Umdeutung ihres „Haß“ assoziierenden Namens – als eine „Burg der Liebe“ und des Friedens bezeichnen kann.¹⁰⁰⁵

Aber es ist eine Burg der besonderen Art, denn der Text des Romans gibt zu bedenken: „Mein Schloß, die *Hassenburg*, es ist gerade kein Liebesschloß im Mädchensinn.“ (H:H, 332) Es ist ein Schloss westfälischer Sonnensöhne.¹⁰⁰⁶ „Mein Schloß .., das die *Hassenburg* heißt, sie soll eine Burg der Liebe sein, der großen Liebe: ohne Minnesang.“ (H:H, 331) *Campanellas* Solarier „nehmen zwei Grundursachen der irdischen Dinge an: die Sonne als Vater, die Erde als Mutter.“¹⁰⁰⁷ Selbstbewusst formuliert *Hille* seine neue kritische Heimatliteratur für den westfälischen Raum, setzt der heimatlichen Dichtkunst *Webers* mit der *Hassenburg* eine mutige und subjektbezogene Alternative entgegen. Energisch setzt er sich ungeschönt mit der politischen Wirklichkeit seiner Zeit auseinander. Im *Parzival* haben beide Geschlechter in der Burg wieder zueinandergefunden, die Ordnung in der Welt konnte wiederhergestellt werden.¹⁰⁰⁸ *Hille* will schöpferisch – unter Berücksichtigung eines ethischen Sozialismus – in seinem Spätwerk eine neue gesellschaftliche Ordnung schaffen, *Heimat* in diesem

¹⁰⁰⁴ Diese Sätze können gleichsam auch als eine spitzfindige Bemerkung gegen Friedrich Wilhelm *Weber* gelesen werden, der für viele Jahre die einstige Heimstätte Annette von *Droste-Hülshoffs* für seine Familie als Wohnstätte gemietet hatte.

¹⁰⁰⁵ Helmut *Birkelbach*: Peter *Hille*. Dichterisches Schreiben aus westfälischen Erfahrungen, 231-251. In: Wilhelm Gössmann/Klaus-Hinrich Roth (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung, 240-241.

¹⁰⁰⁶ *Weber* hatte in seinem *Goliath* explizit – und im Unterschied zu *Hilles* Weltsicht – darauf hingewiesen, dass die Westfalen/Westfälinnen keine Nordlandbauern sind. Mut ist bei *Hille* ein wichtiges Merkmal für seine Sonnensöhne. *Webers* Olaf kann kein Sonnensohn sein, denn er vertraut, von christlichem Denken geprägt, mehr auf Gott als auf sich selbst. Der oberste Begriff für *Hille* ist das Selbstbewusstsein, es löst bei ihm die göttliche oberste Instanz ab, ersetzt sie. Auch *Heimat* will er sich selbst schaffen, sich die Welt erziehen. „Ich bin mir selber Gesetz.“ (H:H, 332)

¹⁰⁰⁷ Tommaso *Campanella*: Der Sonnenstaat. Idee eines philosophischen Gemeinwesens. Ein poetischer Dialog, 73.

¹⁰⁰⁸ *Weber* hat dieses Motiv der mittelalterlichen Literatur *Wolframs* entnommen.

Sinne entwickeln: „Es muß aufgeräumt werden mit dem Gerümpel, weg mit dem verrotteten Mittelalter! Ein neues Haus, eine Villa nach meinem eigenen Sinn muß hier stehen als Sinnbild meiner Weltanschauung.“ (H:H, 251)

Wie schön wäre ein belastbarer Grund für die Hoffnung, dass Tugend am Ende belohnt wird? *Hilles* politische Neigung hilft nur marginal weiter. Gesellschaftliche Umwälzungen zeichnen sich zu seinen Lebzeiten nur in bescheidenem Rahmen ab.

Um die .. Jahrhundertwende [vom 19. ins 20. Jhr.] gelangte in der damals marxistisch dominierten deutschen Sozialdemokratie kantianisch orientiertes Gedankengut zu einer gewissen Bedeutung. Dies hatte weniger damit zu tun, daß zu dieser Zeit der Neukantianismus den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreichte und den akademischen Raum in Deutschland beherrschte, als damit, daß der Marxismus von sich aus in eine Krise geraten war. Der Verlauf der ökonomischen Entwicklung der 1890er Jahre gab nämlich Anlaß zu Zweifel, ob die weitere Entwicklung in den von Marx skizzierten Bahnen verlaufen würde. Eher verminderten sich die von Marx prognostizierten großen revolutionären Umwälzungen, als daß sie sich vermehrten.¹⁰⁰⁹

Hille führt in seinem Roman neue Verhaltensregeln für ein verändertes gesellschaftliches Zusammenleben zwischen den Geschlechtern ein. Mit dem Mieten der Burg möchte der Ich-Erzähler eine Begegnungsstätte¹⁰¹⁰ schaffen, die die Menschen im Austausch geistiger Werte beglückt. Da die Burg ihrer alten Funktion enthoben ist, nicht mehr wehrhaft sein muss, kann eine ästhetische Zuweisung erfolgen. Dem Schloss wird seine neue Bestimmung – eine ästhetische – zugewiesen. Erst, wenn das Funktionale entfällt, kann Ästhetisches durch den spielerischen Gestaltungstrieb des Menschen zum Vorschein kommen. Die auf diese Weise veränderte Burg ist somit die bestmögliche Wohnstätte für den schriftstellerischen Ich-Erzähler während er die heimatspezifische Relation Mensch-Erde für seine literarische Arbeit überdenkt. „Nun hielt es mich nicht mehr, nun muß‘ ich dabei sein, mit Händen und Füßen antreiben, gleichsam als seien die Steine lebende Wesen, die sich tummeln können nach meinem Befehle.“ (H:H, 263)

Nach Fertigstellung des neuen Schlosses ist nun auch der Weg bereitet, Walter in seinem Menschsein fertigzustellen. Denn „dieser Mensch ist wieder er geworden und muß nun das Seinige, das Richtige finden“ (H:H, 264) wie der Ich-Erzähler seine Burg. „Es muß ihm begegnen, er muß es antreffen auf seinem Wege“ (ebd.) in die *Heimat*. Walter benötigt eine Frau, um sich glücklich zu fühlen – um sich zu vollenden.

¹⁰⁰⁹ Manfred Pascher: Einführung in den Neukantianismus. Kontext – Grundpositionen – Praktische Philosophie, 107.

¹⁰¹⁰ Hier erinnert *Hille* (wahrscheinlich unbewusst) an die Grundgedanken, die für *Webers* Erntefest auf Bodinkthorpe ausschlaggebend waren. Auch dort stand das integrative Miteinander im Vordergrund. Ein Wir-Gefühl sollte erzeugt werden. Die Bibliothek des Ich-Erzählers wird in der *Hassenburg* zum Begegnungsort für das junge Liebespaar, das mutig Grenzen überschreiten möchte. Junge Liebe benötigt aber ernste Momente der Tragik, da diese tiefes Empfinden auslösen können, wenn sie dem Einerlei des Alltags, sofern dieser glücklich ist, weit entgegengesetzt sind.

2.4 Willebasen – Zweiter Ausflug zum Pferdemarkt

In Willebasen, an dem geisterhaften Ort, an dem Walter die Flamme der Gerechtigkeit zum ersten Mal aufgefallen war, setzt der Ich-Erzähler seine Erziehung – Walters Menschwerdung – fort. Die umgebende Natur unterstützt während der Kutschfahrt die Veredlung des Grafen, die ihn in innere Harmonie mit seinem Ich setzen soll: „Dieser starke wohl lautend volle, gleichmäßig abgesetzte Wind hatte etwas Warmes, etwas jener männlichen Stärke, die Kälte in Wärme verwandelt.“ (H:H, 265) *Hille* hält seine Figuren in stetiger Bewegung. „Auf dem Marktplatz die alte Geschichte. ... Auch Zigeuner waren da. Wohl andere als das vorige Mal. ... Bauernsöhne und Töchter, Knechte und Mägde opferten der Musik ihren Groschen und traten zum Tanze an. ... Ein auffallend hübsches, ja bei näherem Hinsehen vollendet schönes Mädchen stach vor allen andern hervor. .. eine Magd aus der Umgegend“ (H:H, 266) wird dem Grafen seine Vollendung bringen. „Sie tanzte schön. ... Olympische Ruhe auf der Erde: hier tanzte Venus.“ (Ebd.) Anna ist *eine Schöne*.¹⁰¹¹ „Was ging mit meinem Baron vor? Schon zwei, dreimal hintereinander hatte er mit ihr getanzt, ohne indessen mit seiner Beharrlichkeit Unwillen zu erregen. ... Der Baron sprach auf das Mädchen ein – sogar während des Tanzes. ... Wahrscheinlich ... war der erste Weckruf an sie ergangen.“ (H:H, 267) Walter bewirtet die junge Magd, deren „weißer Zahn sich in ihre siegesrote Unterlippe grub“ (ebd.), mit Champagner und Kaviar.

Wüdig schüchtern, freudig aufleuchtend, bald zu dem einen, bald zu dem andern, sah die Schöne uns an. Neu die Speise, neu das Getränk, neu die Gesellschaft: man sah, sie war im Himmel. Im „Olymp“ wollt' ich sagen. (H:H, 268)

Der Baron bedarf der „Dummheit“ – der begehrenden Liebe zu einer nicht standesgemäßen Frau –, muss sie „an rechter Stelle .. begehren“, denn „voraussichtlich wird sie seine einzige Lebensbedingung sein. ... Sie mag .. vollenden, was ich [der Ich-Erzähler] angefangen habe bei ihm.“ (Ebd.) Mit Anna erhebt sich der verarmte Graf in den menschlichen Olymp. Eine Win-Win-Situation entsteht. In *Hilles* lyrischer Prosa zeigt sich Antioromantik im gewandelten radikalisierten Gedanken „des olympischen Scheins, von dem aus NIETZSCHE eine ››christliche‹‹ Romantik verwirft.“¹⁰¹² Anna wird zum ästhetischen Phänomen. Auf dem Pferdemarkt erwirbt Walter ein „Teutoburger Weib“ (H:H, 244) und er emanzipiert sich unter der Anleitung des Ich-Erzählers.

Die feudale Gesellschaft war aufgelöst in ihren Grund, in den *Menschen*. Aber in den Menschen, wie er wirklich ihr Grund war, in den *egoistischen* Menschen.

Dieser *Mensch*, das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, ist nun die Basis, die Voraussetzung des *politischen Staats*. Er ist von ihm als solche anerkannt in den Menschenrechten. ...

Die *Konstitution des politischen Staats* und die Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft in die unabhängigen *Individuen* – deren Verhältnis das *Recht* ist, wie das Verhältnis der Standes- und Innungsmenschen das *Privilegium* war – vollzieht sich in *einem und demselben Akte*. Der Mensch, wie er Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ist, der *unpolitische* Mensch, erscheint aber notwendig als der *natürliche* Mensch. ... Der *egoistische* Mensch ist das *passive*, nur *vorgefundene* Resultat der aufgelösten Gesellschaft, Gegenstand der *unmittelbaren Gewißheit*, also *natürlicher* Gegenstand. Die *politische Revolution* löst das bürgerliche Leben in seine Bestandteile auf, ohne diese Bestandteile selbst zu *revolutionieren* und der Kritik zu unterwerfen. Sie verhält sich zur bürgerlichen Gesellschaft, zur Welt der Bedürfnisse, der Arbeit, der Privatinteressen, des Privatrechts, als zur *Grundlage ihres Bestehens*, als zu einer nicht weiter begründeten *Voraussetzung*, daher als zu ihrer *Naturbasis*. Endlich gilt der Mensch, wie er Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ist, für den *eigentlichen* Menschen, für den *homme* im Unterschied von dem *citoyen*, weil er der Mensch in seiner sinnlichen individuellen *nächsten* Existenz ist, während der *politische* Mensch nur der abtrahierte, künstliche Mensch ist, der Mensch als eine *allegorische, moralische* Person. Der wirkliche Mensch ist erst in der Gestalt des *egoistischen* Individuums, der *wahre* Mensch erst in der Gestalt des *abstrakten citoyen* anerkannt. ... *Alle* Emanzipation ist *Zurückführung* der menschlichen Welt, der Verhältnisse, auf den *Menschen selbst*.

Die politische Emanzipation ist die Reduktion des Menschen; einerseits auf das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, auf das *egoistische unabhängige* Individuum, andererseits auf den

¹⁰¹¹ *Hille* nutzt hier durchaus auch die dem Ausdruck eigene ironische Bedeutung, denn Anna, die Schöne vom Pferdemarkt, soll das Leben des Grafen auch in sexueller Hinsicht bereichern.

¹⁰¹² Helmut Schanze (Hrsg.): Romantik-Handbuch, 173.

Staatsbürger, auf die moralische Person.

Erst wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurücknimmt und als individueller Mensch in seinem empirischen Leben, in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen, *Gattungswesen* geworden ist, erst wenn der Mensch seine „forces propres“ [eigene Kräfte] als *gesellschaftliche* Kräfte erkannt und organisiert hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in der Gestalt der politischen Kraft von sich trennt, erst dann ist die menschliche Emanzipation vollbracht.¹⁰¹³

Marxistisches Denken setzt voraus, dass der Mensch grundsätzlich gut veranlagt ist und ein Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten wird angezielt.¹⁰¹⁴

2.5 Neuanfang für Walter – Ästhetisches Naturerleben

Rotnachts Rache hat aus dem Grafen einen „böse zugerichteten Mann“ (H:H, 297) gemacht. Was soll aus ihm werden?

In der Ironie ist die Seele fortwährend auf Wanderschaft, ähnlich wie dies in der Lehre des Pythagoras ihr Schicksal in der Welt ist ... Mittlerweile darf man es dem Ironiker nicht übel nehmen, daß es ihm so schwer fällt, etwas Bestimmtes zu werden; denn wenn man solch eine ungeheure Möglichkeit vor sich hat, ist die Wahl nicht leicht.¹⁰¹⁵

Der Ich-Erzähler trifft für Walter eine Entscheidung, um Abhilfe zu schaffen: Der Graf wird heiraten. Eine junge Frau soll Glück garantieren. Anna, die Schöne, ist ihm vom Pferdemarkt bereits bekannt. Sie wird als geeignete ‚Gespielin‘ für Walter vom Ich-Erzähler ausgewählt. Da Walter immerhin ein Graf ist und es sich bei Anna nur um eine einfache Magd handelt, muss Letztere für die Unternehmung Adelshochzeit vorbereitet – entsprechend erzogen – werden. Der Ich-Erzähler übernimmt gerne diese Aufgabe. „Der Baron hatte mir seinen Schatz anvertraut. So war sie zu mir gekommen auf mein Schloß, sah etwas nach dem Haushalt und ließ sich unterrichten, soweit Schwalenberg imstande war, höhere Bildung zu gewähren.“ (H:H, 298) Ästhetisches Erleben soll sie adeln. Der Ich-Erzähler frönt der Illusion einer ästhetischen Erziehung.

Die Verbindung der drei Menschen – Ich-Erzähler, Walter und Anna – ist glücklicher als die unheilvolle Dreiecksbeziehung zwischen Walter, Ludmilla und Hans. Die Beziehung der glücklichen Drei steht unter dem hellen Stern der Venus.

Wie so eine Venus innerlich leuchten kann, wie auch andere leuchten können, die so einer Venus nahe stehen, leuchten können von ein paar Worten, die man ihnen sagt ... (H:H, 298)

¹⁰¹³ Karl Marx: Zur Judenfrage, 451-487. In: Hans-Joachim Lieber (Hrsg.): Karl Marx. Werke, Schriften. Bd. 1, 477-479.

¹⁰¹⁴ „Es ist .. kein Zufall, daß die Teilnehmer der Staatsdebatte sich mit Vorliebe als »Ableitende« präsentieren. Sie haben damit den hegelianischen Horizont ihres Marx-Verständnisses signalisiert. Bei HEGEL heißt es z.B., »daß die Aufeinanderfolge der Systeme der Philosophie in der Geschichte dieselbe ist als die Aufeinanderfolge in der logischen Ableitung der Begriffsbestimmung der Idee« (*Gesch.d.Phil.*, I, A.2.c). Die Struktur dieser Behauptung findet man bei denen wieder, die die ‚Bestimmungen der Idee‘ mit MARX durch diejenigen des Kapitals ersetzen und dann unter ‚Ableiten‘ teils die Konstatierung einer Parallelentwicklung von realem Kapital und ideeller Philosophie (oder Ideologie überhaupt) verstehen, teils die Kapital-Bestimmungen für sich genommen so ‚dialektisch‘, dabei aber rein ‚begrifflich‘ ineinander übergehen lassen wollen wie es bei HEGEL die logischen Bestimmungen tun.“ Stichwort *Ableitung* in: Wolfgang Fritz Haug (Hrsg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 1, 34.

„Die Formulierung, der Staat werde »absterben«, stammt von Engels, der Gedanke durchzieht auch das Werk von Marx. Die Idee eines zukünftigen Gemeinwesens ohne Staat ist bei den englischen und französischen Utopisten bereits entwickelt (Owen, Fourier). ... Die »politische Emanzipation« stützt sich noch auf den Staat, wie er aus der bürgerlichen Revolution hervorgeht und die Privateigentumsverhältnisse gerade durch seine »Erhebung« über die bürgerliche Gesellschaft befestigt. Dies Verhältnis zweier Gegensätze – Klassenantagonismus und bürgerliche Gesellschaft/Staat – löst sich erst auf, »wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurücknimmt« und seine eigenen Kräfte »als *gesellschaftliche* Kräfte erkannt und organisiert hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in der Gestalt der *politischen* Kraft von sich trennt« (Judenfrage, MEW 1, 370).“ Ebd. 42.

¹⁰¹⁵ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 288.

Aber es müssen poetische Worte sein, die gesprochen werden. Es ist zu erwarten, dass das neue Bildungsprojekt gelingt, es gemeinsam mit dem bereits begonnenen zu einem guten Abschluss geführt werden kann. Gemeinsam macht das Trio Tagesausflüge in die nähere Umgebung. Intensives Naturerleben verbindet sich mit heiterem Gesang bekannter Strophen, wird zur ästhetischen Erfahrung, die die Seele flutet. (Vgl. H:H, 298) Die klassische Dichtung „ging ... mit innerer Notwendigkeit über die Lyrik, aus der Lyrik heraus, zu anderen Gattungen und zur letzten Stufe apollinischer Objektivation: zum Epos.“¹⁰¹⁶

Die romantische Dichtung aber löste die apollinische Gestaltenwelt wieder auf und tauchte in das Element der Musik, den mütterlichen Schoß zurück. Wenn die Romantik sich so gerne im Reich der Träume bewegte, so waren es nicht die apollinischen Träume, sondern jene verworrenen, noch nicht zur plastischen Einheit eines Bildes, einer Handlung, eines Mythos zusammengehenden, jene, welche Nietzsche eben mit Bilderfunken bezeichnete und der Lyrik zusprach. Der romantische Roman ist nicht nur mit Liedern durchsetzt – das ist der Wilhelm Meister auch –, sondern er ist selber durch und durch lyrisch.¹⁰¹⁷

Durch ästhetisches Erleben werden Walter und Anna in einen Zustand der Erregung versetzt und sie verfallen der Vorfreude auf Kommendes. *Hille* nutzt, um die Seele zu fluten, jene Liedstrophen, die *Eichendorffs* Taugenichts mit der Geige in der Hand auf der Landstraße spielt und singt, als er auf seiner Wanderschaft der Welt musikalisch und mit heiterem Sinn entgegenght. *Hille* verändert die Vorlage *Eichendorffs* dabei nur minimal. „Die Welt erkennen, hieß für die Romantik: die Welt dichten.“¹⁰¹⁸

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot. [*Hille* formuliert: ... Not und Brot]

¹⁰¹⁶ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich, 302.

¹⁰¹⁷ Ebd. „Im Wilhelm Meister ist die eingestreute Lyrik nur der charakteristische Ausdruck bestimmter lyrischer Gestalten: Mignons und des Harfners. In Tiecks Sternbald aber, im Ofterdingen, in Eichendorffs Romanen ist der lyrische Gesang der natürlich gegebene Ausdruck, die notwendige Sprache der Menschen, und der ganze Roman ist wie ein lyrisches Gedicht komponiert. Goethe nannte ja denn auch den Sternbald einen musikalischen Roman. ... In Tiecks Komödien und Tragödien ist die ganze Handlung noch von Musik durchrauscht. Aber auch Hölderlin und Kleist haben ihre dramatischen Dichtungen nach den Gesetzen der Musik komponiert. Die romantische Lyrik endlich verwandelt sich bei Tieck, Novalis, Eichendorff in die Musik zurück.“ Ebd. 302.

Strich fasst *Nietzsches* Analyse des Epos, der Lyrik und der Tragödie in eine prägnante Erläuterung: „Wenn Lyrik der dionysische Jubel über die in der Ekstase sich vollziehende Zerschneidung der Individuation und über die Vereinigung des eigenen Lebens mit der Unendlichkeit und Einheit allen Lebens ist, so ist sie doch auch Ausdruck des Schmerzes um diese Welt der sondernden, zerstückelnden Individuation, in welcher der Mensch doch leben muß, und selbst der lyrische Jubel ist noch ein wenn auch seliger Schmerz, weil er nur mit der Hingabe, dem Opfer des eigenen Lebens und des eigenen Ichs erkaufte wird. Das lyrische Erlebnis ist also das tragische Erlebnis des unheilbaren Bruches zwischen Allheit und Form, Einheit und Vielheit, Offenheit und Geschlossenheit, Unendlichkeit und Vollendung, das Erlebnis der tödlichen Spannung zwischen dem klassischen und romantischen Prinzip. ...

Zwischen Lyrik und Epos .. steht die griechische Tragödie, die heilige Mitte zwischen ihnen, die Versöhnung der beiden Kunstwelten und der beiden Götter. Denn in ihr vollzieht sich der Prozeß der apollinischen Erlösung aus dem dionysischen Schmerz. Sie ist die apollinische Vision des dionysisch verzückten Chores. Sie verwandelt den Schmerz an der Individuation der Welt, an ihren Schrecken und Entsetzlichkeiten, in Freude an der Welt, indem sie gerade das Prinzip der Individuation, des Maßes, der Grenze und der Form vergöttlicht, es zu dem ästhetischen Schein der Kunst verklärt und das tragische Schicksal des zerstückelten Dionysios in einem gleichnisartigen Traumbild zur schönen Gestalt verwandelt. Der apollinische Schein bringt die Erlösung. Denn was dem dionysischen Menschen unerträglicher Schmerz ist, das Maß, die Grenze und die sich selbst geschlossene Form, mit einem Wort die Individuation: dem aus der tragischen Wahrheit in die Welt des Scheins geflüchteten Geist ist all dieses gerade höchste Lust, weil Maß und Grenze, Form und Individuation in dieser Welt des Scheines eben Schönheit ist. Der tragische Held muß wohl das Maß und die Grenze verletzen, damit er gezwungen werde, aus dieser Welt der Individuation in die unendliche Einheit allen Lebens durch seinen Tod zurückzukehren. Aber die Schönheit dieser tragischen Welt rettet und stärkt den Willen, in ihr zu leben.“ Ebd. 303.

¹⁰¹⁸ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich, 127.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust, [*Hille*: Die Berge jubeln hoch vor Lust]
Was soll't ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust? [*Hille*: !]

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt! [*Hille*: .](H:H, 298-300) ¹⁰¹⁹

Walter und Anna befinden sich auf einer ähnlichen Unternehmung wie der Taugenichts. Für sie wird die Poesie zum lustvollen Vorspiel weiterer Vergnügungen auf ihrem Tagesausflug in die heimatliche Umgebung der westfälischen Region. Der ästhetische Blick auf die Welt gewährt dem Trio eine Erholungsphase, verschafft ihnen eine Pause von der Welt des Willens – nicht zuletzt durch die Betrachtung der westfälischen Landschaft.¹⁰²⁰ In Adaption zum Rhythmus und zum Wohlklang der *Eichendorffs*chen Verse steigert sich in Walter und Anna die Erregung. In dem Moment, in dem ihre Seelen fluten, werden sie auch körperlich hinfortgerissen.

Während des Ausflugs zu den Externsteinen ¹⁰²¹ begegnen den Dreien in bildlichen Momentaufnahmen – in poetischen Bilderfunken –, die den Reiseweg flankieren, Elemente einer lebendig gewordenen vergegenwärtigten Vergangenheit ihrer *westfälischen Heimat*.

Thusneldatöchter [strichen] sinnig und ahnungsvoll über die zartrosigen Rücken molliger Ferkeln, über die borstigen Flanken grunzender Säue ..., dieser Wappentiere des Teutoburger Waldes – da erblickten wir schon auf heidebewachsenen Hügeln einige dieser großen Wanderblöcke. (H:H, 299)

Wie soll aus Anna eine „Baronin“ (ebd.) werden? Sie ist zweifellos eine Thusnelda-Tochter, die das Spiel mit den Schweinen ¹⁰²² versteht und Walter lässt Anna ihr kleines Glück im Naturerlebnis genießen, denn auch er findet seines – in ihr. Walter *erkennt* die Schönheit der Natur ¹⁰²³. Heiter gestimmt singt er mit Anna den Vers „Von Sorgen, Last und Not und Brot“ (ebd.). „Venus‘ schaut ihren Baron an, legt ihre Hand in die seine. Zwei Menschen haben sich gefunden. Mutig und ohne Sorge

¹⁰¹⁹ Joseph von Eichendorff: Ausgewählte Werke. Erzählungen und Novellen. Bd. 2., 58.

In der dritten Strophe ersetzt *Hille Eichendorffs* zweite Zeile durch „Die Berge jubeln hoch vor Lust“ (H:H, 298-300) und ändert das Fragezeichen in der vierten Zeile in ein bekräftigendes Ausrufezeichen.

¹⁰²⁰ „Wenn man, durch die Kraft des Geistes gehoben, die gewöhnliche Betrachtungsart der Dinge fahrenläßt, aufhört, nur ihren Relationen zu einander, deren letztes Ziel immer die Relation zum eigenen Willen ist, am Leitfaden der Gestaltung des Satzes vom Grunde nachzugehen, also nicht mehr das Wo, das Wann, das Warum und das Wozu an den Dingen betrachtet; ... sondern statt alles diesen die ganze Macht seines Geistes der Anschauung hingibt, sich ganz in diese versenkt und das ganze Bewußtsein ausfüllen läßt durch die ruhige Kontemplation des gerade gegenwärtigen natürlichen Gegenstandes, sei es eine Landschaft, ein Baum, ein Fels, ein Gebäude oder was auch immer; indem man, nach einer sinnvollen deutschen Redensart, sich gänzlich in diesen Gegenstand *verliert*, d.h. eben sein Individuum, seinen Willen vergißt und nur noch als reines Subjekt, als klarer Spiegel des Objekts bestehen bleibt; so daß es ist, als ob der Gegenstand allein dawäre, ohne jemanden, der ihn wahrnimmt, und man also nicht mehr den Anschauenden von der Anschauung trennen kann, sondern beide eines geworden sind, indem das ganze Bewußtsein von einem einzigen anschaulichen Bilde gänzlich gefüllt und eingenommen ist; wenn also solchermaßen das Objekt aus aller Relation zu etwas außer ihm, das Subjekt aus aller Relation zum Willen getreten ist: dann ist, was also erkannt wird, nicht mehr das einzelne Ding als solches; sondern es ist die *Idee*, die ewige Form, die unmittelbare Objektität des Willens auf dieser Stufe: und ebendadurch ist zugleich der in dieser Anschauung Begriffene nicht mehr Individuum; denn das Individuum hat sich eben in solche Anschauung verloren: sondern es ist *reines*, willenloses, schmerzloses, zeitloses *Subjekt der Erkenntnis*.“ Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, Bd. I. Vier Bücher nebst einem Anhang, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält, § 34; in: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. I (V Bde.), 257.

¹⁰²¹ Die Externsteine entwickelten sich „insbesondere ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ... zu einem beliebten Ausflugsziel. Besonders aus den nahe gelegenen Kurbädern wie Bad Driburg, Bad Pyrmont und Bad Meinberg besuchten zahlreiche gebildete Besucher den Ort, getrieben von Naturromantik und früher Nationalbegeisterung, die sich seit den Äußerungen verschiedener Schriftsteller gerade auch an den Externsteinen manifestierten.“ Elke Treude/Michael Zelle: Die Externsteine bei Horn, 18-21.

¹⁰²² Das Schwein symbolisiert die Wollust. Die Thusnelda-Töchter spielen ungezwungen mit den Schweinen. Vielleicht tauscht sich fruchtbares heimatkonstituierendes Treiben zwischen Mensch und Natur auch in dieser Szene aus?

¹⁰²³ Das biologische Moment der Liebe leitet sich aus der Natur ab.

singt Anna: „„Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt!“ .. Dann jubelte Anna auf: so etwas Schönes hätte sie in ihrem Leben nie gesehen. Nur drei Stunden davon, und doch war sie nie hier gewesen: die Arbeit der unteren Stände hat keine Zeit zum Naturgenuß!“ (H:H, 300)

Anna, die westfälische Venus, erlebt an der Seite des verarmten Grafen den gesellschaftlichen Aufstieg. Der Ich-Erzähler profitiert von der Situation literarisch ¹⁰²⁴: „Die Liebe dieses jungen Menschenkindes war übergeglüht auf mich“ (ebd.). Schriftstellerisch wird er tätig und verfasst poetische Zeilen zur „Brautseele“ (ebd.). Mythisch schildert *Hille* die Externsteine und macht die Leser/innen in seinem lyrischen Roman mit geschichtlichen Geschehnissen in der Region vertraut. *Westfälische Heimat* soll auch aus der eigenen geschichtlichen Vergangenheit heraus verstanden werden.

Einer von ihnen [ein Externstein] hat, wahrscheinlich weil er früher heidnischer Opferstein gewesen, wie das immer dann geschah, zur christlichen Kapelle herhalten müssen. Zu Anfang des elften Jahrhunderts wurde hier das Opfer dargebracht; nicht wie früher gefangene Feinde oder Pferde – in reinen Händen hielt der Christenpriester den Kelch des Heils dem Vater empor und brachte ihn dar an des Heilands Statt der Welt zur Entsühnung.

Wie es schien, hatte Wuotan diese Beschlagnahme seines Eigentums übel vermerkt; denn Regen und Sturm, die Boten seines Unwillens, hatten die Darstellungen fast verwischt, die der Christenglaube hier in den Felsen gemeißelt hatte: den Baum des Unheils mit der Schlange, den Baum des Heiles, von dem Jünger und Mutter und Joseph von Arimathia behutsam die Frucht der Erlösung herabnahmen. (H:H, 301)

Langsam bemächtigt sich die wilde Natur wieder der alten Kultstätte, treibt mit starken Baumwurzeln die Felsen auseinander. Die Drei wandern weiter, „hatten Eile: wollten .. doch noch zum Hermann“ (H:H, 302) – ihrer Zukunft entgegen laufen. „Geschichtskultur und Symbolpolitik entfalten dort ihre größte Wirksamkeit, wo auf die Mittel der anschaulichen Visualisierung und der ästhetischen Inszenierung zurückgegriffen wird.“¹⁰²⁵ Der Weg bis zum Hermannsdenkmal führt durch einen dichten Wald. „Das war wirklich Wildnis, das war Urwald.“ (Ebd.) Der Baron übernimmt jetzt die Führung. Er fühlt sich mit seiner ganzen Seele dem Militär zugehörig (vgl. ebd.), kommentiert das „Winfeld ... das war so eine Art Heldendichtung der Natur, diese ... von einem Fichtenkranze eingefasste Waldwiese.“ (H:H, 303) Die kleine Wandergruppe erreicht eine Lichtung und steht auf dem „Siegesfeld .. auf Seiten der Deutschen“ (ebd.).

Noch einmal treten wir heraus aus Wald und Schlucht, da steht er vor uns auf seinem kuppelartigen Berggewölbe, der Hermann, und weist uns nach oben ... Wir folgen seinem Winke ... Vorerholend. (H:H, 303)

Sie haben das Ziel ihrer Wanderung erreicht, bringen „in ehrerbietiger Stille .. vaterländische Huldigung“ (ebd.) dar. Ihr heimatliches Gefühl bindet sich an Vaterländisches, an eine nationale Empfindung. „Auch eine Gruppe von Offizieren“ hat sich beim Denkmal eingefunden und Walter erfreut sich eine kleine Weile an „dieser schönen Männlichkeit“ (H:H, 303-304) ¹⁰²⁶, aber er schwärmt nicht mehr für das Militär. Seit er „Änneken“ kennt, ist ihm „das gleichgültig“. (H:H, 304) Er ist in einem glücklicheren Leben angekommen, hat den Standesdünkel abgelegt. Anna stimmt ihn zufrieden. Letztendlich ist es ihm einerlei, aus welcher Seele die Freude lacht – „Gänsehirtin oder Prinzessin“ (ebd.). Für einen Mann, der die Triebkräfte der Natur erleben will, ist dies gleich. Für Walter hat die Welt im Moment seiner sinnlichen Begierde „bloß eine physische, keine moralische Bedeutung“.¹⁰²⁷ Glücklicherweise lebt er mit dieser für ihn unbedeutenden Fehleinschätzung. Zu bedenken ist aber, dass „eben jener Gedanke, daß die Welt bloß eine physische, keine moralische Bedeutung habe, .. der heilloseste Irrtum [ist], entsprungen aus der

¹⁰²⁴ Schlegel fasste den Gedanken, dass die „Liebe der Gegenliebe bedarf. Ja für den wahren Dichter kann selbst das [sic!] Verkehr mit denen, die nur auf der bunten Oberfläche spielen, heilsam und lehrreich sein. Er ist ein geselliges Wesen.“ Friedrich Schlegel: Gespräch über Poesie, 473-529. In: Wolfdietch Rasch (Hrsg.): Friedrich Schlegel. Werke in einem Band, 475.

¹⁰²⁵ Andreas Dörner: Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannsmythos: zur Entstehung des Nationalbewußtseins der Deutschen, 160.

¹⁰²⁶ Diesem Männlichkeits-Ideal huldigen in späterer Zeit auch die Vertreter des Nationalsozialismus.

¹⁰²⁷ Arthur Schopenhauer: Paralipomena, Kapitel 5: Einige Worte über den Pantheismus, § 69, in: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. II., 122.

größten Perversität des Geistes.“¹⁰²⁸ *Hille* sieht in der Liebe zwischen den Geschlechtern eindeutig eine Form des Wahnsinns. Gnädig lässt er den Ich-Erzähler über Walters Verrücktheit im Sog sexueller Begierden den Schleier der sinnlichen Liebe legen. Analog der Auffassung in William Shakespeares *Midsummer Night's Dream* (*Sommernachtstraum*) (Fünfter Aufzug, Erste Szene) fasst *Hille* Verrücktheit und Verliebtheit in eins.

I never may believe
These antique fables, nor these fairy toys.
Lovers and madmen have such seething brains,
Such shaping fantasies, that apprehend
More than cool reason ever comprehends.
The lunatic, the lover and the poet
Are of imagination all compact:
One sees more devils than vast hell can hold,
That is, the madman: the lover, all as frantic,
Sees Helen's beauty in a brow of Egypt ...¹⁰²⁹

¹⁰²⁸ Ebd. Ebenfalls anzumerken ist, dass sich „ein *individuelles Bewußtsein ... an einem unkörperlichen Wesen* nicht denken [lässt], weil die Bedingung jedes Bewußtseins, die Erkenntnis, notwendig Gehirnfunktion ist – eigentlich weil der Intellekt sich objektiv als Gehirn darstellt. Wie nun also der Intellekt physiologisch, mithin in der empirischen Realität, d.i. in der Erscheinung als ein Sekundäres, ein Resultat des Lebensprozesses auftritt; so ist er auch psychologisch sekundär im Gegensatz des Willens, der allein das Primäre und überall das Ursprüngliche ist. Ist doch sogar der Organismus selbst eigentlich nur der im Gehirne anschaulich und objektiv, mithin in dessen Formen Raum und Zeit sich darstellende Wille“. In: Arthur Schopenhauer: *Paralipomena*, Kapitel 10: Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod, §139, in: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): *Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke*. Bd. II., 323.

¹⁰²⁹ <http://shakespeare.mit.edu/midsummer/full.html> (Stand: 12.06.2023).

„Ich glaubte nie an diese Feenpossen/Und Fabelein. Verliebte und Verrückte/Sind beide von so brausendem Gehirn,/So bildungsreicher Fantasie, die wahrnimmt,/Was nie die kühlere Vernunft begreift./Wahnwitzige Poeten und Verliebte/Bestehn aus Einbildung. Der eine sieht/Mehr Teufel als die weite Hölle fasst;/Der Tolle nämlich; der Verliebte sieht,/Nicht minder irr, die Schönheit Helenas/Auf einer äthiopisch braunen Stirn.“ Deutsche Übersetzung: William Shakespeare: *Ein Sommernachtstraum*, 147-188. In: William Shakespeare: *Gesammelte Werke*. Aus dem Englischen von Wolf Graf Baudissin, August Wilhelm von Schlegel, Dorothea Tieck und Gustav Wolff, 180.

2.6 Walters Hochzeit – Neue Heimat in Pymont

Über Walters Zukunft hat sein Freund, der Schriftsteller, bereits entschieden. Er wird in Pymont gemeinsam mit seiner Ehefrau ein kleines Hotel für reiche Feriengäste betreiben. Im Fremdenverkehr finden sich vielfältige Möglichkeiten der Erwerbstätigkeit für Mitglieder des verarmten Adelsstandes. Anna wird ihm als Arbeitskraft zur Verfügung stehen. Die Hochzeit ist als kleine Feierlichkeit im engsten Familienkreis geplant. Sie muss um einen Tag verschoben werden, da der Polterabend für den Baron zu nächtlicher Stunde in trunkenem Sturz in den Schnee unglücklich geendet ist. Für den Ich-Erzähler offenbart sich im Fall des adeligen Freundes „die Furcht vor dem Glücke. Der Rausch des Abschieds – vom Alten.“ (H:H, 317) Wie Komteß Breitenbach, so hat auch von Hassenburg erkannt, dass sich der Adel in einen verwilderten Garten gewandelt hatte, der „zeitgemäß ausgerichtet“ (H:H, 308) werden muss. Die Komteß nimmt sich einen Förster, Walter eine Magd (zuvor die Köchin), um die Blutlinie des alten Familiengeschlechts aufzufrischen. Beide haben ihr Leben an die Verhältnisse der neuen Zeit angepasst, entscheiden mit den Veränderungen auch über die nächste Generation. Ludmilla hat die Grausamkeit des Lebens den ›Zigeunerjungen‹ verboten. Letztere wollten zu schnell zu viel; das Land hätte diesen traditionellen Umbruch nur schwerlich ertragen und das Selbstbewusstsein des Bauernstandes hätte tiefe Wunden davongetragen, der kleinstädtischen Welt in lippischer Gegend hätte für einen langen Moment der Atem gestockt.

In der Ehe finden Walter und Anna zueinander. Sie kümmern sich nicht um die Rätsel der Mitwelt – auch nicht um die eigenen –, leben in Einfalt in einer sie zufriedenstellenden ehelichen Gemeinschaft. Schnell passen sie sich den neuen Lebensumständen in Pymont an. „Schon ganz [in] die Pymonter Patina, eine[r] glückliche[n] Vereinigung von Welt und Kleinbürgerlichen“ (H:H, 324) eingehüllt, findet der Ich-Erzähler sie bei seinem Besuch vor. Den Sohn, Wittekind von Hassenburg, hat Walter bei Rotnacht zurückgelassen, denn er „wollte ein neues Leben anfangen und konnte sich gar nicht entschließen, ihn als eine störende Erinnerung aus früherem Elend, aus vergangener Häßlichkeit mit hinüberzunehmen in reinlichere Tage, überhaupt über ihn zu befinden.“ (H:H, 326)

Walter hat sich für die Schönheit des Lebens entschieden. Die glücklich Vermählten haben einen Ort für sich gefunden, der ihnen bekommt und auch das Geschäftliche läuft gut. Sie können sich am Materialismus ihrer Zeit erfreuen. Eigener Besitz ist für sie *Heimat*, stellt sie zufrieden. Im Sinne eines marxistisch-geprägten Sozialismus wurde Walter „nicht vom Eigenthum befreit. Er erhielt die Freiheit des Eigenthums.“¹⁰³⁰

Der Ich-Erzähler hat seine Aufgabe erfüllt, *Heimat* für das Paar, das aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten stammt, ermöglicht. Der gemeinsame Neuanfang ist geglückt. Nun kann er die beiden sich selbst überlassen. Eine weitere Beschäftigung mit dem Paar lohnt sich für ihn nicht, denn ihr glückliches Leben würde ihn als Schriftsteller auf Dauer nur langweilen. Als Freund und Ehestifter besucht er sie ab und an aber gerne.

¹⁰³⁰ Karl Marx: Zur Judenfrage. 451-487. In: Hans-Joachim Lieber (Hrsg.): Karl Marx. Werke, Schriften. Bd. 1, 478.

3 Wie aus Weihnacht Rotnacht wird

3.1 Rotnacht und Ludmilla – Verlust der Kinderheimat

Hans gehört zu den „andere[n], die haben die Hölle in sich und sehen nun die ganze Welt als Hölle.“ (H:H, 268)

Und er konnte nicht anders sein: Bei seinem Wesen, bei seinem Schicksal. ... Denn das gleiche wird vom gleichen angezogen. Ja, dieser Mann des Hasses, dieses Geschöpf der Feindseligkeit, hatte keine Liebe genährt, gehegt, aber in diesem Giftboden war sie zu Wahnwitzigem geworden, das giftiger war denn Haß. Und er litt, er quälte sich hinein in seine abgebrochene .. Leidenschaft, die nur Leidenschaft war, ohne Grenze, ohne Erfüllung. (H:H, 269)

Es ist seine romantische Liebe zu Ludmilla, der Schwester des Grafen, die sich mit einer pessimistischen Grundstimmung verbindet und ihn in tiefes Leid führt. Im Themenfeld der Liebe greift *Hille* die Wollust auf, die in der Dekadenz zu einer faszinierenden Komponente des Bösen wird. Die weibliche Figur Ludmilla – später auch ihre Tochter – wird im Roman als Verbündete der Wollust dargestellt. Im christlichen Kontext kann

Leidenschaft .. so erscheinen, als treibe sie uns an die Grenzen; aber sie ist auch die Gnade, die uns näher an das Zentrum des Lebens führt. Ihr zu folgen heißt in gewissem Sinne, dass wir bereit sind zu sterben, tot für die Außenschichten der Selbstabsicherung, sodass Neues in uns geboren werden kann. Von außen sieht es vielleicht aus wie Verrücktheit, von innen ist es Inspiration.¹⁰³¹

Für Rotnacht findet sich kein Zugang in die christliche Gedankenwelt. „Ich sah vor mir, wie alles so kam und ihn unter sich nahm. Weihnachtsabend: Weiße weite Schneegebirge, darüber geronnen tiefschwarze, vor Schwärze fast glänzende Nacht.“ (H:H, 269) In trunkener Stimmung findet der alte Graf in der Schenke den von seiner Sippe verstoßenen ›Zigeunerjungen‹, „da lohte auf einmal alles in ihm. ... Er fühlte sich in der weiten Weltstimmung des trunkenen Königs. Ein Wohltäter wollte er sein.“ (Ebd.) Er nahm den „verlumpt[en] und verwildert[en]“ (H:H, 270) Jungen als Adoptivsohn an, gab ihm ein neues Zuhause. Ludmilla nahm ihn bereitwillig als Spielgefährten an, denn der „schlanke und schöne Knabe, der so was seltsam, märchenhaft Scheues und Wildes hatte“ (ebd.) gewann ihre ungeteilte Aufmerksamkeit im ersten Moment der kindlichen Begegnung. Walter hingegen hasste ihn vom ersten Augenblick an. Seine „Seele war schon zu erwachsen, er hatte schon Verständnis und Empfindung für die kümmerlichen, immer mehr niedergehenden Vermögensverhältnisse.“ (Ebd.) Er wusste, dass dem neuen unerwarteten „Pflegebruder“ (H:H, 271) finanzielles Unheil folgen würde. „Er sah in dem Zigeunerbuben nicht den Gespielen, sondern den drohenden Miterben. Und es brach von Stund an ein tödlicher, unerbittlicher Streit, eine den jungen Baron immerfort zu neuen Gewalttätigkeiten gegen den Eindringling anstiftende Feindschaft zwischen ihnen aus.“ (H:H, 270-271)

Auch die Abneigung zwischen den Geschwistern, Walter und Ludmilla, hat hier ihren tieferen Ursprung. Die „Kinderwelt“ bedroht eine „Spannung“. (H:H, 271) Ihre *kindliche Heimat* ist durch die unerhörte Tat des Vaters unwiderbringlich verlorengegangen, der „Leben und Jubel ins Haus .. bringen [wollte], das seit dem Tode seiner Frau so grämlich dalag – und nun hatte er tobenden Zorn und verhaltene Feindseligkeiten mit heimgebracht.“ (Ebd.) Die „Sanftmut“ des ›Zigeunerjungen‹ war „Rache“ dem gewalttätigen Walter gegenüber. (Ebd.) „Wirklich dankbar und liebevoll ... und willfähig“ war der Junge nur „seiner kleinen launischen Göttin“ und seinem „Retter“, dem alten Grafen, gegenüber. (H:H, 272) Mit dem Tod des Alten von Hassenburg ist die letzte „Wärme, die ihn unter den Menschen fühlend erhielt, erloschen.“ (Ebd.) Mit dem Ziehvater starb auch die Chance des Jungen auf eine *neue Heimat*. Als letzten Willen hatte der Pflegevater verfügt, „sein Pflegesohn Hans Weihnacht – diesen Namen hatte er ihm geben lassen – solle womöglich auf einer Rentei im Verwaltungswesen sich ausbilden und alsdann seinem Sohne als Rentmeister geregelte Bewirtschaftung seines leider verschuldeten Gutes ermöglichen. Versäumte Hans Weihnacht diese Ausbildung, so habe er keinen Anspruch mehr auf Gut und Lebensunterhalt. Weigert sich Walter, den gehörig vorgebildeten Hans Weihnacht anzustellen, so entfalle sein Erbe auf Ludmilla.“ (H:H, 278) Die testamentarische Anweisung des alten Grafen schafft ein straffes Netz von

¹⁰³¹ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 73.

Abhängigkeiten für Hans, Walter und Ludmilla und führt die ‚Kinder‘ in eine unheilvolle Dreiecksbeziehung, in der Hans zukünftig eine starke Hassliebe ausleben wird.

Beerdigt wird der alte Graf, der „wahrscheinlich von den alten Sachsenherzögen abstammte“ neben „Tagelöhner[n] und polnischen Arbeiter[n]“. (H:H, 272) Dieser Umstand belegt die Tatsache, dass die Familiengeschichte derer von Hassenburg eine Geschichte des Verfalls ist, eine, die der Schriftsteller in kleinstädtischer Gegend als Anregung für seine künstlerische Tätigkeit gesucht hat. Gerade in einer räumlich begrenzten Umgebung, in der sich alle sehr gut kennen, tritt menschliches Elend in besonders deutlicher Form in Erscheinung.

„Das war eine wilde zuversichtslose Zeit, als der alte Herr gestorben.“ (H:H, 273) Die Zeit der Hagerosen bricht für Hans und Ludmilla an. Die Figuren der Kinder werden als Naturwesen gezeichnet, ihre physische Natur tritt in den Vordergrund des Geschehens. Beide könnten vielleicht aus ihrer Wildheit lernen. Aufgezogen – beziehungsweise (kostengünstig) verwahrt (auf Grävenburg) – werden Hans und Ludmilla von den betagten Dienstboten Puljohann und Karoline.

Walter hatte der Vormund auf einige Zeit auf eine landwirtschaftliche Schule geschickt. Das Mädchen blieb im Hause. Für ein Pensionat reichte es nicht. ... Und so wuchsen denn der Zigeunerknabe und das Mädchen auf wie die Wilden. ... Es war eine schöne Zeit: dieses wilde Jahr. Diese Tage der Hagerose. Sie wurden sinnig und still voneinander, lernten von ihrer Wildheit mehr, als sie je in Schulen hätten lernen können. Lernten das Leben. (H:H, 274)

Ohne pädagogische Anleitung sind sie aber der Wildheit des Lebens ausgeliefert und erfahren seine Grausamkeiten. Die Kinder können sich nicht veredeln, wissen nicht „aus ihrer Wildheit das Gesetz zu machen: die Schönheit.“ (Ebd.) Sie bemerken ihr gegenseitiges „Widerstreiten“ nicht, denn im Wald wird es zu „Mut und Unternehmungslust“ (ebd.) und er ist „der Deckmantel ihrer Nichtsnutzigkeiten, „ihrer Unduchten“, wie Karoline sich ausließ“ (H:H, 275). Das betagte Hausmädchen empfindet das Herumtreiben der Kinder im Wald als ungehörig. In Johanns Verhalten hingegen zeigt sich eine stoische Auffassung, da er die beiden in ihrem Treiben nicht stört. Als Ludmilla im Wald den Schritt ab vom Wege geht, fällt sie.¹⁰³² Der Autor verweilt in der Andeutung, gibt seinen Leser/innen hinreichend Raum für eigene Gedanken, belebt den Mythos vom Sündenfall. Der Text verfügt über ein hohes Maß an Fiktionalität.

Hans kehrt aus dem Wald allein zurück, lässt „Mille“ „auf Thienhausen¹⁰³³ ... Bei Doktor Weber“ (ebd.):

Die Milla ... die kann klettern wie eine Katze, und da oben schrie sie auf einmal ‚au!‘ Da hat sie sich was Spitzes in den Fuß getreten von so einem abgebrochenen Telgen. ... Da blieb denn nichts anderes übrig, als ich mußte sie nach Thienhausen bringen, daß Doktor Weber ihr den Fuß wieder heil machte. ... Doktor Weber ließ mir ein tüchtiges Butterbrot geben und was trinken. Dann sagte er: ‚Junge, es ist schon neun Uhr; mach, daß Du nach Haus kommst und sage Deinen Eltern, daß Deine Schwester hier bleiben muß. In drei bis vier Tagen kann sie, falls nichts passiert, wieder bei Euch sein.‘ Ich sagte: ‚Ich habe keine Eltern, und das ist auch nicht meine Schwester.‘ Da hat der Doktor gelacht und mir die Hand auf den Kopf gelegt: ‚Ganz gleich, mein Junge! Dann gehst Du eben zu ihren Leuten und sagst es denen. Daß sie sich um das Mädchen nicht ängstigen. (H:H, 275-276)

Die Kinderfreundschaft zwischen Ludmilla und Hans ist nach der ereignisreichen Wanderung im Wald¹⁰³⁴ nicht mehr dieselbe, an ihr vorheriges Leben können die beiden nicht mehr anknüpfen. „Als

¹⁰³² In Theodor Fontanes *Effi Briest* symbolisiert *der Schritt vom Wege* das unerlaubte Verhältnis.

¹⁰³³ 1867-1887 lebte *Weber* in Thienhausen.

¹⁰³⁴ Nach *Joisten* hat „das Sich-Bewegen beim Wandern .. zugleich eine qualitative Veränderung des Wandernden zur Folge, weil es in seiner Natur- und Selbstbezogenheit das Innere des Menschen und die Intensität seiner Beziehung zur Welt betrifft. Der Mensch ist hier, wie bereits Rosseau, Nietzsche und Spranger betont haben, unterwegs in der Natur und darin zum Eigenen, indem er sich mit jedem Schritt von den von außen auferlegten Bindungen befreit. Im wandernden Gehen geschieht eine Katharsis, durch die der Mensch die Möglichkeit Heim-zum-Raum zu sein in der Weise realisiert, daß er der Natur einwohnt und in seiner Besinnung auf ihren Sinn hört. Wenn er bei seiner Rückkehr wieder in sein Haus eintritt, ist er ein anderer als der, der er bei seinem Weggehen gewesen war.“ Karen Joisten: *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*, 89.

das Mädchen nach einigen Tagen wiederkehrte, war sie nicht mehr zu erkennen. Sie hatte einen Einblick getan und erzählte nur immer, wie fein es bei Doktors gewesen sei.“ (H:H, 277) Ludmilla versteckt sich hinter dem neu erworbenen Schamgefühl. Wenige Tage beim Doktor haben genügt, um in ihr eine andere Gesinnung hervorzurufen. Sie durchleidet eine kulturelle Erschütterung, will nicht mehr mit Hans ‚spielen‘ „als bis er selbst anständig geworden sei“. (Ebd.) Sie versucht, sich aus dem Naturzustand¹⁰³⁵ zu befreien. Anerzogene Anständigkeit – hier ein erlernter Katalog von Regeln im Bereich der Sexualität – wird zum moralischen Feind jugendlicher Wollust und steht auch der Lüsternheit der älteren Generation ablehnend gegenüber. Die „kleine Verwundung hatte bei Ludmilla gewirkt, wie eine Stigmatisation, eine äußere Stigmatisation.“ (Ebd.) Sie fühlt sich befleckt. Ein tragfähiges Argument, das gegen die Unanständigkeit der Kinder spricht, wird vom Autor nicht angeführt. Er sieht die Unanständigkeit in den Augen der Betrachtenden. *Hille* will das Hässliche nicht aus der Welt verbannen, vielmehr die Wahrnehmung dieser Wirklichkeit in seiner lyrischen Prosa unvoreingenommen ermöglichen und dabei den Mechanismus hinter der Empfindung des Hässlichen offenlegen.

Es wäre nicht so vieles häßlich, wenn wir nicht so manches verdürben und häßlich machten.
Und törichterweise sind gerade die Glückskinder, denen nun alles zugute kommt, am meisten darüber aus, den Zauber, den sie haben könnten, zu brechen: die Kinder wollen erwachsen sein, das Volk schämt sich seiner tiefschönen Bräuche und daseinsstärkenden Gepflogenheiten. (H:H, 277)

„Manierlicher mochte die Kleine geworden sein, wenn sie nun auf ein sauberes Gewand und gesträhltes Äußere hielt – besser, eigentlicher, mehr sie selbst ward sie dadurch nicht. Im Gegenteil, enger, leerer.“ (Ebd.) Das Mädchen hat die Grausamkeit der Natur am eigenen Leib erfahren. Das unwiderbringliche Moment der Kindheit und die Chance auf zukünftige Einigung mit Hans sind für sie verloren. Aus einstiger kindlicher Zuneigung wird eine „unselige niedergefallene Liebe“. (H:H, 278) Ihre Lebenswege bewegen sich auseinander. „Viel wirksamer“ wäre es gewesen, beide Leben zu „vereinen“, als gegen die menschliche Natur anzukämpfen. (Ebd.) *Schopenhauer* vergleicht den „Willen“, mit „der Wurzel“ und den „Intellekt“ mit „der Krone des Baumes“:

So ist es innerlich oder psychologisch. Äußerlich aber oder physiologisch sind die Genitalien die Wurzel, der Kopf die Krone. Das Ernährende sind zwar nicht die Genitalien, sondern die Zotten der Gedärme: dennoch sind nicht diese, sondern jene die Wurzel: weil durch sie das Individuum mit der Gattung zusammenhängt, in welcher es wurzelt. Denn es ist physisch ein Erzeugnis der Gattung, metaphysisch ein mehr oder minder unvollkommenes Bild der *Idee*, welche in der Form der Zeit sich als Gattung darstellt. ... Der Geschlechtstrieb ist anzusehen als der innere Zug des Baumes (der Gattung), auf welchem das Leben des Individuums sproßt wie ein Blatt, das vom Baume genährt wird und ihn zu nähren beiträgt: daher ist jener Trieb so stark und aus der Tiefe unserer Natur.¹⁰³⁶

Ludmillas seelische Not erklärt sich, stellt man ihr *Hilles* Gedicht *Der schlafende Blitz* erklärend zur Seite:

Ganz durchzottet
Die heiße lungernde Luft:
Brünstiges Moos,
Und in ihrem Schoß
Da schläft ein bleicher Blitz:
Das kühlende Schwert
In der Scheide des Rächers.
O wärest du nieder.
Du bleicher, rächender Blitz –

¹⁰³⁵ *Joisten* bemerkt zum Verhältnis des Menschen zur Natur: „Das Verhältnis des Menschen zur Natur hat sich im Laufe der Jahrhunderte stark verändert. Eine wesentliche Bedeutung kommt Jean-Jacques Rousseau zu, den man als einen Wendepunkt zwischen einer eher pragmatisch-utilitaristischen und einer sympathetisch-verklärenden Haltung bezeichnen kann.“ Karen Joisten: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 7.

¹⁰³⁶ Artur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, Band II, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Viertes Buch, Kapitel 42: Leben der Gattung, 651-660. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke . Bd. II, 652.

Dann wär's vorbei!
Der Odem der Natur
Ginge wieder frei!¹⁰³⁷

Pouthier erkennt in diesem Gedicht *Hilles* die geschlechtliche Vereinigung:

Hille begreift „Blitz“ als ein „erlösendes Schwert“ (GW II, 130), das herabfährt und „die Unerträgliche“ (ebda.), „die heiße lungernde Luft“ (GW I, 45) wieder erträglich macht. Das Gedicht „Der schlafende Blitz“ faßt diesen Vorgang als geschlechtliche Vereinigung des männlichen Blitzes mit der weiblichen Erdatmosphäre auf.¹⁰³⁸

Auch in *Hilles* Gedicht *Abendröte* sieht *Pouthier* die „blühende Gewalttat“ und in *Der schlafende Blitz* ist „das, was das Zusammenspiel von Mann und Frau, von Blitz und Weib (bzw. Moos), von Himmel und Erde hervorbringt, das Kind“ – laut *Pouthiers* Interpretation – „die Poesie selbst“.¹⁰³⁹

Um nicht selbst gequält und verletzt zu werden, will Hans das Gefühl des Hasses in sich kultivieren und „selbst Ansehen gewinnen“. (H:H, 278) Eigentlich müsste er sich aber vom Naturzustand gänzlich abwenden und sich in ein Kulturwesen verwandeln. Der letzte Wille des Pflegevaters hilft ihm, an Walter, „sein[em] Peiniger und [an Ludmilla, dem] ... hochmütige[n] Ding“ (H:H, 279), Rache zu verüben, sofern es ihm gelingt, zum Rentmeister ausgebildet zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen, muss Hans den Eindruck erwecken, als würde er sich wandeln, „seine Verbitterung ... in geschmeidige Freundlichkeit, seine knurrige Zurückgezogenheit in höflich auftretende Beflissenheit“ (ebd.) überführen, sich für kurze Zeit anpassen. Der Eindruck einer vermeintlichen Selbsterziehung, Selbstbildung, entsteht. Nur mittels innerer Selbstbeherrschung kann es ihm gelingen, dass der Anschein der von ihm verlangten Etikette stimmt. Aufgrund seiner Abstammung gelingt es ihm, bewusst Grenzen für die eigene Wildheit festzulegen. Für die Dauer dieses Moments bestimmt er selbst die Grundstimmung seiner Seele.

Nicht umsonst stammt man aus dem wandernden Volke! Alle seine Instikte, alle seine Witterungen sind noch vorhanden. Sie sind nicht erstorben in dieser langen Abwesenheit, sie schlafen nur, brauchen nur angeregt werden, um zu erwachen mit unhemmbarer Glut, die durch lange Verhaltenheit nur neue Nahrung gefunden. (H:H, 279)

Hans ist bereit, sich den von ihm verlangten Prüfungen im Leben zu stellen. Er ist zielstrebig, willensstark. Mit den Anstrengungen verbindet er die Hoffnung, die erlittene Geringschätzung überwinden und Anerkennung einfordern zu können. Er ist bereit, sich seine Stellung im Leben durch Leistung zu erkämpfen. Fleißig erfüllt er alle Anforderungen, um auf seinem Lebensweg gut voranzukommen. Er möchte keinen weiteren Enttäuschungen im Leben ausgesetzt sein. Gesellschaftlicher Aufstieg soll seine Rache sein. Die Phase der Ausbildung wird von Walter ungläubig und mit Spott begleitet. Schon bald wird Weihnachten auf „eine Stelle auf einem Gute an der Weser ... empfohlen und angenommen.“ (H:H, 282) Auch in den Abschiedsworten, die Rotnacht an seine Pflegegeschwister richtet, liegt Spott; es ist rachelüsternder Spott – aber in viel höherem Maße auch die in ihm aufflackernde Vorfreude auf den erwünschten Sieg.

„‘nen Kognak gefällig, Rentmeisterchen? lallte spritselig der schon recht aufgedunsene junge Gutsherr ... dem aufgerichtet Stehenden zu.
„Ich danke, Walter, Du weißt, ich trinke keine geistigen Getränke. Das paßt sich nicht für mich.“
Es war, als ob ein leiser, grausamer Spott wie eine bitterböse, schneidende Uhrfeder um die Mundwinkel dieser korrekten Rede lauere. (H:H, 282)

¹⁰³⁷ Peter Hille: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Friedrich Kienecker. Band 1: Gedichte und Schriften, 45-46.

¹⁰³⁸ Pierre Georges Pouthier: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille. 59-82, in: Hille Blätter 1995, 68

¹⁰³⁹ Ebd. 69. *Pouthier* sieht in der „blühende[n] Gewalttat“ ... jene, die die Braut durch den Bräutigam in der Hochzeitsnacht erfährt. Am „Brautmorgen“ erwachend, erlebt sie diesen friedlich schlafend neben sich und fragt sich: /War das (der Mann also – d. Verf.) da denn so furchtbar, /So unverschämt – und scheußlich / So zu sich zwingend – / Und kehrte sich an nichts. (GW I, 61)“ Ebd. 70.

Ludmilla bittet Hans, ihr zu schreiben: „Laß es Dir gut gehen, Hans! Schreib' bald mal! Hörst Du?“ (H:H, 283) Ist sie ihm zugeneigt? Prüfend schaut er in ihre Augen. Lange sehen die beiden sich an, bevor sein Fußmarsch beginnt. Ihm steht eine schwere und arbeitssame Zeit bevor. Liebe bedarf einer Gegenliebe. Nicht länger als notwendig wird er in der Fremde verweilen, bald zurückkehren – zu *ihr* zurückkehren. Mit ihr will er *Heimat* gestalten. Die „Wärme, die ihn unter den Menschen fühlend“ (H:H, 272) erhält, ist *nicht* erlöschen. Leidenschaftlich empfindet er Hassliebe, will von Ludmilla Achtung und Anerkennung – auch Liebe – erzwingen. Ihre Liebe zu ihm wäre für Walter bittere Kränkung und für ihn – in Verbindung mit gesellschaftlichem Aufstieg in die Position des Rentmeisters – süße Rache.

3.2 Ludmillas Vermählung – Misslungene Heimkehr

„Das Damenhafte“ an Ludmilla gefällt Walter; er geht „mit ihr aus“, besucht „mit ihr .. Honoratioren“. (H:H, 281) „Wenn sie so mitsammen [sic!] gingen oder fuhren, sah er seine Schwester des öfteren mit unverhohlenem Wohlgefallen an.“ (Ebd.) Die Eleganz der Schwester soll seinem Leben zu neuem Glanz verhelfen. Walter ist versnobt, betrachtet diesen Charakterzug als natürliche Erbanlage seines adeligen Geschlechts. „Das liegt so in uns. Wir wollen immer noch was vorstellen.“ (H:H, 296) Gelingt es ihm, Ludmilla lukrativ zu verheiraten, dann wird auch er an gesellschaftlichem „Ansehen“ (H:H, 281) hinzugewinnen. Ein älterer Kurdirektor aus Pymont, Graf von Hersdorf, scheint Walters Wünschen zu entsprechen. Er befürwortet die Verbindung und „Graf und Gräfin beerhten sich . . . einzuladen“ (H:H, 286) zu ihrer Hochzeit. Walter macht seine Mitmenschen zum Objekt, betrachtet sie ausschließlich als Mittel zum Zweck. Dies gilt für Ludmilla, ebenso für von Hersdorf, aber der „Graf .. war keine Kreditzugabe“ (H:H, 287) für Walter, sondern eingeschätzt wie er eine „0“ (ebd.): „Er stand in dem Bewertungsregister der Geldleute genau so niedrig eingeschätzt wie Hassenburg : = 0.“ (Ebd.)

„Mit vorzüglichem Zeugnis aus der Rentei“ (ebd.) kehrt Hans zurück, aber Ludmilla ist fort. Sie wohnt nicht mehr beim Bruder in Grävenburg. Rotnacht hat den richtigen Augenblick zur Rückkehr, aus welcher eine Heimkehr hätte werden können, verpasst.

Weihnacht mußte die Stuhllehne erfassen, um sich zu halten; ihm schwindelte. Feurige Räder kreisten vor seinen Augen. ... „Ja, weißt Du es nicht? Ludmilla ist seit einem Vierteljahre verheiratet mit dem Kurdirektor von Pymont, dem Grafen von Hersdorf. Hast Du denn keine Karte bekommen? Da muß es übersehen sein bei dem Trubel. Übrigens hättest Du auch mal herüberkommen können all' die Zeit!“ (H:H, 287-288)

Taumelnd vor Bestürzung über Ludmillas Weggehen nimmt Weihnacht die Stelle als Rentmeister – wie vom verstorbenen Pflegevater testamentarisch befohlen – an. Walter ist erfreut, über die Rückkehr. Er hofft, dass Hans das Gut „wieder flott .. machen“ wird, das bereits heruntergewirtschaftet ist. (H:H, 288) Walter fehlt „die Kraft, die Ausdauer, das Gedächtnis des Hassens“. (H:H, 289) Aber für Hans ist nun die heißersehnte Zeit gekommen, um abzurechnen. Es hätte für ihn eine Zeit der Ernte werden sollen, aber Ludmilla ist verheiratet und sie ist bereits schwanger. Hans hat „etwas zu zerbeißen: den bittersten Schluck seines Lebens. Das war ein anderes Kauen, als wie es die Weinkenner mit ihren Auslesen machen, um auf den Geschmack zu kommen“ (ebd.), die bittere Botschaft ist für Hans kein ästhetischer Genuss, keine Gaumenfreude. Als Walter bekennt, dass, wenn er um die finanziellen Engpässe des Grafen von Hersdorf gewusst hätte, er Ludmilla auch ebensogut mit Hans hätte vermählen können, entfaltet sich auch der letzte bittere Botenstoff im „bittersten Schluck seines Lebens“ (ebd.). Ohne Reue, ohne Einsicht, beschuldigt Walter seine Schwester und den Pflegebruder, die Situation verursacht zu haben: „Hättest Du Dich nur einmal sehen lassen! Wenn man einander mehr sieht, so denkt man schon eher an so was.“ (H:H, 290)

Die Schwangerschaft bekommt Ludmilla nicht. Sie liegt im Sterben. Ein Depeschensbote bringt noch in der Nacht die entsetzliche Nachricht über ihren baldigen Tod. Unverzüglich werden die Pferde

angespannt. Hans wartet im Amtszimmer des Kurdirektors bis Walter ihn zu Ludmilla ins Krankenzimmer ruft. Rotnacht durchlebt die „Schmerzhaftigkeit der Wahrheit“.¹⁰⁴⁰

Kaum .. betrat er das Gemach, worin er des Bettes seiner Jugendgeliebten ansichtig ward, als er mit einem Satze wie ein reißendes Tier darauflosstürzte, die ihn fest und bekümmert Ansehende aufriß von ihrem Lager und sie mit stürmenden Küssen würgte und immer wieder würgte. Als er von ihr ließ, lag sie wie tot da.

Aber sie sah ihn dankbar an, mit Augen, in denen die Feuchtigkeit des Lebens gerann. Für immer gerann. Um nie wieder zu schillern im Spiel der Empfindung. (H:H, 292)

Ludmilla und Hans sehen einander in die Augen. In der letzten Empfindung ihres Lebens, mit ihrem letzten Atemzug, schenkt Ludmilla Hans den magischen Blick der Liebe. Keiner der anderen wagt es, Hans anzusehen – „schrecklich war der Verzweifelte in der Verzerrung, im Todeskampfe seiner Leidenschaft“.¹⁰⁴¹ (H:H, 293) Rotnachts Verlangen ist exzessiv in seiner Intensität. Er ist von Ludmilla besessen, kann den Schmerz nicht kontrollieren. Das Leid, das daraus entsteht, leitet sich ab aus übermäßigem sinnlichen Verlangen.

Wir wissen ..., wenn [unsere Tränen,] Tränen des Schmerzes und des Zornes sind, hat sich etwas in uns geregt in Tiefen weit unterhalb der Oberfläche. Die bewusste Einbindung solcher inneren Tiefen ist Teil unserer Reise, ein ganzer Mensch zu sein.¹⁰⁴¹

Der Schmerz des plötzlichen Verlusts überwältigt Rotnacht, zerreißt ihn innerlich. „Der Kurdirektor war hinausgegangen. Er hatte seine Frau verloren und erfahren, daß es nicht seine Frau war.“ (H:H, 292) Er erlebt distanziertes und kontrolliertes Leid, aber das „Schicksal“ zwischen Hans und Ludmilla zeigt sich als „Bestie“, die grausam vorherbestimmt, dass sich Liebe in Hass manifestiert, dass sie allein im Hass den passenden Ausdruck finden kann. (H:H, 293) Im Namen der Toten erhebt sich in Rotnacht ein übersteigertes unmenschlicher Hass, der sich in unendliche Weiten ausdehnt. Mit verzweifelter Leidenschaft straft er die Tote dafür, dass sie ihn verlassen hat.

So wollte er ihr zeigen, was sie ihm gewesen.
Wie vieles sie an ihm verlor!
Welchen Schatz an Liebe, wo nun ein Schatz von Haß war.
Das wollte er ihr zeigen.
In diesem Sinne ihr leben. (H:H, 294)

Seine Seele war wie „eine qualvoll blutig schwadenpuffende Flamme“, die zeitlebens dadurch gequält wurde, dass sie „das Eigene in Fremdem suchen“ musste. (H:H, 292) Nun hatte das Leben ihm, dem verzweifelt Liebenden, der sich für die Grausamkeit seiner Lebenswirklichkeit rächen wollte, *alles* genommen. Das Prinzip der romantischen Ironie hat seiner Lebensplanung den Weg verstellt. Durch Ironie entgleitet Rotnacht in die Selbstzerstörung. Er durchlebt „die Situation des romantischen Menschen.“¹⁰⁴²

Seine Erkenntnis vom Wesen der Welt mußte sein Handeln töten, mochte auch der Trieb zur Verwirklichung noch so mächtig sein. Er zog die menschliche Konsequenz aus dem Gedanken des deutschen Idealismus, wie er ihn als ein romantischer Mensch verstehen mußte. Diese Erkenntnis war: daß die Welt der Erscheinung und der Vielheit von Formen und Gestalten nur die Begrenzung und damit auch die Vernichtung des unendlichen Geistes sei und daß sein letztes Ziel nur die Vernichtung solcher Welt sein müsse. Dieser schreiende Widerspruch zwischen dem unendlichen Geiste und der ihn begrenzenden Welt wurde von der Romantik als innerlichster Widerspruch im Geiste selbst

¹⁰⁴⁰ Hans-Peter Göbbeler/Hans-Ulrich Lessing (Hrsg.): Otto Friedrich Bollnow im Gespräch, 43.

„Jede Erfahrung beruht auf einem einzelnen Ereignis, das schmerzhaft in das Leben eingreift. Sie betrifft nicht das Leben als ganzes. Und die Aufgabe besteht darin, sich mit dieser Erfahrung auseinanderzusetzen und sie sinnvoll in das Verständnis des Lebens und der Welt einzubeziehen. Das gelingt allerdings nicht überall, und es bleiben als schmerzhaft empfundener „Pfahl im Fleisch“ die Grenzen des Verstehens gegenüber einem sich jeder Sinngebung entziehenden grausamen Schicksal, am entscheidendsten wohl im Tod eines uns nahestehenden Menschen.“ Ebd. 43. Rotnacht scheitert an dieser Aufgabe.

¹⁰⁴¹ Philip Newell: Mit einem Fuss im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum, 72.

¹⁰⁴² Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 63.

erkannt. Denn der unendliche Geist erschafft sich selbst diese Welt, um sich zu begrenzen, weil er nur in der unendlichen Vernichtung solcher Grenzen unendlich ist.¹⁰⁴³

Rotnacht verliert mit dem Verlust Ludmillas die Möglichkeit, bei ihr eine *emotionale Heimat* zu finden, die von Dauer ist. Zeitlebens ist sie ihm fremd geblieben. Mit ihrer vorschnellen Hochzeit und ihrem verfrühten Tod wird ihm die Chance auf einen gemeinsamen Neuanfang mit ihr verwehrt. Letztendlich bleibt ihm nur leidvolle Trauer und ein langer Weg in den Tod. Poetisch beschreibt *Hille* Rotnachts nihilistische Haltung zum Leben.

3.3 Rotnachts Untergang – Langer Weg in den Tod

Nach drei Jahren entzieht Rotnacht Walter den ererbten Besitz. Er fordert die unverzügliche Rückzahlung der geliehenen „zehntausend Mark“ (H:H, 294), die er vorgestreckt hat. Die hohe ausstehende Geldschuld ist von Walter nicht zu begleichen. Haus Grävenburg fällt an Hans Weihnacht. Rotnacht kommt zu „Wohlstand“, (H:H, 310) aber der neue Besitz kann ihn nicht über den erlittenen Verlust Ludmillas hinwegtrösten und der Erwerb Grävenburgs ist nur ein Teil seiner Rache an Walter.

Gemeinsam mit Wittekind, Walters Sohn, der aus einer früheren sexuellen Verbindung mit einer Köchin stammt, wächst Ludmillas kleine Tochter Erna als Pflegekind in Rotnachts Obhut auf. Bereitwillig hat er sie bei sich aufgenommen. „Als der Kurdirektor starb, zählte das kleine Ding kaum drei Jahre. Vermögen war nicht da, nur Schulden. Auch die Familie hatte wenig Interesse an dem kleinen Spätling.“ (H:H, 309-310) Was Rotnacht an der kleinen Erna liebt ist ihr Aussehen. Sie bleibt ihm von ihrer Mentalität her fremd, wie auch Ludmilla ihm fremd geblieben ist, aber in ihrem Antlitz erkennt er die einstige Jugendliebe. Es ist zum einen die äußere Ähnlichkeit zu Ludmilla, die Ernas Anziehungskraft auf Rotnacht begründet.

Was er an dem Kinde liebte, war die Ähnlichkeit mit seiner Mutter. Um das Wesen, um die Art kümmerte er sich nicht; er wußte nicht, wie sie war; wußte nicht, ob sie ihm zuwider oder angenehm. Nur ihr Aussehen zog ihn an, und so konnte er, während das Kind heranwuchs, oft stundenlang davorsitzen und es anstarren, und es war ihm gleichgültig, wenn die Kleine, davon entsetzt, auf einmal zu schreien anfang und nach ihm trat, schlug und biß. (H:H, 310)

In der Betrachtung der Kleinen sucht Rotnacht die Erinnerung an ihre Mutter. Er ist haltlos, innerlich zerrissen, seine Umgebung reizt ihn. Getrieben wird er von einer unbändigen nichtabreißenden und unerfüllten Liebe zu Ludmilla. Ihr Tod hat ihn vom Leben entfernt. Die reale Welt wird ihm zum Nichts, folglich zieht er sich in das eigene Selbst zurück. Er lässt die ungezügelte Wildheit im jungen Mädchen zu – auch die eigene –, erinnert dabei die „Tage der Hagerose“ (H:H, 274), in denen alles Natur war. Sein innerer Blick ist in die Vergangenheit gerichtet. *Hille* betont in seinem Heimatroman die Auseinandersetzung des *Eigenen* und mit dem *Fremden*¹⁰⁴⁴ explizit. Das Ich Rotnachts wird zur Summe seiner Erinnerungen und seiner Emotionen. Zum anderen erkennt Rotnacht in Erna, die ihm als Nicht-Ich fremd bleibt, die Gattung¹⁰⁴⁵. Eine romantische Einswerdung von Ich und Nicht-Ich

¹⁰⁴³ Ebd. 63-64.

¹⁰⁴⁴ „Die Verbindung der beiden sowohl für Hölderlin als auch für Heidegger zentralen und durchaus als »Grundworte« zu betrachtenden Begriffe des »Eigenen« und des »Fremden« weist gewissenmaßen in das »Herz« des »Wohnens auf dieser Erde«.“ Dieter Thomä (Hrsg.): Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, 184

¹⁰⁴⁵ „Zuvörderst lerne man beim Anblick jedes jungen Tieres das nie alternde Dasein der Gattung erkennen, welche als einen Abglanz ihrer ewigen Jugend jedem neuen Individuo eine zeitliche schenkt und es auftreten läßt so neu, so frisch, als wäre die Welt von heute ... – Ich weiß wohl, daß, wenn ich einem ernsthaft versicherte, die Katze, welche eben jetzt auf dem Hofe spielt, sei noch dieselbe, welche dort vor dreihundert Jahren die nämlichen Sprünge und Schliche gemacht hat, er mich für toll halten würde: aber ich weiß auch, daß es sehr viel toller ist zu glauben, die heutige Katze sei durch und durch und von Grund aus eine ganz andere als jene vor dreihundert Jahren.“ Artur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Viertes Buch, Kapitel 41: Über den Tod, 651-660. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke . Bd. II, 616.

gelingt ihm nicht; „tiefste Sehnsucht der Romantik war ... Gemeinsamkeit.“¹⁰⁴⁶ „Platon gründete mit Recht die ganze Philosophie auf die Erkenntnis der Ideenlehre, d.h. auf das Erblicken des Allgemeinen im Einzelnen.“¹⁰⁴⁷

Rotnacht, der dem Hause die Macht gab, war wie ein wortkarges Raubtier, das leicht gereizt werden konnte und dann fletschte. So waren auch die Kinder kleine Raubtiere, die gern fletschten, gerne sich und andere anfauchten. (H:H, 309)

Die Kindheit Ludmillas, ihre wilde Ausgelassenheit, wiederholt sich in ihrem Töchterchen. Erna wird wie Ludmilla *nicht* erzogen. Vielleicht möchte Rotnacht auf diese Weise, die Gattungsmerkmale der kleinen Erna, die auch Ludmilla eigen gewesen sind, in reiner Form zum Vorschein bringen. Wenn dies positiv beantwortet werden kann, dann ist er mit seiner Strategie erfolgreich gewesen. Die Grausamkeit der Natur findet ihren Widerschein in den Augen des kleinen Mädchens. Rotnacht erlebt in der Beobachtung Ernas Impressionen ihrer Boshaftigkeit:

Das Mädchen konnte über die Schärfe der Lichtbrechung in seinem schwarzen Auge manchmal sonderbar weiche Schleier tun: das war allemal, wenn sie am meisten boshaft und grausam war. (H:H, 311)

Auch der Baron lässt seinen „Jungen gewähren“ (ebd.), erzieht ihn nicht. Bei ihm geschieht es aus Gleichgültigkeit, Resignation und eigenem Mangel an Bildung: „Natur, was ist da zu machen? Was wird es helfen? Wie wir den Rücken wenden, so fangen sie ja doch wieder an.“ (Ebd.) Die Kleinen spielen mit kindlicher Niedertracht. Gewissenlos gehen sie ihrem Spieltrieb nach. Im Spiel unterscheiden sie nicht zwischen Schein und Wirklichkeit. Erst töten sie Raupen im Akkord, die sie von Kohlblättern absammeln, in einem Wettstreit, in welchem sie ihre Schnelligkeit und Geschicklichkeit unter Beweis stellen können, im Anschluss fällt dem Mädchen – sie ist im Kinderspiel die Dominantere der beiden – ein noch grausameres Spiel ein als die Einübung des perfektionierten Tötens kleiner Raupen: Wittekind soll die Leiden Christi ertragen. Erna setzt ihm eine Dornenkrone auf und schlägt fest auf seinen Kopf. Walters Sohn, jetzt noch zu schwach, um sich effektiv gegen die Ältere im Spiel zu wehren, verlagert seine Rache hoffnungsvoll in die Zukunft:

„Du Hund! Du gemeines Aas! Paß auf, wenn wir erst verheiratet sind. Dann hab' ich das Recht. Dann bind ich Dich an den Bettpfosten, und haue Dich, daß Du nicht weißt, wohin. Dann bin ich der Bärenführer, und Du sollst tanzen. Einen Ring zieh ich Dir mitten durch die Nase.“ (H:H, 313)

Der Ich-Erzähler und Walter hatten die Kinderszene beobachtet und „lachten beide laut auf“ (ebd.) als Wittekind das Tierhafte in Erna erkennt und sie als Hund beschimpft. Aber ‚Kindermund, tut Wahrheit kund‘ und wir erinnern an die Schilderungen der Schlagfreudigkeit westfälischer Männer, die *Droste-Hülshoff* in ihren *Westphälischen Schilderungen* – Sitten und Gebräuche des Landes beachtend – in Literatur gefasst hat.

Rotnacht war ganz elend zumute, auch er hatte die kindliche Auseinandersetzung beobachtet. Hatte auch er auf diese perfide Form der Racheausübung gehofft? Vielleicht ist ihm klar geworden, dass er genau dies niemals gewollt hätte? Kam ihm der naturbedingte Vorfall, der sich in den wilden Jugendtagen im Wald ereignet hatte, wehmütig in den Sinn, oder waren seine Kinderspiele mit Ludmilla von vergleichbarer Grausamkeit? Er hat Ludmilla geliebt, nicht gehasst, strafen wollte er sie nur für ihre Mißachtung und die darin enthaltene Untreue. *Hilles* entlarvende Schreibart ist nur erträglich durch die Distanz der Ironie, die die poetischen Momentaufnahmen reflektierend in Relation zueinander stellt. Sie verleiht dem Schreiben Leichtigkeit während der Autor das Gefühl des Hasses in den Figuren – mit der Grausamkeit und mit dem Leid, das es hervorruft – erfahrbar macht. Lyrische Impressionen verleihen seelischen Stimmungen den passenden Ausdruck. Rotnacht „sah kläglich aus. Als sei das Grausen seiner Seele nach außen gebrochen, so die weißen Strähnen in seinem vor Entsetzen zusammengekauerten schwarzen Haar.“ (H:H, 313) Rotnacht ist ein gebrochener, ein in sich zerrissener Mann.

¹⁰⁴⁶ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich, 127.

¹⁰⁴⁷ Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. II, 607.

Der Ich-Erzähler findet Rotnacht „an dem Hohlwege .. nach Hagedorn“. (H:H, 317) Die Stimmung im Roman wechselt. Rotnacht wird vom Ich-Erzähler nun anders empfunden.¹⁰⁴⁸ Wie zu einer Salzsäule erstarrt steht Hans am Wegesrand; er hat hinter sich, nicht ausschließlich nach vorn geschaut und sich mit diesem Verhalten dem Leben gegenüber einer Anweisung des christlichen Gottes widersetzt. Hans gleicht einem „Wegweiser“ (ebd.), der dem Menschen die Richtung zur Hölle weist. Hölle, das ist für ihn sein heimatlicher Nachbereich. Sie ist *in* ihm und *um* ihn: Erst das erkennende Subjekt verleiht der *Heimat* ihr Dasein. Hans weiß keinen Ausweg mehr aus der qualvollen Trauer, die sein Dasein bestimmt. Er verliert den Verstand, ist ohne Orientierung hilflos:

„O Sie! sagen Sie mir, finden Sie mich . . . ich habe mich verloren. Wo bin ich? Wo soll ich hin? Ich kann nicht mehr heraus aus mir: ich zerreiße mich an mir, das sind alles Foltergeräte nach innen, und da muß ich hindurch. Und wieder hindurch. Und noch mal. Hei, wird's bald!“
Der Schrei, der Ruf gegen sich selbst, war schmitzende Peitsche. (H:H, 318)

Sein Leid begründet sich für ihn darin, dass er in seinem Bewusstsein gefangen ist. Die genaue Erklärung, warum dies so ist, möchte er vom Ich-Erzähler genannt bekommen. Mit seinem Schmerz stellt er den ästhetischen Immoralismus bloß. Rotnacht zeigt sich dem Betrachtenden nicht als christlicher, sondern als philosophischer Mensch mit pessimistischer Veranlagung im Sinne *Schopenhauers*. Er ist „sich der *Identität des Jetzt in aller Zeit* deutlicher als die andern bewußt.“¹⁰⁴⁹ „Feige“ versucht der Ich-Erzähler, der eine Mitschuld am Gemütszustand des tief in seiner Seele gedemütigten Mannes trägt, indem er zum guten Freund Walters geworden ist, den Hilfesuchenden „abzuschütteln“: (Ebd.) „Waren Sie schon bei einem Geistlichen?“ (Ebd.) Dem christlich gesinnten Menschen ist Gott eine Antwort auf alle Fragen im Leben. Nach Auffassung *Schopenhauers* aber „läuft [es] auf eins hinaus“, ob gesagt wird: „Die Welt ist Gott“ oder: „Die Welt ist Welt“.¹⁰⁵⁰ „Die Welt ›Gott‹ nennen heißt nicht, sie zu erklären, sondern nur die Sprache mit einem überflüssigen Synonym des Wortes ›Welt‹ bereichern.“¹⁰⁵¹ Rotnacht will Antwort vom Schriftsteller, der im Sinne romantischer Literatur erklärt, dass er seinen Weg „bei sich“ (H:H, 319) finden müsse.

Die Romantik war nicht nur der geheimnisvolle dämmerige Wald des Märchens und der Sage, das Rätsel und der Zauber, ... sie war auch eine große intellektuelle Strömung, ein großartiger Versuch, das Tor zwischen den beiden Reichen des Bewußten und Unbewußten zu öffnen, daß sie harmonisch sich verbinden können.¹⁰⁵²

„Finden? Was finden? Asche? Wenn nichts mehr da ist“ (ebd.), weil eine Hassliebe alles verbrannt hat. In Rotnacht brennt kein Höllenfeuer. Es ist die Flamme der menschlichen Wollust, die in ihm gezündelt hat. Rotnacht ist Opfer seiner unerfüllten sinnlichen Begierde. Er wird zum *Opfer der Natur*. Das *christliche Widerwort* des Ich-Erzählers wird zum Wegweiser in den Tod: „Eine Bosheit, die sich

¹⁰⁴⁸ Der „Ironiker ist ein Dichter und daher kommt es, daß es, obwohl er wahrlich ein Spielball der Laune der Weltironie ist, doch nicht immer den Anschein davon hat. Er dichtet alles, dichtet Stimmungen mit. Um recht frei zu sein, muß er die Stimmung in der Gewalt haben, deswegen muß die eine Stimmung unverzüglich von der anderen abgelöst werden. Insofern es nun zuweilen geschieht, daß die Stimmungen einander gar zu verzweifelt ablösen und er also merkt, es gehe nicht ganz mit rechten Dingen zu, so dichtet er. *Er dichtet*, er sei es selber, der da die Stimmung hervorruft.“ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 291.

¹⁰⁴⁹ Arthur Schopenhauer: Paralipomena, Kapitel 10: Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod, § 139. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. V, 321. (Kursive Schreibweise im Zitat)

„Wann immer wir auch leben mögen, stets stehen wir mit unserem Bewußtsein im Zentro der Zeit, nie an ihren Endpunkten und könnten daraus annehmen, daß jeder den beweglichen Mittelpunkt der ganzen unendlichen Zeit in sich selbst trägt. Dies ist auch im Grunde, was ihm die Zuversicht gibt, mit der er ohne beständige Todesschau dahinlebt. Wer nun aber vermöge der Stärke seiner Erinnerung und Phantasie sich das längst Vergangene seines eigenen Lebenslaufs am lebhaftesten vergegenwärtigen kann, der wird sich der *Identität des Jetzt in aller Zeit* deutlicher als die andern bewußt. Vielleicht sogar gilt dieser Satz richtiger umgekehrt. Jedenfalls aber ist ein solches deutliches Bewußtsein der Identität alles Jetzt ein wesentliches Erfordernis zur philosophischen Anlage. Mittels seiner faßt man das Allerflüchtigste, das Jetzt, als das allein Beharrende auf.“ Ebd. 321. (Kursive Schreibweise im Zitat)

¹⁰⁵⁰ Arthur Schopenhauer: Paralipomena, Kapitel 5: Einige Worte über den Pantheismus, § 69. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. V, 120.

¹⁰⁵¹ Ebd.

¹⁰⁵² Marie Speyer: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik. Untersuchungen zur Geschichte des romantischen Einflusses im XIX. Jahrhundert, 390.

erkennt, hebt sich auf. Ein Fegefeuer sind Sie, keine Hölle!“ (Ebd.) Der Ratschlag des Literaten fällt auf gelockerten Boden: „Wer bin ich, wohin mit mir? Zu was? Eine Bosheit des Geistes, die sich erkennt, hebt sich auf. Ja: Das ist was. Das trägt. Ja, das trägt.“ (Ebd.) Rotnacht ist keine intellektuelle Bosheit, ihm fehlt „das Vertrauen zu einem ihn tragenden Weltgrund ... [dem] religiöse[n] Grund aller Erziehung.“¹⁰⁵³ Er urteilt anders, kommt in seiner ästhetischen Betrachtung der Welt zu einem anderen Ergebnis als der Ich-Erzähler. Christliches Denken kann ihn nicht seiner unendlichen Trauer entreißen, aber mit ihr steht er Überlegungen des Pantheismus nahe:

Bei der Annahme des Pantheismus ist der schaffende Gott selbst der endlos Gequälte und auf dieser kleinen Erde allein in jeder Sekunde einmal Sterbender, und solches ist er aus freien Stücken: das ist absurd. Viel richtiger wäre es, die Welt mit dem Teufel zu identifizieren: ja dies hat der ehrwürdige Verfasser der ›Deutschen Theologie‹ eigentlich getan, indem er ... (nach dem wiederhergestellten Text, Stuttgart 1851) sagt: ›Darum ist der böse Geist und die Natur eins, und wo die Natur nicht überwunden ist, da ist auch der böse Feind nicht überwunden.‹¹⁰⁵⁴

Rotnacht wird ruhiger, verbleibt aber in einer pessimistischen Grundhaltung und bittet den Ich-Erzähler um Begleitung auf dem letzten Weg.

Denn es ist soweit: bald werde ich mich erkennen. ... So was man Sterbesakramente nennt, das geben sie mir heute. Der Geistliche kann das nicht. Der meint es ja ganz gut ... ich habe ja auch gar nichts gegen die Religion. Aber sie hat nichts für mich – die sind zu allgemein! .. Und in mir ist so ein Abgrund! Ein ganz besonderer Abgrund! Der Abgrund bin ich. Nur ich! (H:H, 319)

Dieser Abgrund findet sich in seinem Selbst. Rotnachts Abschied von der Welt wird zum langen schlendernden Spaziergang. „Wir gingen weiter und weiter. Zitternde Stunden.“ (H:H, 320) „Sie verstehen mich; Sie müssen mir helfen!“ (Ebd.) Aber „verstehen ist nicht Helfenkönnen.“ (Ebd.) Das Leben war ungnädig, umbarmherzig zu Rotnacht, denn als Unbeteiligter ist er hineingeraten in den Untergang des Adelsstandes. Der Ich-Erzähler kann das schwere Lebensschicksal des heimatlosen Roma nur inform einer kleinen Geschichte schildern. Sie verdeutlicht das Geschehen in einer kurzen, prägnanten Zusammenfassung:

Dem Adel, wohin Sie hineingeraten sind, ist Beweglichkeit vonnöten. Ein paar Jahrhunderte hindurch hat er seine Aufgaben erfüllt. Nun hat er sie verloren. Und er kann sich schlecht bücken, sie wieder aufzunehmen. Und hat der Wind die Anweisung seines Lebens auf einen Baum entführt, so wird es ihm sehr schwer, in seiner Rüstung auf den Baum zu klettern und sie sich aus den Zweigen zu lösen. Ein Hirtenjunge kann das besser. Die haben zu viel Halt. Sie zu wenig. Sie hätten fluten bleiben müssen. Der Fehler, der an Ihnen begangen wurde: man hielt sie an. Was flutet, darf nicht starr werden. Ich will Ihnen sagen, wie Ihnen ist: Da ist so etwas, man weiß nicht, ob Fluß, ob Flamme, und dieser Flammenfluß führt so nebeneinander mit: etwas, das Rauch ist und Haar sein könnte, lauter grelle, schreiende leidende Gesichter. Und dieser Gesichterschrei ist immer nur ein Antlitz: ist Ludmilla.

„Ihr Blut ist Geisterblut; erst im Tode werden Sie zu dem, was Sie nun noch nicht sein sollten, erlöst werden: zu sich selbst: Nur in einem können Sie sich helfen: tun Sie Gutes. Das Gute löst Ihren wildstarrten Geisterfluß, nimmt einige Tröpfchen davon und tanzt mit Ihnen in Regenbogen.“

Der Zigeuner streckte mir wortlos seine Hand hin. Lautlos fügte er hinzu:

„Das ist mein Weg, ich weiß. Und ich werde ihn gehen.“ (H:H, 320-321)

Für Rotnacht gab es nie Halt im Leben. Seine Liebe zu Ludmilla war ein aussichtsloses Unterfangen, zuviel Tradition, beflissentlich der *Heimat* zugeordnet, stand ihnen im Weg. Rotnacht kann sein Leben als Traum ansehen und den „Tod als das Erwachen“¹⁰⁵⁵.

¹⁰⁵³ Hans-Peter Göbbeler/Hans-Ulrich Lessing (Hrsg.): Otto Friedrich Bollnow im Gespräch, 81.

¹⁰⁵⁴ Arthur Schopenhauer: Paralipomena, Kapitel 5: Einige Worte über den Pantheismus, § 69. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. V, 121-122.

¹⁰⁵⁵ Arthur Schopenhauer: Paralipomena, Kapitel 10: Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod, § 139. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. V, 322.

Dann aber gehört die Persönlichkeit, das Individuum dem träumenden und nicht dem wachen Bewußtsein an; weshalb denn jenem der Tod sich als Vernichtung darstellt. Jedenfalls jedoch ist er von diesem Gesichtspunkt aus nicht zu betrachten als der Übergang zu einem uns ganz neuen und fremden Zustande, vielmehr nur als der Rücktritt zu dem ursprünglich eigenen, als von welchem das Leben nur eine kurze Periode war.¹⁰⁵⁶

Spät nimmt der Ich-Erzähler Rotnacht in seine Obhut. Auf das Hilfesuch geht er ein, denn „seine Verzweiflung tastete nach“ (H:H, 325) ihm wie zuvor die Verzweiflung Walters. „Ich war sein Halt. Sein Leben: ein Todeskampf, der kein Ende finden konnte.“ (Ebd.) Der Versuch, seine Seele aufzuheitern durch ästhetisches Naturerleben scheitert, denn „das Subjektive, das eigene Bewußtsein .. allein ist und bleibt das Unmittelbare: alles andere, was immer es auch sei, ist durch dasselbe erst vermittelt und bedingt, sonach davon abhängig.“¹⁰⁵⁷ Rotnacht lebt mit der Natur in Symbiose, beide sind gleichermaßen durchdrungen von Hass. Im fiktionalen Raum der Literatur ist dem Ich-Erzähler auch die Teilhabe an Rotnachts Vorstellungen gegeben. Nur im Kontext der Literatur ist es dem Ich-Erzähler möglich, sensualistische¹⁰⁵⁸ Impressionen Rotnachts nachzuempfinden, sein sinnliches Naturerleben wird gleichsam zum Naturerleben des Ich-Erzählers:

Wo man mit ihm ging: auch die Natur fand Töne des Grauens. War er an meiner Seite, so sah ich überall ... von eigenem Gifte geschwollene Nattern. Manche fielen herab und suchten ... nach dem Herzen und verbissen sich, weil sie keins vorfanden ... Hat irgendwo jemand einen schweren Todeskampf, dauert es länger als vierundzwanzig Stunden, ehe sich so eine Seele entschieden hat, ob sie bleiben will oder gehen ... Dehnt sich dieser zerrende Zwischenzustand länger aus, dann ist es anzusehen wie eine geistige Vierteilung. Hier aber hielt ein Zustand, bei weitem noch schlimmer, weil er nicht natürlich war, weil er aus dem verletzten Geiste kam, seit mehreren Jahren an. (H:H, 325)

Rotnacht ist in seinem Innern schwer erkrankt.

Bei Ludmillas Tochter setzt die Pubertät ein: „das Wälzen im Heu, einen Abhang hinunter [beginnt] ... Schüchternheit [gießt sie] in die Gebärden, dafür aber Öl in die doppelt flackende Flamme des Auges.“ (H:H, 327) Sie begleitet den Ich-Erzähler in sein Schloss, gibt sich seinen „Bücher[n] und eigene[n] Dichtungen“ (ebd.) hin. Wittekind, Walters Sohn verfolgt dies Treiben mit eifersüchtiger Wachsamkeit. Auch Erna erkundet wie einst ihre Mutter den dunklen Wald, der für den Ich-Erzähler zum triebhaften Ort seiner lüsternden Empfindungen wird. In seiner Vorstellung begleitet er Erna in das Leben der Erwachsenen. Nicht er verführt sie in seiner pansexuellen Weltanschauung, sondern das Naturhafte in ihr und in ihm sind die verantwortlichen Triebkräfte für ihr Handeln.¹⁰⁵⁹ In seiner Naturphilosophie

¹⁰⁵⁶ Ebd.

¹⁰⁵⁷ Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Band II, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Zum ersten Buch, erste Hälfte. Die Lehre von der anschaulichen Vorstellung (zu §§ 1-7 des ersten Bandes). In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd II, 12-13.

„Auf diesem Wege weitergehend, gelangte .. Berkeley zum eigentlichen Idealismus, d.h. zu der Erkenntnis, daß das im Raum Ausgedehnte, also die objektive, materielle Welt überhaupt als solche schlechterdings nur in unserer Vorstellung existiert und daß es falsch, ja absurd ist, ihr als *solcher* ein Dasein außerhalb aller Vorstellung und unabhängig vom erkennenden Subjekt beizulegen, also eine schlechthin vorhandene, an sich seiende Materie anzunehmen.“ Ebd. 13. (Kursive Schreibweise im Zitat).

¹⁰⁵⁸ „Alle Wirklichkeit ist durch die Sinne, in Empfindungen und daraus abgeleiteten Vorstellungen gegeben. ... [Beachtet werden muss dabei,] daß die Empfindungen .. für die objektive Erkenntnis nicht das eigentliche Objekt, sondern nur ein Mittel des Erkennens sind, daß ferner die „Empfindungen“ als solche, d.h. als absolut elementare Inhalte nichts primär „Gegebenes“, sondern schon das Produkt einer abstrahierenden Analyse des Denkens sind und einerseits auf transsubjektive Faktoren, andererseits auf das erlebende Subjekt hinweisen“. Stichwort *Sensualismus* in: Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Bd. 3, 61.

¹⁰⁵⁹ Die Schuldzuweisung an die weibliche Figur hätte Hille noch stärker – in Anlehnung an Büchner – fokussieren können, ihm genügt aber die leise Andeutung des Triebhaften. Er berührt den moralischen Kontext in seiner Prosa, indem er Empfindungen, die in den Leser/innen einen gedanklichen Diskurs zur Moral initiieren könnten, wachruft. „Dass sowohl philosophische als auch religiöse Paradigmen Sanktionen zeitigen können, die die Abweichung von den in ihnen angemahnten Normen bestrafen, verdeutlicht vor allem die Ermordung Maries [im Werk Büchners]. Während Woyzeck gegenüber dem Hauptmann und dessen repressiver Sexualmoral sich rechtfertigend auf »sein Fleisch und Blut«, also auf seine sexuellen Bedürfnisse, beruft, bringt er eben diese Sexualmoral in der Mordszene selbst zur Anwendung ... , wenn er von Maries »heißem Hurenathem« ... spricht und dadurch seine Tat legitimiert: Die sexuell aktive Frau, die gemäß der moralischen wie religiösen Normen als Hure wahrgenommen wird, muss und darf vom Mann abgestraft werden. Es ist dabei

betont *Schopenhauer* die „Macht der Sexualität“, ein „pessimistische[r] Grundton“ fehlt in ihr aber „fast völlig“. ¹⁰⁶⁰ Sexuelle Begierde treibt Erna an, wie vor fünfzehn Jahren ihre Mutter.

Die Farnkräuter, die rostroten Palmen, wie sie über uns zitterten: auch sie mußten ein eigenes heißgerinnendes Leben in sich haben. Gerade hier mußte es gewesen sein, wo mit einbrechender Nacht ein Sumpf gezittert hatte unter unkundigen Schritten, wie ein Land zittert vor drohendem Eroberer, da ich vor fünfzehn Jahren zum ersten Male diesen Wald durchschritten. Sie hatte mich immer gelockt, diese große grüne Schwellung; da nahm ich einmal einen stundenstarken, weitausgedehnten Tag, nahm mir meine Erfüllung, wie die Jugend sich ihre Erfüllung nimmt. Als Mann befriedige ich eine Kindersehnsucht. Und glücklich der, dem noch solche zu befriedigen bleibt. Und nun ein zitterndes Netz von Sonne über ihrem Antlitz, ihren schmelzenden Augen! Erna! Wie sie da hing an meinem Arm, wie eine Gerettete im Arme eines Fischers, wie mir anheimgegeben, wie von mir lebend. (H:H, 327-328)

Erna ist für den pädophilen Ich-Erzähler eine sexuelle Verlockung. *Hille* veranschaulicht in seiner poetischen Prosa Grenzen, die in einer jüdisch-christlich geprägten Weltanschauung, die im Idealfall auch ein regelkonformes Moralverhalten hervorruft, nicht überschritten werden sollten. Sein Schreiben ist Provokation und Anklage. Durch die vermeintliche Idealisierung der moralisch-gelockerten Situation stellt er die Moral der Gattung Mensch zur Disposition. Der Ich-Erzähler wertet sein Verhalten im Wald unter dem Aspekt der reinen Sinnlichkeit. „Der praktische, ethische S[ensualismus] erblickt in der Sinneslust, im subjektiven Wohlergehen, im Genusse das eigentliche Motiv und Ziel des ethischen Handelns.“ ¹⁰⁶¹ Die Figur des Ich-Erzählers erfreut sich an einer sexuellen Empfindung, die geeignet ist, bei den Leser/innen moralisches Unwohlsein hervorzurufen. Er beschwört jenen Augenblick der Laszivität, die dem jungen Ehemann zu Gesicht steht, die aber üblicherweise im Sinne konventioneller bürgerlicher Moral nicht der älteren Generation zugeordnet wird, von welcher in der Regel korrektes – vielfach sogar weises – Verhalten erwartet wird. Aber der Ich-Erzähler sieht sich im Sinne *Nietzsches* als Eroberer, Gesetzgeber, Künstler. ¹⁰⁶² Erregung an sich ist weder gut noch böse, der Kontext entscheidet über die Wertung. In der Schilderung der Verführung, in der sich die latente Gewaltbereitschaft des Ich-Erzählers in seiner eigenen Vorstellungswelt in anleitendes pädagogisches, ethisch-sensualistisches Handeln umdeutet, er Ernas sinnliche Konzentration gezielt auf die Schönheit dieser „ursprünglichen Naturkräfte“ ¹⁰⁶³ lenken will, greift *Hille* die gegenläufige Grundannahme zum idealistischen Denken auf. ¹⁰⁶⁴ Er leitet Subjektives aus Objektivem ab, setzt den Willen an oberste Stelle – setzt analog der Philosophie *Schopenhauers* „erstlich den Willen, als Ding an sich, völlig Ursprüngliches; zweitens seine bloße Sichtbarkeit, Objektivierung,

nur konsequent, dass es der Hauptmann ist, der Woyzeck von der Untreue Maries berichtet und damit das seinem Tugendkonzept und auch Woyzecks religiösen Vorstellungen inhärente Sanktionierungsverfahren in Gang setzt. Die Zurückweisung Woyzecks durch Marie und die Prügel, die Woyzeck von seinem Nebenbuhler einzustecken hat, motivieren die Mordtat zudem psychologisch“. Roland Borgards/Harald Neumeyer (Hrsg.): *Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 110.

¹⁰⁶⁰ Daniel Schubbe/Matthias Kößler (Hrsg.): *Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 93.

¹⁰⁶¹ Stichwort *Sensualismus* in: Rudolf Eisler: *Wörterbuch der philosophischen Begriffe*, 61.

¹⁰⁶² „Thomas Mann sieht im „Übermensch“ eine „Schreckensutopie von Größe, Stärke und Schönheit“ (*Th. Mann*, Nietzsche [1947], 40). ... Der „Übermensch“ kann aufgefaßt werden als Produkt biologischer Züchtung, als dyonisisches Individuum, als politischer Machtmensch, als elitäre geistige Existenz, als romantisches Ideal, als religiöse Erlösungsgestalt. Diese vielfältigen, z.T. konträren Deutungsmöglichkeiten haben ihren Grund nicht zuletzt in der inhaltlichen Unbestimmtheit des „Übermenschens“. Zumindest sind Nietzsches Äußerungen in dieser Frage höchst vieldeutig.“ Theo Meyer: *Nietzsche und die Kunst*, 49.

¹⁰⁶³ Daniel Schubbe/Matthias Kößler (Hrsg.): *Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 92.

¹⁰⁶⁴ „Geht man z.B. vom *Subjektiven* aus, wie Berkeley, Locke und *Kant*, in welchem diese Betrachtungsweise ihren Gipfel erreichte, getan haben; so wird man, obwohl wegen der wirklichen *Unmittelbarkeit* des Subjektiven dieser Weg die größten Vorzüge hat, dennoch eine teils sehr einseitige, teils nicht ganz gerechtfertigte Philosophie erhalten, wenn man sie nicht dadurch ergänzt, daß man das in ihr Abgeleitete ein andermal wieder als das Gegebene zum Ausgangspunkte nimmt und also vom entgegengesetzten Standpunkt aus das Subjektive aus dem Objektiven ableitet wie vorhin das Objektive aus dem Subjektiven.“ Arthur Schopenhauer: *Paralipomena*, Kapitel 3: Den Intellekt überhaupt und in jeder Beziehung betreffende Gedanken, § 27. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): *Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke*. Bd. V, 43-44.

den Leib; und drittens die Erkenntniß, als bloße Funktion als Teil dieses Leibes.“¹⁰⁶⁵ *Hille* folgt der These *Schopenhauers*, die im Willen „das Radikal der Seele“¹⁰⁶⁶ sieht. Erna entscheidet sich nicht für den Ich-Erzähler. Wittekind kennt sie, mit ihm ist sie aufgewachsen. Trotz kleinerer Unstimmigkeiten gehört sie zu ihm und weist den werbenden Schriftsteller ab, dem nur das schaffende Streben zum Ziel Lust bereitet, nicht das Ziel selbst.

Als ich aufblickte hier im Walde und meine Lippen abtat von der sanftmüden Frucht und die hingegebene Gestalt wieder auf ihre Füße stellen wollte, da lief schnell jemand heran. Es war mein Nebenbuhler [Wittekind]. ... Eher noch als ich bemerkte Erna, daß er ein Messer in der Hand habe, das ebenso böse blitzte wie sein Auge ... sie stellte sich vor mich hin und suchte dem Burschen das Messer zu entwenden. ... Und sie schlug nach ihm mit ihrem Sonnenschirm, daß er in Stücke brach. Doch seitdem zog sie sich zurück.

Was uns nähern sollte, entfernte uns.

Der Eifersuchtsausbruch des Burschen mußte ihr wohl schätzbar sein als stärkerer Beweis der Liebe, denn alle Zärtlichkeiten und sinnige Hingewöhnung.

Gut: man wußte Bescheid.

Mochten sie sich zusammenfinden und passen!

Auch das war ein Anfang fürs Leben, war Erfüllung und Schönheit. (H:H,329)¹⁰⁶⁷

Erna hat ihre Wahl getroffen, mit Wittekind wird sie ihre Zukunft gestalten.

Rotnacht stirbt über dem Grab Ludmillas, „langsam ... Mit blinden Händen.“ (H:H, 330) Sterbend, über den Gebeinen seiner Jugendliebe „tastend bis zu ihr“, findet er „Frieden“. (Ebd.) Es ist jener „Friede, der wirklich ist“, der „von unten auf durch alle Schichten und Lagen der Erde“ emporwächst. (Ebd.) Mensch und Erde sind eins. Die Erde selbst hat ihm zuletzt Frieden gewährt, sie wird für ihn zur Heimaterde. Der immerwährende Wanderer, der »Zigeuner«, hat als Weg in die *Heimat* den Weg nach innen gewählt, stirbt als sensibler, empfindsamer Mensch. Er findet keine *Heimat* im Leben, die ihn glücklich stimmt. Sein Tod ist gleichzusetzen mit der Vernichtung. *Heimat*, das waren im Leben für Rotnacht alle Kleinigkeiten – alle Nichtigkeiten¹⁰⁶⁸ –, alle Bezüge des geteilten Ichs zur Welt, die Wechselbeziehung zwischen Mensch und Erde. Letztendlich findet sich für ihn eine übergeordnete *geistige Heimat* nur in der Gattung, in der Idee. In *Schlegels* romantischen Schriften findet sich der Gedanke, „daß kein Mensch schlechthin nur ein Mensch ist, sondern zugleich auch die ganze Menschheit wirklich und in Wahrheit sein kann und soll.“¹⁰⁶⁹

¹⁰⁶⁵ Arthur Schopenhauer: Über den Willen in der Natur. Physiologie und Pathologie. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. III, 340 (Kursive Schreibweise im Zitat).

¹⁰⁶⁶ „Der Grundzug meiner Lehre, welcher sie zu allen je dagewesenen in Gegensatz stellt, ist die gänzliche Sonderung des Willens von der Erkenntnis, welche beide alle mir vorgegangenen Philosophien als unzertrennlich, ja den Willen als durch die Erkenntnis, die der Grundstoff unsers geistigen Wesens sei, bedingt und sogar meistens als eine bloße Funktion derselben angesehen haben. Jene Trennung aber, jene Zersetzung des so lange unteilbar gewesenen Ichs oder Seele in zwei heterogene Bestandteile ist für die Philosophie das, was die Zersetzung des Wassers für die Chemie gewesen ist; wenn dies auch erst spät erkannt werden wird. Bei mir ist das Ewige und Unzerstörbare im Menschen, welches daher auch das Lebensprinzip in ihm ausmacht, nicht die Seele, sondern, mir einen chemischen Ausdruck zu gestatten, das Radikal der Seele, und dieses ist *der Wille*. Die sogenannte Seele ist schon zusammengesetzt: sie ist die Verbindung des Willens mit dem *voûç*, Intellekt. Dieser Intellekt ist das Sekundäre, ist das posterius des Organismus und als eine bloße Gehirnfunktion durch diesen bedingt. Der Wille hingegen ist primär, ist das prius des Organismus und dieser durch ihn bedingt. Denn der Wille ist dasjenige Wesen an sich, welches erst in der Vorstellung (jener bloßen Gehirnfunktion) sich als ein solcher organischer Leib darstellt: nur vermöge der Formen der Erkenntnis .. , also nur in der Vorstellung ist der Leib eines jeden ihm als Ausgedehntes, Gegliedertes, Organisches gegeben, nicht außerdem, nicht unmittelbar im Selbstbewußtsein.“ Arthur Schopenhauer: Über den Willen in der Natur. Physiologie und Pathologie. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. III, 339-340 (Kursive Schreibweise im Zitat).

¹⁰⁶⁷ Die Verwandtschaft zwischen Cousins und Cousinen ersten Grades stellt in der katholischen Kirche ein Ehehindernis dar, von dem die Betroffenen aber gegebenenfalls befreit werden können (Dispens).

¹⁰⁶⁸ „Wenn .. Friedrich Schlegel oder Solger sagt: 'Die Wirklichkeit ist nur Schein, nur Erscheinung, nur Eitelkeit, ein Nichts', so meint er es damit offenbar ernst, und gleichwohl nimmt Hegel an, dies sei Ironie. ... Friedrich Schlegels und Solgers Bewußtsein, daß die Endlichkeit ein Nichts ist, ist offenbar ebenso ernsthaft gemeint wie die Unwissenheit des Sokrates. In letzter Instanz muß der Ironiker stets etwas 'setzen', aber das von ihm so 'Gesetzte' ist das Nichts.“ Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates, 274-275.

¹⁰⁶⁹ Friedrich Schlegel: Gespräch über Poesie, 473-529. In: Wolf Dietrich Rasch (Hrsg.): Friedrich Schlegel. Werke in einem Band, 474-475.

Darum geht der Mensch, sicher sich selbst immer wieder zu finden, immer von neuem aus sich heraus, um die Ergänzung seines innersten Wesens in der Tiefe eines fremden zu suchen und zu finden. Das Spiel der Mitteilung und der Annäherung ist das Geschäft und die Kraft des Lebens, absolute Vollendung ist nur im Tode.¹⁰⁷⁰

Rotnacht muss den Tod nicht fürchten. Ruhig stirbt er als Einzelindividuum mit der Gewissheit, dass die Gattung über seinen Tod hinaus bestehen wird.

Wie die zerstäubenden Tropfen des tobenden Wasserfalls mit Blitzesschnelle wechseln, während der Regenbogen, dessen Träger sie sind, in unbeweglicher Ruhe feststeht, ganz unberührt von jenem Wechsel; so bleibt jede *Idee*, d.i. jede *Gattung* lebender Wesen ganz unberührt vom fortwährenden Wechsel ihrer Individuen. Die *Idee* aber oder die Gattung ist es, darin der Wille zum Leben eigentlich wurzelt und sich manifestiert: daher ist auch an ihrem Bestand allein ihm wahrhaft gelegen. Z.B. die Löwen, welche geboren werden und sterben, sind wie die Tropfen des Wasserfalls; aber die *Idee* oder Gestalt des Löwen, gleicht dem unerschütterten Regenbogen darauf. Darum also legte *Platon* den *Ideen* allein, d.i. den Spezies, den Gattungen ein eigentliches Sein bei, den Individuen nur ein rastloses Entstehn und Vergehen. Aus dem tiefinnersten Bewußtsein seiner Unvergänglichkeit entspringt eigentlich auch die Sicherheit und Gemütsruhe, mit der jedes tierische und auch das menschliche Individuum unbesorgt dahinwandelt zwischen einem Heer von Zufällen, die es jeden Augenblick vernichten können, und überdies dem Tod gerade entgegen: aus seinen Augen blickt inzwischen die Ruhe der Gattung, als welche jener Untergang nicht anficht und nicht angeht.¹⁰⁷¹

¹⁰⁷⁰ Ebd.

¹⁰⁷¹ Artur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, Band II, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Viertes Buch, Kapitel 41: Über den Tod, 651-660. In: Wolfgang Frhr. von Löhneysen (Hrsg.): Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke. Bd. II, 617 (Kursive Schreibweise im Zitat).

4 Fazit der Heimatsuche in der Hassenburg

Die Heimatsuche gestaltet sich in der *Hassenburg* überwiegend als Identitätssuche, das Ich soll erkannt und im Idealfall mit allen Konsequenzen für das menschliche Dasein angenommen werden. Als Mangelwesen kann und darf der Mensch auf seiner Suche nach einer beglückenden *Heimat* aber auch scheitern. Die Welt bietet dem Menschen keine Glücksgarantie. Mit romantischer Ironie beschaut *Hille* die *Heimat*, schwebt lyrisch über der westfälischen Region.

Die Ironie des Dichters äußert sich in einem Über-dem-Werk schweben, in der bewußten Rückwendung auf seine eigene Schöpfung und zwar »durchgängig im Ganzen« (»Lyceum«, Nr. 42). Den »steten Wechsel« .. auf das Kunstwerk beziehend, zerstört der freie Dichtergeist die organische Form, indem er die Illusion durchbricht, um den »progressiven Universalcharakter«, den Charakter des Werdens zu bewahren. »Auf den Flügeln der poetischen Reflexion« (»Athenäum«, 116), durch wechselseitige Spiegelungen (Goethe) betont die Ironie dadurch den Prozeßcharakter des Kunstwerkes und ermöglicht sogar die Hineinnahme der Selbstkritik in das Werk. Während die Klassik Schein und Wirklichkeit bewußt auseinanderhielt, verwischen sich die Grenzen im romantischen Kunstwerk. Schlegelsche »Willkür« als höchste Bewußtheit zielt auf einen neuen Formtyp ab, doch wurde seine Ironie von den zeitgenössischen Dichtern und auch von der Literaturkritik meist als »Illusionsdurchbrechung« mißverstanden.¹⁰⁷²

Hille bemerkt die Schattenseite, die den Überlegungen romantischer Vorläuferliteratur beiwohnt, genau.

Ohne eine konkrete Bindung an die Philosophie oder die Religion entartet die subjektiv-ironische Haltung zum willkürlichen Spiel einer kranken Seele. Ironie kann im zynischen Lachen des Nihilisten enden, der sich selbst verloren hat ... ; sie wirkt dann auflösend mit Ausnahme des Selbstischen (Kierkegaard, »Über den Begriff der Ironie«, 1841).¹⁰⁷³

Er stellt es seinen Leser/innen anheim, ob sie lebensbejahend *Heimat* für sich im nationalen Gefühl finden wollen, oder ob sie bereit sind, gegebenenfalls an der Zerrissenheit ihres Ichs zu zerbrechen und auch dem Nichts auf der Suche nach der *Heimat* eine übergeordnete Bedeutung zu gewähren. Mittels der unterschiedlichen Charaktere Walters und Rotnachts gelingt es dem Autor, den Geist der Interimszeit der Jahrhundertwende in seinen gegenläufigen Strömungen im Roman sehr genau in Erscheinung zu setzen.

Einfältige Gemüter – Figuren wie Walter und Anna – finden leicht eine sie zufriedenstellende *geografische Heimat*. Geistige Komponenten verstören sie nicht, weil ihnen das Wesentliche, der Kern in ihnen, nicht wichtig ist, sie diese zumeist nicht bemerken. Eine romantische Reise in ihr Inneres treten sie nicht an. Sie verweilen an der Oberfläche, sind glücklich mit der Gegenständlichkeit der sie umgebenden physischen Welt. Gleich ist ihnen, ob die *Heimat* im Zeitgeschehen nationalen Charakter annimmt oder sich in ihr alte Traditionen spiegeln, sie sich an Sitten und Gebräuchen der Region orientieren. Dennoch ist es für sie „nicht gleichgültig, wo .. [sie] geboren und aufgewachsen“ sind.¹⁰⁷⁴ Die *geistige Heimat* enthält für sie aber den Faktor des Beliebigen. *Heimat* muss in einfachem Sinne ein Gefühl des Wohlseins versprechen und dies Versprechen im irdischen Leben einlösen. Die Auseinandersetzung mit der *Heimat* soll für sie das Leben nicht schwieriger, sondern leichter gestalten. Ist dies der Fall, dann nehmen am Materialismus orientierte Menschen wie Walter und Anna diese Form der *Heimat* fatalistisch und bereitwillig an, fügen sich widerspruchslos jedem Zeitgeist. *Geistige Heimat* hat für sie nur einen untergeordneten Wert, denn sie erfreuen sich vor allem an den sinnlichen Genüssen, die die Welt ihnen spontan bietet, nehmen alle Glücksmomente wahr, die das Leben ihnen ohne intellektuelle Anstrengung gewährt.

¹⁰⁷² Gerhart Hoffmeister: Deutsche und europäische Romantik, 132-133.

¹⁰⁷³ Ebd. 132.

¹⁰⁷⁴ Wilhelm Gössmann: Heimatliches Bewußtsein, 9-14. In: Wilhelm Gössmann: Landschaft und Kultur als Lebenserfahrung. Essays und literarische Texte, 9.

In romantisch-suchenden Individuen – wie Rotnacht – wird sich ein erfülltes Heimatgefühl niemals einstellen können, denn sie befinden sich stets auf dem Wege zur *Heimat*. Im Heimatverlust und in einer stetigen Heimatsuche offenbart sich ihnen die Liebe zur *Heimat* als starker Gefühlswert und er fungiert für sie als Voraussetzung und Beweis, dass ein Annähern an die *Heimat* grundsätzlich möglich ist. Die Emotion, die das heimatliche Gefühl hervorruft, kann auch Leid oder Schmerz sein. Wichtig ist allein, dass die Gefühlsregung als Vergewisserung und verfestigende Bindung zwischen Mensch und Natur dient. „Heimatlose wissen allein in ihren Wünschen, wie Heimat sein könnte. Heimat als Hoffnungsprinzip (Bloch).“¹⁰⁷⁵ Romantische Menschen leben für die Momente ihrer Sehnsucht, verpassen vielleicht Unwiderbringliches im Leben, wenn sie sich nicht regen, wenn sie vergessen, ihr Leben zu leben und ihrem Gestaltungstrieb in der Welt nicht nachgehen. Auch sie treibt der Drang, ihr Ich zu fühlen.

Heimat zeigt sich für den Ich-Erzähler in ästhetischem Naturerleben. In seinem Heimat- und Selbstverständnis erklärt er den artistischen Weg zum Ziel, legt ihm eine pädagogische Komponente bei – auch eine politische, indem er sich den ethischen Sozialismus zum Vorbild nimmt. Handeln in der Welt wird zum notwendigen Aspekt, ist Voraussetzung für die Erarbeitung der eigenen *Heimat*. Nicht nur für das eigene Ich, sondern auch für ein Nicht-Ich, Walter, will der schriftstellerisch-tätige romantische Ich-Erzähler *Heimat* gestalten. Er lenkt den Lebensverlauf des willensschwachen Grafen, indem er ihn im Naturerleben bei den Externsteinen und dem Hermannsdenkmal in eine nationale – durch ästhetisches Erleben entstehende – Gefühlswelt einführt und ihn mit einer Magd verheiratet. „Heimat – zu zweit in der Ehe, in der Familie, im Freundeskreis, Zukunft bedacht.“¹⁰⁷⁶ Durch die Heirat mit Anna durchbricht er die Traditionslinie seiner adligen Familie, entwickelt für sich ein neues Heimatverständnis, das sich auch an sozialistischer Denkart orientiert. Unter Anleitung des Ich-Erzählers verbinden sich in Walters Haltung nationale und sozialistische Tendenzen.

Mit den bitteren Momentaufnahmen im Roman möchte *Hille* seine Leser/innen darauf aufmerksam machen, wie wichtig alle Kleinigkeiten in der Welt sind: In jedem Strauch, in jeder Blume, in jedem Geschöpf, in jedem Landstrich findet sich *Heimat*, denn der Austausch zwischen Mensch und Erde (Natur) erfolgt permanent, ist ein wechselseitiger. Für jeden Menschen findet sich Heimaterde, aber die Natur muss ihn nicht glücklich stimmen. Manchmal ist *Heimat* nicht mehr als die Summe der Nichtigkeiten, je nachdem, von welcher geistigen Haltung aus, das erkennende Subjekt der *Heimat* ihr Dasein verleiht.

Heimatlos wirst du, wenn es sie nicht mehr gibt, die Heimat, und wenn es sie gibt, kann sie dir so fremd werden, daß alle Übereinstimmungen schwinden: Heimat bedrohlich für die eigene Existenz, auch für die Einheimischen, die schon lange am selben Ort wohnen.¹⁰⁷⁷

Die Abgrenzung des anderen ist in der *Hassenburg* eine notwendige Voraussetzung, um *Heimat* eingrenzen zu können. *Hille* stellt der *Heimat* das *Fremde* gegenüber, nicht – wie sein christlicher Dichterkollege *Weber* – die Heimatlosigkeit. „Heimat ... wird zur Anklage.“¹⁰⁷⁸

Hille versucht sich im dialektischen Zusammenschluss, denn für ihn sind Erde und Mensch eins. *Heimat* baut sich für den Menschen erst auf in wechselseitiger Relation. „Das tauscht sich so aus, geht herüber und hinüber, von der Erde lagert sich was in uns und von uns in die Erde hinüber.“ (H:H, 244) *Heimat* wird zur inneren Angelegenheit, deren Wesen durch die Anschauung der Phänomene in der Natur für den Menschen erfahrbar wird. *Heimat* wird ebenfalls zum Phänomen. *Hille* vertritt wie der Romantiker *Schlegel* die Ansicht, „daß die Welt nicht vollendet ist, sondern eine unendliche Geschichte, eine ewig werdende und der Vollendung sich unendlich nähernde.“¹⁰⁷⁹ Das literarische Heimatverständnis in der *Hassenburg* setzt voraus, dass Heimatbewusstsein im Menschen durch literarische Hinführung zur *Heimat* entstehen kann. „Poesie verwandelt Landschaft zur Heimat. ... Die Literatur gibt .. Auskunft [über

¹⁰⁷⁵ Ebd. 13.

¹⁰⁷⁶ Ebd. 12.

¹⁰⁷⁷ Ebd.

¹⁰⁷⁸ Ebd.

¹⁰⁷⁹ Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich, 27.

das heimatliche Bewußtsein], sie verpflichtet aber nicht.“¹⁰⁸⁰ Die tiefe Verzweiflung, die Rotnacht während seiner Heimatsuche durchlebt, nimmt der Ich-Erzähler anfangs nur in abgeschwächtem Maße wahr, da sie sich mit den ästhetischen Prinzipien seiner Vorstellung des Menschen nicht vereinbaren lässt. Der starke Schmerz, den Rotnacht verspürt, wird als Zeichen seines Heimwehs nach Verlorenem gewertet. Rotnacht sehnt sich nach etwas Abwesendem, das für ihn aufgrund seiner Lebensbedingungen in der Schwallenberger Gesellschaft niemals erreichbar ist. Gekämpft hat er im Leben mit einem ungnädigen menschlichen Umfeld, das dem fremden ›Zigeunerjungen‹ in seiner Mitte keine *biografische Heimat*, die eine biologische Fortpflanzung miteingeschlossen hätte, hat zugestehen wollen. Rotnachts Seele erkrankt an nihilistischen Gedanken, von denen er sich nicht befreien kann. Er empfindet sich als Gefangener seines Bewusstseins. Rotnachts heimatlicher Nachbereich stellt für ihn den Inbegriff der Hölle dar. Die Hölle ist in ihm. Er kann nicht „Im Unheimlichen/heimisch/sein“¹⁰⁸¹ – sich auch nicht romantisch-gestimmt nach dem Tod sehnen, denn er setzt den Tod gleich mit dem Ende seines individuellen Lebens. Der Tod wird hier nicht wie in der Romantik als „Pforte in die Unendlichkeit und also der Anfang der romantischen Erfüllung“¹⁰⁸² verstanden. Letztendlich bringt er ihm aber Erlösung, da mit dem Tod auch das Gefühl der Verzweiflung in ihm stirbt. Einen Ursprung, die dem Menschen überordnete *Heimat*, kann Rotnacht nur in der Gattung vermuten. Die Verzweiflung des Menschen über die Erkenntnis der vermeintlichen Abwesenheit von *Heimat* fasst *Gössmann* in eigene Prosa:

Heimatlos im Staat, heimatlos in der Kirche, ohne Familien-Zugehörigkeit, ohne eine Tradition, aus der man sich versteht, Vorurteilen ausgesetzt und Vorurteile selbst verbreitend. Heimatlos auf dem Dorf. Weil man die Leere nicht aushält, im eigenen Ich keinen Grund gefunden, Heimat um jeden Preis. Fixierungen, Aufwertungen, das Zeremoniell im Erstarrten, die Kunst des Weitermachens. Der Rest, der nachdenkt, wird erst recht heimatlos, zieht sich auf sich selbst zurück und schweigt.¹⁰⁸³

Das Spiel biologistischer Heimattheorie ist in sich spannungsgeladen, stößt in Westfalen nach dem Heimatverständnis *Hilles* aber auf aufnahmebereiten Nährboden. Sein ironisch-satirisches Zeitbild soll die Leser/innen in eine kritische Distanz zu Heimat erklärenden Vorschlägen setzen, die der Zeitgeist um die Jahrhundertwende bereithält.

Zu heimatlichem Glück verhilft der Ich-Erzähler nur dem westfälischen Grafen und Anna in Pymont. Er selbst sucht den heimatlichen Bezug zur Welt in schriftstellerischer Tätigkeit, will das Phänomen *Heimat* in poetischem Schreiben erfassen. Rotnacht bleibt ihm fremd, aber – nicht zuletzt durch die romantische Ironie, die das Geschehen im Roman konsequent begleitet und auch leitet – wird der ›Zigeuner‹ zum philosophischen Lehrmeister, der die Immoralität im Ich-Erzähler wie beiläufig bloßstellt. Hier zeigt sich, wie feingewebt der Stoff des lyrischen Romans *Die Hassenburg* ist. In der ästhetischen Betrachtung seiner Heimwelt beurteilt Rotnacht *Heimat* anders als der Ich-Erzähler. Er will sie nicht als Gegenstand einer Ästhetik betrachten, sie nicht in Form der Dichtung erleben oder erleiden, er will sie verstehen. Rotnacht will das Phänomen *Heimat* für sich klären, bemüht auf der Suche nach *Heimat* seinen Intellekt und seinen Willen, verliert sich aber dabei und wird zur tragischen Figur. Bereits *Schiller* hat die Schwierigkeit bedauert, die für den Menschen darin besteht, „die Harmonie seines Wesens“ zu entwickeln, „anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft“¹⁰⁸⁴.

¹⁰⁸⁰ Wilhelm Gössmann: Heimatliches Bewußtsein, 9-14. In: Wilhelm Gössmann: Landschaft und Kultur als Lebenserfahrung. Essays und literarische Texte, 9.

¹⁰⁸¹ Ebd. 14.

¹⁰⁸² Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich, 120.

¹⁰⁸³ Wilhelm Gössmann: Heimatliches Bewußtsein, 9-14. In: Wilhelm Gössmann: Landschaft und Kultur als Lebenserfahrung. Essays und literarische Texte, 12.

¹⁰⁸⁴ Friedrich von Schiller: Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen. (1. Teil; 1. bis 9. Brief.) In: Friedrich von Schiller (Hrsg.): Die Horen, 1. Stück. Tübingen 1795. In: Deutsches Textarchiv – Schiller, Friedrich von: Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen. (1. Teil; 1. bis 9. Brief.) In: Friedrich von Schiller (Hrsg.): Die Horen, 1. Stück. Tübingen 1795, 28.

URL zu diesem Werk: http://www.deutschestextarchiv.de/schiller_erziehung01_1795 (Stand:12.06.2023)

„Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfiengen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu

Mit der *Hassenburg* regt *Hille* seine Leser/innen an, den ästhetischen Blick für den Umgang mit dem eigenen Leben und der *Heimat* neu und in einer kritischen Grundhaltung zu entdecken. Mit der Hinwendung zur Ästhetik – in ästhetischer Kontemplation: Mensch und Natur sind eins – kann der Mensch dem Willen zeitweilig durch erhebende Erkenntnis des Kunst- und Naturschönen entgehen und durch diese erholsame Phase, die auch ein Gefühl des Wohlseins auslösen kann, das Kunsterleben als festen Bestandteil in die Lebensgestaltung integrieren. Auf dem literarischen Weg in die *Heimat* wird vom Autor weder die Hinwendung zu einem nationalen Heimatgefühl unter Berücksichtigung sozialistischer Wertevorstellungen noch die Überhöhung des Nihilismus für das eigene Leben empfohlen. Sein ironischer Stil legt als geeignetes Selbstverständnis in der *Hassenburg* eindeutig die kritische Distanzierung vom Phänomen *Heimat* nahe. *Hille* kann aufgrund der Prozesshaftigkeit und der Vielfältigkeit des kontroversen Begriffs nicht darlegen, was *Heimat* letztendlich sein kann, aber er kann literarisch – in der Form des lyrischen Romans – warnen und veranschaulichen, was sie vielleicht nicht sein sollte.

Die *Hassenburg* bietet hinreichend Anregungen, um auch heutigen Leser/innen eine Hinführung in den Themenbereich *Heimat* zu ermöglichen. Die Vielschichtigkeit des Phänomens *Heimat* wird durch die literarische Kunstfertigkeit *Hilles* poetisch veranschaulicht. Ihm geht es dabei eindeutig auch um die Darstellung der neuen anthropologischen Sichtweise des Menschen um die Jahrhundertwende, die die heimatliche intellektuelle Verortung des Menschen stark verändert hat. Die philosophische Betrachtung seiner lyrischen Prosa auch bezüglich einer „explizite[n] Anthropologie“¹⁰⁸⁵ im Sinne *Landmanns* war dementsprechend ergebnisreich.

In [der expliziten Anthropologie] bildet das Menschenbild nicht mehr nur die Substruktion, in ihr wirkt es nicht nur mit ein, aus ihr resultiert es auch nicht nur, sondern sie macht es sich selbst zur Aufgabe. Der Mensch ist ihr Problem und ihr Gegenstand.¹⁰⁸⁶

Letztendlich lässt sich auch über *Hille* wie zuvor über *Droste-Hülshoff* sagen, dass er zu früh, viel zu früh geboren sei. Es ist zu erwarten, dass es in seinem Werk noch Vieles zu entdecken gibt.

steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser, Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurde jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freyheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk vertrauen?) sondern wird ihnen mit skrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freye Einsicht gebunden hält. Der todt Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer, als Genie und Empfindung.“ Ebd. 28-29.

¹⁰⁸⁵ Michael Landmann: De Homine. Der Mensch im Spiegel seiner Gedanken, XIII.

¹⁰⁸⁶ Ebd.

E Literaturverzeichnis

Verzeichnis der abgekürzten Quellenangaben:

H:H, Seitenzahl = HILLE, Peter: Die Hassenburg, 237-333. In: Peter Hille: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Bd. 3: Romane. Herausgegeben von Friedrich Kienecker. Essen 1984

W:D, Seitenzahl = WEBER, Friedrich Wilhelm: Dreizehnlinden. Nach der Originalausgabe. Paderborn 1961

W:G, Seitenzahl = Friedrich Wilhelm Weber: Goliath, 305-384. In: Friedrich Wilhelm Webers gesammelte Dichtungen in drei Bänden. Herausgegeben und mit einem Lebensbild und Vorwort versehen von seinen Kindern Elisabeth Weber und Dr. Friedrich Wilhelm Weber. Bd. 3 (3 Bde.), Paderborn 1922

Zitierte Werke, Aufsätze, Handbücher, Internetquellen, etc.:

ARENDT, Hannah: Über das Böse. Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Jerome Kohn. Aus dem Englischen von Ursula Ludz. Nachwort von Franziska Augstein. München/Zürich 2007

AUER, Johann/ Hermann VOLK (Hrsg.): Theologie in Geschichte und Gegenwart. Michael Schmaus zum 60. Geburtstag dargebracht von seinen Freunden und Schülern. München 1957

BALMES, Hans Jürgen (Hrsg.): Novalis. Gesammelte Werke. Frankfurt am Main 2008

BEDFORD-STROHM, Heinrich (Hrsg.): Glück-Seligkeit. Theologische Rede vom Glück in einer bedrohten Welt. Neukirchen-Vluyn 2011

BENZ, Wolfgang/Barbara Distel (Hrsg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 7, München 2008

BERNHARDT, Rüdiger: Peter Hilles Denkmal für Heinrich Heine, 7-46. In: Hille Blätter 1998

BERTAUX, Pierre: Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir! Zu Goethes Spieltrieb. Frankfurt am Main 1986

BEST, Otto F. (Hrsg.): Theorie des Expressionismus. Stuttgart 2007

BIBEL. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Gesamtausgabe. Psalmen und Neues Testament. Ökumenischer Text. Herausgegeben im Auftrag der Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, des Bischofs von Luxemburg, des Bischofs von Lüttich, des Bischofs von Bozen-Brixen. Für die Psalmen und das Neue Testament auch im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bibelgesellschaft. 5. Aufl., Stuttgart 2005

BIEDEBACH, Jutta: Heimatbewusstsein in der Literatur: Annette von Droste-Hülshoff, Friedrich Wilhelm Weber, Christine Koch. Magisterarbeit an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Düsseldorf 2012. Unveröffentlicht

BIRKHAN, Helmut: Das Geheimwissen der Kelten. Wiesbaden 2014

BLOCH, Ernst: Abschied von der Utopie? Vorträge. Herausgegeben mit einem Nachwort versehen von Hanna Gekle. Frankfurt am Main 1980

– : Freiheit und Ordnung. Abriß der Sozialutopien. Frankfurt am Main 1986

– : Das Prinzip Hoffnung. In fünf Teilen, Kapitel 43-55. 9. Aufl., Frankfurt am Main 2013 (= Ernst Bloch Gesamtausgabe. Bd. 5, Frankfurt am Main 1959)

BOLLNOW, Otto Friedrich: Die anthropologische Betrachtungsweise in der Pädagogik. 3. Aufl., Essen 1975 (= Neue pädagogische Bemühungen. Bd. 23)

Bonhoeffer-Zitat. URL: <http://www.dietrich-bonhoeffer.net/zitat/id/523/> (Stand: 21.12.2015)

BORGARDS, Roland/Harald Neumeyer (Hrsg.): Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Weimar 2009

BRAAK, Ivo: Poetik in Stichworten: Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine Einführung. Überarbeitete und erweiterte 6. Aufl., Kiel 1980

BRÄNDLE, Werner/Theo KELLER: Die Macht der Bilder. Die ottonischen Wandbilder in der Kirche St. Georg auf der Klosterinsel Reichenau. Beuron 2011

BRAUNFELS, Wolfgang: Karl der Große. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1985

BRINKER-VON DER HEYDE, Claudia: Die literarische Welt des Mittelalters. Darmstadt 2007

BUMKE, Joachim: Wolfram von Eschenbach. Völlig neu bearbeitete 8. Aufl., Stuttgart/Weimar 2004

CAMPANELLA, Tommaso: Der Sonnenstaat. Idee eines philosophischen Gemeinwesens. Ein poetischer Dialog. Übersetzt und herausgegeben von Ignaz Emanuel Wessely. Köln 2012

Celtic Mythology. Famous legends from Celtic mythology retold and explained for the modern reader. Introductory material on the origin and development of Celtic mythology. An A-Z of the people, places, beliefs and traditions of the Celts. New Lanark (Scotland) 2006

CORVEY ABBEY ("Dreizehnlinden"). A Lyrical Epopee by F(riedrich) W(ilhelm) Weber. Thought into English Verse by Maximilian A.Mügge. St. Louis 1923

DE BOOR, Helmut: Die deutsche Literatur. Von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung 770-1170. Mit einem bibliographischen Anhang von Dr. Dieter Haacke. 8. Aufl., München 1949

DEUTSCHER NOVELLENSCHATZ. Herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz. 24 Bde. Serie 4, Bd. 6, München 1876

DEUTSCHES WÖRTERBUCH VON JACOB UND WILHELM GRIMM. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971

DE VRIES, S(imon) Ph(ilip): Jüdische Riten und Symbole. Reinbek bei Hamburg 1997

DIEMER, Alwin: Was heißt Wissenschaft? Meisenheim am Glan 1964

DISCHNER, Gisela/Richard FABER (Hrsg.): Romantische Utopie. Utopische Romantik. Hildesheim 1979

DÖRNER, Andreas: Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannmythos: zur Entstehung des Nationalbewußtseins der Deutschen. Reinbek bei Hamburg 1996

ECKHOLD, Margit/Sabine PEMSEL-MAIER (Hrsg.): Räume der Gnade. Interkulturelle Perspektiven auf die christliche Erlösungsbotschaft. Ostfildern 2006

ECO, Umberto: Die Geschichte der legendären Länder und Städte. Aus dem Italienischen von Martin Pfeiffer und Barbara Schaden. München 2013

– : Kunst und Schönheit im Mittelalter. 2. Aufl., München 1993

EDDA. Götterlieder, Heldenlieder und Spruchweisheiten der Germanen. Vollständige Text-Ausgabe in der Übersetzung von Karl Simrock. Überarbeitete Neuauflage mit Nachwort und Register von Manfred Stange. Mit 17 Abbildungen. Augsburg 1995

EICHENDORFF, Joseph von: Ausgewählte Werke. 5 Bde. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Hans A. Neunzig. München 1987

EICHER, Peter (Hrsg.): Neues Handboch theologischer Grundbegriffe. 4 Bde. Redaktion Angelika Schlenkrich. München 2005

EISLER, Rudolf: Philosophenlexikon. Leben, Werke und Lehren der Denker. Berlin 1912

– : Wörterbuch der philosophischen Begriffe. 3 Bde. Historisch-Quellenmäßig bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler. Völlig neubearbeitete 4. Aufl., weitergeführt und vollendet durch Dr. Karl Roretz. Berlin 1927/30

ENGLERT, Klaus: Jacques Derrida. Paderborn 2009

ESCHENBACH, Wolfram von: Parzival. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung von Peter Knecht, mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in die Probleme der ‚Parzival‘-Interpretation von Bernd Schirok. 2. Aufl., Berlin/New York 2003

ETYMOLOGIE. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion: Prof. Dr. Güther Drosdowski, Dr. Rudolf Köster, Dr. Wolfgang Müller, Dr. Werner, Scholze-Stubenrecht. Völlig neu bearbeitete und erweiterte 2. Aufl. von Günther Drosdowski. Duden Bd. 7 (10 Bde.), Mannheim/Wien/Zürich 1989

FEUERBACH, Ludwig: Das Wesen des Christenthums. Leipzig 1841 (Digitized by Google)

– : Das Wesen der Religion. Ausgewählte Texte zur Religionsphilosophie. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Esser. Überarbeitete 4. Aufl., Darmstadt 2005

FICHTE, Johann Gottlieb: Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre 1796, 1-385. In: Fichtes Werke. Herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte. 3. Bd. Zur Rechts- und Sittenlehre I. Berlin 1971. (= Fotomechanischer Nachdruck von: Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke. Herausgegeben von I. H. Fichte. 3. Bd. (8 Bde.) Berlin 1845/46). Digitalisiert bei BnF Gallica Bibliothèque Numérique; <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k266830> (Stand: 23.10.2015)

FÖRST, Walter (Hrsg.): Menschen, Landschaft und Geschichte. Ein rheinisch-westfälisches Lesebuch. Köln 1965

FRENZEL, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. 5. Aufl., Stuttgart 1999

– : Stoff-, Motiv- und Symbolforschung. 4. Aufl., Stuttgart 1978

FREUND, Winfried: Friedrich Wilhelm Weber. Das literarische Profil einer Region. Paderborn 1989

FRIEDRICH WILHELM WEBER. Arzt - Politiker - Dichter. Herausgegeben von der Friedrich-Wilhelm-Weber-Gesellschaft e.V. aus Anlaß des 100. Todesjahres des Dichters. 2. Aufl., Paderborn 1996

GEIER, Manfred: Aufklärung. Das europäische Projekt. 2. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2012

GELDSETZER, Lutz: Philosophische Anthropologie. Lehrmaterialien aus dem Philosophischen Institut der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. WS 1998/99, Düsseldorf 2000

– : Philosophie der Kunst oder die sogenannte Ästhetik. Lehrmaterial aus dem Institut für Philosophie, ehemals Philosophisches Institut der HHU Düsseldorf. Düsseldorf 2010

GÖBBELER, Hans-Peter/Hans-Ulrich LESSING (Hrsg.): Otto Friedrich Bollnow im Gespräch. Mit einem Vorwort von Frithjof Rodi. Freiburg/München 1983

GOETHE'S Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. München 1981

GOLDAMMER, Kurt (Hrsg.): Wörterbuch der Religionen. Begründet von Alfred Bertholet in Verbindung mit Hans Freiherrn von Campenhausen. Neu bearbeitet, ergänzt und herausgegeben von Kurt Goldammer. Unter Mitwirkung von Johannes Laube und Udo Tworuschka. 4. Aufl., Stuttgart 1985

GOLTHER, Wolfgang: Germanische Götter- und Heldensagen. (Komplette und sprachlich auf neuesten Stand gebrachte Neufassung der Urausgabe mit neuem Register und Pagina), Wiesbaden 2003

– : Handbuch der Germanischen Mythologie. (Komplette und sprachlich auf neuesten Stand gebrachte Neufassung der Urausgabe mit neuem Register und Pagina), Wiesbaden 2003

GÖSSMANN, Wilhelm: An der Haar. 3. Privatdruck, o.O. im Oktober 2015

– : Anna und Christof. Westfälische Spurensuche. Eine Liebesgeschichte. Mit fünfzehn Zeichnungen von Wilfried Hageböling. Düsseldorf 2003

– : Annette von Droste-Hülshoff. Ich und Spiegelbild. Zum Verständnis der Dichterin und ihres Werkes. 2. Aufl., Düsseldorf 1985

– : Das Schuldproblem im Werk Annette von Droste-Hülshoffs. München 1956

– : Heine und die Droste. Eine literarische Zeitgenossenschaft. 2. Aufl., Düsseldorf 1997

– : Kulturchristentum. Die Verquickung von Religion und Literatur in der deutschen Geistesgeschichte. Düsseldorf 1990

– : Landschaft und Kultur als Lebenserfahrung. Essays und literarische Texte. Soest 2012

– : Teufel – Mephisto. Zum Problem des säkularisierten Bösen. Unveröffentlichter Aufsatz, 19. S., o.O., o.J.

GÖSSMANN, Wilhelm/Klaus-Hinrich ROTH (Hrsg.): Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung. Westfalen – Rheinland – Oberschlesien und darüber hinaus. Mit Siebdrucken von Theresia Schüllner. Paderborn/München/Wien/Zürich 1996

GOTTESLOB. KATHOLISCHES GEBET- UND GESANGBUCH. Ausgabe für die Erzdiözese Freiburg. Gemeinsamer Eigenteil mit der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Herausgegeben von den (Erz-) Bischöfen Deutschlands und Österreichs und dem Bischof von Bozen-Brixen. Nördlingen 2013

GRABNER-HAIDER, Anton: Die großen Ordensgründer. 3. Aufl., Wiesbaden 2014

GREVERUS, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. (Habil.), Frankfurt am Main 1972

GRÜNENFELDER, Josef: Der Stifsbezirk St. Gallen. Kulturhistorischer Führer. Herausgegeben vom Staatsarchiv des Kantons St. Gallen und dem Weltkulturerbe-Forum St. Gallen. Lindenberg im Allgäu 2012

GRYWATSCH, Jochen/Winfried WOESLER (Hrsg.): Raum. Ort. Topografien der Annette von Droste-Hülshoff. Im Auftrag der Annette von Droste-Hülshoff Gesellschaft herausgegeben. Tagung der LWL-Literaturkommission für Westfalen und der Annette von Droste-Gesellschaft im Neuen Schloss Meersburg, 17. bis 20. Mai 2007. In: Droste-Jahrbuch Nr. 7 (2007/08), Hannover 2009

GÜNZEL, Klaus: Romantikerschicksale. Gestalten einer Epoche. München 1988

GÜNZEL, Stephan (Hrsg.): Lexikon der Raumphilosophie. Unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling. Darmstadt 2012

HABERMAS, Jürgen: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt am Main 1988

HAHN, Barbara: Die Jüdin Palas Athene. Auch eine Theorie der Moderne. Berlin 2002

HAN, Byung-Chul: Transparenzgesellschaft. 2. Aufl., Berlin 2012

HANKE, Michael (Hrsg.): Interpretationen: englische Gedichte des 20. Jahrhunderts. Übersetzt von Michael Hanke. Stuttgart 1997

HAUFF, Wilhelm: Gesammelte Werke. Einleitung. Märchen. Jud Süß. Eingeleitet von U. Schulze. Bd. 1, Leipzig 1925

HAUG, Wolfgang Fritz/u.a (Hrsg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Unter Mitwirkung von mehr als 500 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, bisher 9 Bde., hier Bd. 1, Hamburg/Berlin 1994

HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich: Einleitung in die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Johannes Hoffmeister. Gekürzte 3. Aufl. von 1959, besorgt von Friedhelm Nicolin. Unveränderter Nachdruck. Hamburg 1966

– : Grundlinien der Philosophie des Rechts. Mit Hegels eigenhändigen Randbemerkungen in seinem Handexemplar der Rechtsphilosophie. Herausgegeben von Johannes Hoffmeister. Unveränderter Nachdruck der 4. Aufl. von 1955, Hamburg 1967 (= Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Berlin 1821)

– : Phänomenologie des Geistes. Neu herausgegeben von Hans-Friedrich Wessels und Heinrich Clairmont. Mit einer Einleitung von Wolfgang Bonsiepen. Hamburg 1988 (= Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Gesammelte Werke, 9. Bd. Herausgegeben von Wolfgang Bonsiepen und Reinhard Heede; = Georg Wilhelm Friedrich Hegel: System der Wissenschaft. Erster Theil, die Phänomenologie des Geistes. Bamberg/Würzburg 1807)

– : Vorlesungen über die Ästhetik. Erster und zweiter Teil. Mit einer Einführung herausgegeben von Rüdiger Bubner. Stuttgart 1971

– : Vorlesungen über die Ästhetik. II. Entwicklung des Ideals zu den besonderen Formen des Kunstschönen. III. Die romantische Kunstform. I. Der religiöse Kreis der romantischen Kunst. 2. Die religiöse Liebe. a. Begriff des Absoluten als der Liebe. URL: <http://www.textlog.de/5999.html> (Stand: 12.06.2023)

HEIDEGGER, Martin: Der Begriff der Zeit. Vortrag vor der Marburger Theologenschaft Juli 1924. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Tietjen. Tübingen 1989

– : Der Ursprung des Kunstwerks. Mit einer Einführung von Hans-Georg Gadamer. Stuttgart 1960.

– : Sein und Zeit. 16. Aufl., Tübingen 1986

HEINE, Heinrich: Sämtliche Werke in drei Bänden. Stuttgart o.J. (= Vollständige Dünndruck-Ausgabe nach dem Text der J.G. Cottaaschen Gesamtausgabe in 12 Bänden)

Heine-Jahrbuch 2002, 41. Jahrgang. Stuttgart/Weimar 2002

HEINEMANN, Karl: Die deutsche Dichtung. Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. Von Erich Ebermayer bis zur neuesten Zeit ergänzte 7. Aufl., Leipzig 1927

HEINZ-MOHR, Gerd: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. Neuausgabe, München 1998

HELD, Klaus/Thomas SÖDING (Hrsg.): Phänomenologie und Theologie. Freiburg/Basel/Wien 2009 (= Peter Hünermann und Thomas Söding (Hrsg.): Quaestiones Disputatae, 227, Phänomenologie und Theologie)

HENRICH, Norbert: Kult und Brauchtum im Kirchenjahr. Eine kulturtheologische und brauchtumsgeschichtliche Untersuchung für Schule und Seelsorge. Düsseldorf 1967

HERDER, Johann Gottfried: Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Karl-Gustav Gerold. München/Wien 1953

HERRMANN, Paul: Deutsche Mythologie. Neu herausgegeben von Thomas Jung. Köln 2013 (= Modernisierte und gekürzte Fassung, erstmals erschienen Berlin 1991 basierend auf der Erstausgabe mit dem Titel: Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung, Leipzig 1898)

HILLE, Peter: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Friedrich Kienecker. Essen 1984

HOEBER, Karl: Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit einem Porträt und Facsimile. Paderborn 1894

HOFFMEISTER, Gerhart: Deutsche und europäische Romantik. 2. Aufl., Stuttgart 1990

HORKHEIMER, Max/Theodor W. ADORNO: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 21. Aufl., Frankfurt am Main 2013

HÜSER, Karl (Hrsg.): Wewelsburg 1933 bis 1945. Kult- und Terrorstätte der SS. Eine Dokumentation. Paderborn 1982

JENS, Walter: Ort der Handlung ist Deutschland. Reden in erinnerungsfeindlicher Zeit. München 1981

JOISTEN, Karen: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie. (Habil.) Mainz 2001. Berlin 2003

JORDAN, Stefan/Jürgen MÜLLER (Hrsg.): Lexikon Kunstwissenschaft. Hundert Grundbegriffe. Stuttgart 2012

KALT, Edmund: Biblisches Reallexikon. 2 Bde. Paderborn 1931

KANT, (Immanuel): Kants Werke. Akademie-Textausgabe. Unveränderter photomechanischer Abdruck des Textes der von der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1902 begonnenen Ausgabe von Kants gesammelten Schriften. 9 Bde. und 2 Anm.-Bde. (11 Bde.) Berlin 1968

Katechismus der Katholischen Kirche, Artikel 6 Das Gewissen, I. Das Gewissensurteil, 1778
http://www.vatican.va/archive/DEU0035/_P65.HTM (Stand: 20.12.2015; Datum der Veröffentlichung im Internet: 8.10.2007)

KEHL, Medard: Eschatologie. Würzburg 1986

KEITER, Heinrich: Fr(iedrich) W(ilhelm) Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“. Eine Studie. Mit einem Porträt des Dichters. 5. Aufl., Paderborn 1897

KIERKEGAARD, Sören: Der Begriff der Angst. Vorworte. Übersetzt von Emanuel Hirsch. Simmerath 2003 (= Sören Kierkegaard: Gesammelte Werke und Tagebücher. 7. Bd., Der Begriff der Angst. Vorworte. 11. und 12. Abteilung)

– :Entweder/Oder. Erster Teil. Übersetzt von Emanuel Hirsch. Simmerath 2004 (= Sören Kierkegaard: Gesammelte Werke und Tagebücher. 1. Bd., Entweder/Oder. Erster Teil. 1. Abteilung)

– : Entweder/Oder. Zweiter Teil. Zwei erbauliche Reden 16.V.1843. Übersetzt von Emanuel Hirsch. Simmerath 2004 (= Sören Kierkegaard: Gesammelte Werke und Tagebücher. 2. Bd., Entweder/Oder. Zweiter Teil. 2. und 3. Abteilung. Zwei erbauliche Reden 16.V.1843)

– : Die Krankheit zum Tode. Der hohe Priester – der Zöllner – die Sünderin. Übersetzt von Emanuel Hirsch. Simmerath 2004 (= Sören Kierkegaard: Gesammelte Werke und Tagebücher. 17. Bd., Die Krankheit zum Tode. Der hohe Priester – der Zöllner – die Sünderin. 24. und 25. Abteilung)

– : Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates. Unter Mitarbeit von Rose Hirsch, übersetzt von Emanuel Hirsch. Simmerath 2004 (= Sören Kierkegaard: Gesammelte Werke und Tagebücher, 21. Bd., Über den Begriff der Ironie, 31. Abteilung)

KINDERMANN, Heinz/Margarete DIETRICH: Lexikon der Weltliteratur. 3. Aufl., Berlin 1951

KINDLERS NEUES LITERATUR-LEXIKON. Studienausgabe. Herausgegeben von Walter Jens. 21 Bde. München 1988/92

DES KNABEN WUNDERHORN. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Erster Theil. 2. Aufl., Heidelberg 1819

KOHR, Jörg: »Gott selbst muss das letzte Wort sprechen ...«. Religion und Politik im Denken Franz Rosenzweigs. Freiburg/München 2008

- KOLLER, Christian: Rassismus. Paderborn 2009
- KRAFT, Herbert: Annette von Droste-Hülshoff. Reinbek bei Hamburg 1994
- KURZ, Gerhard: Metapher, Allegorie, Symbol. 2. Aufl., Göttingen 1988
- LAMPING, Dieter (Hrsg.): Handbuch Lyrik. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart/Weimar 2011
- LANDMANN, Michael: De Homine. Der Mensch im Spiegel seines Gedankens. Unter Mitarbeit von Gudrun Diem, Peter Lutz Lehmann, Peter Christian Lutz, Elfriede Tielsch u.a. Freiburg/München 1962
- LEEWE, Hanne: Vom Fremd-Sein und vom Heimisch-Werden. Die Geschichte von Ruth und Noomi. o.O. 1998
- LEHNERT, Herbert: Geschichte der deutschen Literatur vom Jugendstil bis zum Expressionismus. Mit 80 Abbildungen. Stuttgart 1996 (= Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 5, Geschichte der deutschen Literatur. Stuttgart 1978)
- LESSING, Gotthold Ephraim: Hamburgische Dramaturgie. Kritisch durchgesehene Gesamtausgabe mit Einleitung und Kommentar von Otto Mann. 3. Aufl., Stuttgart 1978
- LUSERKE-JAQUI, Matthias (Hrsg.): Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Unter Mitarbeit von Grit Dommers. Sonderausgabe. Stuttgart/Weimar 2011
- LUTZ, Bernd/Benedikt Jeßing (Hrsg.): Metzler Lexikon Autoren. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Aktualisierte und erweiterte 4. Aufl., Stuttgart/Weimar 2010
- MARTÍNEZ, Matías (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart/Weimar 2011
- MARX, Karl: Werke, Schriften. 6 Bde. Herausgegeben von Hans-Joachim Lieber. Mit einem Vorwort von Wolfram Elsner. Darmstadt 2013
- MARX, Peter W. (Hrsg.): Handbuch Drama. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart/Weimar 2012
- MEYER, Theo: Nietzsche und die Kunst. Tübingen/Basel 1993
- MÖRIKE, Eduard: Ausgewählte Gedichte und Erzählungen. Herausgegeben von Will Vesper. Mit sieben Zeichnungen von Moritz von Schwind zur "Schönen Lau". (Die blauen Bücher) Königstein i.T./Leipzig o.J.
- MOGK, Eugen: Geschichte der norwegisch-isländischen Literatur. Verbesserte und vermehrte 2. Aufl., Strassburg 1904
- MÜLLER, Reinhold: Ich aber sage euch. Biblische Geschichten. Mit Batiken zu den 10 Geboten von Rosemarie Müller. Hamburg 1990
- NEWELL, Philip: Mit einem Fuß im Paradies. Die Stufen des Lebens im keltischen Christentum. Deutsche Textfassung nach der Übertragung von Bernd Vogel. Freiburg/Basel/Wien 2003
- OLLIG, Hans-Ludwig: Der Neukantianismus. Stuttgart 1979

- OSTERHAMMEL, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. Sonderausgabe. München 2011
- OTTMANN, Henning (Hrsg.): Nietzsche-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Sonderausgabe. Stuttgart/Weimar 2011
- PAETZOLD, Heinz: Ästhetik des deutschen Idealismus. Zur Idee ästhetischer Rationalität bei Baumgarten, Kant, Schelling, Hegel und Schopenhauer. (Habil.) Wiesbaden 1983
- PASCHER, Manfred: Einführung in den Neukantianismus. Kontext – Grundpositionen – Praktische Philosophie. München 1997
- PETERS, Maria: Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses. I. Teil. Dissertationsschr. Münster. Gütersloh 1916
- PETERS, Ulrike: Die Germanen. Geschichte in Lebensbildern. Wiesbaden 2014
- PLACHTA, Bodo/ Winfried WOESLER (Hrsg.): Annette von Droste-Hülshoff. Sämtliche Werke in zwei Bänden. Frankfurt am Main/Leipzig 2004
- PLUMPE, Gerhard (Hrsg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung. Stuttgart 1985
- POHLMANN, Bernward: Nach 80 Jahren neu gelesen. Peter Hilles Spätwerk „Die Hassenburg“, 34-47. In: Hille Blätter 1985
- : Spontanität und Form. Romanstrukturen im deutschen Impressionismus – untersucht an den Romanen "Die Sozialisten" und die "Hassenburg" von Peter Hille. Frankfurt am Main/Bern/New York 1985
- POLENZ, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3, 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York 1999
- PONS GROßWÖRTERBUCH ENGLISCH. Mit Online-Wörterbuch und E-Book. Bearbeitet von Evelyn Agbaria, Jan Dawson, Anette Dralle, Monika Finck, Dr. Christiane Wirth. Neubearbeitung, Stuttgart 2014
- POUTHIER, Pierre Georges: Wie würd ich mehr Hille! Gedanken zur poetischen Mystik und zum Mythos des schöpferischen Aktes bei Peter Hille, 59-82. In: Hille Blätter 1995
- POWELL, Barry B.: Einführung in die klassische Mythologie. Übersetzt und bearbeitet von Bettina Reitz unter Mitarbeit von Anja Behrendt. Stuttgart/Weimar 2009
- PROPYLÄEN GESCHICHTE DER LITERATUR. Literatur und Gesellschaft der westlichen Welt. Erster Band. Die Welt der Antike. 1200 v. Chr. bis 600 n. Chr. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1981
- RASCH, Wolfdietrich (Hrsg.): Friedrich Schlegel. Werke in einem Band. Wien/München 1971
- RITTER, Joachim/Karlfried GRÜNDER: Historisches Wörterbuch der Philosophie. 13 Bde. Basel 1971-2007
- RÖHRICH, Lutz: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. 5 Bde. Jubiläumsausgabe. 5. Aufl., Freiburg/Basel/Wien 2001

ROTTERDAM, Erasmus von: Lob der Torheit. Aus dem Lateinischen übersetzt von Heinrich Hersch, eingerichtet und überarbeitet von Kim Landgraf. Köln 2010 (= Das Lob der Torheit. (Encomium moriae.) Aus dem Lateinischen des Erasmus von Rotterdam ins Deutsche übertragen von Heinrich Hersch. Leipzig 1884)

RÜFNER, V.: Kriegsvorträge der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn a.Rh., Heft 94. Vortragsreihe „Führungsformen der Völker“. Grundformen des staatsphilosophischen Denkens der Neuzeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert von Prof. Dr. V. Rüfner, Mitglied des NSD.-Dozentenbundes. Bonn 1942

SALMEN, Monika/Winfried WOESLER (Hrsg.): »Zu früh, zu früh geboren« Die Modernität der Annette von Droste-Hülshoff. Düsseldorf 2008

SAUNDERS, Doug: Mythos Überfremdung. Eine Abrechnung. Aus dem Englischen von Werner Roller. München 2012

SCHANZE, Helmut (Hrsg.): Romantik-Handbuch. Stuttgart 1994

SCHELLING, Friedrich Wilhelm Joseph von: Philosophie und Religion. Tübingen 1804

– : Texte zur Philosophie der Kunst. Ausgewählt und eingeleitet von Werner Beierwaltes. Stuttgart 2010

SCHILLER, Friedrich von: Ausgewählte Werke. I-III. Berlin 1999

– :Theoretische Schriften. Herausgegeben von Rolf Toman. Köln 1999

– : Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen (1. Teil; 1. bis 9. Brief.) In: Schiller, Friedrich von (Hrsg.): Die Horen, 1. Stück. Tübingen 1795, 28-29. In: Deutsches Textarchiv – Schiller, Friedrich von: Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen (1. Teil; 1. bis 9. Brief) URL zu diesem Werk: http://www.deutschestextarchiv.de/schiller_erziehung01_1795 (Stand: 12.06.2023)

SCHLEGEL, Friedrich: Ästhetische und politische Schriften. Mit einer Biographie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger. Neusatz, North Charleston 2013

– : Athenäums-Fragmente und andere Schriften. Mit einer Biographie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger. Neusatz, North Charleston 2013

– : Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung: Kritische Neuausgabe, Bd. 2, München/Paderborn/Wien/Zürich 1967. Erstdruck in: Athenäum (Berlin), Bd. 3, 1.-2. Stück, 1800; Ästhetische und politische Schriften, Gespräch über die Poesie – Zeno.org, 284-290; Permalink: <http://www.zeno.org/nid/20005619009> (Stand: 21.12.2015); Ästhetische und politische Schriften, Gespräch über die Poesie, Rede über die Mythologie – Zeno.org, 311-329. Permalink: <http://www.zeno.org/nid/20005619025> (Stand: 21.12.2015)

– : Lucinde. Erster Theil. Berlin: Heinrich Frölich, 1799; Quelle im Internet: http://www.deutschestextarchiv.de/book/view/schlegel_lucinde_1799?p=295 (Stand: 12.06.2023)

SCHLOSSER, Horst Dieter: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte. Mit 116 farbigen Abbildungsseiten. Graphiker Uwe Goede. 7. Aufl., München 1996

SCHMIDT-WIEGAND, Ruth (Hrsg.): Lexikon der deutschen Rechtsregeln und Rechtssprichwörter. Unter Mitarbeit von Ulrike Schowe. Köln 2011

- SCHNACKENBURG, Rudolf: Jesus Christus im Spiegel der vier Evangelien. Freiburg/Basel/Wien 1998
- SCHNAUBER, Cornelius: Pragmatischer Humanismus. Thesen, Analysen, Konsequenzen. Worms 1979
- SCHNEIDER, Almut/Michael NEUMANN (Hrsg.): Menschen, die Geschichte schrieben. Das Spätmittelalter. Genehmigte Lizenzausgabe. Wiesbaden 2014
- SCHNEIDER, Lothar: Zündende Soziallehre. Impulse nicht nur für Christen. Regensburg 1991
- SCHNEIDER, Roland: Annette von Droste-Hülshoff. Vollständig neu bearbeitete 2. Aufl., Stuttgart/Weimar 1995
- SCHOPENHAUER, Arthur: Sämtliche Werke. 5 Bde. Textkritisch bearbeitet und herausgegeben von Wolfgang Frhr.von Löhneysen. 3. Aufl., Stuttgart/Frankfurt am Main 1987
- SCHUBBE Daniel/Matthias KOßLER (Hrsg.): Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Weimar 2014
- SCHÜES, Christina: Philosophie des Geborensseins. Freiburg/München 2008
- SCHÜPPEN, Franz: Friedrich Wilhelm Weber. Leben und Werk. Paderborn 1989
- SEUBERT, Harald: Religion. Paderborn 2009
- SHAKESPEARE, William: Gesammelte Werke. Aus dem Englischen von Wolf Graf Baudissin, August Wilhelm von Schlegel, Dorothea Tieck und Gustav Wolff. Köln 2013
- : Midsummer Night's Dream; URL: <http://shakespeare.mit.edu/midsummer/full.html> (Stand: 12.06.2023)
- SOLGER, Karl Wilhelm Friedrich: K(arl) W(ilhelm) F(riedrich) Solger's Vorlesungen über Aesthetik. Herausgegeben von K. W. L. Hense. Leipzig 1829 (Digitized by Google)
- SPEYER, Marie: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik. Untersuchungen zur Geschichte des romantischen Einflusses im XIX. Jahrhundert. Dissertationsschr. Regensburg 1910
- STANGE, Manfred (Hrsg.): Deutsche Lyrik des Mittelalters. Zweisprachige Ausgabe: Mittelhochdeutsch – Neuhochdeutsch. Wiesbaden 2005
- STEVENSON, Leslie/David L. HABERMAN: Zehn Theorien zur Natur des Menschen. Konfuzianismus, Hinduismus, Bibel, Platon, Aristoteles, Kant, Marx, Freud, Sartre, Evolutionstheorien. Übersetzt von Nikolaus de Palézieux. Stuttgart/Weimar 2008
- STÖTZEL, Georg/Martin WENGELER: Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. In Zusammenarbeit mit Karin Böke, Hildegard Corny, Silke Hahn, Matthias Jung, Andreas Musolff, Cornelia Tönnesen. Berlin/New York 1995
- STORM, Theodor: Der Schimmelreiter. Stuttgart 1982 (= Köster, Albert (Hrsg.): Theodor Storms Sämtliche Werke in acht Bänden. 7. Bd. Leipzig 1924)
- STRICH, Fritz: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich. 5. Aufl., Bern/München 1962

STUMPF, Gerhard (Hrsg.): *Gewissen – Wahrheit – Menschenwürde*. 11. Theologische Sommerakademie Dießen 2003 (Veranstalter: Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e.V.) Landsberg 2003

SUSMAN, Margarete: *Frauen der Romantik*. Köln 1960; http://www.margaretesusman.com/Frauen_der_Romantik.pdf

TACITUS, (Publius, Cornelius): *Germania*. Zweisprachige Ausgabe. Lateinisch-Deutsch (Erstmalig erschienen unter dem Titel: *Germania*. Zweisprachig. Übertragen und erläutert von Arno Mauersberger. Leipzig 1942), Lizenzausgabe, Köln 2013

THOMÄ, Dieter (Hrsg.): *Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Unter Mitarbeit von Florian Grosser, Katrin Meyer und Hans Bernhard Schmid. Überarbeitete und erweiterte 2. Aufl., Stuttgart/Weimar 2013

THOREAU, Henry David: *Civil Disobedience and Other Essays*. General Editor Stanley Appelbaum, Editor of This Volume Philip Smith. Mineola/New York 1993

– : *The Project Gutenberg EBook of Walden, and On The Duty Of Civil Disobedience*. Produced by Judith Boss, and David Widger (Last Updated: 26.01.2013) URL: <http://www.gutenberg.org/files/205/205-h/205-h.htm#linkW3> (Stand 23.08.2015)

– : *Vom Glück, durch die Natur zu gehen*. Aus dem amerikanischen Englisch von Meike Breitzkreutz (*Walking*, 1862). Köln 2010

– : *Walden oder Leben in den Wäldern*. Aus dem amerikanischen Englisch von Anneliese Dangel (*Walden, or Life in the Woods*, Boston 1854). Köln 2009

– : *Walking*, in: *The Atlantic*, June 1862 Issue. URL: <http://www.theatlantic.com/magazine/archive/1862/06/walking/304674/> (Stand: 22.08.2015)

TIBELAR, B. L.: *Fr.(iedrich) W.(ilhelm) Webers Dreizehnlinden. Eine literarische Studie*. 2. Aufl., Paderborn 1896

TREUDE, Elke/Michael ZELLE: *Die Externsteine bei Horn. Lippische Kulturlandchaften*, Heft 18. 2. Aufl., Detmold 2012

VAN REIJEN, Willem: *Martin Heidegger*. Paderborn 2009

WALLTHOR, Alfred Hartlieb von (Hrsg.): *Geschichte und Funktion regionaler Selbstverwaltung in Westfalen*. Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Reihe 1, Heft 22. Münster 1978

WEBER, Elisabeth/Friedrich Wilhelm WEBER junior: *Friedrich Wilhelm Webers Gesammelte Dichtungen in drei Bänden*. Herausgegeben und mit Lebensbild und Vorwort versehen von seinen Kindern Elisabeth Weber und Dr. Friedrich Wilhelm Weber. Paderborn 1922

WEBER, Friedrich Wilhelm: *Dreizehnlinden*. Nach der Originalausgabe. Paderborn 1961

– : *Marienblumen. Gedichte*. 3. Aufl., Berlin/Köln/Leipzig 1899

WEDDIGE, Hilbert: *Einführung in die germanistische Mediävistik*. 4. Aufl., München 2001

WILPERT, Gero von: *Sachwörterbuch der Literatur*. Sonderausgabe der verbesserten und erweiterten 8. Aufl. von 2001, Stuttgart 2013

WITT, Christoph: Der Weg durch das Feld des Denkens. Eine Deutung zu Martin Heidegger »Der Feldweg«. Suggestions for interpretation of Martin Heidegger's „The Field Path“. Translated by Erwin Fink. Meßkirch 2011

Zeitschrift für Deutsche Philologie. Herausgegeben von Werber Besch, Hugo Moser, Hartmut Steinecke, Benno von Wiese. 99. Bd., Sonderheft: *Annette von Droste-Hülshoff, „Die Judenbuche“*. *Neue Studien und Interpretationen*, Berlin/Bielefeld/München 1980

ZYMNER, Rüdiger (Hrsg.): Handbuch Gattungstheorie. Stuttgart/Weimar 2010